AP
30
S7
Bd.67
LIBRARY
AUG 22 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

267

Zum Jubeljahr der Unbefleckten.

Wir Katholiken sind ein glückliches, festfreudiges Volk. Fest wechselt um Fest, ein Jubeljahr drängt das andere, als sollte die Erde uns schon den Himmel gebären.

So war es ja prophezeit von unserer Kirche, es sollte sich bei ihr wohnen wie in einer Stadt der Fröhlichen (Ps 86, 7). Und mit Recht. Die irdische Kirche ist die Schwester der himmlischen Kirche, der Stadt des ewigen Friedens und der unvergänglichen Freude. Von ihren hellstrahlenden Zinnen fallen unentwegt Freudenlichter herab in diese dunkle Erde, wo ihre Schwester durch den Druck und Drang der Erdzeit zum ewigen Ziele vorschreitet, und diese Licht- und Freudengrüße sollen ihr das Unterpfand des einstigen Sieges und der Trostsold der irdischen Pilgerfahrt sein. Von der Erde hat sie wahrlich wenig Trost zu erwarten. Die Erde hat wohl auch ihre Feste. Aber was bieten sie dem besseren Menschen? Es gibt selbst traurige Feste, Erinnerungstage an Geschehnisse, welche die Schmach und das Unglück der Menschheit sind und besser in ewiger Vergessenheit begraben blieben. Nicht so die Feste unserer heiligen Kirche. Sie sind Erinnerungen an die Großtaten der Barmherzigkeit und Liebe Gottes zu unserem Heil, es sind mächtige Weckstimmen der Wahrheit und Quellen der Reinheit, der Heiligkeit und des Trostes, wirklich Wasserquellen, die aufsprudeln zum ewigen Leben (Jo 4, 14). Diese Feste des Herrn und namentlich auch die häufigen Feste Unserer Lieben Frau, der wahren „Stadt der Fröhlichen" und „der Ursache unserer Freude", sind es, welche mit ihren volkstümlichen, frommen Kundgebungen jenen wohltuenden Zauber von Freude und Fröhlichkeit aushauchen, welchen sinnige Beobachter der katholischen Länder und Völker abgelauscht haben wollen.

So stehen wir jetzt wieder mitten in einem Jubeljahr Unserer Lieben Frau. Es sind eben 50 Jahre, seitdem Pius IX., der Gute, am 8. De-

zember 1854 die alte christliche Überzeugung von der Unbeflecktheit der Empfängnis der Gottesmutter zum Glaubenssatz erhob. Von allen Bischöfen, welche damals dieser großen Feier anwohnten, lebte im vorigen Jahre nur noch sein Nachfolger Leo XIII. und der letzte Herzenswunsch des ehrwürdigen Papstgreises war es, das Jubeljahr der Unbefleckten mit besonderer Feier begehen zu können. Er hatte zu dem Ende noch am 26. Mai 1903, wenige Monate vor seinem Hinscheiden, einen Ausschuß von Kardinälen ernannt, welche die Maßregeln der Ausführung beraten und feststellen sollten, als ihn mitten im eigenen Jubeljahr seiner Thronbesteigung der Tod dieser Erde entriß. Sein Nachfolger, der glorreich regierende Pius X., übernahm als heiliges, teures Vermächtnis den Wunsch des Verklärten, bestätigte schon am 8. September desselben Jahres die getroffenen Maßregeln und hat kein sehnlicheres Verlangen, als daß das Jubelfest in der ganzen Kirche mit möglichster Feier und Herrlichkeit begangen werde.

Folgende Gedanken entstammen nun dem Wunsch, der Weisung unseres obersten Seelenhirten zu entsprechen und etwas beizutragen zu dem Ehrenfeste Unserer Lieben Frau. Wer Zeuge der Glaubenserklärung vor 50 Jahren war, hat nur einen Herzenswunsch, der damalige Weltjubel möchte sich dieses Jahr erneuern.

Wir wollen deshalb, nachdem wir das Wesen des Geheimnisses kurz gestreift, dessen Herrlichkeit einigermaßen zu erfassen suchen und dann sehen, wie wir die Feier würdig begehen können.

I.

Mit dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis glauben und bekennen wir, daß Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch ein besonderes Gnadenprivilegium und in Voraussehung und Kraft des Erlösers Jesu Christi vor dem Makel der Erbsünde bewahrt blieb. Mit diesen Worten ungefähr drückt die Bulle Pius' IX. Ineffabilis Deus, durch welche die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter zum Glaubensartikel erhoben wurde, das Wesen des Geheimnisses aus.

Einige Bemerkungen mögen die Glaubenswahrheit näher beleuchten. Der Träger (das Subjekt) des Geheimnisses ist also Maria, ihre Person im ersten Augenblick der Vereinigung ihrer Seele mit dem Leibe, im ersten Augenblick ihres Lebens und ihres irdischen Daseins. — Der Inhalt und Umfang des Geheimnisses aber umfaßt ein doppeltes, negativ den Aus-

schluß der Erbsünde und Schuld, positiv den Einschluß und Besitz der heiligmachenden Gnade. Der Zustand der schweren Sünde nämlich ist nichts anderes als der schuldvolle Mangel der heiligmachenden Gnade. Sie setzt also eine Schuld und eine schwere Übertretung des göttlichen Gebotes voraus und wird auf keine andere Weise gehoben als durch Wiedererwerbung der heiligmachenden Gnade. In der Erbsünde nun, die nach dem Konzil von Trient eine wahre Sünde ist (Sess. 5 c. 5), übertrat Adam, nicht als Einzelmensch, sondern als stellvertretendes Haupt und als Vater der ganzen Menschheit, das Gebot Gottes und ging für sich und alle seine Nachkommen, die auf dem gewöhnlichen Wege von ihm abstammen, der heiligmachenden Gnade verlustig, so daß nun alle Menschen der heiligmachenden Gnade beraubt und im Zustande der Ungnade Gottes ins Leben treten. Bei Adam ist die Sünde eine persönliche, bei uns die Sünde der Natur. Darin besteht also das Wesen des Geheimnisses, daß, während wir andern alle mit der Erbsünde behaftet in das Leben kommen und erst später durch die heilige Taufe, durch Mitteilung der Gnade von derselben befreit werden, Maria im ersten Augenblicke ihres Daseins vor der Erbsünde bewahrt blieb und sich des Besitzes der heiligmachenden Gnade erfreute, so daß es in ihrem Leben keinen Augenblick gab, in dem sie der Sünde unterlag und der Gnade Gottes entbehrte. — Der Grund dieses Geheimnisses ist die Voraussehung und die Kraft der Erlösungsverdienste Jesu Christi, die sich hier nicht reinigend und befreiend, sondern behütend und bewahrend erwiesen. — Der ganze Charakter und die Eigentümlichkeit des Geheimnisses endlich ist ein Privilegium, oder eine huldvolle, gnadenreiche Ausnahme von dem Gesetz, die einzig und ohnegleichen dasteht.

So viel über das Wesen des Geheimnisses. Das Geheimnis selbst zu beweisen, scheint uns hier weniger der Ort. Das hat mehr als ausreichend geleistet die endgültige Entscheidung des päpstlichen Stuhles, die Überlieferung aller christlichen Jahrhunderte und namentlich das Bemühen der katholischen Hochschulen. Die berühmte Streitfrage um genaue Bestimmung, Erhärtung und Festlegung des Geheimnisses war ein jahrhundertelanges, glorreiches Ringrennen und Lanzenstechen der gelehrten Schulen und großen Meister zu Ehren der Unbefleckten. Wir glauben die Ergebnisse dieser Forschungen besser und nützlicher verwerten zu können, wenn wir aus denselben eine würdige Anschauung der Bedeutung, Größe und Herrlichkeit des Geheimnisses zu gewinnen suchen. Die scharfen

Waffen, die dem Streite dienten, sollen als friedliches, glorreiches Siegeszeichen am Bild der unbefleckten Gottesmutter hangen und unser Herz erfreuen.

II.

Die Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion tragen ein eigentümliches Gepräge der Göttlichkeit an sich. Sie sind einzelne Hau- und Bausteine des ganzen Religionsgefüges und jede stellt in sich wieder ein verkleinertes Bild des Ganzen dar; sie werden getragen und tragen; sie empfangen von andern Licht, Stellung und Ordnung und verklären hinwieder die andern mit wohltuendem Glanz. Es ist dieses das Zeichen und die Wirkung einer großen, göttlichen Gedankeneinheit und das Siegel der göttlichen Werke. So ist es auch mit dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis. Es steht in der innigsten, lebendigsten Verbindung mit den großen Glaubensgeheimnissen, es erhält Licht und Bewahrheitung von denselben und strömt selbst wieder nach allen Seiten, auf Gott, auf Maria selbst und auf die Kirche und Welt Glanz und Gnade aus.

1. Vor allem ist das Geheimnis wirklich der Verherrlichung Gottes voll. Schon als Geheimnis der Heiligung ist es ein Lobpreis der Heiligkeit Gottes, die nichts anderes ist als die wesenhafte Liebe zum Guten und der Abscheu vor allem Sündhaften; als Werk der unverdienten Güte ist es eine Verherrlichung der Barmherzigkeit Gottes, als eine Begnadigung endlich ein geschaffenes Abbild der Geistigkeit und Schönheit der göttlichen Natur. Das Geheimnis geht aber noch tiefer in das Wesen und Leben der Gottheit. Es trifft mit eigentümlich schönen Streiflichtern auch die drei göttlichen Personen selbst, welche einhellig und gleichmäßig die eine göttliche Natur besitzen.

Der Vater stellt in der Gottheit wie das erschaffende, so das anordnende und bestimmende Prinzip dar; er ist der Ausdruck unendlicher Hoheit, Macht, unumschränkter Autorität und Herrschergewalt im Erlassen von Gesetz und Strafe, aber auch in Aufhebung derselben durch Bewilligung von Ausnahme und Gunstbezeigung, wenn die Weisheit es für angemessen findet. Beides, Strafen und Begnadigen, gehört zum Vollmaß der unumschränkten Macht. Beides nun tritt so schlagend und wunderbar hervor in dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis. Das allgemeine, unerbittliche Gesetz der Strafe und des Todes traf auf den Fall des Stammvaters das ganze menschliche Geschlecht nach den Aussprüchen der Schrift (Röm 5, 12 14 18) mit solcher Ausnahmslosigkeit

und Unerbittlichkeit, daß die Gegner dieses Geheimnisses, auf die Schriftworte gestützt, die Ausnahme selbst Maria vorenthalten zu müssen glaubten. Aber sollte die unumschränkte Macht des Vaters in seinen eigenen zeitlichen Gesetzen gefangen sein? Nein, an einer ist das Gesetz nicht in Anwendung gekommen, an einer ließ er Ausnahme walten und statt der Strafe Begnadigung ergehen. Es war dieses Maria und sie allein. Es erfüllte sich hier das vorbildliche Wort des Königs Assuerus zu Esther, welche in dieser wie in anderer Beziehung ein Vorbild Marias ist: „Fürchte dich nicht, Esther; du sollst nicht sterben, denn nicht für dich, sonst aber für alle ist das Gesetz erlassen" (Est 15, 12 13). Er legte das Zepter auf ihren Nacken, und unter seinem schützenden Schatten blieb sie geborgen vor dem Verderben, das dem ganzen Volke bereitet war. Das ist ein treffendes und schönes Bild der Begnadigung der Allerseligsten, umsomehr, als diese ausnahmsweise Begünstigung doch ganz mit der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes stimmte. Die Gerechtigkeit wurde durch diesen Gnadenerlaß ebensowenig beeinträchtigt als durch die Verhängung der Strafe, weil der Gnadenzustand, zu dem Gott den ersten Menschen erhoben, ein ganz freiwilliges und ganz unverdienbares Geschenk über alles Bedürfnis und Ahnen der Natur ist, so daß Gott es geben und vorenthalten kann, wie er will. Die Ausnahme von dem Gesetz war auch einzig und einem Wesen verliehen, das ebenso unter allen andern Wesen einzig, außerordentlich und wunderbar dasteht in seiner Bestimmung und in der Ausstattung und Gestaltung des Lebens. In der Tat ist das Leben Marias eine Reihe von unerhörten Ausnahmen. Oder sind die jungfräuliche Empfängnis und Geburt des Herrn, ein Erdenwandel ohne den leichtesten Schatten von Begierlichkeit und Sünde, ein leidloser Tod und die leibliche Aufnahme in den Himmel nicht Gnadenwunder, die das Außerordentliche bei ihr zur Regel zu machen scheinen? Wäre nun ein Lebensbeginn mit Sünde und Befleckung, wie er allen zu teil wird, nicht eine Ausnahme von dieser erhabenen Regel bei Maria? Die glorreiche Ausnahme der unbefleckten Empfängnis paßt also wunderbar in den Rahmen dieses außerordentlichen Lebens und bestätigt hier wirklich die Regel. Die Gnadenbegünstigung entsprach den Worten des Herrn selbst, daß dem, der hat, noch mehr gegeben wird (Mt 13, 12), und deshalb versagte sie der himmlische Vater seiner erstgebornen Tochter nicht. — Es ist somit das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis eine ganz eigentümliche, erhabene und liebliche Offenbarung und Verherrlichung der göttlichen Vaterschaft.

Sie enthüllt uns dieselbe in dem ganzen Vollmaß und in der Unumschränktheit der Macht im Erlassen von Gesetz und Ausnahme, in Verhängung und Zurücknahme der Strafe, sie enthüllt uns die Vaterschaft Gottes zugleich in ihrer weisen Angemessenheit und Beschränkung, sie zeigt uns dieselbe endlich in der liebenswürdigen und herzgewinnenden Verwaltung des Gnadenamtes. Der himmlische Vater ist hier wirklich „der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes" (2 Kor 1, 3) gegen uns alle. Mit dem Gnadenkuß, den er seiner geliebten Tochter in ihrer unbefleckten Empfängnis gab, ist die Ungnade und der Fluch von dem Menschengeschlecht gewendet, in Maria hat er uns allen Barmherzigkeit erwiesen und uns zu Gnaden wieder aufgenommen.

Ebenso glorreich ist das Geheimnis für die zweite göttliche Person in der Dreifaltigkeit. Sie ist ihrem Ursprung nach der Sohn und die Weisheit des Vaters und ihrer ewigen Bestimmung nach Menschensohn, Gottmensch, Sohn einer bestimmten irdischen Mutter und Erlöser der Menschheit. Es läßt sich nun der Sohn nicht mehr denken ohne das Erlöseramt. Das war der Grund seines Kommens, um als Sohn und Weisheit des Vaters die Ordnung, die durch die Sünde zerstört war, herzustellen und die Menschheit als Gnadenkind in den Schoß des Vaters zurückzuführen. Dieses Erlösungswerk hat er in der Zeit vollbracht durch seinen Tod am Kreuze. Deshalb hat ihn Gott zum großen, allgemeinen Sühnopfer hingestellt (Röm 3, 25; 1 Jo 4, 10), damit alles im Himmel und auf Erden versöhnt werde durch das Blut seines Kreuzes (Kol 1, 20). Der Erlösungspreis des Blutes Christi lag also von Ewigkeit vor Gott bereit und er wurde flüssig in allen Gnaden, die schon vor der Ankunft Christi in dieser Welt erteilt wurden. Er ist der Erlöser aller, und niemand kann gerettet werden ohne ihn, Maria nicht ausgenommen. Sie auch ist durch Jesus erlöst worden. Das ist der Sinn der Bulle Pius' IX., wenn sie sagt, Maria sei in Voraussehung und Kraft der Verdienste Jesu der Erbsünde entgangen. Wie Christus von Urbeginn als Erlöser vorhergesehen und bestimmt war, so Maria als Mutter dieses Erlösers und als solche hatte sie mit Recht einen ganz besondern, ehrenvollen Anteil an der Wirkung des Erlöserblutes, das der Gottmensch aus ihr annahm. Maria wurde nicht wie alle andern, sondern auf eine besondere Art erlöst. Bei uns wäscht das Blut Jesu die Erbsünde ab, aber erst spät in der heiligen Taufe, bei Maria setzte das Erlösungswerk im ersten Augenblick ihres Daseins ein, und zwar nicht heilend, reinigend, herstellend und befreiend,

sondern behütend, schützend und bewahrend vor dem Sündenmakel. In diesem Sinne sagt die Definitionsbulle schön und ausdrucksvoll, Maria sei erlöst worden, aber in einer viel höheren und erhabeneren Bedeutung. Es war dies der geistreiche Gedanke des großen Skotus, zwischen einer gewöhnlichen und einer erhabeneren, zwischen einer folgenden und zuvorkommenden Art der Erlösung zu unterscheiden. Mit diesem Meistergriff gab er dem langen Streit um die Wirklichkeit und Wahrheit der unbefleckten Empfängnis Marias eine ganz neue Wendung und entriß den Gegnern den Einwurf, Maria sei erlöst, also auch in Sünden empfangen worden. — In diesem Lichte gefaßt, ist das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis der größte, herrlichste und glorreichste Sieg des Erlösers, welcher den alten Erbfeind von Posten zu Posten verfolgt und ihn aus dem tiefsten Verließ seiner Macht, aus der Zwingburg der Erbschuld wirft, es ist die höchste Anstrengung des Erlösungsquells und der Wasser des Heils, die vom Kalvarienfels aus der geöffneten Seite des Herrn herabstürzend alle Lagen und Taten unseres Lebens reinigend und segnend berühren, aber nur in Maria heiligend bis zum ersten Lebensaugenblick aufspringen; die Empfängnis Marias ist die schönste, feinste und duftigste Blüte, die aus dem Erlösungsblute sproßte. Und konnte sie einer Würdigeren gebracht und geweiht werden als der leibeigenen Mutter des Erlösers? Das bedeutet es, wenn fromme, sinnige Kunst das Gotteskind der Mutter eine geheimnisvolle Blume von wunderbarer Klarheit liebinnig darreichen läßt. Maria in ihrer unbefleckten Empfängnis ist wirklich das duftvollste Aufsteigen der Weihrauchwolke aus dem Opferblut Christi (Hl 3, 6) und das Ausgehen des Lichtduftes aus dem Munde des Allerhöchsten (Sir 24, 5). Aber wer sieht darin nicht eine ganz eigentümliche Verherrlichung der zweiten Person in der Gottheit?

Nicht weniger liegt in dem Geheimnis auch eine Verherrlichung des Heiligen Geistes. Die Eigentümlichkeit der Person des Heiligen Geistes besteht darin, daß er die Person der Liebe und Heiligkeit in der Gottheit darstellt und der Urheber aller Liebe und Heiligkeit außer Gott ist. Außer der Heiligung Christi, die deshalb dem Heiligen Geist auf besondere Weise zugeschrieben wird (Lk 1, 35), hat er kein größeres und herrlicheres Werk der Heiligung vollführt, als in Maria, allein schon durch ihre unbefleckte Empfängnis. Es zeichnet dieses Geheimnis ganz wunderbar den Heiligen Geist in seinen persönlichen Eigenschaften, in seiner Liebe und Güte, in seinem Wohlwollen und seiner Freigebigkeit in Mitteilung seiner heiligenden Gaben

und seiner selbst. Vor allem zögerte er bei Maria mit seinem Heiligungswerk nicht, wie bei allen andern Menschenseelen bis nach dem Eintritt der Sünde. An der Schwelle, beim ersten Aufquellen des Lebens umfaßte er mit seiner Liebe die Seele Marias. Ferner war diese Mitteilung seiner selbst und seiner Gaben so groß, so außerordentlich und so wunderbar, daß nach dem Dafürhalten der Väter und Gottesgelehrten der Reichtum und die Fülle der Gnaden bei Maria die Heiligkeit jedes einzelnen Engels und jedes Heiligen selbst bei seiner Vollendung durch die Glorie übertraf und eine Ähnlichkeit und ein Übermaß bloß in der Heiligkeit des Gottmenschen fand[1]. In diesem Augenblicke ergoß er in ungemessener Fülle und Herrlichkeit die heiligmachende Gnade in ihre Seele und mit der Gnade alle übernatürlichen Tugendkräfte und Gaben des Heiligen Geistes, namentlich die Tugenden der Reinheit, Demut und Güte, welche uns Maria so liebenswürdig machen und ihr besondere Züge der Ähnlichkeit mit dem Heiligen Geiste geben. In diesem Augenblicke weihte er die Seele und den Leib der Jungfrau zu einem lebendigen Tempel und Heiligtum, in welchem er jetzt schon selbst wohnte und in dem er einst das größte Werk seiner Heiligkeit und Liebe, die Menschwerdung Gottes, wirken sollte. — Das führt uns nun auf den Grund dieses außerordentlichen Maßes der Heiligkeit und Begnadigung, welche der Heilige Geist im ersten Augenblick des Lebens Maria erteilte. Der Grund ist eigentlich kein anderer, als die Liebe Gottes. Sie ist das Maß aller Gaben, die Gott einem Geschöpfe verleiht. Dieses Maß aber richtet sich zunächst nach der Bestimmung des Geschöpfes. Diese war aber bei Maria die höchste und erhabenste nach der des Gottmenschen, ja mit dieser selbst in der innigsten Verbindung. Sie sollte Gottesmutter sein und das Werkzeug des Heiligen Geistes zur Hervorbringung des Gottmenschen, in ihr sollte Gott selbst Fleisch annehmen und leibhaft wohnen. Es ist dies eine Würde und eine Vereinigung mit Gott, die selbst die Würde der Kindschaft Gottes und die Vereinigung mit Gott durch die Glorie im Himmel übertrifft, weil sie einer ganz andern und höheren Ordnung angehört. Alle andern glorreichen Bestimmungen und Aufgaben, die Vermittlerin aller Gnaden und Königin aller Heiligen zu sein, sind nur Folgen und Wirkungen dieser zentralen und ganz eigentümlichen Würde der Muttergottesschaft. So begreift sich auch der Grundsatz, nach dem die Gottes-

[1] Suarez, De Myst. vitae Chr. disp. 4, sect. 1.

gelehrten das Gnadenmaß ihrer ersten Heiligung bemessen, daß nämlich alle Gaben der Heiligkeit, die irgend einem Geschöpfe und einem Heiligen beschieden sind, sich in einem weit höheren Grade bei Maria zusammenfanden. So grüßte sie der Engel als die einfach und schlechthin Begnadete und Gnadenvolle (Lk 1, 28) und von der Gnade in Besitz Genommene, wie kein anderes Wesen. In diesem Sinne wendet die Kirche den geheimnisvollen herrlichen Psalm 86, in welchem die Baupracht und die Volksmächtigkeit Jerusalems geschildert werden, geistlicherweise auf Maria, die geistige und geistliche Stadt Gottes, an. Ihre Grundlagen liegen auf den heiligen Bergen; es liebt der Herr die Tore Sions vor allen Wohnungen Jakobs; Glorreiches ist gesagt von dir, Gottesstadt. Sion wird sagen: ein Mensch (der Gottmensch) ist in ihr geboren (so nach Ambr. und Aug. Christus, der allein mehr zählt als alle andern in ihr Gebornen); der Allerhöchste hat sie gegründet (Ps 86). Der Heilige Geist, heilig, vielteilig, lieblich, menschenfreundlich, gütig . . . der durch die Geschlechtsfolgen sich heiligen Seelen mitteilt und Freunde Gottes macht (Weish 7, 22 23 27), der ist der Werkmeister dieser neuen Gottesstadt. In der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter hat er eine ganz neue Ordnung von Gottbegnadeten geschaffen. Wir haben nun Wesen, welche er nach der Geburt, andere, die er vor der Geburt und eine und nur eine, die er im ersten Augenblick des Lebens heiligt. Und die verherrlicht der Heilige Geist wie kein anderes rein menschliches Wesen.

Man kann nicht in Abrede stellen, das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis ist ein großes, göttliches Werk, eine ganz eigentümliche Offenbarung und Verherrlichung des dreieinigen Gottes. Die alten Verteidiger dieses Ehrenvorzugs der Gottesmutter faßten kurz und kräftig die Gründe ihrer Aufstellung in die drei Worte zusammen: Potuit, decuit, ergo fecit; Gott konnte es, schicklicherweise mußte er es, also hat er es getan. Der Vater konnte es in Kraft seiner unbeschränkten Macht über Leben und Tod, der Sohn mußte es schicklicherweise der Ehre seiner Erlösung und seiner Mutter wegen, und der Heilige Geist hat es getan in dem Übermaß seiner Liebe. So sehen alle göttlichen Personen die Eigentümlichkeit ihres Wesens aus dem schönen Geheimnis wiederleuchten. Es ist also ein wahrer Spiegel und ein Kleinod Gottes.

2. Es ist aber das Geheimnis an zweiter Stelle ein Kleinod und ein Schatz der Verherrlichung für Maria, weil es die Vorbedingung und das Fundament ihrer ganzen Größe ist. Die Größe und Herrlichkeit

Marias bildet erstens ihre Heiligkeit, dann die Gesamtheit ihrer Privilegien oder Ehrenvorzüge, drittens die göttliche Mutterschaft und endlich ihre Macht, uns zu helfen und beizuspringen.

Die vollkommene, vollendete Heiligkeit besteht vor allem in der Reinheit und Freiheit von der Sünde und von allem, was mit der Sünde zusammenhängt, was von ihr kommt und zu ihr führt, von der Begierlichkeit und Unordnung der Leidenschaften, dann besteht die Heiligkeit im Besitz der heiligmachenden Gnade und aller übernatürlichen Tugendkraft und der Gaben des Heiligen Geistes; ferner in der Verwertung derselben (natürlich unter dem Einfluß der wirklichen Gnade) zu Heilswerken, namentlich zur lebendigen wirklichen Vereinigung mit Gott, zur Betätigung und zum Wachstum der Liebe und endlich in der unerschütterlichen Festigkeit des Gnadenzustandes vermittelst der Gnade der Beharrlichkeit, die unser Leben in der Gnade Gottes beschließt und uns zur seligen Anschauung Gottes im Himmel fördert. Dieses Idealbild der Heiligkeit sehen wir in Maria verwirklicht in einem Grade der Vollkommenheit, wie es nur Gott bekannt sein kann. Aber dieses herrliche Gebäude der Heiligkeit hatte zum Fundament die unbefleckte Empfängnis, die der glänzende Beginn dieses wunderbaren Lebens war. Was die negative Seite der Heiligkeit, das Freisein von Sünde betrifft, war es eben die unbefleckte Empfängnis, welche sie wie keinen andern Menschen vor der Erbsünde bewahrte und ihr zugleich die Freiheit von jeder ungeordneten Begierlichkeit brachte, was dann wieder die gänzliche Sündenlosigkeit zur Folge hatte. Wer sieht nun nicht, welch ein Vorteil schon allein diese Sündenfreiheit für die Heiligkeit war? Das Positive an der Heiligkeit aber, der Schatz der heiligmachenden Gnade und der Tugenden, wurde ihr, wie wir schon gesehen haben, bei der Empfängnis in solch reichem Maße zugemessen, daß er alles geschaffene, den Gnadenreichtum Jesu ausgenommen, übertraf. Diesem erstaunlichen Maß der heiligmachenden Gnade entsprach dann auch die Angemessenheit außerordentlicher wirklicher Gnade und so begreifen wir, wie Maria, durch die Gabe der Beharrlichkeit in der Gnade befestigt und durch ganz außerordentliche Gnadenleitung geführt, es zu einer Heiligkeit brachte, die wenn auch nicht ohne Begrenzung in sich, doch für unsere Schätzung unerreichbar ist. Das Großkapital der Gnade nun, mit welchem Maria ohne irgend eine Einbuße durch eine Sünde, ohne Rückgang und Stillstand ihr ganzes Leben hindurch so glücklich wucherte, kam ihr schon durch ihre unbefleckte Empfängnis, und sie ist somit wirklich das Fundament ihrer ganzen Heiligkeit.

Groß und außerordentlich sind die Privilegien und Gnadenvorzüge Marias. Scheint doch ihr Leben eine ganze Verkettung staunenswerter Ausnahmen zu sein. Aber alle diese Ausnahmen haben ihre Wurzel in ihrer Empfängnis ohne Erbsünde. Wenn wir näher zusehen, gehörten fast alle diese Privilegien in der Tat zur Ausstattung der ursprünglichen Gerechtigkeit, und Adam besaß sie wirklich bis zum Sündenfall — ein Zeichen, daß die heiligmachende Gnade die Unterlage all dieser Gnadenherrlichkeit war. Weil nun Maria von der Erbsünde nicht berührt wurde, trat sie mit diesen Privilegien gleichsam den Besitzstand der ursprünglichen Gerechtigkeit wieder an. Das gilt selbst von der jungfräulichen Empfängnis des Herrn, wenigstens insofern, als die leibliche Jungfräulichkeit der Mutterschaft die Jungfräulichkeit der Seele mit einschließt und mit sich bringt. Jedenfalls ist für die Ehre Christi die Jungfräulichkeit der Seele bei seiner Mutter ebenso wichtig wie die Jungfräulichkeit des Leibes. Deshalb sagen die Väter, Maria habe, bevor sie Christus mit dem Leibe empfing, ihn schon empfangen im Geiste.

Sind also diese Privilegien eine wahre Krone der Ehren und ein Diadem der Freude, dann ist die unbefleckte Empfängnis der goldene Reif, der die herrlichen Perlen und Diamantenblüten trägt und aus dem sie natürlicherweise herausſprossen.

Das Wichtigste, ja das Maßgebende an Maria ist aber ihre göttliche Mutterschaft. Sie ist einfach Ursache, Grund, Regel und Maß aller Gnaden, Vorzüge und Lebensumstände dieses ausnahmsweisen und wunderbaren Wesens. Unter den hohen Gaben, welche Maria mit Rücksicht auf diese Mutterschaft zugedacht waren, besteht aber offenbar eine Rangordnung der Wichtigkeit und Vorzüglichkeit, so daß einige dieser Gaben ebenso notwendige Vorbedingung wie Wirkung der Mutterschaft Gottes sind. Zu dieser Art von Gaben gehört vor allem die Empfängnis ohne alle Sünde. Wir können uns die Gottesmutter schlechthin nicht denken als Sklavin der Sünde, mag sie wie immer, selbst bloß Erbsünde sein. Je näher ein Geschöpf dem Schöpfer tritt und ihn berührt, um so weiter muß es von der Sünde entfernt sein und um so mehr muß es teilhaben an der göttlichen Reinheit und Unversehrtheit und Heiligkeit. Der Täufer sollte Herold und Vorläufer des Herrn sein und wurde vor seiner Geburt schon im Mutterleibe von der Erbsünde befreit; die Engel waren ausersehen als Gottes nächster Hofstaat und die ersten Eltern als Häupter des Menschengeschlechtes, und beide wurden sie mit Rücksicht

auf ihre hohe Bestimmung im ersten Augenblick ihres Daseins mit der heiligmachenden Gnade ausgestattet. Und die leibeigene Mutter Gottes durfte von der Sünde berührt werden? Gewiß, Maria war die Tochter des ersten Adam, aber sie war auch und noch eher die Tochter des zweiten Adam, insofern er Gott war. Er konnte als solcher seine Mutter schaffen und gestalten, und wird nun seine Macht und seine Liebe den Fluch des ersten Adam nicht zu überwinden vermögen? Wird der erste Adam mächtiger sein mit der Sünde anzustecken, als der zweite, vor der Sünde zu bewahren? Sollte der Schoß der irdischen Mutter, aus welchem er als Mensch hervorging, weniger sündenrein sein, als der Schoß des himmlischen Vaters, der ihn als Gott gebar? Sollte der Gottmensch, der hinieden nichts zu eigen hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, auch kein reines, von der Sünde unberührtes Herz finden, das ihm stets angehört hätte? Überall die Sünde, die unreine und entehrende Spur Satans, seines Feindes? Eine fand er, die ganz und immer sein und von der Sünde unbefleckt war, seine heilige, stets jungfräuliche Mutter und deshalb ruht er als Kind so vertraulich und zärtlich an ihrer Brust, an dem Herzen der einfach und schlechthin Gesegneten und Begnadeten (Lk 1, 28). Wenn er als der blühende Apfelbaum unter den unfruchtbaren Bäumen des Waldes dasteht (Hl 2, 3), dann ist sie die Lilie unter den Dornen (Hl 2, 2), wenn er die Sonne, dann sie die leuchtende Morgenröte (Hl 6, 9), wenn er die Rose Sarons (Hl 2, 1), dann ist sie das geistliche Paradies, der verschlossene Garten, die versiegelte Quelle, wo sie erblühte und sich so herrlich entfaltete (Hl 4, 12). Das alles wäre aber Maria dem Gottmenschen nicht, ohne den Vorzug unbefleckt empfangen zu sein.

Das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis ist endlich das Fundament der Macht Marias. Diese Macht erschöpft sie zu unsern Gunsten in doppelter Weise, in der Zuwendung ihrer Fürbitte für uns bei Gott und in der Zuwendung ihres Schutzes gegen unsere Feinde. Die unbefleckte Empfängnis ist ein Geheimnis der Reinheit und Heiligkeit. In Kraft dieser Bewahrung von jeglicher Sünde, die eine Folge der makellosen Empfängnis ist und in Kraft der außerordentlichen, alles überbietenden Gnadenausstattung ist Maria wirklich die ganz Reine und Makellose (Hl 4, 7), die über und über Begnadete, ein lebendiges Abbild und ein Spiegel der übernatürlichen Schönheit und Gutheit (Weish 7, 26). Nun ist aber Gott die wesenhafte Reinheit, Heiligkeit und Schönheit.

Das ist es, was ihn von allem unterscheidet und auszeichnet und weshalb er sich selbst mit unendlicher Liebe und Glückseligkeit umfaßt. Wo er aber außer sich einen Strahl dieser Reinheit, Schönheit und Heiligkeit erblickt, da neigt er sich gnädig und huldvoll herab und liebt und umfaßt er sie, wie seine eigene Schönheit. Die großen Gnaden- und Ehrenvorzüge, die er der Jungfräulichkeit erzeigt, bestätigen dies vollkommen. Wie, wenn nun dieses bevorzugte Wesen sich ans Bitten gibt? Wird dann die Bitte nicht ein mächtiger Ruf in dem Herzen Gottes sein? Auch hierin ist Esther das liebliche Vorbild Marias. „Was willst du Esther, Königin? Welches ist deine Bitte? Auch wenn du die Hälfte des Reiches verlangst, so wird sie dir gegeben" (Est 5, 3). Wie Christus der unschuldige, unbefleckte Mittler der Menschheit ist (Hebr 7, 26), so Maria makellose Mittlerin mit Christus und durch Christus. Ist diese Segensmittlerschaft mit Christus auf Grund der Reinheit und Gnadenfülle nicht angedeutet mit den schönen Worten, mit denen der Engel die Menschwerdung einleitete: „Gegrüßt sei, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, gesegnet bist du unter den Weibern" (Lk 1, 28)? Und ist dieser Gruß selbst nicht gleichsam ein Widerhall der Worte des Urevangeliums, in denen Maria mit Christus als die Verteidigerin der Menschheit gegen den Erbfeind angekündigt wurde: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem und ihrem Samen, und sie wird dir den Kopf zertreten" (Gn 3, 15), was die zweite Betätigung ihrer Macht ist? — Nach den Vätern und der Erblehre sind mit diesen Worten Christus und Maria in ihrer beiderseitigen, gemeinschaftlichen und siegreichen Befeindung der alten Schlange ausgesprochen. Auf dieselbe Weise wie der Menschheit die Niederlage beigebracht wurde, gemeinschaftlich durch Adam und Eva und so, daß die Sünde in Eva anfing und in dem Manne vollendet ward, ebenso sollte der Sieg errungen werden gemeinschaftlich durch den zweiten Adam und die zweite Eva. In Maria hob der Sieg an durch ihre unbefleckte Empfängnis und vollendet wurde er durch den Tod des Erlösers am Kreuz. Seit diesem Ursieg in der Empfängnis hat Maria nie aufgehört, den Feind zu verfolgen, sich in unsern Kampf zu mischen und glorreich zum Sieg zu führen, wie dies die Geschichte aller christlichen Zeiten beweist. Maria ist die Anführerin im Kampf, und die Hölle hat keine furchtbarere Widersacherin. Sie ist einfach die Verzweiflung und die ewige Schande Satans, weil er in die Hand gegeben ist eines Weibes (Jdt 16, 7), in dessen Ahne er die Menschheit überwältigt hatte.

So ist die unbefleckte Empfängnis wirklich ein höchst ehrenvolles, glorreiches und höchst bedeutsames Geheimnis für Maria. Ihre Heiligkeit, ihre herrlichen Privilegien, ihre Macht, ihre Größe als Gottesmutter, alles geht auf dieses Geheimnis zurück. Es ist das glorreiche Fundament ihrer Herrlichkeit. Alle Geschlechter und alle Zeiten, Völker, hohe Meister der Gelehrsamkeit, Oberhirten, Päpste, Kirchenversammlungen haben sich in Streit und Widerstreit um dasselbe bewegt, es war wirklich der Angelpunkt und die große Frage der Jahrhunderte, negotium saeculorum. Es war das Losungswort des Anbeginns und der Jubelruf der letzten Zeit. Maria selbst schätzt das Kleinod ihres unbefleckten Beginnes in gewisser Beziehung höher als alle andern Vorzüge. Ja, wenn die Muttergotteswürde nicht zu paaren wäre mit völliger Sündlosigkeit, sie gäbe freudig und ohne Zaudern die Krone der Gottesmutter hin für die Perle der Sündlosigkeit. Lieber nie Gottesmutter, als einen Augenblick Feindin Gottes und Sklavin Satans. Deshalb ist die Kirche in den Tagzeiten dieses Festes immer und immer wieder bemüht, der Seelenfreude der Unbefleckten an diesem glorreichen Vorzug vor allen Menschen Ausdruck zu geben. „Wünschet mir Glück alle; als ich klein war, habe ich dem Allerhöchsten gefallen." „Mit Kraft hast du mich umgürtet und makellos hast du bestellt meine Wege" (Ps 17, 33). „Hocherfreut bin ich im Herrn, und meine Seele frohlockt in Gott: er kleidete mich mit dem Gewand des Heiles und mit dem Mantel der Gerechtigkeit umhüllte er mich wie eine Braut, geziert mit Geschmeid" (Is 61, 10).

3. An dritter Stelle ist das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis auch ein Schatz für die Kirche und für die ganze Welt und dieses auf doppelte Weise.

Schon die Geschichte des Geheimnisses, seine Entwicklung und endgültige Feststellung als Glaubenssatz brachte der Kirche kostbare Vorteile. Vor allem offenbart sich der stete Fortschritt der Kirche in ihren innersten Lebensbedingungen. Freilich ist es nicht ein Fortschritt nach modernen Ideen, der nur die irdische Welt kennt, die übernatürliche bekämpft und leugnet. Das Geheimnis ist eine Fortentwicklung im Glauben. Wenn man den ganzen Verlauf des Streites, der Jahrhunderte erfüllte, verfolgt und die Unklarheit und teilweise Unrichtigkeit der Begriffsbestimmung des Geheimnisses, dessen teilweise abenteuerliche Begründung durch eine Heiligung, sei es der Seele, sei es des Leibes vor deren Vereinigung miteinander, die unvollkommene Auffassung von der Erlösungskraft des Blutes Christi

vergleicht mit der Klarheit und geistreichen Begründung von Skotus an und die allseitige Bestärkung der Lehre durch Ausbeutung der heiligen Väter namentlich des Morgenlandes in den neuesten Zeiten, wenn man selbst die ersten Aussprüche der Päpste und Kirchenversammlungen zusammenhält mit der endgültigen Entscheidung durch Pius IX., so kann man unmöglich in Abrede stellen, daß in der Entwicklung dieses Geheimnisses ein ebenso großer Fortschritt obwaltet, wie in der Lehre von der Dreifaltigkeit, der Erbsünde und der Gnade. Jetzt weiß jedes katholische Kind und glaubt fest, was große Gelehrte, Heilige, Universitäten und ganze Orden ehemals abzulehnen sich berechtigt und verpflichtet fühlten. Jetzt kann man die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter nicht leugnen, ohne auf die Gemeinschaft mit der Kirche verzichten zu müssen. Ist das nicht ein Fortschritt ohne sich aufzugeben, eine Entwicklung ohne sich zu verleugnen, ein Ausbau ohne Gefährdung des Fundaments? Die Glaubenslehre ist dieselbe geblieben, nur hat sie sich bekräftigt und verklärt nach innen. Ist das nicht ein kostbarer Gewinn und ein Beweis des göttlichen Lebens der Kirche? Und wem anders verdankt sie diesen Vorteil als Maria, dieser großen und wunderbaren Welt, deren Herrlichkeit keine Entdeckungen des Menschengeistes je zu erschöpfen vermögen.

Diese Glaubensfeststellung durch Papst Pius brachte der Kirche und der ganzen Welt auch das glänzende Schauspiel und den schlagenden Beweis der Einheit und Unwandelbarkeit des Glaubens, welcher die ganze Kirche in ihrer großen Ausdehnung nach Zeit und Raum umfaßt. Bevor Pius das Wort der Entscheidung sprach, rief er die Stimmen aller Völker in ihren geistlichen Häuptern und die Stimmen aller Jahrhunderte vor seinen Thron, um Zeugnis zu geben von dem heutigen und ehemaligen Glauben bezüglich der Empfängnis Marias. Die Wasserbäche der Erblehre flossen von allen Bergen, aus den Enden der ältesten Jahrhunderte und gestalteten sich vor dem Auge des Oberhauptes zu einem großen, klaren Wasserspiegel, in dem keine Welle getrübt war und aus dem das Bild der Unbefleckten klar, groß und herrlich hervorstrahlte. Es war dies das einhellige Urteil der Ecclesia dispersa, und Pius zögerte nicht, diese Überzeugung durch sein höchstes und unfehlbares Zeugnis zu bestätigen. Das war in diesen Zeiten der Geistesverwirrung und der Spaltung und Veränderlichkeit aller Glaubensüberzeugung ein glorreiches Zeugnis der Glaubenseinheit und Unveränderlichkeit und Katholizität unserer heiligen Kirche, veranlaßt und geoffenbart durch ein Geheimnis von anscheinend geringer Bedeutung.

Aber eben diese Bestätigung der Überzeugung der Kirche durch den päpstlichen Ausspruch hat der Kirche einen dritten Vorteil gebracht. Der Papst fällte diesmal sein Urteil ohne Beisein und Mitwirken einer allgemeinen Kirchenversammlung. Die 300 Bischöfe waren nicht zum Konzil gerufen, sie wohnten dem großen Schauspiel nicht als beisitzende Richter, sondern bloß als Zeugen der Feierlichkeit bei. Der Papst tat den Spruch aus der eigenen persönlichen Machtvollkommenheit, als Oberhaupt der ganzen Kirche und wie er in der Bulle sagt: „Im Namen und in der Kraft Jesu Christi und der Apostel Petrus und Paulus." Die Entscheidung war also nichts weniger als die Betätigung und die Ausübung der persönlichen päpstlichen Unfehlbarkeit, wie sofort einer der anwesenden Bischöfe staunend bemerkte: „Das ist ja die päpstliche Unfehlbarkeit." Das war es und nicht weniger, ja es war die Vorbereitung und Vorausnahme der Unfehlbarkeit des Papstes unabhängig von einem Konzil, wie sie nach kaum zwei Jahrzehnten in derselben Peterskirche als Glaubenssatz ausgesprochen wurde. In der einen wie in der andern Glaubenserklärung ist Pius der Mann und das Werkzeug der erbarmenden Vorsehung Gottes. Die sofortige Antwort der gekrönten Revolution auf die Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes war die Eroberung und Besetzung Roms bis an die Tore des Vatikans. Der Papst war und blieb ein Gefangener. Da mußte ein neues geistiges Band der Einheit geschlungen werden zwischen der Kirche und ihrem Oberhaupt. Es war die päpstliche Unfehlbarkeit, der letzte Ausbau der Verfassung der Kirche und der neue und unzersprengbare Ring der Einheit und Festigkeit, der den Papst und die Gläubigen umschlingt. Das unsichtbare Haupt der Kirche hatte einst das Bekenntnis seiner Gottheit durch Petrus mit dem Primate belohnt; jetzt erwiderte der Herr die feierliche Anerkennung der unbefleckten Empfängnis seiner Mutter durch den Nachfolger Petri mit der ebenso feierlichen Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit. „Durch deine Verdienste ist deine gebenedeite Mutter in ihrer Empfängnis unbefleckt geblieben!" hatte Pius feierlich vor aller Welt erklärt, und Christus erwiderte durch den Mund des allgemeinen Konzils: „Kraft meiner Vollmacht bist du der unfehlbare Lehrer und Hirte meiner Kirche bis an das Ende der Zeiten!"

Abgesehen von den Vorteilen, welche die Verkündigung des Glaubenssatzes der unbefleckten Empfängnis Marias der Kirche brachte, liegt in dem Geheimnis selbst ein Schatz des Segens, welcher aller Welt zu teil

wird. Unter den 500 Bischöfen, welche Zeugnis ablegten von dem Glauben der Kirche an die Wahrheit der unbefleckten Empfängnis, waren bloß 30, die dafür hielten, die Verkündigung und Festsetzung dieser Wahrheit als Glaubenssatz aber möchte in Ansehung der Weltlage weniger zeitgemäß sein. Der Papst folgte indessen der Mehrzahl der Andersgesinnten. Und er hatte recht. Dem Berufe der Kirche, die Wahrheiten zu verkündigen, durch welche die Völker gesund werden sollen (Weish 1, 14), konnte nichts entsprechender sein als diese Erklärung. Es sind nicht weniger als vier Grundwahrheiten des Glaubens, welche dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis zu Grunde liegen und durch dasselbe der Welt verkündet werden: nämlich die Wahrheit des Daseins der übernatürlichen Ordnung, welche Gott für alle Menschen zum Heil verpflichtend macht, dann die Wahrheit des Sündenfalls und dessen Fortwirken in der Menschheit durch die Erbsünde, ferner die Wahrheit von der Notwendigkeit und Wirklichkeit der Erlösung durch Christus, und endlich die Wahrheit von der Einheit und Gemeinschaft aller Menschen durch denselben Ursprung aus Adam. Alle diese Wahrheiten nehmen Gestalt an in unserem Geheimnis und treten der Menschheit lebendig vor Augen. Und gerade diese Wahrheiten sind es, deren Verkündigung und Einschärfung der heutigen Welt so not tut. Oder was ist denn der Geist der sog. modernen Ideen, des modernen Fortschritts und der modernen Kultur als Naturalismus, Rationalismus und Materialismus und eine Eigensucht bis zum Hasse alles andern, ein Geist, der alle übernatürliche Wahrheit leugnet, ein Geist, viel schlimmer als jede einzelne Ketzerei, weil er die Ausbündigkeit alles gottabgewandten und gottfeindlichen Sinnes ist. Was weiß die moderne Welt von Sünde, von Erlösung, von Gnade und Himmel? Ihr Heiland ist das Geld, ihr Gott der Übermut und ihr Himmel das Schwelgen in Sinneslust. Da ist nun das Bild der Unbefleckten, das Bild der vollendetsten Reinheit und Sündenlosigkeit, der tiefsten und erhabensten Gottinnigkeit und des lieblichsten Friedens, und kann es eine eindringlichere und herzgewinnendere Verkündigung der göttlichen Wahrheit und des makellosen Gesetzes geben? Für unsere Tage scheint aber die vierte Wahrheit, die diesem Geheimnis zu Grunde liegt, eine besondere Wichtigkeit zu haben. Die Wahrheit des gemeinsamen Ursprunges aller Menschen (Weish 10, 1. Apg 17, 26) aus einem Menschenpaar sollte ja eine sichere Bürgschaft für die allgemeine Eintracht und Liebe unter den Menschen, ja ein Beweggrund zum edeln Wetteifer sein allen,

namentlich den Schwachen und Unterdrückten zu helfen. Nun sehen wir aber gerade in unsern Tagen die traurige Saat erschreckender Selbstsucht, des Neides und Hasses, ja des grundsätzlichen und organisierten und verbündeten Klassen- und Rassenhasses um uns wie nie in einer andern Zeit aufsprießen. Wer kennt nicht den Nationalismus und Sozialismus, diese neueste Ausgeburt des Menschenmörders von Anbeginn (Jo 8, 44), das unheimliche Schreckenszeichen unserer Tage? Es könnte scheinen, als ob Pius, der Papst der unbefleckten Empfängnis, einen Seherblick in die Zukunft getan und als ob Gott seine Bestimmung so geleitet, daß das Jubeljahr seiner Glaubenserklärung gerade in die Zeit fallen sollte, wo jenes Zwillingspaar des antichristlichen Geistes sich stolz und siegestrunken zum entscheidenden Schlag erhebt! Deshalb hoffen wir und hoffen zuversichtlich! Mächtig ist unsere Schutzfrau und jedem Feind gewachsen. Sie hat der Schlange den Kopf zertreten und „alle Ketzereien in der Welt ausgetilgt".

Das ist, in einigen schwachen Zügen entworfen, die Größe und Herrlichkeit des Geheimnisses der unbefleckten Empfängnis. Nach allen Seiten ist es bedeutsam, groß und wichtig. Pius IX. hat, als er, sich anschickend die Glaubenserklärung auszusprechen und feierlich zu verkünden, die Worte gesprochen: „Zur Ehre der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit, zum Lob und zur Zier der jungfräulichen Gottesmutter, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und der christlichen Religion" erkläre und bestimme er in der Vollmacht Jesu Christi und der Apostel Petrus und Paulus und in seiner eigenen Vollmacht, die Lehre von der unbefleckten Empfängnis . . . sei von Gott geoffenbart und deshalb von allen Gläubigen anzunehmen und festzuhalten. Es ist dies der wahre, kurze und unzweifelhafte Ausdruck dessen, was hier in vorliegenden Zeilen und Ausführungen gesagt worden ist. Das Geheimnis berührt ergänzend und erklärend alle Hauptgeheimnisse der christlichen Religion und ist wirklich schon in sich ein Glaubensbekenntnis. Alles sonnt sich in seinen Strahlen, die Erde, die Welt, die Kirche, der Himmel; selbst den Thron der heiligsten Dreifaltigkeit und die göttlichen Personen umsäumt es mit glorreichem Lichtglanz. Alle großen Fragen der Welt- und Menschengeschichte finden in ihm ihre Lösung. Selbst auf unsere letzten Tage wirft es milden Trost und Hoffnungsschimmer, wie es die Uranfänge der Menschheit getröstet. Das Geheimnis ist ein Werk Gottes und deshalb das Kleinod des Segens für die Kirche und der Ehre für Gott.

III.

Es ist deshalb die Aufforderung wohl berechtigt, dem Wunsche des Heiligen Vaters zu entsprechen und das Jubeljahr der unbefleckten Empfängnis mit würdiger Feierlichkeit zu begehen.

Begehen wir es also vor allem mit Freude und Dank gegen Gott. Das Geheimnis ist eine Großtat Gottes, die Morgenröte unseres Erlösungstages und der Trost der Welt. Jede Person der heiligsten Dreifaltigkeit hat besondern Anteil an unserem Dank, jede hat sich auf besondere Weise in diesem Werk geoffenbart und verherrlicht. Unser Glückwunsch gebührt aber auch Maria, der Hochbegnadeten und Mutter der Christenheit. Einmal hat, wie wir lesen, Maria frohlockt und ihre Freude und ihren Dank in einem begeisterten Lobgesang vor Gott ergossen. Es ist das herrliche Magnifikat (Lk 1, 46). Es ist der Preisgesang der Erlösung von den Lippen der Ersterlösten. Sie frohlockt in „ihrem Heiland" (ebd. 1, 47), der „Großes an ihr getan" (ebd. 1, 49) und uns alle in ihr in Gnaden angenommen. Dieses prophetische Lied, allen Kindern Mariens vornehmlich teuer, soll dieses Jahr der tägliche Ausdruck unserer Freude und unseres Dankes sein. Wir können Gott und Maria nicht durch würdigere Worte loben. Möge dieses Jahr ein Jubeljahr für die Gottesmutter werden, wie es das Jahr 1854 gewesen. Bloß die Welt draußen blieb damals stumm und gleichgültig und fand kaum Anlaß zu Haß und Lästerung für diesen „mystischen Fall". Sie hat ja kein Verständnis für die überirdische Welt. Sonst aber bebte vor Freude und Wonne der katholische Erdkreis. Da „hüpften die Berge wie Widder und die Hügel wie Lämmer, und der Jordan staute sich an der Bundeslade des Herrn" (Ps 113, 4 5). Es gab keinen noch so weltfernen Weiler, der kein Zeichen der Freude aufsteckte. Man glaubte, die glorreichen Tage von Ephesus wiedergekommen zu sehen. Welch eine Wonne und welch ein Stolz war es, in diesen Tagen der katholischen Kirche anzugehören!

Begehen wir ferner das Jubeljahr mit Hoffnung und Vertrauen. Das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis war stets das Zeichen der Hoffnung, der erste liebliche Stern, der nach dem traurigen Fall (Gn 3, 15) alle Geschlechter auf dem Erdengang begleitet als Unterpfand des Friedens und einer besseren Zeit. Unsere Väter im Glauben haben in diesem Zeichen gehofft und sind nicht zu Schanden geworden. Dieses Zeichen erschien auch Pius IX., als er, von der Revolution vertrieben, auf dem einsamen Fels von Gaëta die große Verheerung und die Gefahr

der Weltlage übersah und nach einem Retter ausschaute. Dort wurden in der Stille die Vorbereitungen zum Geschehnis getroffen, das der 8. Dezember des Jahres 1854 glänzend offenbarte und der Erfolg nicht weniger glänzend bewährt hat. Es folgte nicht lange nach diesem glorreichen Tag der Syllabus, das Vatikanische Konzil, die Glaubenserklärung der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes, und trotz der Gefangenschaft des Papstes ein stetes Aufsteigen und Zunehmen der Achtung und Liebe gegen das Papsttum, das durch den folgenden Kulturkampf nicht nur nicht gehemmt wurde, sondern noch tiefere Wurzeln schlug im Volke und in der gesamten Geistlichkeit. Sicher ist, daß das 19. Jahrhundert ungleich besser und heiliger geendet, als es begonnen. Sind das alles nicht Segnungen der Unbefleckten, mit denen sie die Ehren des 8. Dezember erwidert hat? Und haben wir noch Erwartungen und Forderungen — und wir haben sie, und nicht wenige und unwichtige —, vertrauen wir! Die Unbefleckte zieht wieder im Triumph durch die Welt. Sie wird auch für uns einen Segen haben. Kann überhaupt ein Volk zu Grunde gehen, das solche Ideale der Reinheit und Heiligkeit hat und hochhält?

Endlich begehen wir das Jubeljahr der Unbefleckten durch Einkehr in uns, durch ernstes Eingehen auf die Bedeutung des erhabenen Geheimnisses, dem die Ehren dieses Jahres gelten. Das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis ist ein Geheimnis der Reinheit. In aller Lieblichkeit und Tröstlichkeit ist das Geheimnis in seinem Wesen doch ein ernstes Gericht über die Sünde. Oder ist es nicht eine Verurteilung und ein Verdikt gegen die Sünde, wenn der Herr alle Erdenübel und Mängel an sich und an seiner Mutter duldet, nur nicht die Sünde, nicht die kleinste Sünde, ja nicht einmal den Schatten der Sünde? Die unbefleckte Empfängnis ist auch ein Geheimnis der Gnade und Heiligkeit. Die heiligmachende Gnade ist die innere, wahre Zier und die himmlische Waffenrüstung, in welcher der Herr sein Volk sehen will. Mit der Gnade im Herzen ist der Schild blank und tadellos, dann hat die Waffe des Glaubens Wucht und scharfen Klang. Was nutzen auch sonst die „viel schönen Reden" und die glänzende Heerschau? Der brennende Dornbusch ist ein schönes Sinnbild der unbefleckten Empfängnis. Aber Moses nahte sich dem Wunder aus Ehrfurcht nur barfuß. Der Heiligen naht man würdig nur mit reiner Hand und reinem Herzen.

Möchte uns das Jahr 1854 auch hierin ein Vorbild sein, wie wir seine fünfzigjährige Erinnerung feiern sollen. Vernehmen wir eine Stimme,

die uns berichtet, was die Erklärung der unbefleckten Empfängnis als Glaubenssatz damals im katholischen Volke bewirkt. „Diese Marienfeier", heißt es, „war gleichsam der Prüfstein des alten Glaubens und siehe da, der Glaube unseres Volkes hat die Probe in ungeahnter Kraft bestanden. Was kalt und tot seit Menschenaltern daniederlag, erwärmte sich oft urplötzlich wieder und erstarkte zum Leben. Ein himmlischer Tau strömte gleichsam vom Himmel und offenbarte sich in einer wunderbaren Fülle religiöser Kundgebungen. Landgemeinden, in denen seit fünfzig und mehr Jahren keine öffentliche Andacht, keine Prozession, kein Rosenkranzgebet mehr bekannt waren, wo das heilige Meßopfer kaum mehr gefeiert worden war, erhoben sich heute wie ein Mann, um die Herrliche zu verherrlichen nach ihrem eigenen prophetischen Worte. Es schmückten sich die Kirchen mit freiwilligen Gaben der Armut; die Häuser, die Straßen wurden mit Freudigkeit und auf das sinnigste verziert; und zu den Füßen des Allerheiligsten sank ein bittendes und dankbares Volk anbetend nieder, das manchmal jüngst noch und seit lange sich der Gewohnheit des Gebetes entschlagen hatte. Wir sahen Protestanten von dieser Feier der katholischen Nachbargemeinden zurückkehren mit dem Schmerz im Herzen und im Munde, *solche* Freude, *solche* Feste nicht mitfeiern zu können, nicht vereint zu sein mit ihren katholischen Brüdern. Diese Dogmenfeier ist ein Denkstein in dem Leben der Kirche; die Wirkungen werden noch fühlbarer werden, wenn neues Leiden ein noch dringenderes Bedürfnis nach tröstender Hoffnung hervorruft. . . . Das Volk begreift, daß die Fürbitte der Gottesmutter ihm mehr als je not tut, und das genügte ihm, um in den Gedanken des Heiligen Vaters mit wahrer Begeisterung einzugehen, um die Herrliche neuerdings zu verherrlichen, um mit allen Geschlechtern selig zu preisen die Seligste." [1] Das ist wie für uns geschrieben zum Vorbild und zur Aufmunterung. Es ist derselbe Gedanke, der Pius IX. beseelte, die Glaubenserklärung vorzunehmen und auch Leo XIII. und Pius X. anregte, das Jubeljahr dieser Erklärung mit möglichster Feier zu begehen, die innige Verehrung und Liebe zur Gottesmutter und das Verlangen, in diesen bedrohten Zeiten der Kirche und der Welt, da alle irdischen Mittel versagen, die Hilfe des Himmels zu sichern. Fiat, fiat!

So gehen wir denn dem künftigen 8. Dezember mit Freude und mit Vertrauen entgegen! Es soll ein wahrer, heiliger Freuden- und Festtag

[1] Historisch-politische Blätter XXXVI 163 f.

für diese trübe Erde sein. Möge er dem dreieinigen Gott die Ehre und Verherrlichung bringen, die ihm gebührt, und den Dank dafür, daß er aus seinen Veranstaltungen der Barmherzigkeit von alters her stets neue Quellen des Segens und des Heils springen läßt! Möge der Tag auch Maria, der Edelblüte unseres Geschlechtes, unserer lieben Herrin und Mutter, das Reich der Verehrung und Liebe mehren, die sie so sehr verdient als die Erstgeborne der Gnade und des Aufgangs unseres Heils! Möge er der Welt, der armen und irrenden, die Wahrheit und den Frieden heraufführen und die Geister des Abgrundes, welche die Völker verführen und zerfleischen, bannen und an ihren Triumphwagen fesseln, die Geister der Lüge, der Zwietracht und der Verzweiflung an den ewigen Gütern. Möge der schöne Tag den Glaubensmut, die Reinheit und die Hoffnung der Kirche und aller Gläubigen erhöhen und stärken! Möge er das Papsttum, den Urheber dieses Festsegens, den Bannerherrn des Reiches Christi und die Stellvertretung des lebendigen Gottes hienieden, schützen und erhöhen. Ein Pius ordnet den Inhalt des Festes unter die verpflichtenden Glaubenssätze ein; ein anderer Pius feiert nach fünf Jahrzehnten das glorreiche Andenken an diese Segenstat. Möge die Sonne des künftigen 8. Dezember auch die stille Gruft des guten Pius im Campo Verano mit Strahlen der Festfreude verklären und zur Mehrung seiner Himmelsfreude in die selige Ewigkeit hinüberspielen, wo sich Feste viel herrlicher feiern als hier; ja möge sie die Himmelsseligkeit aller erhöhen, die sich vor einem Halbjahrhundert an der Ehre der Gottesmutter erfreut, ja aller, die ehedem und zu allen Zeiten ihre Kräfte aufgeboten haben, Maria die Krone einer unbefleckten Königin zu sichern. Möge der Tag dem neuen Pius, dem Erben des Thrones und der Tugenden des neunten Pius, wie er seinen glorreichen Regierungsantritt verklärt, so auch die Folge seiner Herrscherzeit mit der Fülle des Segens, des Schutzes, des Sieges und der Freude begleiten immerfort! Sic feliciter!

M. Meschler S. J.

Begriff und Zweck der Strafe.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld", so dachte bisher und so denkt auch heute noch jeder Unbefangene. Keineswegs, antworteten die positivistischen Strafrechtslehrer der Gegenwart, die Schuld ist nicht wesentlich von andern krankhaften Unfällen im Leben der Menschheit verschieden, das Verbrechen ist nur eine „sozial-pathologische Erscheinung", die unvermeidliche Resultante aus der Eigenart des Verbrechers und der ihn umgebenden Verhältnisse, also das „notwendige Produkt des einen individuellen Faktors und der ungezählten gesellschaftlichen Faktoren"[1]. Dieser Grundsatz bildet „den Grund- und Eckstein meiner ganzen kriminalpolitischen Auffassung"[2].

Der Verbrecher verdient deshalb auch nicht Vorwürfe, Tadel oder Abscheu, sondern Mitleid[3].

Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Auffassung der Schuld, die vom deterministischen Standpunkt ganz folgerichtig ist, auch das bisherige Strafrecht völlig umgestoßen, oder wie die Kriminalpolitiker sich euphemistisch ausdrücken, „auf neue Grundlagen gestellt wird". Es handelt sich in Wirklichkeit um Sein und Nichtsein des heutigen Strafrechts.

Daß der Staat das Recht hat, die Übertretungen seiner Gesetze zu strafen, wird von niemand in Abrede gestellt, abgesehen von einigen anarchistischen Ideologen und unverbesserlichen Optimisten, welche die ganze Gesellschaftsordnung bloß mit Gemeinsinn und Menschenliebe zusammenkitten wollen. Ebenso wird von niemand bestritten, daß der unmittelbare Grund des staatlichen Strafrechts in der Notwendigkeit desselben zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung liegt.

Sind wir mit diesem Ergebnis schon am Ende der Untersuchung über die Grundlage des Strafrechts? v. Liszt behauptet es und lehnt rundweg jede weitere Begründung ab. „Es ist völlig verfehlt, den Rechtsgrund, sei es des Staates sei es der Strafe, in einer jenseits des wissenschaftlichen Erkennens gelegenen Grundlage zu suchen. Metaphysische

[1] Fr. v. Liszt, Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung, Dresden 1899, 9.

[2] Ebd. 8.

[3] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 508.

Spekulation vermag eine wissenschaftliche Lösung des Problems der Strafe nicht zu geben." [1]

Sollte das bloß bedeuten, für den Strafrechtslehrer sei jede weitere Begründung unnötig, so wären wir ganz einverstanden. Die tieferen Grundlagen des Staates und der Staatsgewalt zu untersuchen, ist nicht seine Aufgabe. Aber das ist offenbar nicht der Sinn der angeführten Worte, dieselben lehnen vielmehr jede weitergehende metaphysische Begründung des Strafrechts als unmöglich und unwissenschaftlich ab. Alles, was über die bloße Erfahrung hinausgeht, soll jenseits unseres geordneten, wissenschaftlichen Erkennens liegen und dem Gebiete des Glaubens angehören [2]. Selbst ob das Kausalitätsprinzip objektive und allgemeine Gültigkeit habe, können wir nicht wissen. Es ist nur „eine Form unseres Erkennens". „Nur für unser Erkennen gibt es keine Wirkung ohne Ursache. . . . Über das, was jenseits unseres Erkennens liegt, soll damit nichts ausgesagt sein." [3]

Das ist der Kantische Subjektivismus, der jede Metaphysik und damit jede wahre Wissenschaft unmöglich macht. Mit bloßen Erfahrungstatsachen ohne allgemeingültige und notwendige Grundsätze läßt sich nun einmal keine Wissenschaft begründen, und wer dem Kausalitätsprinzip, dieser Grundlage aller Naturwissenschaften, die Objektivität und Allgemeingültigkeit abstreitet, muß dasselbe in Bezug auf alle notwendigen Denkprinzipien tun.

Warum also leugnet man die objektive Allgemeingültigkeit des Kausalitätsprinzips? v. Liszt hat uns den tiefsten Grund dieser Leugnung leise angedeutet: „Die Wissenschaft . . . weiß nichts von einer ersten Ursache." Würde nicht in der Ferne die „erste Ursache" unheimlich auftauchen, so hätten wohl die wenigsten etwas gegen die objektive Allgemeingültigkeit des Kausalitätsgesetzes einzuwenden. Merkwürdig ist gewiß, daß die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes, die man als Waffe gegen die Willensfreiheit ins Feld führt, sofort ins Wanken gerät, wenn sie zur „ersten Ursache" zu führen droht.

In der Anmerkung fügt der Berliner Gelehrte hinzu: abzulehnen daher „die Zurückführung der Strafe auf göttlichen Befehl" [4]. Prot-

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts [13] § 16, S. 82.

[2] Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 134.

[3] Ebd.

[4] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 83.

agoras, Jarcke und Stahl werden als Vertreter dieser Ansicht angeführt. Als ob bloß einige weniger bekannte Juristen und Philosophen und nicht jede gesunde Philosophie mit dem Christentum das staatliche Strafrecht auf Gottes Willen zurückführte! Freilich ist diese Zurückführung nicht so zu verstehen, als ob jede einzelne Strafverfügung auf einem ausdrücklichen göttlichen Befehl beruhte, sondern bloß in dem Sinne, daß Gott der Staatsgewalt das Recht zu strafen verliehen hat.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein auf den Staat hingeordnetes Wesen, ein *ζῶον φύσει πολιτικόν*, wie ihn Aristoteles genannt hat. Nur im Staate kann er sich seiner Natur entsprechend erhalten, entwickeln und vervollkommnen. Daraus schließen wir mit Recht, daß Gott, der Urheber der Natur, den Staat will und daß er mithin auch alles will, was dem Staat zu seiner Erhaltung und zur Erreichung seines Zweckes notwendig ist, insbesondere die Gewalt, Gesetze zu erlassen und dieselben soweit notwendig mit Zwang (Strafe) durchzusetzen. Diesem Recht des Staates bzw. der Obrigkeit entspricht die Pflicht der Untergebenen, um des Gewissens willen Gehorsam zu leisten.

Deshalb sagt der hl. Paulus: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott geordnet. . . . Wenn du aber Böses tust, so fürchte dich, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse tut. Darum ist es eure Pflicht, untertan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.“ [1]

Die obrigkeitliche Gewalt hat in ähnlicher Weise ihre Grundlage in Gottes Willen, wie die Gewalt der Eltern über ihre Kinder.

Der Staat hat also das ihm von Gott verliehene Recht, die Schuldigen zu strafen. Was ist die Strafe?

Die Idee der Strafe ist allen Menschen wohlbekannt und durchzieht die ganze Menschengeschichte. Zur Strafe für ihre Schuld werden die Stammeltern aus dem Paradiese verstoßen, kommt die Sündflut über die Menschheit, werden Sodoma und Gomorrha vom Erdboden vertilgt. Ähnliche Anschauungen begegnen uns bei allen Völkern. Aus den vom Dominikaner P. Scheil entdeckten „Gesetzen Hammurabis“ wissen wir jetzt, welch geregeltes und tiefeinschneidendes Strafrecht die Babylonier

[1] Röm 13, 1 4 5.

schon vor mehr als vier Jahrtausenden besaßen. Von den Griechen schreibt L. Schmidt: „Zu den festesten Voraussetzungen, von denen der Glaube der Griechen nicht lassen mochte, gehörte, daß in den Schicksalen der Menschen eine strenge Gerechtigkeit waltet, welche das Gute belohnt und das Böse bestraft. . . . Die Troer sind der Strafe der Götter verfallen, weil einer von ihnen freventlich das Gastrecht verletzt hat . . .; noch deutlicher zeigt die Odyssee, wie das Laster seiner Sühne nicht entgeht." Selbst die rohesten Naturvölker haben ein von den Häuptlingen oft drakonisch gehandhabtes Strafrecht.

Was denkt sich nun jeder unter Strafe? Ein Übel, das jemand wegen einer Schuld zugefügt wird. Zum Wesen der Strafe gehört also, daß sie ein physisches Übel sei und zwar nicht bloß absolut in sich, sondern auch relativ für den Sträfling. Was einem in keiner Weise schmerzlich und zuwider, ja gar erwünscht ist, sieht man nicht als Strafe an. Ferner gehört zur Strafe wesentlich, daß das Übel wegen einer Schuld zugefügt werde[1]. Selbst die deterministischen Strafrechtslehrer müssen das anerkennen. v. Liszt definiert die Strafe als „das vom Strafrichter gegen den Verbrecher wegen des Verbrechens erkannte Übel"[2]. Diese Begriffsbestimmung ist richtig in Bezug auf die öffentliche, staatliche oder kirchliche Strafe. Man darf aber nicht vergessen, daß auch die Eltern und Erzieher strafen, ja jede irgendwie selbständige Gesellschaft kann strafen, wenigstens durch Ausschluß aus ihrer Mitte. Die staatliche Strafe ist ein von der Staatsgewalt wegen der Verletzung der öffentlichen Rechtsordnung verhängtes Übel.

Da die Strafe ein Übel und das Übel nie um seiner selbst willen begehrenswert ist, so kann sie nie Selbstzweck sein, sondern nie Mittel zur Erreichung eines Zweckes. Deshalb sind die sogenannten absoluten Strafrechtstheorien, die von einem Zweck der Strafe nichts wissen wollen, unhaltbar. Nach Kant darf die Strafe niemals bloß als Mittel zu einem Gute über den Verbrecher verhängt werden, sondern bloß deshalb, weil er verbrochen hat. Aber das Übel kann doch nie um seiner selbst willen begehrenswert sein, sondern nur insofern es Mittel und Durchgangspunkt zur Erreichung eines Gutes ist.

---

[1] Deshalb sagt treffend der hl. Thomas (S. theol. 1, 2, q. 46, a. 6 ad 2): Est de ratione poenae quod sit contraria voluntati et quod sit afflictiva, et quod pro aliqua culpa inferatur.

[2] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 58, S. 249.

Welches ist der *Zweck* der staatlichen Strafe? Auch unter denen, welche anerkennen, daß die Strafe notwendig einem Zweck dient, herrscht die größte Meinungsverschiedenheit. Die einen bezeichnen die Besserung des Sträflings, die andern die Unschädlichmachung desselben als Zweck der Strafe, wieder andere die Abschreckung oder die Verteidigung der Gesellschaft. Wir wollen den Leser nicht mit einer Aufzählung und Kritik dieser Ansichten behelligen, die zwar alle einen Kern von Wahrheit enthalten, aber meist durch einseitige Betonung eines einzelnen Zweckes fehlen[1]. Wir ziehen es vor, die richtige Ansicht im Anschluß an die großen Lehrer der Vergangenheit positiv darzulegen und damit die entgegenstehende kriminalpolitische Meinung zu vergleichen.

Zum Ausgangspunkt unserer Darlegungen nehmen wir den unumstößlichen Grundsatz, daß das staatliche Strafrecht, wie die Staatsgewalt überhaupt, den *Grund seines Daseins einzig und allein in seiner Notwendigkeit für das öffentliche Wohl hat*. „Die Wahrung des öffentlichen Wohles", sagt Papst Leo XIII., „ist nicht nur das oberste Gesetz, sondern auch der ganze Daseinsgrund der Staatsgewalt."[2] Die Staatsgewalt hat *alle jene, aber auch nur jene Rechte, die ihr zum Zweck des öffentlichen Wohles notwendig sind*. Das gilt auch von der staatlichen Strafgewalt. Sie hat das Recht die Gesetzesübertretungen zu strafen, und zwar so weit, aber auch nur so weit, als es dieser Zweck erheischt, nicht mehr und nicht weniger. Die Notwendigkeit für das öffentliche Wohl ist Grund, Norm und Maß des staatlichen Strafrechts.

Diesen Grundsatz vorausgesetzt fragt sich nun, unter welcher Rücksicht das öffentliche Wohl die Strafe erheische oder in welcher Beziehung das öffentliche Wohl durch die Strafe erreicht werden solle.

Um Klarheit in diese Frage zu bringen, muß man vor allem die *Strafandrohung* und den *Strafvollzug* unterscheiden.

Der Zweck der *Strafandrohung* kann kein anderer sein, als die Beobachtung der Gesetze möglichst zu sichern oder, was dasselbe ist, von ihrer Übertretung abzuschrecken. Der Gesetzgeber fügt dem Gesetze gleich eine Strafandrohung für dessen Verletzung bei, um den Versuchungen zur Übertretung ein wirksames Gegengewicht zu schaffen. Verspricht der Dieb-

[1] Eingehender haben wir diese verschiedenen Ansichten dargelegt und besprochen in unserer „Moralphilosophie" II[4] 641 ff.

[2] Enzyklika Rerum novarum.

stahl dem Diebe gewisse Vorteile, so droht ihm dafür der Gesetzgeber mit Gefängnis oder Zuchthaus. Das Übel, das ihn vielleicht infolge des Diebstahls trifft, ist größer als der Vorteil, den ihm derselbe verspricht.

Die Art und das Maß der Strafandrohung muß nach zwei Rücksichten bestimmt werden: nach der Größe des Verbrechens, bzw. nach seiner Schädlichkeit und Gefährlichkeit für die öffentliche Rechtssicherheit, und nach dem Hang, der durchschnittlich in einer bestimmten Bevölkerung zu einem Verbrechen besteht. Je gefährlicher und schädlicher ein Verbrechen ist, je höher die menschlichen Güter stehen, die es bedroht, um so notwendiger ist es, dasselbe durch erhöhte Strafandrohung möglichst wirksam zu verhindern. Aber auch für dasselbe Verbrechen kann zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten eine verschiedene Strafandrohung nötig sein, je nach dem Hang zu dem Verbrechen, der infolge natürlicher Charakteranlagen, Angewöhnung oder anderer Umstände durchschnittlich in einem Lande vorhanden ist und strengere Repressivmaßregeln oder Strafen notwendig macht[1].

Der Zweck des Strafvollzuges ist die Wiederherstellung und Festigung der freventlich durchbrochenen Rechtsordnung. Die verhängte und vollzogene Strafe ist eine Art Reaktion der Rechtsordnung gegen den Rechtsbruch, ein feierlicher Protest gegen die ihr angetane Vergewaltigung. Durch die Rechtsordnung wird jedem die ihm gebührende Aktionssphäre zugewiesen: durchbricht jemand diese Rechtsordnung, um auf Kosten fremden Rechtes seinen Gelüsten zu frönen, so wird er von der Rechtsordnung in die ihm zukommende Sphäre zurückgewiesen und das Unrecht wieder ausgeglichen, indem man ihm von seinen eigenen Gütern so viel entzieht, als er gegen fremde Güter gefrevelt hat.

Sehr schön entwickelt diesen Gedanken der hl. Thomas v. Aquin[2]. Nach einem allgemeinen Naturgesetz erhebt sich jedes Wesen unwillkürlich gegen alles, was sein Dasein bedroht; es sucht dasselbe niederzuhalten und zu unterdrücken. Der Mensch z. B. setzt sich unwillkürlich zur Wehr gegen jede Gewalt, die sein Dasein bedroht. Nun ist aber die Rechtsordnung das Lebensprinzip und die Grundlage der Gesellschaft; wer diese antastet, bedroht die Gesellschaft in ihrem Dasein, und will sich die Gesellschaft nicht selbst aufgeben und dem Untergange weihen, so muß sie

[1] Vgl. S. Thom. 1, 2, q. 105, a. 2.
[2] Summa theol. 1, 2, q. 87, a. 1.

sich gegen den Verbrecher, der freventlich die Rechtsordnung durchbricht, zur Wehr setzen, ihn niederdrücken und mit Gewalt unter die Rechtsordnung beugen. Das geschieht durch die Strafe, durch die sich die Rechtsordnung siegreich gegen den rebellischen Willen behauptet, und durch die die Unordnung zur Ordnung zurückgeführt und ihr dienstbar gemacht wird.

Bliebe das Verbrechen, der Rechtsbruch ungeahndet und ungesühnt, so würde ein Gefühl der Rechtsunsicherheit die Glieder der Gesellschaft beschleichen; jeder würde sich in etwa bedroht fühlen; denn was dem einen heute, kann dem andern morgen, und was heute in dieser, kann morgen in jener Sache geschehen. Wird aber das Verbrechen nach Verdienst bestraft und gesühnt, so kehrt das Gefühl der Rechtssicherheit zurück. Man hat sozusagen den handgreiflichen Erweis, daß sich die Rechtsordnung nicht ungestraft mit Füßen treten läßt. Gerade hierin liegt der Grund der energischen Forderung nach Sühne, die sich in jeder Menschenbrust geltend macht, wenn die Kunde von einem Verbrechen in die Öffentlichkeit dringt. Jeder verlangt mit aller Entschiedenheit die gebührende Bestrafung und gerade die Besten beklagen es am meisten, wenn ein Verbrechen ungesühnt bleibt.

Weil jede Ordnung sowohl in der physischen als moralischen Welt in Gott ihre letzte Wurzel und Quelle hat, so ist es an sich die Aufgabe Gottes selbst, diese Ordnung aufrecht zu erhalten und wie dem Verdienste seine Krone, so der Schuld ihre Strafe auf der Wagschale der ewigen Gerechtigkeit zuzumessen. Aber die obrigkeitliche Gewalt ist eine Teilnahme an der Regierungsgewalt Gottes innerhalb der ihr zugewiesenen Sphäre, und in gleicher Weise ist die obrigkeitliche Strafgewalt eine Teilnahme an der göttlichen Strafgewalt, eine Dienerin der göttlichen Strafgerechtigkeit in der staatlichen Sphäre. Sie ist, wie der hl. Paulus sagt, „Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der Böses tut“ [1].

Also wäre die Strafe als eine Art *Rache* aufzufassen? Nun das Wort darf uns nicht bange machen. Versteht man unter Rache, wie dies im Deutschen meist der Fall ist, die *Privatrache*, die nur das Übel des Nächsten bezweckt und darin ihre Befriedigung sucht, so ist sie selbstverständlich ebenso verwerflich wie der Haß, aus dem sie hervorgeht. Bezeichnet man aber mit Rache das Übel, das die rechtmäßige Obrigkeit

[1] Röm 13, 4.

als Sühne dem Verbrecher im Dienste der Rechtsordnung zufügt, um ihn unter die Rechtsordnung zu beugen, so ist sie nichts anderes als die Strafe. In diesem Sinn wird in der Heiligen Schrift wiederholt der große Gerichtstag am Ende der Zeiten der Tag der Rache genannt[1].

Da die zuerkannte Strafe ein Entgelt für die begangene Schuld ist und das geschehene Unrecht wieder gut machen und ausgleichen soll, muß Gleichheit herrschen zwischen Strafe und Schuld. Die Größe der Strafe soll der Größe der Schuld entsprechen. Sie darf nicht größer sein, als es — nach menschlichem Ermessen — der Schuld entspricht. Über Gebühr bestrafen ist ungerecht. Ebensowenig darf sie — abgesehen von einem ausnahmsweisen Gnadenakt — unter dem Maße der Schuld bleiben, sonst würde die Schuld nicht vollständig gesühnt.

Wir sagten: nach menschlichem Ermessen solle die Strafe der Schuld entsprechen. Ein absolut richtiges und unfehlbares Urteil über die Größe der Schuld und der ihr entsprechenden Strafe kann Gott allein fällen. Für den menschlichen Richter genügt, daß er, soweit es ihm möglich ist, gewissenhaft auf Grund des vorliegenden Verbrechens und der es begleitenden Umstände sich ein richtiges Urteil über Schuld und Strafe zu bilden suche. Es gibt kaum menschliche Verhältnisse, in denen Irrtümer absolut ausgeschlossen sind. Auch ist das Urteil über den Charakter einer bestimmten äußeren Straftat nicht zu allen Zeiten vollständig gleich. Der Wert der Dinge wird in der Gesellschaft nicht durch das Urteil eines einzelnen bestimmt, sondern durch die allgemeine Schätzung, und diese ist gewissen Schwankungen unterworfen. Dieselben Güter werden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten nicht immer vollständig gleich gewertet. Das ist aber auch nicht notwendig. In einer bestimmten Gesellschaft ist das allgemeine Werturteil über Schuld und Strafe ein gegebenes und an dieses haben sich Gesetzgeber und Richter zu halten. Damit werden die Einwendungen Aschaffenburgs[2] gegen die Möglichkeit einer gerechten Vergeltung nach Gleichheit hinfällig.

Weil bei gleicher äußerer Straftat die Schuld sehr verschieden sein kann, darf der Gesetzgeber bei der Androhung das Strafmaß nicht mathematisch bestimmen; er muß vielmehr dem Richter einen gewissen Spielraum lassen, damit dieser das Strafmaß nach der konkret vorliegenden Schuld festsetze. Bekundet die Straftat durch ihre Umstände eine bös-

[1] Sir 5, 9—10. [2] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 202 ff.

willigere, niederträchtigere, gefährlichere Gesinnung, so soll er das Strafmaß — innerhalb der vom Gesetz gezogenen Grenzen — erhöhen; liegen dagegen mildernde, entschuldigende Umstände vor, so soll er das Strafmaß herabsetzen. Ganz unrichtig ist die Behauptung Aschaffenburgs[1], die Sühnetheorie verlange eine gleichwertige Strafe für die gleiche objektive Schuld. Bei der Strafbemessung des Richters kommt nicht bloß die objektive, sondern auch die subjektive Schuld in Betracht, die bei derselben Tat sehr verschieden sein kann. Überhaupt ist der Vorwurf, den die kriminalpolitische Schule immer wieder gegen das hergebrachte Strafrecht erhebt, als ob man bisher die Gesinnung des Täters nicht berücksichtigt habe, ganz unbegründet.

In dem vergeltenden und sühnenden Charakter der Strafe ist auch schon das enthalten, was die modernen Strafrechtslehrer als Generalprävention bezeichnen. Durch sein Verbrechen hat der Übeltäter die Rechtsordnung verachtet und den übrigen Gliedern der Gesellschaft ein böses Beispiel gegeben, das leicht andere zur Nachahmung reizen kann. Aber durch die Strafe sucht sich die Rechtsordnung zu behaupten und wird die Macht des bösen Beispieles wieder aufgehoben. Am Verbrecher wird exemplarisch und drastisch gezeigt, wohin die böse Tat führt, und so werden die andern abgeschreckt, seinem Beispiele zu folgen.

Endlich hat die Strafe auch den Zweck, die Gesellschaft gegen Rückfälle von seiten des Verbrechers sicherzustellen und ihn wenn möglich zu bessern und auf den Weg des Guten zurückzuführen. Durch traurige Erfahrung an sich selbst soll er die Einsicht gewinnen, daß das Verbrechen nicht zum Glück, sondern ins Verderben führt. Dadurch erwacht in ihm der Abscheu gegen das Böse. Doch ist die Besserung des Sträflings nur ein untergeordneter Zweck der Strafe. Der Hauptzweck ist die Aufrechterhaltung und Sicherung der öffentlichen Rechtsordnung, und diese kann die Bestrafung des Verbrechers fordern, auch wenn keine Besserung zu hoffen ist.

Unter den neueren Strafrechtslehrern werden oft Zweckstrafen und Vergeltungsstrafen einander gegenübergestellt. Diese Gegenüberstellung ist dem Gesagten zufolge ganz unzulässig. Jede wahre Strafe ist eine Vergeltungsstrafe, ein dem Verbrecher zum Entgelt für seine Schuld zugefügtes Übel, und sie ist zugleich Zweckstrafe, weil das Übel nur als Durchgangspunkt und Mittel zu einem höheren Zwecke dienen soll.

---

[1] Ebd. 201.

Wenden wir uns nun der kriminalsoziologischen Schule zu. Da nach ihrer Auffassung der Mensch nicht frei ist, so sieht sie sich genötigt, jede wahre Schuld zu leugnen. Infolge davon vermag sie auch nicht mehr an dem Begriff der Strafe als einer gerechten Vergeltung und Sühne festzuhalten. Ein Irrtum zieht notwendig den andern nach sich. Die Idee der vergeltenden Gerechtigkeit fällt nach ihr vollständig weg. Der Wortführer der neuen Schule hat das — wie schon früher erwähnt wurde [1] — wiederholt mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen.

„Wollen wir nicht mit Worten spielen und ihnen eine Bedeutung unterlegen, die sie niemals und nirgends gehabt haben . . ., so müssen wir daran festhalten: vergolten werden kann nur, was vermieden werden konnte. Die Vergeltung setzt voraus, daß der Täter auch anders handeln konnte. Ohne Wahlfreiheit weder Schuld noch Vergeltung. Für den folgerichtigen Determinismus bleibt einzig und allein die Zweckstrafe. Das unverschuldete Unglück (das Verbrechen im Sinne des Determinismus!) vergelten wollen — das ist nicht nur rohe Grausamkeit, sondern es ist abgeschmackt." [2]

Auch auf dem Münchener Psychologenkongreß (1896) behauptete derselbe Gelehrte, die Begriffe „Schuld" und „Sühne" vermöchten „der geläuterten wissenschaftlichen (!) Erkenntnis" nicht standzuhalten [3].

An Stelle der Vergeltungsstrafe soll also die Zweck- oder Sicherungsstrafe treten. Die Strafe soll sich „in Art und Maß nach der Eigenart des Verbrechers richten, den sie durch Zufügung eines Übels . . . von der künftigen Begehung weiterer Verbrechen abhalten will" [4]. Die Strafe ist wesentlich „Sicherungsstrafe", „ihre Zweckbestimmung reicht in die Zukunft" [5]. Mit dem Verschwinden der Begriffe der Schuld und Sühne „tritt auch der Begriff der Strafe zurück hinter der heilenden Besserung und der sichernden Verwahrung" [6].

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 508 f.

[2] Fr. v. Liszt, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XIII 346.

[3] Ebd. XVII 84.

[4] Lehrbuch des deutschen Strafrechts § 15, S. 75. [5] Ebd. § 58, S. 252.

[6] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XVII 84. Ähnlich Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung 200 ff. Aschaffenburgs Werk enthält im einzelnen viel Beachtenswertes und Zutreffendes, bewegt sich aber ganz im Geleise der Ideen v. Liszts und wurde dafür, wie sich's gebührt, von diesem in der „Deutschen Literaturzeitung" bis in den Himmel erhoben.

Besserung und sichernde Verwahrung sind also die einzigen noch übrig bleibenden Zwecke der Strafe. Diese sinkt auf den Charakter der Strafe herab, wie wir sie auch bei Tieren anwenden, z. B. bei Hunden, die wir züchtigen oder an die Kette legen, um ihnen ein bestimmtes Betragen zu verleiden oder uns für die Zukunft dagegen zu sichern. Von diesem Standpunkt begreift man die Erwartung v. Liszts, in der Zukunft werde „das ganze System der Strafandrohungen wesentlich geändert" werden. Mag man „im Strafrecht der Zukunft" immerhin noch „die einzelnen Verbrechen mit verschieden schweren Strafen bedrohen, vielleicht da und dort Höchst- und Mindestmaße feststellen: alle weiteren Unterscheidungen können entfallen. Denn die juristische Beschaffenheit der Tat tritt zurück gegenüber der antisozialen Bedeutung des Täters"[1].

Worauf es für den Strafrichter der Zukunft beim Urteilsspruch ankommt, ist nicht sowohl die einzelne Tat, das Verbrechen, als vielmehr die gefährliche, antisoziale Gesinnung des Verbrechers. „Man kann es", schreibt der Gründer und die Seele der Internationalen kriminalistischen Vereinigung[2], „als den tiefsten Gegensatz zwischen der alten und der neuen Auffassung bezeichnen, daß jene den äußeren Erfolg der Tat, diese die innere Gesinnung des Täters als das in erster Linie ausschlaggebende Moment betrachtet." „Nach unserer Forderung soll die durch die Tat bewiesene Gesinnung des Täters den Ausschlag geben. Seine Stellung zur Rechtsordnung, seine ganze Vergangenheit und was sie für die Zukunft erwarten läßt, soll bestimmend sein für Art und Maß der Strafe."[3]

Es ist, wie schon bemerkt wurde, ganz unrichtig, wenn hier und an andern Stellen von den Anhängern der neuen Richtung behauptet oder vorausgesetzt wird, nach der heutigen Rechtspflege komme es auf die Gesinnung gar nicht an. Allerdings besteht die Schuld, das Verbrechen, durch das jemand vor dem menschlichen Richter verantwortlich wird, nicht in der inneren Gesinnung als solcher, sondern in der rechtswidrigen Tat, aber diese Tat selbst ist eine ganz verschiedene, je nach der Gesinnung, aus der sie hervorgeht. Auch v. Liszt kann ja nicht leugnen, daß man von jeher die Motive des Täters in Betracht gezogen hat. Aber das genügt ihm nicht. Nicht das Motiv des Täters, sagt er, sondern seine Gesinnung

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung IV 140.
[2] Ebd. IV 138. [3] Ebd.

soll den Ausschlag geben bei der Strafbestimmung[1]. „Das deutsche Strafgesetzbuch der Zukunft muß sich auf den sozialethischen Standpunkt stellen, wenn es unser heutiges Rechtsbewußtsein (d. h. die Wünsche der neuen Schule!) befriedigen soll. Nach seinem Unwert für die Gesellschaftsordnung, d. h. für die Rechtsordnung, ist das Verbrechen zu beurteilen. Nicht die Ehrlosigkeit, sondern die antisoziale Richtung, die Richtung gegen die Lebensgüter der Gesellschaft, kennzeichnet objektiv das Verbrechen; nicht die Unehrenhaftigkeit, sondern die antisoziale Gesinnung, kennzeichnet subjektiv den Verbrecher. Es kann einer ein verächtlicher Schuft sein, ohne daß er zum Verbrecher wird: und auch das Gegenteil ist möglich."[2]

Daß jemand vor Gott ein verächtlicher Schuft sein kann, obwohl er keine äußeren schweren Verbrechen begangen, ist absolut möglich, obwohl es sehr selten vorkommen wird. Denn die böse innere Gesinnung wird sich auf die Dauer auch durch äußere Taten kundgeben. Aber die Menschen haben kein Recht, jemand für einen verächtlichen Schuft zu halten, der seine schlechte Gesinnung nicht durch äußere schlechte Taten bewiesen hat. Nemo praesumitur malus donec probetur. Für die rein innere Gesinnung ist der Mensch Gott allein verantwortlich; erst wenn und soweit er bewußt durch äußere verbrecherische Taten störend in die menschliche Rechtssphäre eingreift, wird er dem menschlichen Richter verantwortlich. Die Schuld vor der menschlichen Gesellschaft liegt nicht in der bloßen inneren Gesinnung, sondern wesentlich in der äußeren Tat, allerdings insofern dieselbe aus dem bewußten freien Willen hervorgeht und eine rechtswidrige Äußerung der bösen Gesinnung ist.

Es ist deshalb ganz verkehrt und eine Gefahr für die persönliche Freiheit, wenn v. Liszt den Grundsatz vertritt: „Für Art wie für Maß der Strafe kann es nur einen einzigen grundsätzlichen Maßstab geben: die Intensität der verbrecherischen, d. h. der antisozialen Gesinnung des Täters."[3] „Die Intensität der antisozialen Gesinnung ist insbesondere von ausschlaggebender Bedeutung für Aufstellung und Verwertung des Strafsystems."[4]

Wenn das richtig ist, sehe ich nicht ein, warum man nicht auch einen Menschen strafen könnte und sollte, der noch gar kein Verbrechen

---

[1] Vgl. Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I (Gutachten) 283.
[2] Ebd. 284. [3] Ebd. 287. [4] Ebd.

begangen hat, wofern nur seine antisoziale Gesinnung feststeht. Setzen wir den Fall, jemand habe in Privatgesprächen unzweideutig anarchistische Gesinnungen bekundet: Regierung und Privateigentum seien abzuschaffen, auch die Revolution müsse dazu helfen; das sei seine feste Überzeugung, nach der er sein Verhalten einrichten werde. Wenn bei der Strafbestimmung die antisoziale Gesinnung den Ausschlag geben und die Strafe nur gegen künftige Verbrechen sicherstellen soll, sehe ich fürwahr nicht ein, warum man einen solchen Menschen nicht sofort in Gewahrsam bringt bis er von seiner antisozialen Gesinnung geheilt ist. Oder nehmen wir an, jemand, der als gewalttätiger und rachsüchtiger Mensch bekannt ist, habe geschworen, an seinem Beleidiger schwere Rache zu nehmen. Die antisoziale, verbrecherische Gesinnung steht fest. Warum soll er nicht gestraft, d. h. eingesperrt werden können, bis seine antisoziale Gesinnung gebessert ist?

Die Behauptung, der Verbrecher müsse nach dem Maße seiner antisozialen Gesinnung gestraft werden, führt auch in sehr vielen Fällen zu Strafurteilen, die jedermann als ungerecht empfindet. Ein Taschendieb ist zum dritten- oder viertenmal auf frischer Tat ertappt worden. Es handelt sich zwar nur um unbedeutende Diebstähle, aber an der antisozialen Gesinnung des Täters ist nicht mehr zu zweifeln. Was hat nun mit ihm zu geschehen? Man muß ihn hinter Schloß und Riegel bringen und dort so lange festhalten, bis man volle Gewißheit von seiner gänzlichen Sinnesänderung erlangt hat. Und wann wird das der Fall sein? — In den großen Magazinen von Paris hat die Polizei schon oft elegante und reiche Damen auf wiederholten Diebstählen ertappt. Der Anblick der hübschen und glänzenden Schmucksachen scheint einen unwiderstehlichen Zauber auf sie ausgeübt zu haben. Es liegt vielleicht auch eine Art Kleptomanie vor. Die antisoziale Gesinnung steht fest. Wieder wird also der Richter die Täterinnen bis zur erfolgten Sinnesänderung einsperren müssen. Das fordert der Sicherungszweck der Strafe. Und wie lange dauert das?

In den eben genannten Fällen war es leicht, die antisoziale Gesinnung des Täters zu konstatieren; in den allermeisten Fällen ist das aber ganz unmöglich. Damit kommen wir auf eine weitere Schwierigkeit im neuen Strafrecht. Es stellt dem Richter eine unmögliche Aufgabe, eine Aufgabe, die ihn sehr oft der Gefahr der größten und verhängnisvollsten Mißgriffe aussetzt. Er soll urteilen über die „ganze innere Ge-

sinnung" des Täters, „seine ganze psychologische Persönlichkeit", seine Stellung zur Rechtsordnung, seine ganze Vergangenheit und was sie für die Zukunft erwarten oder befürchten läßt.

Aber wie ist das möglich? Wie soll ein Richter — und wäre er ein Salomon an Weisheit und Scharfsinn, der durchgebildetste Psycholog und Psychiater der Welt — dazu kommen, das ganze Innere des Menschen zu durchschauen, Herzen und Nieren zu durchforschen? Wird er nicht in unzähligen Fällen den gröbsten Irrungen und Mißgriffen ausgesetzt sein und sich der schwersten Ungerechtigkeit gegen die Angeklagten schuldig machen?

v. Liszt fühlt selbst das Bedenkliche seiner Auffassung. „Wir suchen das Maß der Strafe in der durch die Tat bewiesenen Gesinnung des Täters. Aber wir dürfen uns über die Schwierigkeit dieser Aufgabe keiner Täuschung hingeben. Vor allem muß uns klar sein, daß der Strafrichter in den wenigen Minuten oder selbst Stunden, während welcher der Verbrecher vor ihm steht, zu einem abschließenden Urteil über dessen wahre Gesinnung, die doch den Maßstab für die Bestrafung abgeben soll, nicht zu gelangen vermag. Die Gefahr eines Fehlgriffes wird ganz wesentlich größer sein. Nicht in der Beurteilung der Schuldfrage . . . wohl aber in der Beurteilung der Straffrage, da hier eine gründliche Kenntnis der eigenartigen Persönlichkeit des Angeklagten unerläßlich erscheint." [1]

Was ist also zu tun, da die richterliche Strafzumessung eine endgültige nicht sein kann? v. Liszt findet „die durchgreifendste Lösung" dieser Frage in dem „unbestimmten Strafurteil" (indeterminate sentence). „Der verurteilende Richter bestimmt die Strafdauer überhaupt nicht; diese bemißt sich vielmehr nach der Erreichung oder Nichterreichung des im Einzelfalle verfolgten Strafzweckes, also nach der Wirkung des Strafvollzuges. Ob und in welchem Augenblicke der Strafzweck erreicht ist, wie lange also die Strafe zu dauern hat, kann erst durch eine der Verurteilung nachfolgende selbständige Entscheidung festgestellt werden. Es ist klar, daß diese zweite Entscheidung nicht minder wichtig ist für die Freiheit des Einzelnen wie für die Interessen der Gesamtheit, als der Schuldspruch des Richters, daß sie also mit denselben Bürgschaften umkleidet werden muß wie dieser. Es ist dabei eine Frage von unter-

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung IV 141.

geordneter Bedeutung, ob man sie in die Hand des erkennenden Gerichtes selbst oder aber einer besondern, sorgfältig zusammengesetzten Behörde legen will. Ich habe den letzteren Vorschlag schon vor mehreren Jahren gemacht, halte auch heute noch daran fest. . . ." [1]

Die meisten positivistischen Juristen stimmen in dieser Forderung der „Abschaffung des Strafmaßes" mit v. Liszt überein; desgleichen die Mediziner Kräpelin, Aschaffenburg u. a. Letzterer schreibt: „Anpassung der Strafe an die Individualität des Täters bis zu den letzten Konsequenzen, das ist die Aufgabe, Abschaffung des Strafmaßes, das ist die Lösung. Das Strafmaß wird in dem Augenblicke überflüssig, wo Abschreckung, Besserung und Sicherung die Grundlagen unseres Strafrechtes bilden." [2]

Dieser Vorschlag ist in der Tat eine notwendige Folgerung aus der kriminalpolitischen Auffassung. Wenn die Strafe die Aufgabe hat, den Sträfling zu bessern, seine ganze Gesinnung umzuwandeln und dadurch die Gesellschaft vor Rückfällen zu sichern, so läßt sich von vornherein gar keine bestimmte Dauer der Strafe festsetzen. Es wäre gewiß höchst ungereimt, wenn ein Arzt von vornherein ein Höchst- und Mindestmaß für die Behandlung seiner Kranken festsetzen wollte. Bei dem einen Patienten wirkt die Kur vielleicht sehr schnell, bei einem andern sehr langsam, bei einem dritten stellt sich bald die Notwendigkeit heraus, die ärztliche Behandlung ganz zu ändern. So wäre es auch für das Strafrecht der Zukunft höchst töricht, eine bestimmte Dauer und eine bestimmte Art der Behandlung des Sträflings von vornherein festzusetzen. Die individuellen Anlagen, Neigungen und Gesinnungen sind ja unendlich verschieden und fordern deshalb auch eine durchaus individuelle, von Fall zu Fall verschiedene Behandlung sowohl in Bezug auf die Dauer als die Art der Bestrafung, will man eine gänzliche Sinnesänderung herbeiführen.

Wer entscheidet nun, wie lange der Verurteilte im Gefängnis oder überhaupt in Strafbehandlung bleiben solle, bzw. ob der Zweck der Strafe, die erforderliche Sinnesänderung, schon erreicht sei oder nicht? Wer entscheidet ferner, ob die Art der Strafbehandlung etwa geändert werden solle, um mit größerer Sicherheit und Raschheit die „Bekehrung" zu erzielen? Der Richter ist dazu nicht im stande. Ebensowenig als er bei der ersten Verurteilung fähig war, die ganze Eigenart des Angeklagten zu

[1] Ebd. 141—142. [2] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 231.

durchschauen, wird er dazu fähig sein, wenn man ihm später denselben für einige Augenblicke vorführt oder er gelegentlich das Gefängnis besucht.

Man wird also dem Vorschlag v. Liszts beipflichten müssen, daß diese Entscheidung in die Hand „einer besondern, sorgfältig zusammengesetzten Behörde" gelegt werde. Jeder Übeltäter erhielte also im Strafrecht der Zukunft den Segen einer zweimaligen Aburteilung, und zwar zum mindesten; denn fällt die Entscheidung zu Ungunsten des Sträflings, so muß er wieder ins Gefängnis zur Fortsetzung der Kur, bis er später einer dritten oder vierten Aburteilung unterworfen wird.

Diese zweite, bzw. dritte oder vierte oder fünfte Aburteilung soll nach der Versicherung v. Liszts „mit denselben Bürgschaften umkleidet werden" wie die erste [1]. Wie ist das möglich? Sollen die Verhandlungen bei dieser zweiten oder dritten Entscheidung wieder öffentlich sein mit Zeugenverhör und Plaidoyers für und gegen? Das ist unmöglich. Es handelt sich ja um die Gesinnungsänderung des Sträflings. Was kann hier ein Prozeßverfahren helfen? An Beteuerungen gänzlicher Besserung werden es die Gefangenen nicht fehlen lassen, und die schlechtesten von ihnen verstehen sich vielleicht am besten auf die Heuchelei.

Und aus welchen Mitgliedern soll diese mit der zweiten Entscheidung betraute „sorgfältig ausgewählte Behörde" bestehen? Wählt man die Mitglieder nicht aus Personen, die täglich und fast beständig mit den Sträflingen verkehren und Gelegenheit haben, sie genau zu beobachten, so sind sie zu einer zuverlässigen Entscheidung ganz unfähig, und wären sie auch noch so gründlich und allseitig durchgebildet. Denn es handelt sich um die Gesinnungsänderung eines ganz bestimmten, vor ihnen stehenden Individuums. Die Individuen sind nach Charakter und Anlage unendlich mannigfaltig. Die Entscheidung müßte mithin endlich und letztlich den subalternen Gefängnisbeamten überlassen werden, die allein beständig mit den Sträflingen verkehren.

Von den Strafvollzugsbeamten wird es also abhängen, wie lange der Sträfling hinter Schloß und Riegel weilen soll. Von diesem Standpunkt begreift man, warum die Anhänger der neuen Richtung den Strafbeamten eine so hohe Bedeutung zuschreiben und die sorgfältigste Ausbildung derselben verlangen. Aschaffenburg meint: „Für den Theoretiker, für den Richter, vielleicht auch für den Gesetzgeber ist sie (eine

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung IV 142.

bestimmte Straftheorie) entbehrlich, nicht aber für den Strafvollzugsbeamten. Er muß wissen, was er mit dem Strafgefangenen anfangen soll." [1] Das ist ein recht charakteristischer Satz für die neue kriminalpolitische Auffassung. Der Richter und der Gesetzgeber brauchen keine Straftheorie, wohl aber der Vollzugsbeamte. Dieser spielt die erste Rolle im Strafrecht der Zukunft. Bisher hat man immer den Vollzugsbeamten nur als das dienende Werkzeug des Gesetzgebers und Richters angesehen, das nur auszuführen und zu erreichen hat, was ihm vom Gesetzgeber und Richter aufgetragen ist. In Zukunft soll das anders werden.

Das sind die „Bürgschaften", mit denen man die Freiheit des Individuums umkleiden wird! Mir scheint, wer im Ernst ein solches Strafverfahren befürwortet, muß die persönliche Würde und Freiheit sehr niedrig anschlagen.

Vict. Cathrein S. J.

Entstehung und Wachstum der Großstadt.

Im vergangenen Sommer sah die sächsische Hauptstadt in ihren Mauern eine Ausstellung tagen, die vor den zahlreichen Ausstellungen unserer Zeit den Vorzug hatte, ganz neu und eigenartig zu sein: die erste deutsche Städteausstellung, welche die verschiedensten Einrichtungen modernen großstädtischen Lebens zum erstenmal zusammenfassend zur Darstellung brachte. In den geräumigen Hallen und in den durch den frischgrünen Park zerstreuten Ausstellungspavillons war alles, was die Großstadt im wesentlichen charakterisiert, auf knappem Raum zusammengedrängt. Der Besucher sah in Modellen, Photographien und Zeichnungen an den breiten geradlinigen Straßen die hohen Warenhäuser, in denen eine moderne Geschäftsaristokratie ihr schön geordnetes Warenlager zur Schau stellt, er sah die freien Plätze mit den öffentlichen Gebäuden, die auch das künstlerische Auge befriedigen, er sah aber auch die endlosen Straßenreihen mit gleichförmigen, kasernenartigen Häusern, die so grell abstechen von den bunten, abwechslungsreichen Häuserreihen der mittelalter-

[1] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 199.

lichen Stadt. Eine besondere Abteilung zeigte außer den großen Veranstaltungen für Beleuchtung, Entwässerung, Instandhaltung der Straßen, die modernen Straßenverkehrsmittel, die neben den auf den Bürgersteigen beständig wogenden Menschenmassen die geschäftigsten Großstädter rasch von einem Ende der Stadt zum andern tragen. Die in prachtvollen Modellen vor uns stehenden großen Warenhäuser, die höchst luxuriösen Gebäude für Bank und Börse, die ein zahlreiches Personal in fieberhafter Anstrengung beschäftigen, die weitverzweigten Fabrikanlagen, die durch ihre geöffneten Tore alltäglich ganze Heere von Arbeitern einziehen lassen, gewährten einen Einblick in das rasch pulsierende Erwerbsleben der Großstadt. Die Schulbauten, von der Volksschule bis zum Universitätsgebäude, die städtischen Lesehallen, Bibliotheken veranschaulichten die Bestrebungen der Volksbildung in der Stadt, die Stadtgärten und Parks diejenigen der Volkserholung. Ein Blick auf die Armenhäuser, die Hospitäler mit ihren verschiedenen Systemen, die Volksküchen und Speiseanstalten, die Unfallstationen und Rettungswachen, die verschiedenartigsten Asyle und all die vielen Wohltätigkeitsanstalten zeigte dem Besucher, daß in der Großstadt auf dem Gebiete der Nächstenliebe von städtischer wie von privater Seite viel geschieht, ließ ihn aber auch ahnen, daß hier dicht neben dem Reichtum Pauperismus, neben Glück und Wohlbehagen oft das tiefste sittliche und soziale Elend wohnt. Diese düstere Seite des Großstadtlebens verdeutlichte aber noch mehr jene eigenartige Sonderausstellung: „Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung".

Diese und ähnliche Züge vereinigen sich zu einem Gesamtbilde, das unter dem Namen „Großstadtleben", „großstädtische Verhältnisse" bekannt ist; sie verleihen zahlreichen modernen Städten ihr Gepräge, die, wenn auch von der Statistik nicht unter den Großstädten einregistriert, für die nationalökonomische Betrachtung doch als solche gelten müssen[1]. Ihre

[1] Die Statistik des Deutschen Reiches versteht unter Großstadt eine Stadt mit mehr als 100000 Einwohnern. Der Nationalökonom, der nicht so ausschließlich mit Zahlen rechnet, wie der Statistiker, muß aber großstädtischen Charakter auch solchen Orten zuerkennen, die vielleicht noch nicht die statistische Großstadtgrenze erreicht haben, die aber großstädtische Verhältnisse, wie die oben geschilderten, aufweisen. Freilich bleibt auch für die ökonomische Beurteilung die große Menschenansammlung das erste und wesentlichste Charakteristikum der Großstadt, aber sie zieht die Grenze nicht so scharf und zahlenmäßig wie die Statistik. Werner Sombart (Der moderne Kapitalismus II 179) meint, bei ungefähr 50000 Einwohnern zeigten sich durchweg großstädtische Verhältnisse, eine Auffassung, die auch im Jahrbuch deutscher Städte zu ihrem Rechte kommt.

Zahl wächst von Jahr zu Jahr, ihre Bevölkerungsziffer nimmt immer mehr zu, ihr Einfluß auf das gesamte Volksleben wird immer größer: eine Tendenz, die früher niemals in dem Maße hervortrat. Sehr begründet ist daher die Frage, wie die modernen Großstädte so rasch und in so großer Anzahl entstehen konnten. Die Antwort ist in ökonomischen Gründen zu suchen und verdient insofern unser erhöhtes Interesse, als ein großes Stück moderner wirtschaftlicher und sozialer Entwicklungsgeschichte in der Großstadt sich sichtbar widerspiegelt. Wer die Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte in einem anschaulichen Bilde studieren will, der studiere die Entstehungsgeschichte der modernen Großstadt. Ihren Werdegang erkennt man deutlicher aus einer Gegenüberstellung früherer städtischer und großstädtischer Verhältnisse mit den heute bestehenden. Wir werden daher nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über Stadt und Großstadt der Vergangenheit Bedingungen und Ursachen der heutigen Großstadt zu untersuchen haben.

I.

Auch die vergangenen Jahrhunderte hatten große Städte, selbst Großstädte im Sinne der heutigen deutschen Statistik. Aber wie wenig zahlreich sind sie, und wie sind sie nach Ursprung und Größe von unsern Großstädten verschieden! Eine kurze Wanderung durch das Altertum und das Mittelalter, bei welcher wir der Führung des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher[1] folgen, wird das des näheren zeigen.

In das graue Altertum führen uns die Namen Babylon und Ninive, Susa und Ekbatana, Theben und Memphis. Wenn uns der Prophet Jonas (3, 3) erzählt, daß Ninive, „die größte Stadt", eine Ausdehnung von drei Tagreisen gehabt, und wenn uns Herodot berichtet, daß Babylons Gesamtumfang 480 Stadien oder nach unserem Maße 88 km betragen habe, so könnten wir da leicht zu der Anschauung gelangen, als ob jene Städte des orientalischen Altertums unsere Großstädte weit überragten. Babylon bedeckte einen Flächenraum von 484 Quadratkilometer, also nahezu achtmal so viel als die Stadt Berlin! Indes wir müssen bedenken: da gab es keine dichtgedrängten Häusermassen, kein vielverschlungenes Straßennetz, keine vier- und mehrstöckigen Häuser, die Dutzende von vielköpfigen Familien beherbergten. In der Mitte ragte die Königsburg empor, selbst eine Stadt für sich, die dem Herrscher, seinen Frauen, seinen Beamten und seinem großen Sklavenheer Raum bot, aber auch für die

[1] Vgl. Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Dresden 1903. Vortrag von K. Bücher 1—33.

Tempel der nationalen Götter Platz hatte. Ringsum wohnten die Freien des Stammes, teils in niedrigen Einzelhäusern, teils in dorfähnlichen größeren oder kleineren Häusergruppen, zwischen denen Äcker und Weiden, Gärten und Obsthaine sich ausdehnten. Es ist klar, daß bei solcher Siedelungsart die Zahl der Einwohner im Verhältnis zu dem ungeheuern Stadtumfange nicht gar zu groß war. Aus der Angabe des Propheten Jonas (4, 11), daß in Ninive „120 000 Menschen gewesen seien, die nicht wußten, was rechts oder links war", schließt Süßmilch auf etwa eine Million Gesamtbevölkerung, Allioli auf 2 Millionen. Ähnlich mag es bei den übrigen orientalischen „Großstädten" gewesen sein. Und wie war die Bevölkerung in die große Stadt hineingekommen? Und wovon lebte sie? — Das despotische Machtwort des Begründers und ersten Beherrschers hatte viele Tausende aus dem Lande in die Hauptstadt zusammengetrieben, um sie im Kriegsfalle sofort aufbieten zu können. Ein Teil von ihnen bebaute die Ackerfläche innerhalb der Ringmauern und lebte davon. Ein sehr großer Teil aber, insbesondere das ganze Heer der höfischen Beamten und Bediensteten, lebte von dem Tribute, den die unterjochten Völkerschaften des Weltreichs der Hauptstadt schuldeten. Dazu brachten die häufigen Kriegszüge unermeßliche Beute herein. Von einer nutzbringenden Produktion der Großstadt für das übrige Reich oder auch nur für die nächste Umgebung gegen Entgelt von ländlichen Produkten war keine Rede. Die Hauptstadt war „ein rein konsumtives Gebilde, der Sammelpunkt von Kriegsbeute und Tributleistungen, der Höhle vergleichbar, nach der das Raubtier seine Beute schleppt." (Bücher.)

Ein erfreulicheres Bild bieten die griechischen Städte. Die verschiedenen griechischen Völkerschaften gelangten früh zu der richtigen Erkenntnis, daß zerstreut Wohnende in den häufigen Kriegen gegen den Feind wehrlos seien, und daß auch ihr politisches Zusammenwirken kein gedeihliches sei, wenn jede Ortschaft ihre Sonderziele verfolgte. Jeder Staat — mit Ausnahme Spartas, dessen Bürger in fünf offenen Dörfern wohnten — erbaute sich daher eine Stadt mit Burg, Tempeln, Straßen und Markthallen. Alle Wohlhabenden und Einflußreichen mußten nun dauernd oder zeitweise in der Stadt leben. Den Landbau gaben sie aber darum nicht auf; jeder gute Bürger ist zugleich ein guter Landwirt, versichert uns Xenophon. Häufig hatte der Stadtbewohner auch außer seinem Hause in der Stadt noch ein solches auf dem Lande, das er in ruhigen Zeitläuften bewohnte. Im übrigen waren ständig auf dem Lande nur eine Anzahl Kleinbauern nebst den Pächtern und Sklaven der reichen Besitzer, die aber auch in unruhigen Zeiten mit Vieh und Habe rasch in die Stadtmauern sich flüchteten. So waren Stadt und Land in Griechenland politisch und wirtschaftlich aufs innigste miteinander verbunden und aufeinander angewiesen. Die Stadt war zudem durch die Größe des zugehörigen Landes, von dem sie ihren Lebensunterhalt bezog, in ihrer Ausdehnung begrenzt. So kam es, daß Griechenland nur kleine Städte besaß. Nach Schmoller[1] hatten die griechischen Städte meist nicht über

[1] Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre I, Leipzig 1901, 258.

2000—10 000 Seelen, aber auch die zugehörigen Landgebiete mit der Stadt hatten meist nicht mehr als 30 000—150 000 Seelen. Nur Athen mochte wohl gegen 100 000 Menschen beherbergen. Athen bezog nämlich schon früher von weither seine Lebensmittel: es trieb — dank seiner günstigen maritimen Lage und seinem prächtigen Hafen — schon früh einen blühenden Handel und hatte sich als Führerin im delischen Seebunde Hunderte von Städten und Inseln tributpflichtig gemacht.

Ähnliche städtische Verhältnisse, wie in Griechenland, treffen wir im Römerreiche an, das bis in die fernsten Kolonien mit Städten von der Größe und Art der griechischen durchsetzt war. Ein bestimmtes Landgebiet gehörte zur Stadt, in der es seine Besitzer und seine sämtlichen Behörden hatte; Stadt und Land bildeten zusammen ein politisches und wirtschaftliches Ganzes. Im Gegensatz zu ihnen hatte sich Rom, die stolze Beherrscherin des weiten Reiches, zur Groß- und Weltstadt aufgeschwungen. Über die Einwohnerzahl Roms ist es freilich schwer ins reine zu kommen: die Schätzungen der Historiker schwanken zwischen 700 000 und 2 Millionen. Dem alten Seneca zwang diese ungeheure Volksmenge berechtigtes Staunen ab. Er schreibt an seine Mutter[1]: „Betrachte doch diese Menschenmenge! Kaum reichen die Häuser der unermeßlichen Stadt für sie aus. Aus Munizipien und Kolonien, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammengeströmt. Einige hat der Ehrgeiz herbeigeführt, andere der Zwang eines öffentlichen Amtes, andere eine ihnen anvertraute Gesandtschaft, andere die Schwelgerei ....., andere das Studium der Wissenschaften, wieder andere die Schauspiele; einige hat die Freundschaft herbeigezogen, andere das Strebertum; einige bieten ihre Schönheit feil, andere ihre Beredsamkeit. Da ist keine Art von Menschen, die nicht in der Stadt zusammenströmten, wo Tugenden und Lastern hohe Preise ausgesetzt sind."

Wir können aus diesen Worten Senecas auf die Entstehung der Weltstadt schließen. Die nach Rom zogen, kamen nicht, um zu arbeiten, sondern um zu genießen, zu konsumieren auf Kosten einer halben Welt, die Rom dienstbar war. Die Reichen lebten von ihren ausgedehnten ländlichen Sklavenwirtschaften, von Erpressungen in den Provinzen, Steuerpachtungen, Wuchergeschäften; die Ärmeren wurden auf Staatskosten mit „Brot und Spielen" versorgt. Im Jahre 46 erhielten 320 000 männliche Personen öffentliche Getreidespenden; das möchte mit Frauen und Kindern nahezu eine Million Proletarier ergeben. Rom hätte diese ungeheure Verproviantierung unmöglich aufrecht halten können, wenn es nicht die Produktion der unterjochten Völker in seinen Dienst gestellt hätte und wenn es nicht den Verkehr mit dem übrigen Reiche so leicht gehabt hätte durch den Seeverkehr am Tiber und das weitverzweigte, in Rom zusammenlaufende Straßennetz. Aber selbst die Hände zu rühren, fiel den Römern nicht ein. Sie lebten von ihrem Herrscherberufe. Einen günstigen Markt für freie Arbeit, die das Brot verdient hätte, gab es in Rom damals nicht. Ländliche wie gewerbliche Arbeit war aufs tiefste verachtet und den Sklaven überlassen.

[1] Cons. ad Helv. 6.

Wir gelangen zum Mittelalter, das als Blütezeit des Städtewesens bekannt ist, vorab in Deutschland und Italien. Allerdings entstanden die deutschen Städte erst spät. Während jahrhundertelang nur Dörfer, Burgen und Klöster mit 50 bis 200 Seelen existiert hatten, trat die städtische Siedelung erst hauptsächlich in der Zeit vom 12. bis 15. Jahrhundert ein. Wir haben uns die mittelalterliche Stadt in ihren ersten Anfängen zu denken als einen mit Mauern und Gräben befestigten Ort[1]. Die Römer hatten, am Rhein und an der Donau vornehmlich, schon solche Kastelle gebaut, wie die alte Colonia Agrippina. Später ummauerte auch der König seine Pfalz, der Bischof seine Kirche, der Abt sein Kloster, der Grundherr seinen Fronhof, um für sich und die Seinigen und für die umliegenden offenen Landorte gegen die häufigen feindlichen Einfälle Zuflucht und Schutz zu haben. Alle dieser Gemeinschaft zugehörigen Orte hatten die Verpflichtung, die Befestigungswerke der Stadt durch gemeinsame Hand- und Spanndienste zu unterhalten und im Kriegsfalle mit gewaffneter Hand zu verteidigen. Dafür hatten sie das Recht, sich mit Weib und Kind und ihrer ganzen Habe, so oft es not tat, hinter den Mauern zu bergen. Anfangs waren die Bewohner dieser „Stadt" hinsichtlich ihrer Beschäftigung in keiner Weise von den Bewohnern des Landes verschieden. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, wie diese; sie benutzten Wald und Weide, Weg und Wasser, wie diese; ihre Wohnungen waren, wie noch heute an der baulichen Anlage vieler alten Städte deutlich zu sehen ist, Bauernhöfe mit Scheunen und Stallungen und weiten Hofräumen dazwischen. Aber ihr Leben erschöpfte sich nicht in der landwirtschaftlichen Tätigkeit. Sie waren ja als eine stehende Besatzung in die Burg gelegt und hatten abwechselnd auf Türmen und Toren den täglichen Wachdienst zu versehen. Der Wachdienst und die Weitläufigkeit der Stadtanlagen erforderten bald eine größere Menschenzahl, und die Stadtmarkung reichte nicht mehr aus, sie zu ernähren. Die Stadt wandte sich um ihren notwendigen Lebensunterhalt an die umliegenden Bauern, die ihren Überschuß an ländlichen Erzeugnissen den Städtern gern zur Verfügung stellten, denn sie erhielten von diesen andere Produkte dafür, gewerbliche Produkte. Die Städter fanden nicht alle wegen des beschränkten städtischen Ackerbodens ausreichende Beschäftigung im Ackerbau; sie wandten sich daher der stoffveredelnden, der gewerblichen Tätigkeit zu und überließen den Bauern die rohstoffgewinnende, die agrarische Tätigkeit. Die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land war allmählich vollzogen: mochte der Städter auch noch seinen Garten und ein paar Stücke Ackerland bebauen, in erster Linie war er doch Handwerker und Gewerbetreibender. Das Gewerbe gab dem städtischen Leben im Mittelalter, wie dem Stadtrecht sein Gepräge. Die Bewohner des umgebenden platten Landes aber lebten fast ausschließlich agrarischer Tätigkeit. Handwerk gab es hier höchstens für den eigenen Hausbedarf, sonst äußerst selten; häufig war dazu den Bauern das Handwerk vertragsrechtlich untersagt, um es den Städtern allein zu sichern.

[1] Vgl. K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft[2], Tübingen 1898, 88 ff.

So war aus der Burg die Stadt mit dem Markt, aus dem Burgrecht das Markt- und Stadtrecht hervorgegangen[1]. Zuweilen hatte aber auch ein Dorf sich allmählich zum Marktort und zur Stadt erweitert. Sicher war der Markt und das, was den Markt füllte, das städtische Gewerbe und die ländliche Arbeit, für die mittelalterliche Stadt wesentlich. In ihrem Entstehen und auch in ihrem Fortbestande war die Stadt auf das Land angewiesen, wie dieses auf jene. Auch im Mittelalter lebte die Stadt vom Lande, aber in ganz anderer Weise, als im Altertum. Bei den Griechen und Römern sowohl, als bei den orientalischen Völkern war die Stadt nur Empfängerin von Gaben dem Lande gegenüber. Was das Land hervorbrachte, floß zum größten und besten Teil in die Stadt, ohne daß diese dafür etwas herausgab. In der antiken Stadt wohnten die Grundbesitzer, welche die Erträgnisse der Arbeit von Zinsbauern und ländlichen Sklaven sich in die Stadt bringen ließen, oder aber es waren despotische Herrscher in der Stadt, welche die unterdrückten Stämme zu jährlichem Tribut zwangen. Die Arbeit, ländliche wie gewerbliche, war dem antiken Städter ein illiberalis et sordidus quaestus (Cicero). Das wurde anders im Mittelalter. Stadt und Land teilten sich jetzt in die Arbeit. Wenngleich die Stadtbewohner auch größerer Freiheit sich erfreuten, als die im allgemeinen unfreien Bauern, wirtschaftlich standen sie sich doch als Tauschparteien gegenüber, welche die Erzeugnisse ihrer eigenen Arbeit zu Markte trugen. Zur festgesetzten Stunde begegneten sich Bürger und Bauer auf dem städtischen Markte und tauschten gegeneinander aus, was ihr Fleiß hervorgebracht: dieser seine ländlichen Produkte, jener die Erzeugnisse aus seiner Werkstätte. Die Stadt war nicht mehr bloß Konsumtionszentrum wie im Altertum. Auch die Städter lebten jetzt von ihrer Hände Arbeit. Diese war nicht mehr Sklaven und Bauern überlassen, sie war jetzt auch „des Bürgers Zierde". In dieser völligen Verschiebung der Erwerbstätigkeit zwischen Stadt und Land ist deutlich der segensvolle Einfluß des Christentums zu erkennen, das durch die Lehre und das Beispiel des im Gewande des Arbeiters erscheinenden Gottessohnes der von Gott gewollten Arbeit nach jahrhundertelanger Verachtung ihre Ehre zurückgegeben, sie in die Städte eingeführt und so auch das Verhältnis zwischen Stadt und Land auf eine neue, menschenwürdige Basis gestellt hat.

Diese gegenseitige Abhängigkeit zwischen Stadt und Land im Mittelalter war natürlich auch für das Wachsen der Städte von ausschlaggebender Bedeutung. Wenn wir eine Karte des alten deutschen Reichs zur Hand nehmen, so erblicken wir das ganze Land in Abständen von 4 bis 5 Wegstunden im Süden und Westen, von 7 bis 8 Stunden im Norden und Osten mit Städten übersät. Nicht alle haben die gleiche Bedeutung gehabt. Aber die meisten waren doch, zur Zeit ihrer Blüte wenigstens, die Mittelpunkte von abgerundeten Wirtschaftsgebieten, die sich durch Arbeitsteilung selbst versorgten und sich selbst genügten. Die Stadt hatte sich das Land im Umkreise von mehreren Meilen

[1] Vgl. R. Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens, Leipzig 1890.

vertragsmäßig verpflichtet, nur auf ihren Markt die agrarischen Produkte abzuliefern und alle gewerbliche Tätigkeit den Städtern zu überlassen. Dies Verhältnis wurde durch das kaiserliche Privileg, welches das Stadtrecht verlieh, noch befestigt. Eine solche wechselseitige wirtschaftliche Abhängigkeit zog natürlich dem Anwachsen der Stadt bestimmte Grenzen. Sie durfte nur so viel Menschen in ihren Mauern dulden, als das angegliederte agrarische Wirtschaftsgebiet ernähren konnte. Drängten über diese Grenze hinaus Menschenmassen in die Stadt, so erschwerte der städtische Rat die Erlangung des Bürgerrechts oder schloß die gewerblichen Zünfte. *Großstädte* im Sinne der heutigen Statistik haben wir daher in dieser Zeit *nicht* zu suchen. Die sprichwörtlich gewordene Blüte vieler mittelalterlichen deutschen Städte darf uns also nicht verleiten, den Größenmaßstab moderner aufstrebender Städte an sie anzulegen. Bis vor kurzer Zeit hat man ihre Größe außerordentlich überschätzt. Jetzt hat eine genaue, umfangreiche Forschung uns belehrt, daß vor 1400 wohl nur die durch den Wasserverkehr begünstigten Städte Köln und Lübeck etwa 30 000 Seelen überschritten, gegen 1600 vielleicht noch einige andere Städte einer solchen Zahl nahekamen, daß die angesehensten und reichsten Städte ohne Wasserverkehr sich zwischen 5000 und 25 000 Einwohnern bewegten. Nürnberg hatte etwa 20 000, Augsburg 18 000, Frankfurt a. M. 9000—10 000, Leipzig 4000 Einwohner[1].

Wir dürfen das Mittelalter nicht verlassen, ohne auch der *italienischen Städte* wenigstens kurz gedacht zu haben. Rom hat seinen Glanz und seine Größe aus dem Altertum bis ins Mittelalter und darüber hinaus bewahrt. Es war der Sitz der Päpste und die Hauptstadt der Christenheit, das Ziel zahlloser Wallfahrten und glänzender Heereszüge von Fürsten. Rom war die einzige Stadt im Mittelalter, die einen unausgesetzten regen Verkehr mit allen Kulturländern unterhielt: ein Vorzug, welcher der Stadt auch wirtschaftlich sehr zu gute kam, so daß sie, wie die angesehenste, so auch eine der mächtigsten und größten Städte blieb. Zu einer hervorragenden Blüte haben es die Städte in der Lombardei gebracht. Sie brauchten meist nicht erst neu zu erstehen, sondern entwickelten sich aus den Resten antiker römischer Städtebildungen. Im übrigen war das Verhältnis von Stadt und Land hier in ähnlicher Weise geregelt, wie im deutschen Stadtrecht. Aber das Land war hier, in der von Natur so reich gesegneten und durch die zahlreichen Wasserrinnen so sehr begünstigten Potiefebene, weit ergiebiger als anderswo und konnte mehr Menschen in der Stadt ernähren. Die Stadt hatte sich das umgebende Landgebiet vielfach nicht bloß, wie in deutschen Landen, wirtschaftlich angegliedert, sondern ihrer Herrschaft vollständig unterworfen. Der Adel, der in Deutschland vielfach im Besitz des Landes war und durch häufig erneute Angriffe die Stadt schwächte, war der italienischen Stadt eingegliedert und hatte selbst das größte Interesse an dem Gedeihen seiner Stadt. So kam es, daß die italienischen Städte sich viel rascher und ungehinderter entwickelten, als die deutschen, und daß z. B. im Jahre 1338 Florenz auf 90 000 Seelen

[1] Vgl. *Schmoller*, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 266.

geschätzt wurde, und daß Mailand die Zahl von 60 000 Einwohnern schon überschritten hatte zu einer Zeit, da die größten deutschen Städte höchstens 30 000 Menschen zählten.

Die beiden Seestädte *Venedig und Genua* verdanken ihr rasches Wachstum dem levantinischen Handel, der infolge der Kreuzzüge einen neuen Aufschwung nahm. Beide gelangten zu einer gebietenden Stellung, so daß Genua Königin des Mittelmeeres, Venedig Königin der Adria sich nennen durfte. Burckhardt gibt Venedig 1422 190 000 Einwohner! In gewaltigen Kriegen maßen sich die beiden Stadtrepubliken, welche die Handelskonkurrenz in der östlichen See zu erbitterten Feindinnen machte, bis der Glanz von beiden langsam erlosch, als neue Seewege den Handel allmählich auf den Atlantischen Ozean hinüberlenkten.

II.

Die flüchtige Wanderung durch die alten und mittelalterlichen Städte hat uns über den notwendigen Zusammenhang von Stadt und Land schon hinreichend belehrt und die Richtigkeit des oft zitierten Ausspruchs von Adam Smith dargetan: „Das Überschußprodukt des Landes allein liefert die Subsistenzmittel für die Stadt, welche daher nur wachsen kann im Verhältnis zum Wachsen dieses Überschußprodukts.“[1] Wenn nun *seit etwa einem halben Jahrhundert* in den meisten Kulturländern ungeheure Menschenmassen zu den Städten sich drängen und Großstädte entstehen an Plätzen, wo vor wenigen Jahrzehnten noch elende Dörfer standen, so muß auch das Überschußprodukt des Landes, von dem die Stadt lebt, intensiv oder extensiv schnell gewachsen sein, d. h. entweder muß das Land durch verbesserte Betriebsmethoden mehr Nahrungsmittel hervorbringen, oder aber das für die Stadt produzierende Land muß ins Ungemessene gewachsen sein. Beides ist der Fall in der Neuzeit, und beides müssen wir als notwendige *Bedingungen für das Entstehen der modernen Großstädte* bezeichnen.

In den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts ging der deutsche Landwirt vom Dreifeldersystem zur Fruchtwechselwirtschaft und überhaupt zu intensiveren Wirtschaftsmethoden über und gewann dem Boden durch rationellere Bebauung viel mehr Früchte ab, konnte also auch an die Stadt mehr abgeben. Was aber noch viel wichtiger war: die Stadt war mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts weder rechtlich noch tatsächlich an ihr ehemaliges ländliches Unterhaltsgebiet gebunden. Die Beseitigung der inneren Zölle und die Schöpfung großer einheitlicher Zollgebiete ermöglichten ihr den Verkehr mit weiten Strecken des eigenen Landes, deren Produkte sie früher kaum gekannt, die Erfindung und

[1] Ad. Smith, Wealth of Nations, Book 3, Ch. 1.

stetige Verbesserung neuer Transportmittel, wie Dampfschiff und Eisenbahn, erleichterten diesen Verkehr und bahnten auch immer neue Wege ins Ausland und in überseeische Länder an, deren jungfräulicher, höchst ergiebiger Boden jetzt der ganzen Welt zu nutze kam. So kamen auf den städtischen Markt zu den heimischen Produkten aus der nächsten Umgebung die Erzeugnisse einer halben Welt, die natürlich für eine viel stärkere städtische Bevölkerung als früher genügenden Nahrungsspielraum boten.

Es ist in dieser Hinsicht interessant zu sehen, wie gering beispielsweise in Paris der von der Stadt und ihrer höchst fruchtbaren Umgebung gelieferte Anteil an den in Paris verbrauchten Nahrungsmitteln ist, und wie ausgedehnt anderseits ihr tatsächliches Unterhaltsgebiet ist[1]. Nur wenige Prozent hat Paris mit seiner nächsten Umgebung zur Versorgung seiner Bevölkerung mit Fleisch beigetragen, während es umgekehrt kaum ein Departement gibt, das nicht sein Scherflein beigesteuert hätte. Und zwar kommen hier nicht so sehr die nächstgelegenen, als vielmehr die im fruchtbaren Südwesten sich hinziehenden Departements Maine-et-Loire, Loire-Inférieure und Vendée in Betracht. Algier bringt allein weit über $^3/_4$ der benötigten Schafe herbei. Den Bedarf an Fischen und andern Wassertieren deckt zum vierten Teil das Ausland: Belgien und Holland, England und Deutschland, Spanien und Italien sind vorzugsweise die Lieferanten. Sehr ausgedehnt ist auch das Bezugsgebiet von Geflügel und Wildpret, wovon das Ausland (Deutschland, Österreich, Italien, Belgien, Holland, Rußland, Skandinavien, Spanien, Türkei) rund $^1/_{18}$ beschaffte. Denken wir außerdem an die in Paris massenweise benötigten Kolonialwaren, an die englische Kohle und die amerikanische Baumwolle, die auch an der Seine ihre Verwertung finden, so zeigt sich ganz augenscheinlich, daß Paris mit seiner fruchtbaren Umgebung nicht im entferntesten den Bedarf an Lebensmitteln deckt, daß vielmehr das ganze Land, Europa, ja die ganze Welt zu diesem Ende in Kontribution gesetzt wird. Ähnliche Beispiele ließen sich beliebig vermehren zum Beweise dafür, daß die Großstädte groß werden auf Kosten der ganzen Welt, und daß der freie und leichte Verkehr mit ihr eine Bedingung ist für das Entstehen, wie für das Wachstum der Großstadt.

Dem leichten Warenverkehr muß eine Erleichterung des Menschenverkehrs entsprechen, wenn die Großstadt so rasch und so stark sich bevölkern soll. *Freizügigkeit und Niederlassungsfreiheit* müssen wir daher als *dritte Bedingung* der Großstadt noch beifügen. Die alten Erwerbs- und Niederlassungsbeschränkungen paßten ebensowenig zu den freiheitlichen Ideen des 18. Jahrhunderts, als zu den erstaunlichen produktions- und verkehrstechnischen Fortschritten. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit wurden eingeführt. Und erst als der Bauer nicht mehr an die Scholle und der Bürger nicht mehr an die Zunft gebunden war, als

[1] Nach dem Annuaire statistique de la ville de Paris, XXIe année, 1900.

mit der mittelalterlichen Stadtmauer auch die alten rechtlichen Schranken gefallen waren, erst da waren die Schleusen geöffnet für den durchs ganze Land auf- und abwogenden Bevölkerungsstrom, der sich in den Großstädten staute.

Zu solchen für die Großstadtbildung höchst günstigen rechtlichen Veränderungen kam das rasche und andauernde Wachsen der Bevölkerung, das niemals früher in dem Maße hervortrat, wie in den letzten 200 Jahren.

Leider liegt genaues statistisches Material in dieser Hinsicht erst seit etwa einem Jahrhundert vor. Wenn wir der Schätzung Schmollers[1] folgen, so mochte das Deutsche Reich (heutigen Umfangs) im Jahre 1620 auf etwa 15 Millionen angewachsen sein; 1700 (nachdem die Bevölkerungszunahme durch den Dreißigjährigen Krieg bedeutend gehemmt war), hatte es eher noch weniger; 1800 hatte es 22—24 Millionen; 1824 zählte man 24, 1850 35 Millionen, 1895 52 und 1900 endlich 56,3 Millionen. Diese rasche Volksvermehrung um das $2^1/_2$fache innerhalb eines Jahrhunderts erzeugte naturgemäß nicht bloß eine größere Volksdichtigkeit im ganzen Lande, es lag jetzt nahe, daß große Menschenmassen an Orten, wo Erwerb und Konsum besonders günstige Aussichten hatten, sich anhäuften.

Wollen wir nun außer den objektiven Bedingungen auch den Ursachen der Großstadtbildung nachgehen, so haben wir diese offenbar zu suchen in den Motiven, welche die Bevölkerung massenweise bewegen konnten, in den großstädtischen Zentren ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Denn soziale Erscheinungen kann man nie, wie der Sozialismus es möchte, rein materialistisch erklären; sie sind in ihrem letzten Grunde zurückzuführen auf freie Entschließungen der sozialen Einzelwesen, der Menschen.

Diese zur Stadt hindrängenden Motive sind natürlich vielerlei. Der im frühen Mittelalter schon mancherorts einsetzende und in der Neuzeit durch die modernen Verkehrsmittel neubelebte Handel gab gewissen Städten einen Vorzug vor andern. Aber mochte der Handel noch so viele Waren in die Stadt bringen, sehr große Bevölkerungsmassen konnte er nicht hereinziehen. Denn die Handelsprofitrate war durchweg doch so niedrig, daß schon ungeheure Warenmengen umgesetzt werden mußten, um einen beträchtlichen Wert in der Stadt als Gewinn und damit als Unterhaltsstoff für die städtische Bevölkerung zurückzulassen. Das, „was hängen blieb", was „verdient wird", pflegt bekanntlich im umgekehrten Verhältnis zu dem gehandelten Wertquantum zu stehen. Eigentliche Handelsgroßstädte, die nur oder vornehmlich dem Handel ihren Großstadtcharakter verdankten,

[1] Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 171.

hat es darum auch nur sehr wenige gegeben. Die blühendsten Handelsstädte Englands im 18. Jahrhundert, wie Exeter, Lyne, Norwich, Yarmouth, haben es nur auf 30000—40000 Einwohner gebracht.

Konzentrierend wirkte für einen Teil der Bevölkerung auch der absolutistische Fürstenstaat. Im Gegensatz zum alten deutschen Reiche, das eine eigentliche Hauptstadt nicht gekannt hatte und den einzelnen Städten eine weitgehende Autonomie überließ, erhob die moderne, alles mehr zentralisierende Fürstengewalt eine Stadt zur Haupt- und Residenzstadt, stellte dort einen Stab von Beamten und Unterbeamten auf, legte ein stehendes Heer hinein und zog auf diese Weise auch immer mehr Gewerbetreibende und Kaufleute herein. Dazu kam die „Urbanisierung des Landadels", der, auf dem Lande allmählich reich geworden, in die Fürstenstadt zog und diese im Verein mit dem Hofe und den Höflingen zur Konsum- und Luxusstadt machte: ein neuer Grund für die Handels- und gewerbliche Bevölkerung, nach der Hauptstadt zu ziehen. So erklärt W. Sombart[1] die beiden Großstädte des 18. Jahrhunderts, Paris und London, welche die vornehmsten Sitze zentralistischer Königsgewalt waren. So kann aber unmöglich das ganze neue Phänomen des 19. Jahrhunderts erklärt werden, das außer der Hauptstadt in rascher Aufeinanderfolge im ganzen Lande Großstädte entstehen sah. Und damit kommen wir zur wirksamsten großstadtbildenden Ursache der neuesten Zeit.

Wir haben diese zweifelsohne zu suchen in der modernen Fabrikindustrie, bzw. in dem unwiderstehlichen Zuge, den diese auf die breiten erwerb- und nahrungsuchenden Bevölkerungsmassen ausübt. Ein Blick auf die neueren Kulturstaaten zeigt uns, daß die Großstadtbildung parallel voranschreitet mit der großindustriellen Entwicklung.

Vor 100 Jahren hatte im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs nur eine Stadt mehr als 100000 Einwohner, Berlin, und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Um die Mitte des Jahrhunderts setzte die Großindustrie in Deutschland ein und machte in den letzten drei Jahrzehnten Riesenfortschritte. Ähnliches sehen wir in der Großstadtbildung während desselben Zeitraumes. 1850 war die Zahl der Städte mit mehr als 100000 Einwohnern auf 5 gestiegen; 1870 gab es ihrer 8, und nun ging es mit Riesenschritten vorwärts: 1880 gab es 15, 1890 26 und 1900 33. Die großstädtische Entwicklung in den letzten 30 Jahren bringen folgende der deutschen Reichsstatistik entlehnte Ziffern treffend zum Ausdruck:

[1] Der moderne Kapitalismus II, Leipzig 1902, 198 ff.

Jahr.	Zahl der Großstädte.	Gesamtbevölkerung der Großstädte.	Anteile der Großstadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung des Reichs in %.
1871	8	1968000	5,34
1875	13	2908000	6,81
1880	15	3580000	7,90
1885	21	4462000	9,51
1890	26	6258000	12,47
1895	28	7261000	13,83
1900	33	9209000	16,36

Im Jahre 1850 fiel auf 38, 1870 auf 20, 1880 auf 13 Deutsche ein Großstädter; 1890 war aber schon jeder achte, und 1900 jeder sechste Deutsche ein Großstädter.

Gleiche Entwicklungstendenzen lassen die übrigen westeuropäischen Länder erkennen, am meisten und am frühesten aber *England*, das ja bekanntlich infolge seiner epochemachenden Erfindungen in der Technik zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem Kontinente auch in der industriellen Entwicklung voraus war. Die folgende Tabelle zeigt das Anwachsen englischer Groß- und Mittelstädte seit dem Beginn des Jahrhunderts. In England und Wales lebten von 100 Personen:

im Jahre	in London	in andern Großstädten	in Städten von 20000—100000 Einw.
1801	9,73	0	7,21
1821	10,20	3,27	7,35
1841	11,75	6,52	10,63
1861	13,97	11,02	13,22
1881	14,69	14,91	18,40
1891	14,52	17,30	21,76

Also auch in England während des ganzen Jahrhunderts eine wachsende Agglomeration in den Städten, Groß- wie Mittelstädten, aber in jenen geht das Wachstum viel rascher voran, als in diesen.

Ähnliche Bevölkerungserscheinungen zeigen *Frankreich*, *Belgien*, *Österreich*. W. Sombart gibt für die Gesamtbevölkerung der westeuropäischen Staaten während des 19. Jahrhunderts folgende Approximativzahlen an: Während die Gesamtbevölkerung von 120 auf 280 Millionen stieg, wuchs die großstädtische Bevölkerung im selben Zeitraum von $3^1/_2$ auf 36 Millionen und der Anteil der großstädtischen an der Gesamtbevölkerung von 3 auf 13 %. — In Wirklichkeit aber ist die Großstadtbevölkerung noch höher anzunehmen, als die Statistik uns belehrt. Die Statistik behandelt jede politisch abgegrenzte Großstadtgemeinde getrennt für sich, mag sie auch noch so innig mit ihren Vororten und Nachbarstädten zusammenhängen, mit denen sie ein politisches und wirtschaftliches Ganze bildet. Der nationalökonomische Beobachter aber wird z. B. Berlin nicht als eine Stadt von weniger als 2 Millionen Einwohner betrachten, sondern statt

dessen Groß-Berlin mit seinen Vorstädten Charlottenburg, Rixdorf, Schöneberg u. a. als eine Stadt mit mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen ins Auge fassen. Ebenso entspricht der Stadt Paris mit $2\frac{1}{2}$ Millionen ein Groß-Paris mit etwa 4 Millionen.

Auch *außerhalb Europas* haben die Länder eine ähnliche Volksverschiebung nach den Großstädten erfahren, soweit Industrie und Kapitalismus dort ihren Einzug gehalten haben. Die australischen Kolonien, und unter ihnen am stärksten Neu-Seeland, haben in den letzten 50 Jahren eine ähnliche Großstadtentwicklung gehabt, wie England. In der nordamerikanischen Union ist innerhalb der letzten 100 Jahre der Anteil der städtischen an der ganzen Bevölkerung von 4 auf 29 % gestiegen. In Japan wuchs während des Jahrzehnts 1881—1890 die Bevölkerung insgesamt um 11 %, in sechs Großstädten dagegen um 51 %.

In Britisch-Indien dagegen, wo trotz alles englischen Einflusses Kapitalismus und Industrie keinen günstigen Boden gefunden haben, lebten im Jahre 1891 erst 9,48 % der Gesamtbevölkerung in Städten, in gewissen Gebieten noch weniger, z. B. in der Provinz Bengalen 4,82 %.

Dieser auffallende *Parallelismus zwischen Großstadtbildung und Industrie* deutet auf einen *ursächlichen Zusammenhang* hin, und es ist nicht schwer, diesen zu erklären[1]. Solange die Industrie noch in der Form des Verlagsystems auftrat, das die Arbeit in die Häuser der abhängigen Lohnarbeiter, in verschiedene Dörfer und über das ganze Land hin verteilte, lag noch kein Anlaß vor zu großen Menschenanhäufungen. Solange die Industrie zu großen Kraftwirkungen nur die Naturkräfte benutzen konnte, solange sie an die Wasserläufe des Landes und die großen Holzbestände der Wälder gebunden war, war sie mit ihren Arbeitern über das ganze Land verteilt. Als aber das Verlagsystem zum Fabriksystem auswuchs, das immer mehr Menschen an eine Arbeitsstätte und unter eine gemeinsame Kontrolle zusammenzog, als vollends Dampf und Elektrizität die Fabrik von den natürlichen Standorten loslöste, da konzentrierte sich die Industrie mehr und mehr und zog nach sich die Menschen, denen sie Arbeit und Brot verschaffte.

Eine mäßig große Fabrikanlage ist schon im stande, innerhalb kurzer Zeit eine Ortschaft mit vielen Arbeiterwohnungen in nächster Nähe entstehen zu lassen. Die Fabrik hat nun das Bestreben, ihren Betrieb möglichst auszudehnen; die Produktionsfähigkeit wächst ja mit der Erweiterung des Betriebes. Anderseits übt die Fabrik Anziehungskraft auf andere Industrien aus. Das gilt zunächst von Hilfsindustrien, namentlich von Maschinenbau- und Reparaturanstalten.

[1] Vgl. W. *Sombart*, Der moderne Kapitalismus II 205 ff, und: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze. Vortrag von H. *Waentig* 155 ff.

So ist die Entwicklung der Züricher Maschinenfabrikation eine Folge der dortigen Spinnerei, diejenige von Pirmasens eine Folge der dortigen Schusterei. Andere Industrien schließen sich ihrer Natur nach an den Produktionsprozeß einer bestehenden Industrie an und führen ihn weiter fort. So gliedert sich an den Hochofen Walzwerk und Gießerei, an die Weberei Bleicherei und Färberei an. Um den immer mehr sich verdichtenden Industriekern aber gliedert sich in raschem Wachstum die moderne Stadt an, die außer den Fabrikarbeitern städtische und industrielle Beamte, Kaufleute und Angehörige freier Berufe beherbergt. So hat in Nordamerika innerhalb weniger Jahrzehnte die Industrie Großstädte hervorgezaubert an Plätzen, wo vor einem Menschenalter noch friedliche Farmen lagen: hier ist die Industrie tatsächlich Städtegründerin gewesen. In Deutschland hat sie aus unbedeutenden Landstädten in verhältnismäßig kurzer Zeit Großstädte geschaffen. Als Typen dieser Entwicklung mögen genannt werden Dortmund, das von 7620 Einwohnern im Jahre 1849 auf 142418 im Jahre 1900 anwuchs, und Essen, das im selben Zeitraum von 7175 auf 118863 stieg.

Abgesehen von der Konzentrationstendenz der Industrie bewogen noch verschiedene andere Gründe den Unternehmer, die Stadt und speziell die Großstadt als Standort industrieller Tätigkeit zu wählen. Hier war er in der Nähe von Handels- und Kreditunternehmungen, die ihm für seine Betriebsamkeit immer mehr unerläßlich wurden. Hier war er sicher, qualifizierte Arbeiter, ja auch wissenschaftliche und technische Hilfskräfte zu finden. Aber auch das Angebot besonders billiger Arbeitskräfte zog neue Etablissements in die Stadt. Mit der stetig wachsenden Zahl der Fabrikarbeiter in der Stadt vermehrten sich auch die Frauen und Kinder. Und als die Not auch diese mehr und mehr in die Fabrik trieb, vermehrten sich die Arbeitskräfte rasch und — verbilligten sich: ein günstiger Markt für den Menschenhände suchenden Unternehmer.

Die Industrie mit ihren neuen Kraftmaschinen schien anfangs alle Menschenarbeit ersetzen zu wollen. Aber bald zeigte sich, daß sie der Menschen erst recht bedurfte, und so rief sie denn alles in die Großstadt in ihren Dienst. Ihr Ruf wurde um so eher gehört, als die Landwirtschaft, die mit der Industrie nicht im entferntesten gleichen Schritt gehalten hatte, nicht so hohe Löhne zahlte wie jene; und so entsprach gar bald dem Zuge in die Stadt die Flucht vom Lande; „das Wachstum der Industrie rückte die Landarbeiter zum Teil von ihrer gewohnten Stelle, an der sie nichts festhielt als das Interesse derjenigen, welche von ihrer Hilflosigkeit Nutzen zogen“ [1]. Freilich spielten bei dem Zuge in die

[1] K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft[2] 394.

Stadt neben der Aussicht auf bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, neben dem Erwerbstrieb auch andere Bestimmungsgründe mit: der äußere Glanz des Stadtlebens, die teils wirkliche, teils vermeintliche größere Freiheit des Städters, das gesellige Leben und die Vergnügungen in der Stadt: das alles übte einen unwiderstehlichen Zauber auf die schlichten Landbewohner aus, so daß sie in großen Massen vom Lande abwanderten, zunächst meistens in die Kleinstädte, von diesen in die Mittel- und Großstadt. Aber der wirksamste Trieb blieb doch die Aussicht auf besseren Erwerb.

Daß die Bevölkerungsverschiebung in den letzten Jahrzehnten in der angegebenen Weise vor sich gegangen ist, darüber läßt uns ein statistischer Vergleich zwischen Stadt und Land nicht im Zweifel. Während in früheren Zeiten Stadt und Land meist gleichmäßig in ihrer Volksvermehrung voranschritten, häufig sogar das Land die Stadt überholte (so hatte in der Kurmark 1748—1786 das platte Land jährlich um 1,23, die Städte um 0,48 % zugenommen), zeigt die deutsche Reichsstatistik für die letzten Jahrzehnte eine ganz andere, vielfach gerade entgegengesetzte Bewegung. Nach dem Statistischen Jahrbuch war in den Jahren 1871, 1885, 1900 die Bevölkerung in folgender Weise auf Stadt[1] und Land verteilt:

	1871	1885	1900
Stadtbewohner . . .	14 790 798 = 36,1 %	20 478 777 = 43,7 %	30 633 075 = 54,3 %
Landbewohner . . .	26 219 352 = 63,9 %	26 376 927 = 56,3 %	25 734 103 = 45,7 %

Die Landbewohner haben also nicht bloß relativ, sondern auch nach ihrer absoluten Zahl in der letzten Zeit abgenommen, während die Städte (und unter ihnen am meisten die Großstädte) in stetigem Wachstum begriffen waren. Den ganzen Bevölkerungsüberschuß vom Lande und noch darüber haben die Städte aufgesogen. Und welche städtischen Berufszweige haben den ländlichen Zuwanderungsstrom aufgenommen? Ein Blick in die Berufsgliederung der Großstädte gibt uns die Antwort darauf.

Nach der Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich vom Jahre 1895 entfallen nicht weniger als 50,3 % der großstädtischen Erwerbstätigen auf die Industrie, ja in der Hälfte der Großstädte noch erheblich mehr. Am stärksten ist der industrielle Typus ausgebildet in Barmen mit 74,5 %, demnächst in Krefeld mit 67,2 %, in Chemnitz mit 67,0 % und in Elberfeld mit 65,8 %. Die zweitgrößte Klasse der Erwerbstätigen in der Großstadt ist im Handel und Ver-

[1] Unter Stadt verstehen wir hier mit der deutschen Statistik einen Ort mit mehr als 2000 Einwohnern.

kehr beschäftigt; 24 % verdanken diesen Berufszweigen ihren Unterhalt. Es wird aber mit Recht in den Statistiken hervorgehoben, daß mindestens $^2/_3$ der mit Handel und Verkehr Beschäftigten von der Versorgung der Industriellen zehren und daß auch von den übrigen Berufsgruppen ein nicht geringer Bruchteil aus derselben Quelle sein Einkommen bezieht, sodaß etwa $^2/_3$ der Stadtbevölkerung direkt oder indirekt von der Industrie leben. *Die Industrie also hat der zuströmenden Landbevölkerung vorwiegend Beschäftigung gegeben und sie in die Großstadt gezogen.*

Und wie die Flucht vom Lande die Großstadt erzeugt hat, so ist sie es auch, die das *fortwährende Wachstum* ermöglicht. Die Großstädte wären nicht imstande, durch natürliche Bevölkerungszunahme in dem Grade anzuwachsen, den die Ziffern uns anzeigen; ja sie erweisen sich als unfähig, aus eigener Kraft die einmal erlangte Bevölkerungsgröße zu behaupten. In den Städten nehmen die Altersklassen vom 20. bis 40. Lebensjahre einen verhältnismäßig viel breiteren Raum ein, als auf dem Lande. Die Menschen wandern eben in dem Alter in die Industriegegend ein, in dem sie zur Arbeit am rüstigsten sind. Dies sind aber auch zugleich jene Jahre, in denen die Menschen für gewöhnlich zur Ehe schreiten. So kommt es, daß die Heiratshäufigkeit in der Großstadt größer ist, als im übrigen Reich. Nun sollte man doch erwarten, daß dementsprechend auch die Geburtenziffer in den Städten eine höhere sei. Doch gerade das Gegenteil trifft zu: während 1900 im ganzen Reiche auf je 1000 Einwohner 36,8 Geburten fallen, ist in 27 Großstädten die Geburtenziffer eine niedrigere, in Berlin ist sie sogar auf 27,7 ‰ gesunken[1]. Dies Resultat gibt in erster Linie zu denken für den Moralstatistiker, ist aber auch für die nationalökonomische Beurteilung wichtig. Wenngleich die Sterblichkeit in den Städten geringer ist, als auf dem Lande, — was im Zusammenhange steht mit dem Vorwiegen der kräftigeren, der Sterbegefahr weniger ausgesetzten Altersklassen in der Stadt —, so würde doch infolge der niedrigen Geburtenzahl die großstädtische Bevölkerung, auf ihre natürliche Zunahme angewiesen, zusammenschmelzen. Zwar wird dieser Satz nicht von allen zugegeben. Es ist bis heute viel und heftig gestritten worden zwischen solchen, welche die Großstadt den kinderverschlingenden Kronos, den Moloch unserer Tage schelten, der grausam Opfer über Opfer an Menschen fordert, und solchen, die der Großstadt eine mehr als hinreichende Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit zusprechen.

[1] Nur in sechs Großstädten war die Geburtenziffer höher als im Reiche, unter denen Dortmund mit einer Geburtenzahl von 44,2 ‰ voransteht.

Es möge hier genügen, für unsere Annahme auf zwei der bedeutendsten deutschen Statistiker hinzuweisen. A. Boeckh[1] hat für Berlin in den Perioden 1886—1890 und 1891—1895 ziffernmäßig nachgewiesen, daß ohne Zuzug die Bevölkerung abnähme. Und Georg von Mayr fügt diesem Resultat hinzu: „Im ganzen wird es wohl dabei bleiben, daß jedenfalls die größten der Großstädte aus eigenem Nachwuchs nicht einmal auf dem Niveau der errungenen Bevölkerungsgröße sich zu erhalten vermögen."[2]

Das Land ist also, wie für die gesamte nationale Kraft, so insbesondere für die Lebenserhaltung der Großstadt der immer sprudelnde Jungbrunnen, und die Großstädter haben, mehr noch wie die übrigen Deutschen, Anlaß zu sagen: „Unsere Zukunft liegt auf dem Lande!"

Die bisherigen Erörterungen geben zum Teil die Antwort auf die oft gestellte und jedem Stadtbesucher unwillkürlich sich aufdrängende Frage: Wie lange wird es noch weitergehen mit dem Wachstum unserer Großstädte? Und welche machtgebietenden Verhältnisse werden dem Wanderstrom vom Lande in die Stadt Schranken setzen? — In dem Grade, als das Land in stand gesetzt wird, seine immer wachsende Bevölkerung zu beschäftigen und zu ernähren und zur anziehenden Heimat zu werden, und die großstädtische Industrie aufhört, den Landbewohnern neue Vorteile zu bieten, wird der seit einem halben Jahrhundert wogende Wanderstrom in seiner Stärke abnehmen. Private Anregung und Organisierung wie staatliche Maßnahmen arbeiten nun neuerdings immer mehr darauf hin, die wirtschaftliche und soziale Lage der Landbewohner zu heben, insbesondere Lohnbedingungen und Wohnungswesen besser zu gestalten, und den Landleuten mehr und mehr jene Vorteile und Genüsse zu verschaffen, die moderne gesellige und Wohlfahrts-Einrichtungen der Stadt bieten. Zweifelsohne werden derartige Bestrebungen einer Entvölkerung des flachen Landes Einhalt tun. — Dann darf man auch berechtigte Zweifel hegen darüber, ob die städtische Industrie fortfahren wird, dieselbe Anziehungskraft, wie bisher, auf das Land auszuüben. Zugegeben selbst, daß ihre Produktionsfähigkeit noch wachse, so sind doch bei der Unsicherheit des Weltmarkts Beschränkungen des Absatzgebietes und wirtschaftliche Krisen nicht ausgeschlossen, wie die Depression seit 1900 in verschiedenen Branchen hinreichend gezeigt hat. Dazu kommt noch eine

[1] Berliner Statistisches Jahrbuch, 24. Jahrg. 1899, 57 ff.

[2] Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze. Vortrag von G. v. Mayr 136.

Erscheinung, die in Nord-Amerika schon in recht großem Umfange, bei uns auch schon in gewissen Ansätzen beobachtet wurde: die Abwanderung der Industrie aus den Großstädten.

In dem Zeitraum von 1890 bis 1900 hat sich die Bevölkerung in den 100 größten Städten der Union zwar stärker vermehrt, als im übrigen Lande, aber ihr prozentueller Zuwachs an industriellen Etablissements, an gewerblichen Arbeitern und an Produktwert ist hinter dem des Landes relativ zurückgeblieben. Die industriellen Betriebe sind hinausgeschoben nach den Vorstädten und weiter darüber hinaus ins Land hinein, nach Orten, wo das Rohmaterial bequemer zu beschaffen ist, die Produkte leichter abzusetzen, Boden und Naturkräfte billiger sind, wo die Arbeiter billiger leben können. In Hamburg ist in der Zeit von 1882 bis 1895 der Anteil der Gewerbtätigen von 43,5 auf 39,5 %, in Straßburg i. E. von 39,8 auf 37,4 %, in Danzig von 39,4 auf 38,9 % herabgegangen. Für Berlin hat O. Wiedfeldt[1] nachgewiesen, daß größere Betriebe in der Textil-, Maschinen- und Wagenbau-Industrie ausgewandert sind. Vielleicht wird die demnächstige Gewerbestatistik zeigen, daß auch die deutsche Industrie seit 1895 in größerem Umfange denselben Weg gegangen ist wie die amerikanische: den Weg zur Stadt hinaus. Diese Abwanderung würde an andern Punkten des Landes größere Menschenansammlungen und vielleicht neue Großstädte entstehen lassen; jedenfalls aber wäre der weiteren Ausdehnung der heutigen Großstädte ein Halt geboten. Sombart meint zwar, daß dann das industrielle Rentnertum sich mehr und mehr in der Großstadt zusammendrängen und eine weitere Bevölkerungszunahme in der Stadt sichern würde. Jedoch ist dies Rentnertum einstweilen nicht sehr zahlreich. Die Sammelgruppe derer ohne Beruf und Berufsangabe beträgt im Deutschen Reich etwas über 6 %, und diese Gruppe enthält nicht bloß beneidenswerte Rentiers, sondern neben ihnen bedauerliche Armenhäusler und andere Anstaltsinsassen. Von den Industrierentnern ist also kein bedeutender Zuwachs zu erwarten.

Angesichts des ganz ungeahnten, einzig dastehenden Anschwellens der Städte hat sich in den letzten Jahrzehnten das Schlagwort gebildet vom „ungesunden Wachstum der Großstadt". Wir möchten dies Wachsen an und für sich nicht ungesund nennen, wenn wir es in seinem Wesen und seinen Ursachen betrachten. Es ist eben eine naturgemäße Folge der Entwicklung des heutigen Wirtschaftslebens zum Vorherrschen der Industrie. Diese Entwicklung aber kann man ebensowenig eine ungesunde nennen, wie z. B. den Übergang der Nomadenwirtschaft zum festen, geregelten Ackerbau. Die Industrie entspricht den heutigen Verhältnissen, namentlich in populationistischer Hinsicht. Sie ist es, die den

[1] Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890, Berlin 1898, 161 254 262.

Export in erster Linie trägt und durch weltwirtschaftlichen Austausch Nahrungsmittel herbeischafft, die unser Land nicht mehr in genügender Menge hervorbringen kann; sie ist es, welche die früher ganz ungekannte rasche Volksvermehrung möglich sein läßt, die Hunderttausenden Arbeit und Brot gibt, die sonst auswandern oder in bitterer Not zu Grunde gehen müßten. Die Industrie, und auch die Großindustrie, hat für die heutige Menschheit und namentlich für unser deutsches Volk eine wahrhaft providentielle Bedeutung. Sie darf daher nicht einfachhin verurteilt werden, ebensowenig aber auch ihre naturgemäße Folge, die Großstadt.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß in dem Großstadtbilde dunkle Schatten sich abheben, daß in dem Gefolge der Großstadt unangenehme und häßliche Begleiterscheinungen auftreten, die unsere Zeit gegenüber früheren Jahrhunderten in ein trübes Licht rücken. In der heißen Arena des städtischen Erwerbslebens erliegen nach verzweifeltem Kampfe so viele, die es nicht verdient, und reißen andere mit sich. Andere, die sich mit knapper Not erhalten, fristen ein unsäglich trauriges Leben, oder lassen sich in ihrer Verbitterung verleiten, den sozialen Klassenkampf mitzukämpfen. Am meisten beklagenswert aber ist es, daß Unzählige im Großstadtgewühl ihren sittlichen und religiösen Halt gänzlich verlieren. Aber ist an allem diesem die Großstadt, die Menschenanhäufung als solche schuld? Sind nicht vielmehr die Menschen schuld, die in echt liberaler Zeitauffassung die Dinge sich entwickeln ließen, wie sie kamen? — Die Einsicht bricht sich immer mehr Bahn, daß eine weniger liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung vieles hätte verhüten können, daß Wohnungsnot, wirtschaftliche Krisen und sittliche Verderbnis in der Großstadt nicht in dem Maße von heute hätten hereinbrechen können, wenn man sich von der allzu freien, optimistischen Zeitanschauung losgerissen und rechtzeitig eingegriffen hätte. Unser Wunsch kann nur sein, daß dieser Erkenntnis jetzt eine kräftige, umfassende Reform folge.

H. Koch S. J.

Ideales Streben auf der internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf.

Zur Beilegung des zwischen der Kunstgenossenschaft der älteren, konservativen Maler und der Sezession „der Jungen" so heftig entbrannten Streites hat der Vorstand des „Vereins Berliner Künstler" eine kleine Schrift „zur Aufklärung und Verständigung" veröffentlicht. Er beschließt sie mit den Versen:

„Es eifre jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!"

Seine Bitte um Sanftmut in Vertretung der verschiedenen Ansichten, um „herzliche Verträglichkeit" ergeht an die Kunstgenossen, obgleich er genau weiß, das Programm der Sezession laute ganz allgemein: „Unabhängigkeit von jeder Richtung, Ausschluß alles Konventionellen und Schablonenhaften, Beförderung der künstlerischen Eigenart." Was bis dahin aus diesem Programm folgte, schildert er (S. 5) also:

„In dem eifrigen Streben, nur ja stets originell, nur um jeden Preis neu und eigenartig zu sein, verfiel man selber in dogmatische Einseitigkeit. An Stelle der akademischen Schablone, die man bekämpfen wollte, die übrigens in dem Sinne wie früher längst nicht mehr vorhanden ist, trat ein Schlimmeres. Jedes Jahr brachte eine neue, meist aus dem Auslande importierte Mode. Dem Plenairismus folgt der Impressionismus; dann Pointillismus, Neo-Impressionismus, Symbolismus und Mystizismus, bis man endlich durch den ‚sensiblen Kolorismus' zur schwindelnden Höhe des Amorphismus, der völligen Auflösung aller Form, sich durchgerungen hat."

Trotzdem verzichtet er darauf, den Frieden auf Grundlage irgendwelcher künstlerischer Grundsätze anzubahnen, vertritt sogar die Ansicht, „auf die Gegensätze in der Kunst" sei „ebenso wie auf die Gegensätze des Glaubens" das Prinzip der Toleranz, ja des Indifferentismus anzuwenden. Wie demnach Friedrich II. die Ansicht aussprach, es möge jeder glauben, was er wolle, und nach seiner Fasson selig werden, soll auch in der Kunst alles erlaubt sein, wenn der Künstler nur die Technik der Plastik und Malerei beherrscht und mit seinen Standesgenossen äußerlich „in herzlicher Verträglichkeit" die gemeinsamen Interessen fördert.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein so weitgehendes Entgegenkommen auf die Dauer zum Nachteil der konservativen Richtung

führen und den Sieg der „Jungen" beschleunigen muß. Nur Festhalten an den Grundsätzen einer bewährten Philosophie, Moral und Religion bietet einen Damm gegen revolutionäre und höchst gefährliche Bestrebungen, welche sich in vielen Werken der modernen Kunst immer deutlicher zeigen und manchen hastig voraneilenden Künstler beherrschen, ohne daß er es vielleicht ahnt und will. Der Zeitgeist ist der durch eine gesunde Philosophie erkennbaren Wahrheit, der im Wesen des Menschen und seiner Gesellschaft begründeten Sittlichkeit, am meisten aber einer männlichen, tatkräftigen christlichen Frömmigkeit nichts weniger als günstig. Er sucht alles umzumodeln, darum jedes Ideal in den Staub zu ziehen und es schließlich als pietistisch und reaktionär zu begraben.

Die Berliner Künstler klagen:

„Durch den maßgebenden Einfluß der Führer (der neuesten Richtungen), die als Juroren wirkten, gelangten die persönlichen Anschauungen derselben zu alleiniger Geltung. Was nicht bedingungslos ihrer Fahne folgte, wurde verworfen.

„Damit die ‚Jungen' Platz bekämen, mußten die Alten, auch die verdienstvollsten, gestürzt werden.

„Die wahre Gesinnung der Ultra-Modernen gegen die bewährten Alten entspricht den Worten des Baccalaureus im zweiten Teil des Faust: ‚Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen'" (S. 7).

Alle, welche nicht „den Sonderinteressen einer kleinen Schar" dienen, deren Glieder „sich selbst als die allein wahren Künstler proklamieren", bilden die Menge der „vielen, die ohne Talent ausstellen" (S. 10).

Es ist lehrreich, an der Hand obiger, aus Künstlerkreisen hervorgegangener Erörterungen in der anfangs Mai eröffneten internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf zuzusehen, wie sich viele Vertreter moderner Kunst, gewiß weder ihre talentvollsten noch auch die gefeiertsten Mitglieder der Sezession, zu jenen Idealen stellen, die bis vor wenigen Jahren als Gemeingut der weitaus größten Mehrheit des deutschen Volkes und der gesamten Christenheit galten, zu den bei allen christlichen Konfessionen diesseits und jenseits der Meere als unanfechtbar angesehenen Grundlagen feinerer Bildung, edler Sittlichkeit und christlicher Gesinnung.

Wie feine Bildung den Künstler veredelt, ihn auch äußerlich vergeistigt und hebt, zeigt beim Besuch des Düsseldorfer Kunstpalastes ein Bildnis (Nr 184) im ersten der den Franzosen zugewiesenen Säle. Gemalt ist es ohne schreiende blaue und rote Farbflecken, ohne scharfe Lichtwirkungen, einfach, fast grau in grau. Der in ihm dargestellte französische Künstler sitzt lebensgroß, ruhig und in sich gesammelt da und

erinnert an jenes große Marmorbild der Agrippina, welche im vatikanischen Museum in selbstbewußter, aber doch anspruchsloser Größe auf ihrem Sessel Platz nahm und hohen Besuch zu erwarten scheint. Sein Angesicht ist geistreich; er ruht eine Weile aus nach Vollendung eines Meisterwerkes und sinnt nach über den Entwurf eines neuen. Die goldene Medaille, durch die dies Bild ausgezeichnet wurde, beweist, daß auch unsere Zeit Adel und Würde in Kunstwerken zu schätzen weiß. Ein zwar nicht so vornehmes, aber desto gemütvolleres Werk finden wir in dem Saale, worin Professor Oeder die von seinen Verwandten und Bekannten gesammelten Werke moderner Künstler dem großen Publikum zeigt. Es stellt die nur in etwa ein Viertel Lebensgröße von Knaus gemalte Gestalt eines ruhig und behaglich sitzenden Invaliden dar.

Solche Bilder zeugen laut für seine Bildung sowohl ihrer Meister als der Kunstfreunde, deren Eigentum sie geworden sind. Dagegen geben jene meist großen Stücke Leinwand, worauf rote und grüne, blaue und gelbe Farbflecken nebeneinander stehen, ohne sich das Gleichgewicht zu halten, ohne im schillernden Tanze der buntesten Lichtwirkungen durch eine schöne Form Ziel und Zweck zu erhalten, deutliche Kunde von Verrohung des Geschmackes, Mangel an guter Erziehung und an Besitz feinerer Bildung. Nur die Kunst barbarischer Zeiten und wilder Völker ist so formlos und bunt. Sie mag oft reich sein an Wechsel und Farbe, bleibt jedoch bettelarm an Ideen, herzlos und geistlos.

„Solche Farben finden sich in der Natur!"

Zugegeben, daß der betreffende Maler diese Farbenstimmung bei einer bestimmten Beleuchtung, in einer bestimmten Gegend mit seinen vielleicht etwas abnorm entwickelten Augen zufällig einmal gesehen habe, daß er Dank verdient, wenn er Zeit findet, solche merkwürdigen Lichtspiegelungen festzuhalten, wenn er sie Kennern und Fachgenossen zeigt. Verdienen sie aber dem großen Publikum auf einer internationalen Kunstausstellung als Erzeugnisse moderner Kunst gleichsam mit Posaunenklang vorgeführt zu werden? Wirken sie nicht auf ein feingebildetes Auge, wie ein in einem großstädtischen Vergnügungslokal mit Pauken und Trompeten ausgeführtes Konzert die Ohren verletzt? Es lockt freilich viele Besucher an und endet mit einem Tanzvergnügen. Die Berliner Künstler schreiben (S. 4 f) treffend:

„Die Erkenntnis, daß die Malerei die Aufgabe hat, die Dinge nicht so darzustellen, wie sie tatsächlich beschaffen sind, sondern wie sie unter

gegebenen Bedingungen, und besonders unter der Einwirkung von Licht und Luft erscheinen, ist nicht als plötzliche Offenbarung von einem Einzelnen verkündet worden; sie ist das notwendige Ergebnis einer fortschreitenden Entwicklung. Keineswegs aber kann man behaupten, daß die Sezession allein die Freilichtmalerei auf ihre Fahne geschrieben hätte. Sie ist längst Gemeingut aller, und zwar seit mehr als einem Menschenalter, also schon zu einer Zeit, als die Sezession noch gar nicht bestand.

„Jeder Akademieschüler hat dies Prinzip heute in sich aufgenommen. Inwieweit der einzelne Künstler es betonen und andere Momente, wie die strenge Durchbildung der Form, dagegen will zurücktreten lassen, hängt natürlich von seiner individuellen Auffassung ab."

Der Mensch ist und bleibt an seine fünf Sinne gebunden, darum bietet man seinen Ohren Musik, feinere oder gröbere, darum veranstaltet man bei Feierlichkeiten Festessen. Ausstellungen sind Augenweiden, geben etwas zu sehen. Darf ein gesundes, feingebildetes Auge sich mit Farben begnügen? Es wird nicht befriedigt durch ungelöste Farbenrätsel oder herbe Farbengegensätze, sondern sucht Farbenharmonie. Um die Farben will es Formen sehen und in der Form Geist finden; denn im Auge des gesunden Menschen liegt die geheimnisvolle Brücke zwischen der körperlichen und geistigen Welt. Ein antiker griechischer Künstler hatte einst in einem Gemälde Trauben so natürlich dargestellt, daß Vögel herbeiflogen, um daran zu naschen. Alles Volk bewunderte solche Naturwahrheit. Er aber ward verdrießlich und löschte seine Trauben aus, als er bemerkte, daß sie dem Wichtigsten in seinem Werk schadeten: geistiger Auffassung der Hauptfigur. Wahre Farbensymphonien mit tieferem Gehalt sind zu Düsseldorf in einem der Münchener Säle das Bild einer Dame in grünem Kleide (Nr 1380), neben demselben eine kalte Schneelandschaft mit lebenswarmen Tannen (Nr 642) und ein wildes Meer mit blaugrünem Wogenschwall (Nr 1217), weiterhin ein kleines Bild, dessen Mitte durch einen hochroten Krebs betont wird (Nr 934), und dabei ein feines, wie hingehauchtes Damenporträt (Nr 977). Ähnliche schöne Stücke fehlen fast keinem der übrigen Räume.

Nur da, wo Farbe, Form und Geist einen Bund schlossen, ist das Werk eines gebildeten Künstlers ganz würdig. Arm an Geist und Form, arm selbst in der Farbengebung ist doch vor dem Kunstpalast eine hochmoderne Gartenanlage. Sie füllt einen viereckigen Raum, hat vier Eingänge und viereckige Beete. Die Tore sind gebildet durch Wiederholung von drei viereckig zugehauenen, hellweiß angestrichenen Balken. Einer steht

rechts, der zweite links, der dritte ist auf diese gelegt. Dann steht wieder einer etwas weiter nach rechts, einer etwas weiter nach links, und ein dritter liegt etwas höher auf letzteren. Diese geistreiche Anordnung wiederholt sich, bis eine gewisse Monumentalität erreicht scheint. Um die Beete sind niedrige, viereckig zugeschnittene Baumhecken gestellt. Hie und da findet das Auge einen niedrigen, rund zugestutzten kleinen Baum. Hat da die Kunst das Zepter geführt, Liebe zur Natur die Hand gelenkt, jener Zauberstab der guten Richtung moderner Kunsttätigkeit? Düsseldorfer Volkswitz nannte anfangs das Ganze eine „Elefantenfalle". Boshafte Leute warfen ein: „Elefanten sind kluge Tiere, die lassen sich in eine solche Anlage nicht verlocken." Seitdem wird der moderne Garten „Rhinozerosfalle" genannt. Natürlich gehören jene, welche so dumme Witze machen, zu dem ungebildeten Haufen, der für moderne Kunst kein Verständnis hat. Er ist nicht im stande, die edle Schönheit und einfache Größe aller jener aus dem Viereck konstruierten Vasen, Schüsseln und Geräte zu würdigen, welche diesen neuen Garten zieren oder im oberen Geschoß des Kunstpalastes ausgestellt sind.

Die gepriesene Einfachheit des modernen Stiles entsteht nicht aus Liebe zur Genügsamkeit und Selbstbeherrschung, sondern aus Übersättigung. Sie ist ein neues Reizmittel einer heute die Weltherrschaft anstrebenden Manier und Mode.

Unter Napoleon I. vereinfachte die Kunst des Empire nach dem Sturze des Rokoko die Kunstformen der römischen Kaiserzeit bis zur Langweile und freute sich ihrer Errungenschaft. Das Ende des 19. Jahrhunderts vererbte auf das 20. einen aus ägyptischen und japanischen Motiven hervorgezauberten, durch den berühmten Plakatstil eingeführten neuen Stil. Zu seiner Anpreisung wird bis zur Ermüdung folgender Beweis in Vorträgen und Zeitschriften wiederholt:

Echte Kunst muß neu, individuell und lebenswahr sein, dann einfach und zweckentsprechend, muß Übereinstimmung geben zwischen Stoff und Form, muß bei Verzierung der Wände eines Raumes die dritte Dimension unterdrücken d. h. auf Tiefe verzichten, flächenhaft sein usw.

Das tut unser modernes Kunstgewerbe.

Also ist es wirklich künstlerisch, hat es Stil, liefert es Besseres als alle früheren Kunstepochen.

Der Schluß ist gerade so richtig, als wenn jemand sagte: Ein Löwe hat einen Kopf, einen Schwanz, vier Beine und Haare.

Das alles hat auch ein Hund.

Also ist jeder Hund ein Löwe und zwar ein richtiger Leu.

Nur eines fehlt im Obersatz, nämlich dies, daß Kunstwerke schön sein sollen. Manche Moderne werden dieses fehlende Glied freilich als Nebensache ansehen. Die angeführten Merkmale muß jedes Kunstwerk haben. Aber sie genügen nicht, einen Gegenstand schön oder auch nur hübsch, ansprechend, anziehend zu machen.

Kunstwerke werden nur von gebildeten Völkern geschaffen. Ihre Bildung ist meist auch der Gradmesser ihrer Kunst.

Wird man nach hundert Jahren jene aus dem Quadrat gebildeten, kaum aus der einfachen mathematischen Form herausgehobenen Gärten, Räume, Geräte und Gefäße mit ihren willkürlich geführten Schnörkeln als Zeugen feinen Geschmackes ansehen oder als merkwürdige Denkmale einer Mode, deren höchstes Ziel war, neu zu sein, zu überraschen und etwas zu bieten, was nie dagewesen war, darum blasierte Leute interessierte und zum Kaufen anlockte, die Verkäufer solcher Neuheiten aber reich machte?

Die alten Ägypter, an deren Bauten jene wundersame Gartenanlage erinnert, gaben ihren Säulen Kapitäle, stellten vor den Eingang ihres Tempels Reihen von Sphinxen. Basen und Kapitäle sind abgebrauchte Architekturformen. Weg mit ihnen! Ramme die viereckigen Balken in die Erde ein und lege auf ihren Kopf andere Balken oder Latten. Hier sind Reihen viereckiger, reinlich weiß angestrichener Balken aufgestellt. Jeder trägt einen quadratischen Rahmen, in dem ein Beleuchtungskörper angebracht ist, um den Garten am Abend zu illuminieren. Sein Hauptweg führt hin zu einem weißen, in ähnlichem Stil ausgeführten Bau, in dem alkoholfreie Getränke ausgeschenkt werden sollen. Kühlendes Wasser bietet an einer Seite des Gartens ein viereckiger Brunnen, dessen Einfassung größere und kleinere rechtwinklig zugehauene Profile hat. In seiner Mitte steht die entkleidete Gestalt eines Jünglings, der seine Arme erhebt, dem Zuschauer die Spitzen der Ellenbogen zeigt und das, was selbst die rohesten Völker bedecken, solange sie nicht die letzte Spur des Anstandes verloren.

Dicht neben der hochmodernen Gartenanlage erhebt sich das stolze, dreiteilige, für die Ausstellung von 1902 aus dem besten grauen Zement errichtete wetterfeste Denkmal (vgl. diese Zeitschrift LXIII 209 f). Seine acht nackten Weiber entsprachen dem vor zwei Jahren beliebten Motiv, wonach hockende Mädchen oder Frauen dem Zuschauer den Rücken wandten,

Kopf und Gesicht aber noch sichtbar ließen. In der jetzigen Ausstellung hat man dies Motiv weiter entwickelt. Die Gestalten haben sich jetzt hingestreckt und verbergen ihr Gesicht. Einige liegen platt auf dem Boden, um die auf- und niedersteigende, durch ihre hintere Seite gebildete Linie zu zeigen. Andere haben sich zusammengezogen und wenden dem Besucher statt des Gesichtes jenen Teil des Rückens zu, den man in besserer Gesellschaft nie nennen darf.

Beliebt sind Gruppen von zwei Menschen, die in wildem Kampfe oder in heftiger Umarmung aufeinander liegen und in der eben angedeuteten Weise ihren Rücken zeigen. So wenig gilt heute der Ausdruck des menschlichen Angesichtes, daß in einer überlebensgroßen Gruppe der Stammeltern, die freilich aufrecht stehen, sich aber fest aneinander schmiegen, Adam mit der Rechten eine Hälfte seines Gesichtes bedeckt, Eva aber mit einer Hand die andere Hälfte des Antlitzes ihres Gatten, mit der andern ihr eigenes Angesicht verbirgt (Nr 1770). Ein Gipsmodell wird im Katalog „Sohn Ugolinos" genannt (Nr 1753), erweckt darum die Erwartung, man werde ein höchst eindrucksvolles Bildwerk finden, stammt es doch von keinem Geringeren als von Rodin. Was bietet es? Den Körper eines jungen Mannes, welcher mit Armen und Beinen um sich schlägt, aber weder einen Kopf noch Hände oder Füße hat.

Früher schätzte man das Angesicht des Menschen als eine Hauptsache. Für viele Modernen, die in Darstellung des Nackten schwelgen und jede Verhüllung als Schädigung ihrer Kunst verabscheuen, sind schöne Formen nach Ausweis der Ausstellungen von 1902 und 1904 anderswo zu suchen. Wenn aber solche Künstler das Gesicht ihrer entkleideten Modelle zeigen, ist es roh, gemein und lüstern.

Unleugbar halten manche Vertreter der modernen Kunst, nicht die besten und talentvollsten, von denen viel zu lernen ist, und die sicher einen Fortschritt selbst auf dem Gebiete kirchlicher Malerei und Bildhauerei anbahnen, sondern die ausgelassenen, welche immer in der Umgebung ihrer ausgeschämten Modelle leben und darum allen Sinn für Zucht und Ehrbarkeit verloren haben, gleichen Schritt mit der heute immer mehr den Schmutz verherrlichenden Literatur und mit der grauenhaften Unsittlichkeit, worüber jüngst die trefflichen Historisch-politischen Blätter (CXXXIII 615 f) erschreckende, auf statistische Erhebungen gestützte Berichte veröffentlichten.

Liegt nicht eine vernichtende Kritik solcher sog. Werke der schönen Kunst schon in der Tatsache, daß es einfachhin unmöglich ist, ihre Werke

eingehend zu beschreiben, ohne das Gefühl des Lesers zu beleidigen? Figuren, welche man nicht beschreiben darf, sollten doch nicht öffentlich ausgestellt werden. Jetzt aber zeigt man sie nicht nur in Düsseldorf, sondern auch anderswo zu Dutzenden im hellsten Licht. Sie schauen aus riesigen Gemälden herab.

Im Berliner Saal hängt ein großes Bild, worin ein Ritter von einer Anzahl nackter Weiber umgeben ist, die ihn umarmen, sich vor ihm wie die Hunde auf dem Boden herumwälzen und ihn zu verführen suchen (Nr 1442). Solche Hilfsmittel zur Erziehung unserer Gymnasiasten und Realschüler, zur Förderung der Sittsamkeit deutscher Mädchen und Jungfrauen werden Tag um Tag sechs Monate lang Tausenden gezeigt! Jener gemeinen, in ein Bordell passenden Szene gegenüber hängt ein wohl ebenso großes Gemälde, worin ein anderer Ritter in blankem Harnisch einem auf einem Drachen stehenden Mädchen den Mantel von den Schultern hebt, um es dem Publikum in voller Entblößung zu zeigen (Nr 437). Im Gemälde eines andern Saales bilden zwei schwarzgekleidete, lebensgroße Herren einen Kontrast zu einem neben ihnen ohne jede Hülle auf einem Stuhle sitzenden Mädchen. Magdalena, welche freilich auch in zahlreichen Bildern früherer Jahrhunderte benutzt worden ist, um weibliche Schönheit in freier Art zu zeigen, aber doch noch immer so weit geschont wurde, daß sie allenfalls noch anständig erschien, weil sie doch eine der von der Heiligen Schrift hochgestellten Frauen ist, finden wir jetzt in der Ausstellung so am Fuße des Kreuzes sitzen, daß ihr roter Mantel, ihre einzige Bekleidung, von den Schultern herabfiel (Nr 551). Das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, und der tiefste Schmerz einer für Christus begeisterten Frau sind benutzt, um zu zeigen, wie das Licht auf dem Rücken eines jungen Weibes spielt.

Voll Ernst hat Kultusminister Studt beim Festmahl nach Eröffnung der Ausstellung gemahnt:

„Mein Wunsch geht dahin, daß der innere Friede sich auch in den Künstlerkreisen festigen und erhalten möge, daß sie sich reinigen mögen von den Schlacken einer einseitigen Kampfesluft, einer Realistik, die in Zynismus auszuarten droht. Ich will dieses Thema nicht weiter ausspinnen, es möge aber das Wort des Kaisers Geltung haben, daß die Künstler in erster Reihe dazu berufen seien, die Pflege des Schönen zu fördern. Diese Mahnung ist beherzigenswert, sie gibt allen Richtungen der Kunst ihr freies Spiel, aber auf der andern Seite gibt sie auch den Weg an, den man gehen muß, wenn man in gesunden Bahnen fortschreiten will."

Treffen diese Worte nicht das im Münchener Saale als Nr 538 aufgehängte, an 20 Quadratmeter füllende, die Wand eines großen Saales einnehmende Gemälde? Unten schwimmt im faulenden Sumpfwasser ein gewaltiger, halb vermoderter Stamm ohne Rinde. Zur Seite erheben sich aus ihm drei kleinere abgestorbene Stämme. Sie bilden eine hohe Bank und dienen drei Personen als Sitz, drei entkleideten Weibern, Urbildern der zum Tiefsten erniedrigten Weiblichkeit. Höhnend und grinsend schauen sie in die Ferne, lachend und spottend in gemeinster Ausgelassenheit, die ihrer Häßlichkeit ebenbürtig ist. Ihre rot angelaufenen, feisten Leiber haben aber keine Beine, sondern enden in je zwei Schlangen, die herabhängen bis zum Sumpfwasser und zum großen Stamm, auf dem schlangenartig gewundene feuchte Stengel von Wasserrosen liegen. Durch das ganze Bild zieht sich dann eine riesige, von weißen Wasserrosen gebildete Girlande hin. Den Hintergrund bildet graugrünes Schilf, aus dem andere abgestorbene Baumstämme ohne Rinde hervorragen. Ihm folgt über einem roh gemalten Waldsaum ein von dunkeln Gewitterwolken bedeckter Himmel, vor dem Sumpfvögel einherfliegen. Das Ganze ist betitelt: „Naturfest". Die rechte Bezeichnung dürfte lauten: „Verherrlichung der Schlüpfrigkeit".

Zur Schilderung eines Naturfestes würden Maler früherer Zeiten oder feiner Bildung hellen Sonnenschein, Frühlingslicht, blühende Blumen, singende Vögel und fröhliche Menschen verwendet haben. Hier bietet der hochmoderne Künstler einen Sumpf, degradierte weibliche Wesen auf modernden Stämmen thronend zwischen faulenden Pflanzen und über fieberschwangerem Wasser.

Diesem Naturfest dient in demselben Münchener Saal als Gegenstück ein Triptychon, das wohl auch 10 Quadratmeter der Wand wegnimmt (Nr 637). Um die harte Arbeit und die frohen Feste des Landvolkes zu schildern, zeigt es rechts und links pflügende und erntende Bauersleute, in der Mitte eine ausgelassene Tanzgesellschaft. Ein Volk, das nach saurer Arbeit im Schweiße seines Angesichtes keine edleren Vergnügungen und keine bessere Erholung findet als eine Tanzmusik, welche der hier geschilderten gleicht, ist unrettbar dem Niedergang verfallen.

Eine künstlerische Rechtfertigung der Sozialdemokratie wird in einem der Düsseldorfer Säle durch ein anderes Triptychon versucht (Nr 1371). Im Mittelstück feiern reiche Lebemänner in einem Schiffe mit leichtfertigen Ballettänzerinnen in greller Beleuchtung eine nächtliche Orgie, deren Be-

schreibung hier unzulässig ist. Im ersten Flügel ziehen arme, halb bekleidete Männer in harter Arbeit den Nachen der Zechenden mit Mühe weiter durch die dunkle Nacht. Auf dem zweiten Flügel aber steht im Schilf ein Arbeiter, der jenen andern gleicht und wenig mehr als rote Beinkleider angezogen hat. Erbost und ergrimmt erhebt er einen wuchtigen Felsblock, um ihn hinzuschleudern in jenes Schiff und auf die lockere, entnervte Gesellschaft, welche in Saus und Braus die Früchte der Arbeit des Volkes verpraßt.

Hätten doch die Umstände es erlaubt, alle diese hochmodernen Leistungen und alle die großen, fast nur skizzierten, mit dicken Farbstrichen roh hingeworfenen Bilder in einem Saal zu vereinen, um sie von den Arbeiten jener Meister zu trennen, welche so weit zurückbleiben, auf dem veralteten Standpunkt verharren und meinen, die Kunst sei da, um Geist und Herz der Menschen zu erfreuen und zu veredeln. Jetzt hängen schöne und häßliche, sorgsam ausgeführte Gemälde und rasch hingeworfene, rohe Entwürfe, religiöse Darstellungen und unsittliche Szenen unterschiedslos nebeneinander, weil der Ursprungsort und die Größe der Werke ihren Platz bestimmen. In einem für weniger schöne Gemälde bestimmten Saal hätte dann auch Nr 803 Aufnahme finden können, eine Leinwand, worauf eine Sau gemalt ist mit vielen kleinen Ferkeln und die dann bezeichnet wird: „Mutterſorge"!

Ehrt ein Künstler durch ein solches Bild und dessen Unterschrift eine gute Mutter?

Die Ausstellungsräume enthalten außer den genannten noch viele andere Werke, welche ohne Prüderie einfachhin als unanständig, sogar als unsittlich bezeichnet werden müssen. Einige derselben wirken trotz ausgesprochenen Talentes in der Zeichnung der lebensgroßen Figuren, trotz der eigenartigen Farbengebung und stilistischer Gehaltenheit auf weitere Kreise komisch. Das ergibt sich klar aus dem Verhalten und den Worten der Zuschauer. Andere zeugen für ernstes Streben ihrer Meister, schöne Formen und bestechende Lichtwirkungen wiederzugeben, sind darum jedoch, wenigstens für jene jungen, ohne ernsten Sinn in der Ausstellung sich herumtreibenden und herumgaffenden Leute nicht ohne Gefahr, mindestens nicht geeignet, Schüler und Schülerinnen in jener Hochachtung der Sittlichkeit zu festigen, welche ihnen doch von ihren Lehrern besonders in unserer Zeit so dringend empfohlen werden muß. Halberwachsene Mädchen und Gymnasiasten aber laufen aus der Schule mit ihren Büchern und Heften rasch zur Aus-

stellung, um die bis zum Mittagstisch freibleibende Stunde ohne jede Beaufsichtigung zur Betrachtung angeblich „idealer und künstlerisch durchgebildeter Gestalten" zu benutzen. Solche Bilder reißen in wenigen Stunden nieder, was gute Erzieher in jahrelanger Arbeit zu erreichen suchten. Daß Eltern ihre Söhne und Töchter in der Ausstellung trotzdem ohne Aufsicht einhergehen lassen, ist schwer verständlich. Wendet jemand ein: „Kunstausstellungen sind nicht für Kinder veranstaltet", dann ist mit der Frage zu antworten: „Warum hat man den Preis der Kinderbillete so niedrig gestellt, daß er halberwachsene Knaben und Mädchen in beträchtlicher Zahl in sie hineinlockt?" Eine solche Frage wird in Düsseldorf von vielen denkenden Leuten gestellt, welche die Kunst, selbst die moderne Kunst lieben und achten, aber doch auch die sittliche Unversehrtheit der Jugend für ein noch höheres Gut ansehen als flüchtigen Genuß des Schönen. Wir dürfen sie darum gewiß hier öffentlich aussprechen und zur Diskussion stellen. Das Bestreben, eine Ausstellung rentabel zu machen, ist lobenswert. Darf man jedoch Geld suchen auf Kosten der Grundsätze, welche bei der Erziehung der Jugend auch heute noch fast allgemein anerkannt sind?

Nur Hingabe an die Wahrheiten des Christentums kann die schöne Kunst retten vor Zynismus und Niedergang. Nur die Lehre und Gnade des Erlösers ist noch im stande, dem Ideale feiner Bildung und edler Sittlichkeit wahre Lebenskraft zu verleihen. Anschluß an ihn kann retten in den nahenden Stürmen. Die Ausstellung beweist, daß das Christentum noch tief gewurzelt ist im Herzen des Volkes, nicht bloß in den niedrigeren, sondern auch in den höheren Schichten. Es fehlt trotz des vom Christentum abgewandten Zeitgeistes nicht an religiösen Bildern. Gebhardt verdient warme Anerkennung, nicht nur wegen der trefflichen Einheit seiner Anordnung und der Harmonie der Farben, sondern auch wegen des Bestrebens, die Ereignisse der Geschichte der Offenbarung unserer Zeit möglichst nahezubringen. Seine Auferweckung des Töchterchens des Jairus und sein aufschwebender Heiland in dem von Professor Oeder eingerichteten Saale scheinen aber besser gelungen als das neueste Bild (Nr 63), worin der Herr eine Türe öffnet und eintritt. Das hellste Licht fällt nämlich auf den Boden und zwingt unser Auge, nicht beim Gesichte Christi zu verweilen, sondern dem von hinten einfallenden Strahl sich zuzuwenden. Dieser aber beleuchtet die groben Schuhe des Herrn, dessen Gewand etwas zu kurz geblieben ist.

Janssen, der talentvolle und flotte Zeichner, hat sich in malerischer Hinsicht in einem eigenartigen Bilde (Nr 821) an Gebhardts Malweise noch mehr als früher angeschlossen. Christus sitzt auf einem Hügel, und zu ihm steigen in langen Reihen junge und alte Leute, Kaiser und Papst, Vornehme und Geringe hinan, indem jeder sein Kreuz trägt. Das Bild würde gewonnen haben, wenn zwei junge arme Mädchen in weniger vertraulicher Weise dem Herrn sich nahten und die Ehrfurcht weniger hintansetzten. Doch muß man sich auch so freuen, daß in Deutschland ein hochangesehener Akademiedirektor ein Bild ausstellt, das einen so wichtigen christlichen Gedanken klar verkörpert. In Paris, London oder im neuen Rom wäre das undenkbar.

Ansprechend ist auch das Bild (Nr 1096), worin elf Männer, Fischer und Handwerker, in einer engen Stube um einen Tisch sitzen, während plötzlich der Erstandene in geisterhafter Gestalt in der Türöffnung erscheint. Schrecken, Erstaunen oder Freude der einzelnen Apostel sind vorzüglich charakterisiert, die Farbengebung ist ruhig und die Zeichnung voll Kraft. Eigenartig sind die Bilder, worin der auf den Fluten wandelnde Heiland den versinkenden Petrus aufrichtet (Nr 581), eine zwischen weißgekleideten Engeln thronende Madonna und eine abessinische Madonna, die als Negerin gegeben ist und ein schwarzes Knäbchen auf den Knien trägt.

Höchstens drei oder vier Werke der religiösen Malerei oder Plastik lassen sich aus der Menge der zu Düsseldorf ausgestellten Gemälde und Bildwerke herausfinden, die in einem katholischen Hause oder gar in einer katholischen Kirche Platz finden könnten; denn Katholiken glauben noch an Christi Gottheit, müssen darum verlangen, ein Strahl göttlichen Lichtes und göttlicher Würde solle Jesu Angesicht, seine Gestalt und sein Benehmen über das rein Menschliche emporheben und verklären. Ihnen paßt ein Christus nicht, wenn er in Harnackschem Sinne auch noch so groß erscheint.

Religiösen Malereien bekannter und geschätzter katholischer Meister sind die Tore der Ausstellung verschlossen worden, weil sie nicht hinlänglich neu und modern schienen. Einige derselben werden in der im Juni zu veranstaltenden Sonderausstellung erscheinen und dem Publikum Gelegenheit geben zu beurteilen, ob sie nicht eher einen Platz im internationalen Wettbewerb verdienten als jene 10 bis 20 Quadratmeter großen Bilder, welche sich in Gegensatz zu feinerer Bildung und christlicher Sitte setzten.

Es mag unterhaltend sein, eine solche Ausstellung zu besuchen. Draußen blühen in den Glashäusern herrliche, aus allen Ländern der Erde gesammelte Blumen, Palmen und formschöne Farnkräuter erfreuen das Auge, Musik ertönt hier und dort, die Ufer des Rheines sind umsäumt von reizenden Gartenanlagen, in denen bald duftende Rosen erblühen werden. Im Kunstpalast sind zur Linken mittelalterliche Gemälde ausgestellt, die durch Klarheit der Umrisse und Farbenpracht, durch Reinheit und Bescheidenheit so gut passen zum Blumenflor der Gartenanlagen. Zur Rechten zeigt die neuere Malerei und Plastik, was sie vermag und liebt. Da kreuzen sich alle Richtungen, konservativere und liberalere, moderne und sozialistische. Wer nicht nur auf Farbe und Zeichnung schaut, sondern auf den Geist achtet, welcher sich hinter den Darstellungen verbirgt, der hat kein leichtes Stück Arbeit. Die verschiedenartigsten Lebensauffassungen, wodurch unsere Zeit, unser Vaterland leider zerrissen und zerklüftet ist, treten nach aufmerksamer Prüfung immer klarer hervor aus den Bildern.

Minister v. Rheinbaben sagte beim Festmahl nach der Eröffnung in der Rede, worin er dem um die Ausstellung hochverdienten Professor Roeber den Dank aussprach:

„Wahre Kunst muß aus dem Borne der Natur schöpfen. Tut sie dies nicht, dann wird ihre Quelle bald versiegen. Die Kunst muß die Darstellung des Schönen sein. Der Deutsche pflegt, wenn er einen Gang in die Natur unternimmt, zu sagen, ich gehe ins Freie. Nichts ist bezeichnender und richtiger als diese Redeweise; die Natur macht uns frei von uns selbst, frei von dem, was in schlechten Angewohnheiten in uns ist. Die Kunstausstellung sollte den Verkehr von Nation zu Nation, besonders mit unserem Nachbar im Westen erleichtern. Nationale Gegensätze würden sich abschwächen im Kultus des Schönen, Differenzen schwinden im Ringen nach den Idealen, in der Rückkehr zur Natur."

Die Natur galt stets als bestes Vorbild der Künstler. Aber diese Natur steckt nicht nur in Feld und Wald, nicht nur in Pflanzen und Tieren, nicht nur in den Körperformen des Menschen, sondern auch in dessen Geist. Der Natur entstammen die Gebote der Sittlichkeit und der sozialen Ordnung, sie führt den denkenden Menschen zu Gott. Nur derjenige Künstler kann angesehen bleiben auch in kommenden Jahrhunderten, welcher nicht nur die äußere Schale der Natur studiert und wiedergibt, sondern auch in ihren Kern eindringt. Nicht nur die materielle Seite der menschlichen Natur beachteten und schilderten die großen Meister, die geistige sahen sie stets als die Hauptsache an. Der Anatom arbeitet mit seinem Seziermesser und findet damit nie eine Seele. Ein Maler,

der mit dem Pinsel nur die äußeren Eindrücke der Farbe, der Beleuchtung, des Lichtes und Schattens, der Nähe und Ferne in trockener und feuchter Luft darzustellen beabsichtigt, kann sich als hervorragenden Beobachter der äußeren Erscheinung körperlicher Dinge, als trefflichen Illustrator des Sichtbaren erweisen. Zum echten Künstler würde ihm die Hauptsache fehlen: der Geist, denn Mache und Können sind noch lange nicht gleichbedeutend mit dem Träger idealer Begeisterung, dem Genie.

Werke genialer Künstler der neueren Zeit, auch moderne und sezessionistische Meisterwerke, fehlen nicht in Düsseldorf. Bis dahin haben wir hauptsächlich auf die dunkelsten Schattenseiten der Ausstellung hingewiesen, weil sie sich in den Vordergrund drängen und die Aufmerksamkeit zuerst auf sich ziehen. Ihre Lichtseiten werden nun um so wirksamer hervortreten. Beim Vergleich der alten und neuen Meister werden wir uns an denselben erfreuen können. Schon hier sei zum Schlusse bemerkt, daß sich trotz des internationalen Wettbewerbes der Künstler, trotz des nivellierenden Verkehrs, der alle Länder umspannt, doch in den einzelnen Sälen der Düsseldorfer Ausstellung, welche Rheinländern und Bayern, Holländern und Belgiern, Franzosen, Spaniern usw. zugewiesen sind, die Vertreter der einzelnen Völkerstämme voneinander unterscheiden durch nationale Eigenart, einen Grundzug echter, lebensfähiger Kunsttätigkeit.

Steph. Beissel S. J.

Die Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts.

Als sich Voltaire in Paris unmöglich gemacht und deshalb erst in Berlin, dann in Ferney niedergelassen hatte, war die sog. „Philosophie", d. h. der Unglaube, die Verachtung des positiven Christentums, die praktische Verleugnung der christlichen Moral unter dem Deckmantel einer einfacheren, natürlichen Sittlichkeit längst in alle Kreise der höheren Gesellschaft eingedrungen. Man besuchte aus alter Gewohnheit und um die Dienerschaft nicht zu stoßen wohl noch am Sonntag den Gottesdienst, machte die kirchlichen Feste mit, empfing die Sakramente; man ließ sich feierlich trauen und begraben; man steckte die Kinder, um seinem Vergnügen besser nachgehen zu können, in klösterliche Schulen und Pensionate. Aber das war alles bloße Äußerlichkeit. Die höhere Gesellschaft schwamm in einem

beständigen Vergnügungsstrom, in welchem jedes ernstere Sinnen und Trachten untergehen mußte. Jagden, Landpartien, Spazierfahrten, Hoffeste und Familienfeste, Gastereien, Theater, Liebhabertheater, Hasardspiel, Romanlektüre, galante Abenteuer, Toilettekünste, Maskeraden, Salonunterhaltung verschlangen Tage, Wochen, Monate. Die Nacht wurde zum Tag, der Tag zur Nacht gemacht. Ernstere theologische, philosophische, geschichtliche Werke las kein Mensch mehr. Die antiken und französischen Klassiker dienten höchstens noch zum Aufputz neuer Einfälle und Theorien. Die Popularisierung der Naturwissenschaften stieg zum Pomadetopf herab; die Kunst ward zum Toilettemittel, zur bloßen Dekoration, zur Nippsache erniedrigt. Von einem Familienleben war kaum eine Spur mehr. Die vornehmen Herren und Damen gehörten dem Hofe, der Gesellschaft an. Platte Worte, niedrige Ausdrücke waren da verpönt. Aber von ehelicher Treue und Anhänglichkeit war da keine Rede mehr. Die Herren mußten allen Damen den Hof machen und die Damen mußten allen Herren das Leben verschönern. Eifersucht war gegen den guten Ton; fühlte man sie, so durfte man sie wenigstens nicht merken lassen. Wie die Etikette des Hofes mit der schmählichsten Maitressenwirtschaft Hand in Hand ging, so war der feine Schliff der höheren Gesellschaft nur Deckmantel, Verschönerungsmittel und Gelegenheitsmacherei der grenzenlosesten Unsittlichkeit.

Dieser im geschmacklosesten Rokokokostüm einherstolzierenden Gesellschaft, die schon lange alle innere Ehrfurcht vor Gott, Kirche und Priestertum verloren hatte, predigten nun die Philosophen in ihren Romanen und Pamphleten, Gedichten und Komödien den Haß gegen „Aberglauben" und „Fanatismus", d. h. gegen das positive Christentum, erhoben die Vernunft, die sie in ihrem kindischen Vergnügungsleben mit Füßen traten, als die einzige Quelle aller Erkenntnis, Sittlichkeit und Glückseligkeit, verdrängten jede ernstere Welt- und Lebensanschauung mit naturwissenschaftlichen Spielereien, popularisierter Physik und Astronomie, seichtem Kunstgeschwätz und einer noch seichteren Salonmoral, die bald den Genuß, bald den Eigennutz, bald stoisches Selbstgefühl, bald die niedrigsten Triebe zum höchsten Sittlichkeitsprinzip erhob. Montesquieu unterhielt sie mit seiner Teilung der politischen Gewalten, Vauvenargues mit halb christlichen, halb heidnischen Moraldeklamationen, die sogar vor dem Satze nicht zurückschrecken: „Unterstützen wir uns mit schlechten Beweggründen, um uns in unsern guten Absichten zu bestärken!" Der Abbé Saint-Pierre machte ihr die tröstliche Offenbarung, daß sie sich auf dem Wege eines „ewigen Fortschrittes" befinde.

Voltaire und die älteren „Philosophen" zogen noch nicht die äußersten Folgerungen, zu welchen ihr Unglaube und ihre Auflehnung gegen die bestehende Ordnung sie konsequent hätte führen müssen. Eine gewisse Scheu, mit allen vorhandenen Verhältnissen zu brechen, hielt sie mitten in ihrem Wege auf. Sie standen sich dabei im allgemeinen doch nicht so schlecht; sie lebten nach ihren Gelüsten und amüsierten sich vortrefflich. Voltaire hatte so viel gesunden Menschenverstand gerettet, daß er einsah: ohne alle Religion sei nicht zu leben, noch weniger zu regieren [1].

[1] Si vous avez une bourgade à gouverner, il faut qu'elle ait une religion. Voltaire, Dict. Phil., Artikel Religion.

Er wollte daher weder Atheismus noch Materialismus proklamieren; er versteifte sich auf seinen von England her bezogenen Deismus, eine darauf gebaute Naturreligion und ein daraus fließendes Naturrecht: beide wirksam genug, um einigen Schutz gegen Diebstahl und Raub, Mord und Totschlag zu bieten, lax genug, um den Gelüsten des Herzens noch jeglichen Genuß zu gewähren.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts tritt indes eine jüngere Generation von „Philosophen" auf, die mit der Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf den praktischen Menschenverstand weniger Federlesens machten, die vor keiner Konsequenz zurückschreckten und deshalb richtig beim vollen Atheismus und Materialismus anlangten. Einer der Keckſten und Unverfrorensten war der Arzt La Mettrie, der 1709 in Caen geboren, als Mitglied der Tafelrunde Friedrichs II. 1751 an einer Indigestion in Berlin starb. Er trieb es in seinen rohen Scherzen und schmutzigen Schriften so arg, daß ihn Diderot und die andern Geistesverwandten von sich abzuschütteln suchten.

Derselben Tafelrunde gehörte zeitweilig Jean le Rond, genannt d'Alembert (1717—1783), an. In welchem Maße er den fanatischen Haß Voltaires gegen das Christentum teilte, ist erst später durch Veröffentlichung seiner Briefe bekannt geworden. Nachdem er erst die Rechte studiert hatte, warf er sich mit Leidenschaft auf die Naturwissenschaften und die Mathematik, ward 1741 Mitglied der Académie des Sciences und 1746 (mit Rücksicht auf seine „Theorie der Winde") Mitglied der Berliner Akademie; im Jahre 1763 wollte ihn Friedrich II. sogar zum Präsidenten derselben ernennen; er lehnte jedoch diesen Ruf ab. Mit großem Fleiße verfolgte er die weitere Entwicklung der Infinitesimalrechnung sowie die von Galilei, Huygens und Newton aufgestellte Theorie der Bewegung. Er war nicht für eine schroff aggressive Bekämpfung der christlichen Weltanschauung, sondern riet den Fürsten, möglichst viele Mathematiker und Naturforscher heranzuziehen, die Geometrie würde von selbst zu einer skeptischen Naturauffassung führen und so den „alten Aberglauben" entthronen.

Viel leidenschaftlicher und rücksichtsloser nahm Denis Diderot (1713—1784) den Kampf auf. Sohn eines Messerschmiedes von Langres, wurde er von den Eltern zum geistlichen Stand bestimmt und bei den Jesuiten daselbst erzogen, fühlte indes keinen Beruf dazu, überwarf sich mit seinen Eltern, schlug sich als Hauslehrer durch, heiratete ein armes Mädchen und versuchte es dann mit der Schriftstellerei. Er übersetzte Stanyans „Geschichte Griechenlands" aus dem Englischen, was ihm 100 Taler einbrachte. Darauf vergaffte er sich in die putzliebende Madame de Puisieux und übersetzte, um ihren Wünschen entsprechen zu können, Shaftesburys „Essai über Verdienst und Tugend" für 50 Louisd'or (1745), strudelte in einigen Tagen zum selben Preise Pensées philosophiques dahin (1746) und verarbeitete ein schmutziges Fabliau zu der ebenso unzüchtigen Erzählung Les bijoux indiscrets (1748). Sehr willkommen war es ihm, als er um diese Zeit (1745), erst 33 Jahre alt, ein ebenso unbemittelter als unberühmter Literat, zu einem Unternehmen eingeladen wurde, das ihm für längere Zeit ein gesichertes Einkommen und interessante Beschäftigung versprach.

Durch ein seltsames Zusammentreffen stieg um dieselbe Zeit aus ebenso niedrigen und unscheinbaren Verhältnissen jene Frau in die höheren Regionen der Weltgeschichte empor, welche die mächtigste Patronin des Unternehmens werden sollte. Es war die 1721 in Paris geborne Fräulein Poisson. Sie konnte nicht nur Laute und Klavier spielen, sondern auch zeichnen, sticken und malen, singen und tanzen wie eine Künstlerin des Opernhauses, übertraf alle Schauspielerinnen durch Feinheit der Deklamation und alle Modedamen in den Künsten der Toilette und der Koketterie. Ihr Vater, ein Armeelieferant, war allerdings wegen schwerer Veruntreuungen mit der Polizei in Konflikt gekommen, aber das Wunderkind war so hübsch, daß die in Bezug auf Galanterie ganz vorurteilsfreie Mutter keine Mühe hatte, die Zwanzigjährige in die feinsten Salons einzuführen und als Madame Le Normand d'Etioles 1741 unter die Haube zu bringen. Bald war sie eine der ersten Salonskönigiunen von Paris, welcher Höflinge, Künstler und Schriftsteller um die Wette huldigten. Sie strebte aber weit höher. Nachdem sie durch allerlei Künste der Koketterie die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig XV. auf sich gezogen, gelang es ihr auf einem Ball im Stadthause (Febr. 1745) seine Gunst zu gewinnen. Während des Krieges in Flandern richtete er 80 Liebesbriefe an sie. Noch im Herbst wurde sie gerichtlich von ihrem Manne geschieden, zur Marquise de Pompadour erhoben und öffentlich als solche bei Hofe eingeführt. Volle 18 Jahre (bis 1763) führte sie nun als Maitresse des Königs das Regiment, unterhielt den König mit einer unerschöpflichen Abwechslung der kostspieligsten Vergnügungen, setzte Minister und Gesandte, Erzbischöfe und Bischöfe ein, vergab Kardinalshüte und Feldherrnposten, bestimmte die Mode in Baukunst und Malerei, Skulptur und Musik, Tracht und Literatur. Als ihre eigene Schönheit verblüht war, wußte sie den König noch durch den sog. „Hirschpark" unter ihrer Herrschaft zu halten, bis endlich eine eigentliche Straßendirne zur Gräfin Du Barry erhoben, die bis dahin allmächtige Kupplerin aus ihrer Stellung verdrängte. Nach urkundlichen Forschungen hat sie Frankreich in diesen Jahren über 40 Millionen Franken gekostet. Die zwei höchsten Ruhmestitel ihrer Herrschaft sind aber unzweifelhaft, daß unter derselben die Gesellschaft Jesu unterdrückt wurde, die weltberühmte französische Enzyklopädie zu stande kam. Sie hatte allerdings nicht die geistige Befähigung, die Statuten und die vielen gelehrten Werke des hart befeindeten Ordens selbständig zu würdigen, ja nicht einmal all den bunten Artikeln der Enzyklopädie folgen zu können; aber sie hatte die Macht, einen Herzog von Choiseul zum Minister zu machen und einem Abbé de Bernis den Kardinalshut zu verschaffen.

Die Enzyklopädie mit ihren 17 Foliobänden Text, ihren 11 Bänden Tafeln, ihren 5 Supplementbänden und ihren 2 Registerbänden im selben Format macht heute noch in den Bibliotheken eine stattliche Erscheinung aus. Sie wird wohl als eine Art Markstein in der Geschichte des Wissens betrachtet, als Ausdruck einer neuen Phase in der Entwicklung des Menschengeistes, der die Theologie aus ihrer bisherigen zentralen und beherrschenden Stellung im gesamten Wissensgebäude verdrängt, dieses in seine Einzelbestandteile aufgelöst und die Empirik zum Ausgangspunkt eines ganz neuen Wissens gemacht hat. Sie gilt als das

riesige Festungsgeschütz, das dem unermüdlichen Kleingewehrfeuer Voltaires zu Hilfe kam, in die alte Weltanschauung eine nicht mehr zu füllende Bresche legte und der Aufklärung den entscheidenden Sieg erfocht.

Ganz so großartig liegen nun freilich die Dinge nicht. Schon Isidor von Sevilla strebte in seinen mannigfaltigen Schriften einem enzyklopädischen Wissen zu. Schon Vinzenz von Beauvais, ein Zeitgenosse des hl. Ludwig, brachte auf dessen Anregung ein umfangreiches enzyklopädisches Werk, das Speculum tripartitum, zu stande, und von da ab bezeugen zahlreiche andere ähnliche Werke, daß solche Fundgruben des allgemeinen Wissens der alten, d. h. der christlichen, Weltanschauung an sich nicht im mindesten widerstreiten, so wenig als die aristotelische Philosophie oder die christliche Theologie einer vernünftigen und gesunden Empirik entgegenstehen, da beide ja in vielen Fragen eine solche notwendig voraussetzen.

Der Herausgabe der französischen Enzyklopädie lag übrigens keine so hohe wissenschaftliche Absicht zu Grunde, sondern lediglich eine geschäftliche Buchhändlerspekulation. Es handelte sich nicht einmal um ein vollständiges Konversationslexikon, sondern bloß um ein Nachschlagebuch über Naturwissenschaften und Künste. Ein solches fehlte noch neben den bereits zahlreichen populären Lexika, die für andere Zweige vorhanden waren. Ein Engländer, namens Mills, und ein deutscher Gelehrter aus Danzig, namens Sellius, boten sich nun dem Buchhändler Le Breton in Paris an, ihm die 1727 von Chambers in London herausgegebene „Enzyklopädie der Naturwissenschaften und Künste" zu übersetzen, die bereits zu einer fünften Auflage gelangt war. Le Breton verschaffte sich 1745 ein Druckprivileg und eröffnete eine Subskription; als er aber mit dem Druck beginnen wollte, starb Sellius; Mills geriet mit ihm in einen Streit, der damit endigte, daß er nach England zurückkehrte, aber dem Verleger für fünf Foliobände Manuskript zurückließ. Der Abbé Gua de Malves, ein tüchtiger Geometer, an welchen sich Le Breton nun wandte, riet ihm, sich nicht mit einer bloßen Übersetzung zu begnügen, sondern den Plan zu demjenigen einer allgemeinen Enzyklopädie zu erweitern; praktische Geschäftsgewandtheit besaß er jedoch nicht und zog sich darum bald von dem Unternehmen zurück. Der Verleger sah sich nun an andere Schriftsteller gewiesen, mit welchen der Abbé die Sache besprochen hatte, besonders an Diderot und d'Alembert. Für ein jährliches Honorar von 1200 Livres übernahm Diderot die Redaktion, und Le Breton verschaffte sich 1746, im Verein mit drei andern Buchhändlern (Briasson, Durand und David) ein neues Druckprivileg.

Vier Jahre vergingen inzwischen, bis man mit dem Druck beginnen konnte. Es war gar nicht so leicht, die nötigen Kräfte zusammenzufinden. D'Alembert war nicht wie Diderot ein literarischer Abenteurer, sondern ein vornehmer, wohlbestallter Gelehrter, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, von 1754 an auch der französischen Akademie; beim König war er zwar als ein „gottloser Frondeur" angeschrieben, hatte aber noch nie einen öffentlichen Skandal gemacht und bezog von 1756 sogar eine königliche Jahrespension von 1200 Livres. Er übernahm darum wohl die Artikel über Mathematik und war auch bereit, dem

Unternehmen den Glanz seines Namens zu leihen, aber sich des weiteren dafür zu plagen oder gar zu opfern, hatte er nicht im Sinn. Die Artikel über Grammatik übernahm der brotlose Desmarais, ein Jansenist, der den Glauben völlig verloren hatte; die Artikel über Musik ein gewisser Rousseau aus Genf, der damals in der Öffentlichkeit noch so gut wie unbekannt war. Für die Naturgeschichte wurde ein wirklicher Fachmann, Daubenton, der Mitarbeiter Buffons, gewonnen, ebenso für die Chirurgie der Arzt Louis. Um die theologischen Artikel bewarben sich einige Jansenisten; allein man wollte weder Jansenisten, noch Molinisten und vergab sie deshalb an die aufgeklärten Abbés Morellet, Mallet, de Prades und Yvon, welche dem Rationalismus ein schönes orthodoxes Mäntelchen umzuhängen verstanden. Diderot, in keinem Zweige Fachmann, war bereit, für alle Fächer einzuspringen.

Bei aller Keckheit hätte er jedoch beinahe alles verdorben. Immer unruhig, immer in Geldnot, veröffentlichte er 1749, noch ehe der erste Band völlig druckfertig war, seinen „Brief über die Blinden", in welchem er, zwar unter allerlei Flunkereien, doch ziemlich deutlich dem Atheismus das Wort redete. Er wurde im Juli 1749 zu Vincennes gefänglich eingesteckt und erst nach dreimonatlicher Haft auf die dringendsten Vorstellungen der Buchhändler wieder auf freien Fuß gestellt. Außer dem ihnen drohenden Schaden hielten sie der Regierung auch die Notwendigkeit vor, sich für „das schönste und nützlichste Unternehmen zu interessieren, das je den Buchhandel beschäftigt habe".

Im November 1750 konnte endlich der von Diderot verfaßte Prospekt ausgegeben werden, im Juli 1751 der erste, im Januar 1752 der zweite Band. Die von d'Alembert geschriebene Vorrede (Discours préliminaire) ist sachlich eine Absage an die christliche Weltanschauung und an die bisherige Auffassung und Rangordnung der Wissenschaften, aber keine geharnischte Kriegserklärung. Die Philosophie wird zu einer „Wissenschaft der nützlichen Dinge" herabgesetzt, ihr theoretischer Teil auf etwas Lockesche Erkenntnistheorie eingeschränkt. Zu ihren Ergebnissen kann die Offenbarung mit „einigen wenigen Glaubenswahrheiten und einer kleinen Zahl praktischer Vorschriften" nur eine geringe Ergänzung liefern. Als seinen geistigen Ahnherrn begrüßt d'Alembert nicht Montaigne, Descartes oder Bayle, sondern Bacon von Verulam. Er steht „an der Spitze der berühmten Männer, die, ohne den gefährlichen Ehrgeiz, die Binde von den Augen ihrer Zeitgenossen herabzureißen, von weitem, im Schatten und in der Stille, das Licht verbreiteten, das nach und nach, in unmerklichem Stufengang die Welt erleuchten sollte". Ihm entnahm er den „enzyklopädischen Baum der Wissenschaften", den er aber nach Locke, Mandeville, Toland, Bolingbroke, Collins, Shaftesbury ganz im Sinne der neuesten Aufklärung zuschnitt und zurechtstutzte. Auf dem Titelkupfer sind die „Wissenschaften und Künste" als leichtgeschürzte üppige Nymphen dargestellt, die auf Wolken gelagert, in malerischen Gruppen, bis zu der „Wahrheit", einer noch lüsterneren Frauengestalt, emporsteigen, deren Nudität durch einen durchsichtigen Schleier mehr hervorgehoben als bedeckt wird. Außerdem ist der erste Band mit dem Porträt Diderots ausgestattet, der zweite mit demjenigen d'Alemberts.

Trotz allen schönrednerischen Humbugs, mit welchem die Enzyklopädisten ihre eigentlichen Absichten verschleiert hatten, wurden diese in den noch katholischen Kreisen rasch erkannt. Die Sorbonne, die Jesuiten und der Erzbischof de Beaumont traten gegen das Unternehmen auf. Auch der jansenistische Bischof Caylus von Auxerre erließ ein Hirtenschreiben dagegen. Der Abbé de Prades hatte die Keckheit gehabt, der Sorbonne eine Doktordissertation einzureichen, welche in vielen Punkten die Ansichten d'Alemberts wiedergab; dieselbe war schon durchgeschlüpft, als der Prälat Boyer eine nochmalige Revision verlangte. Nun wurden zehn Propositionen derselben als häretisch verurteilt; am 11. Februar erließ das Parlament einen Haftbefehl wider de Prades, der, mit Empfehlungsbriefen von d'Alembert und Voltaire, nach Berlin zu Friedrich II. flüchtete. Auch sein Kollege und Freund Abbé Yvon machte sich unsichtbar. Am 2. Februar verfügte ein Beschluß des Staatsrats die Unterdrückung der zwei Bände der Enzyklopädie und die Beschlagnahme der zur Fortsetzung bestimmten Papiere.

In diesem kritischen Augenblick erschien indes als rettende Göttin der modernen Bildung die Marquise de Pompadour. Sie war schon lange mit einigen Führern der Aufklärung, wie d'Alembert, Duclos, Marmontel, näher bekannt. Es schmeichelte ihr, als Patronin der Wissenschaft und Bildung aufzutreten, zumal sie dieselbe von ihren eigenen Gegnern, der Königin, dem Kronprinzen, der übrigen königlichen Familie und deren Anhang, dem orthodoxen und noch sittenstrengen Klerus und den Jesuiten, bedroht sah, unter denen sie sich umsonst nach einem Beichtvater umgesehen hatte, der ihr unsittliches Verhältnis gutheißen möchte. Auch der Kriegsminister Graf d'Argenson, dem das Werk dediziert worden, nahm sich seiner ergebenen Verehrer an.

Das Wichtigste für sie war jedoch im Gedränge des Augenblicks, daß Malesherbes, der seit 1750 an Stelle seines Vaters, des Präsidenten de Lamoignon, die Überwachung des Büchervertriebs leitete, der Philosophie günstig gesinnt war. Um Diderots Schriften jeder amtlichen Untersuchung zu entziehen, ließ er dieselben in seine eigene Wohnung bringen. Er beschwichtigte die Regierung, indem er die großen Nachteile auseinandersetzte, welche es hätte, wenn das Werk, ins Ausland gedrängt, dort fortgesetzt und dann als Konterbande eingeschmuggelt würde. Da die Herausgeber selbst eine strengere Zensur verlangten und sich die Durchsicht eines jeden Artikels durch die Zensoren gefallen ließen, wurde es ihm leicht, den Weiterdruck des Werkes zu erwirken. Der dritte Band konnte im November 1753 ausgegeben werden. Die angesehensten Schriftsteller beteiligten sich nun. Montesquieu versprach den Artikel Goût, Buffon den Artikel Nature, Voltaire schrieb die Artikel Elégance, Eloquence, Esprit, Imagination ꝛc. Duclos, de Brosses, Turgot, Quesnay, Mercier de la Rivière, Marmontel, de Holbach, Bordeu, Watelet, Saint-Lambert, Tressan lieferten Beiträge. Die nächsten vier Jahre ging der Druck lustig voran. Beim siebten Band stieg die Zahl der Subskribenten auf 3500, und die Verleger hatten einen Gewinn von 65 %.

Erst der von d'Alembert verfaßte Artikel „Genf" im siebten Band rief einen neuen Sturm gegen die Enzyklopädie wach. Rousseau, selbst ihr Mitarbeiter,

entrüstete sich darüber, daß seinen Mitbürgern darin ein Vorwurf aus ihrer strengen Abwehr gegen das Theater gemacht wurde. Die calvinistischen Prediger fühlten sich dadurch gekränkt, daß d'Alembert sie „Feinde des Aberglaubens" nannte, einfache „Moral-Beamte" (Officiers de morale), deren erstes Prinzip der wahren Religion darin bestehe, nichts zu glauben vorzustellen, was irgendwie die Vernunft verletzen könnte. Der Ex-Jesuit Fréron, Redakteur der Année Littéraire, der schon lange Voltaire aufs schneidigste bekämpft hatte, zog nun mit der beißendsten Satire gegen die Enzyklopädisten zu Felde. Palissot verspottete sie mit feinster Ironie in den „Kleinen Briefen über große Philosophen". Nikolas Moreau veröffentlichte sein drolliges Nouveau Mémoire pour servir à l'histoire des Cacouacs, das den Philosophen den Spitznamen Cacouacs für lange anheftete. Moreau, ein tüchtiger Gelehrter, stand dem Dauphin nahe und wurde bald nachher Bibliothekar der Königin und später der Dauphine Marie-Antoinette. In ernsterem Ton erhob der Jesuit Le Chapelain seine Stimme von der Kanzel gegen den „Unglauben der Freigeister" und gegen die sittliche Verwilderung, welche sie anrichteten.

D'Alembert glaubte es nun seiner Ehre schuldig zu sein, von der Redaktion zurückzutreten. Umsonst bestürmten ihn Voltaire, Diderot, de Bernis und die Pompadour selbst, doch auszuharren. Indem er, im Anfang des Jahres 1759, Voltaire seine Freude aussprach, sich „aus dieser Pfütze" herausgezogen zu haben, konnte er ihm jedoch auch anzeigen, daß die Regierung widerwillig mit Diderot Frieden schließen würde.

Eine ernstere Gefahr erwuchs der Enzyklopädie durch ein Buch, das einer ihrer Anhänger und Freunde, Helvétius (1715—1771), im Juli 1758 herausgab. Sein Vater, Leibarzt der Königin, hatte ihn für das Finanzfach erziehen lassen. Als Generalpächter der Königin erlangte er eine sehr einträgliche Stellung und konnte das angenehmste bukolische Landleben führen. Allein als feiner Dandy, dem zum vollendeten Hofkavalier nur der Adel fehlte, fühlte er sich unwiderstehlich zu den Salons von Paris hingezogen.

Er ließ sich also in Paris nieder, eröffnete selbst einen Salon und genoß in vollen Zügen das zerstreute Gesellschaftsleben, an dem die „Philosophen" sich erlustigten und das ihnen zu stillem, ruhigem Denken keine freie Stunde ließ. Sonntag und Donnerstag war Diner bei dem Baron de Holbach, Montag und Mittwoch war Diner bei Madame Geoffrin, Dienstag bei Helvétius, Freitag bei Madame Necker. Um den Freigeistern den Sonntagsgottesdienst zu ersetzen, gab ihnen der aufgeklärte Abbé Morellet, der Haupttheologe der Enzyklopädie, jeden Sonntag ein Frühstück. Als sich Mademoiselle L'Espinasse von ihrer Gönnerin, Madame Dudeffand, losgesagt hatte, hielt sie täglich von 5 bis 9 Uhr nachmittags ihren kleinen Cercle, an dem indes nur wenige Auserwählte teilnahmen. Bei diesen Diners und in der auf sie folgenden Konversation wurde zum größten Teil die neue Philosophie ausgeheckt, verbreitet, weiter ausgesponnen.

Die Eitelkeit trieb Helvétius, auch sein Licht leuchten zu lassen und gleich Voltaire und Montesquieu, d'Alembert und Diderot ein Buch zu schreiben. So kam seine Schrift De l'Esprit zu stande: ein Abklatsch des frivolen Ge-

schwätzes, das jene Salons beschäftigte, eine an sich ganz unbedeutende Leistung[1]. Was aber die Enzyklopädie mit Seidenpapier einwickelte und unter Fluten von Technologie und andern „nützlichen" Kenntnissen versteckte, das trug er ganz unverhüllt und offenherzig vor: den nacktesten Materialismus und Sensualismus und eine Lebensweisheit, die nur mehr mit den animalischen Strebekräften der Menschen rechnete. Das machte doch Aufsehen. Jedermann wußte, daß Helvétius mit den Enzyklopädisten auf vertrautestem Fuße stand, und so bot sein Buch indirekt eine gute Angriffswaffe auf die Enzyklopädie dar.

Ein noch junger Schriftsteller, Abraham Chaumeix (geb. 1730), der beim Dauphin in Gnaden stand, ergriff die Gelegenheit, um gleichzeitig die Schrift des Helvétius und die Enzyklopädie in acht kleinen Bänden anzugreifen, die sich Schlag auf Schlag folgten[2]. Er erklärte jene nicht mit Unrecht als „gleichsam einen Abriß der Enzyklopädie" und wies schlagend nach, daß beide Werke gegen die Religion gerichtet seien. Helvétius wurde aus dem Dienste der Königin entlassen, bei der er noch in Paris ein Hofamt bekleidete, sein Zensor Tercier bestraft, sein Buch von der Sorbonne zensuriert und vom Parlament (6. Februar 1759) verurteilt, mit noch andern religionsfeindlichen Schriften (besonders Voltaires Religion naturelle) durch Henkershand verbrannt zu werden.

Wegen der großen Geldinteressen, die bei der Enzyklopädie in Betracht kamen, wurde mit ihr nicht so summarisch verfahren. Das Parlament ernannte neue Examinatoren (Theologen, Juristen und Philosophieprofessoren), welche die einzelnen Artikel prüfen sollten. Erst auf ihre Berichterstattung hin wurden am 7. März 1759 die erschienenen sieben Bände unterdrückt und das Privileg für erloschen erklärt. Das war jedoch eitle Spiegelfechterei, um den Verteidigern der Religion den Mund zu schließen und alle weiteren Anklagen unmöglich zu machen. Formell war das Werk unterdrückt, das Druckprivileg erloschen; es existierte nicht mehr.

Unterdessen breitete abermals die Madame de Pompadour ihre schirmenden Arme über das Unternehmen aus. Gedeckt von dem Minister Choiseul, traf der Herr v. Malesherbes seine Verabredungen mit dem Buchhändler Le Breton und mit dem Polizeichef de Sartines, und so wurde die Enzyklopädie unter den Augen der Regierung in Paris bei Le Breton weitergedruckt, dann in die Provinz geschickt und von dort aus an die Subskribenten versandt. Die Regierung schloß die Augen; sie wußte nichts von dieser Konterbande, und das Parlament konnte gegen das formell unterdrückte, praktisch geduldete Unternehmen keinen wirksamen Schritt mehr tun. Chaumeix wurde von Voltaire und Diderot mit solchem Spott verfolgt, daß er sein Bündel schnürte und nach Rußland auswanderte.

[1] Sainte Beuve rechnet sie immerhin zu den abscheulichsten und gefährlichsten Werken des Jahrhunderts (les ouvrages les plus détestables du siècle et les plus pernicieux).

[2] Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie et essai de réfutation de ce dictionnaire, avec l'examen critique du livre De l'Esprit, Paris 1758.

Diesem schmählichen Hintertreppensieg der „Philosophie" gesellte sich bald ein anderer, der ebensowenig rühmlich genannt werden kann. Der den Philosophen gleichgesinnte Minister Pombal vertrieb im selben Jahre (1759) den Jesuitenorden aus Portugal und ließ zwei Jahre später (1761) den greisen P. Malagrida als Ketzer verbrennen. Mächtig wachte jetzt die Lust zu einer Jesuitenhetze auch in Frankreich auf. Dasselbe Parlament, das 1759 formell die Enzyklopädie unterdrückt, aber tatsächlich geschont hatte, ließ 1761 die Werke Bellarmins und Busenbaums durch den Henker verbrennen, untersagte den Besuch der Jesuitenschulen und verbot den Eintritt in den Orden. Die Jansenisten reichten jetzt den Philosophen die Hand zur Unterdrückung der verhaßten Gesellschaft, in welcher die ersteren ihren Todfeind, die letzteren das mächtigste Bollwerk des „Aberglaubens", d. h. der Kirche, erblickten. Trotz aller Einsprachen des Klerus, des Episkopats, des Papstes bestätigte der König 1764 die Beschlüsse des Parlaments und unterdrückte den Orden in seinem Reiche. Die Enzyklopädisten und ihre Freunde aber ruhten und rasteten auch jetzt nicht, bis es ihnen gelang, durch die Zwangspolitik der bourbonischen Höfe 1773 die vollständige Aufhebung des Ordens durch päpstliches Breve herbeizuführen. Welche Unsummen von Haß und Gift, Lüge und Verleumdung, Ränken und Betrügereien, Schleichhändeln und Gewalttaten von den Enzyklopädisten bei diesem Zerstörungswerk aufgeboten wurden, das läßt sich nur annähernd aus ihren umfangreichen Korrespondenzen ermessen. Erschöpfend ist dieses Drama noch nie zur Darstellung gekommen.

Im Aufbauen entwickelten sie lange nicht so viel Fleiß, Einigkeit und Standhaftigkeit. „Die Verfolgungen", klagt Diderot, „haben der Enzyklopädie ihre meisten Hilfskräfte entzogen." Rousseau kündigte ihr von 1759 an alle und jede Gefolgschaft auf. Voltaire schrieb seine eigene Enzyklopädie. Nach d'Alemberts Rücktritt zogen sich auch die gemäßigten Philosophen, wie Buffon und Duclos, ebenso die sog. Ökonomisten, wie Turgot, Quesnay u. a., von dem Unternehmen zurück. Die ganze Last ruhte nunmehr auf Diderots Schultern. Er wurde, wie Grimm sich ausdrückt, „das sichtbare Oberhaupt der glorreichen Kirche, deren Gründer und Stütze Voltaire war". Er mußte infolgedessen für die fehlenden zehn Bände noch 601 Artikel aus allen möglichen Fächern schreiben. Die 1139 Artikel, die er überhaupt für die Enzyklopädie schrieb, füllten in Naigeons Ausgabe seiner Werke 4132 Seiten. Dazu leistete er noch als Korrektor Erstaunliches. Erst als man beim Buchstaben S angelangt war, bemerkte er, daß die Verleger aus Furcht vor der Regierung seine sorgfältige Schlußkorrektur nicht respektiert, sondern irgendwie gefährlich scheinende Stellen willkürlich abgeschwächt und oft sinnstörend entstellt hatten. Er war außer sich vor Zorn; aber die Sache war jetzt nicht mehr gut zu machen. Für seine fast übermenschliche Arbeit und seinen Verdruß erhielt er zu seinem jährlichen Honorar noch eine Schlußzahlung von 20000 Livres.

Die ersten Subskribenten zahlten für das Werk 956 Livres; um 1769 stieg der Preis auf 1300—1400 Livres. Die gesamten Druckkosten schätzte Luneau de Boisjermain (1777) auf 1187201 Livres, den Gewinn der Verleger auf 3175064 Livres. Es war wirklich ein rentables Geschäft.

Als nach der getroffenen Vereinbarung 1765 die letzten zehn Bände ausgegeben wurden, erließ die allgemeine Versammlung des Klerus noch einmal eine scharfe Verurteilung des gesamten Werkes. Da jedoch in demselben Aktenstück auch die Jesuiten in Schutz genommen wurden, verbot der König die Publikation desselben. Man verlangte indes Le Breton die Liste der Subskribenten ab, setzte ihn für eine Woche in die Bastille und ordnete die Einziehung der bereits ausgegebenen Exemplare an. Wie Voltaire erzählt, ließ sich aber der König selbst das Werk kommen, weil er über die Zusammensetzung des Schießpulvers, die Pompadour über ihre Schminke und über die Fabrikation der Seidenstrümpfe näheres wissen wollte. Da die Enzyklopädie den befriedigendsten Aufschluß gewährte, war der König beruhigt, gab die konfiszierten Exemplare wieder frei und ließ dem Vertrieb des Werkes keine weiteren Schwierigkeiten machen.

Als Nachschlagewerk ist die Enzyklopädie längst durch andere Lexika überholt. Bereits Lord Chesterfield gab seinem Sohne, als dieser ihn fragte, ob er sie anschaffen sollte, die lustige Antwort: „Du mußt sie kaufen und dich darauf setzen, um ‚Candide' zu lesen." Diderot selbst, der den besten Teil seines Lebens darauf verwandt hatte, war mit dem Gesamtergebnis nicht zufrieden.

In religiöser Hinsicht hat sie unendlich verderblich gewirkt, in Bezug auf Philosophie die Geister verflacht, in Bezug auf Sittlichkeit die Gewissen untergraben, in Bezug auf Politik wohl einzelne schreiende Mißbräuche bekämpft, aber im ganzen das Staatsleben mehr unterwühlt, als mit neuen gesunden Ideen befruchtet. „On peut donc parler de la faillite politique et morale de l'Encyclopédie." [1]

Was den Einfluß des enzyklopädistischen Geistes auf die Literatur betrifft, sieht Brunetière in demselben einen erklärten Gegensatz zu jenem der klassischen Periode. Er sagt: „Wenn irgend eine allgemeinere Idee die Enzyklopädisten um d'Alembert und Diderot in dem Hinterstübchen des Buchhändlers Le Breton, oder in dem Entresol der Straße Taranne vereinigt, wenn irgend eine Absicht sie zu einer Gruppe verbunden hat, so war es diejenige, dem französischen Geist eine andere Richtung zu geben (de changer l'orientation de l'esprit français) und im ganzen ist ihnen das gelungen. In Kunst wie in Philosophie, in Literatur wie in Moral ist hier das Widerspiel zu Corneille und Racine, zu Pascal und Bossuet, zu La Bruyère und Boileau. Es war das alte Ideal, was sie zerstören wollten; und was bedeuten danach einige Dutzend Tragödien, deren mittelmäßige Verfasser die ‚Andromache' nachzuahmen, aber zugleich zu vervollkommnen vermeinten?" Taine hat dagegen sehr sorgfältig die Züge zusammengestellt, welche noch eine innere Verwandtschaft der Enzyklopädisten mit den Klassikern dartun und den Enzyklopädismus teilweise als Weiterbildung teilweise als Verfall des Klassizismus erscheinen lassen. Die beiden Anschauungen schließen sich keineswegs aus. Denn im Klassizismus lassen sich bereits zwei Strömungen von sehr verschiedenem Charakter unterscheiden. Das „alte Ideal", wie es sich

[1] É. Faguet, L'Encyclopédie. Revue des Deux Mondes. 5e Période, I (1901) 794–824.

in Corneille, Bossuet, allenfalls noch in Racine verkörpert, bildet allerdings einen Gegensatz zu dem neuen Ideale der Enzyklopädisten; aber Pascal, Boileau und besonders Molière und Lafontaine leiten sehr deutlich zu ihm über.

Voltaire ist wohl der erste Bannerträger und Bahnbrecher des Geistes, welcher die Enzyklopädie beherrschte, und sein Name hat zu ihrer Verbreitung wesentlich beigetragen; aber für ihre Ausführung hat er wenig getan, sie aufs herbste verspottet, kritisiert und durch sein Dictionnaire philosophique zu übertrumpfen gesucht. Der tätigste und einflußreichste der Enzyklopädisten ist bei weitem Diderot. Er hat nicht nur einen beträchtlichen Teil der Enzyklopädie selbst verfaßt, sondern daneben noch Helvétius, de Holbach, Raynal, Galiani in ihren Arbeiten geholfen, zu der Apologie des Abbé de Prades einen dritten Teil und zu der Klavierschule des Schweizers Bemetzrieder den Text geschrieben und sich selbst zu Reklameartikeln für eine neue Pomade herabgelassen. Für alle und für alles war er zu haben. Wenn auch noch so abgehetzt, wurde er nicht müde zu schreiben: philosophische und kritische Aufsätze, Kunstberichte, geschichtliche und literarische Skizzen, polemische Flugblätter, Komödien, Novellen, Romane, Erzählungen, Briefe. Der Briefwechsel, welcher den anschaulichsten Einblick in sein Leben und Treiben gewährt, ist derjenige an Fräulein Sophie Volland. Sie wurde 1755 seine Geliebte, nachdem er von Madame Puiseux schmählich hintergangen worden. Sophie war die Tochter einer wenig bemittelten Witwe, schon 30 Jahre alt, nicht einmal schön gewesen, mager und kränklich, wegen Kurzsichtigkeit zum ständigen Tragen einer Brille verurteilt, aber sie war geistreich, ebenso philosophisch und unruhig wie er. Die Briefe reichen von Mai 1759 bis September 1774. Sie zeichnen ihn, wie er leibte und lebte, in beständiger nervöser Tätigkeit als Philosoph und Kritiker, Dichter und Polyhistor, unerschöpflich übersprudelnd von witzigen Einfällen, sich überstürzend in immer neuen Aufgaben, mit einem Selbstgefühl, das allen Anstrengungen und allen Hindernissen trotzte, alles menschliche Wissen zu meistern sich unterfing, dabei gutmütig, leichtfüßig, jedem Eindruck weichend, der geschwätzigste Erzähler und Anekdotenjäger. Aber sich einmal zu sammeln, ein einzelnes Werk künstlerisch abzuwägen und abzurunden, dazu kam er nicht. Alles hat er im Sturm erobert, in der Frische des ersten Eindruckes dahingewühlt. Wie kein anderer Schriftsteller jener Zeit, gleicht er deshalb schon den neuesten der „Modernen".

Einen europäischen Ruf und Einfluß gewann Diderot schon sehr früh durch seine Beziehungen zu Voltaire und durch die Enzyklopädie, für deren Fortsetzung sowohl Friedrich II. von Preußen als Katharina II. eintreten wollten, als dieselbe in Paris gefährdet schien. Noch mehr trug dazu aber der Deutsche Friedrich Melchior Grimm bei, welcher, 1723 in Regensburg geboren, 1749 als Begleiter eines Sohnes des Grafen Schönberg nach Paris kam und hier erst in den Dienst des Herzogs von Gotha trat, dann Sekretär des Grafen Friesen, des Marschalls von Sachsen und endlich Kabinettssekretär des Herzogs von Orleans wurde. J. J. Rousseau, der nach vielen Abenteuern als Notenschreiber und Musikschriftsteller ebenfalls in der Weltstadt gelandet war, führte ihn in den engeren Freundeskreis der Enzyklopädisten ein. Seit 1747 besorgte der Abbé Raynal schriftliche

Berichte über französische Literatur- und Kulturverhältnisse an den Hof von Gotha. Von 1753 an verbanden sich Diderot und Grimm zur Übernahme und Erweiterung dieser Korrespondenz, welche fortan an den deutschen Höfen zirkulierte und bis nach St Petersburg drang und welche Grimm bis zum Jahre 1792 weiterführte[1]. Wenn Grimm durch diplomatische Reisen oder sonstige Geschäfte verhindert wurde, trat Diderot für ihn ein. Mit der Korrespondenz wurden zugleich ganze Werke handschriftlich herumgeboten, die erst Jahrzehnte später gedruckt erschienen. So wurde Diderot in Gotha und Weimar ebenso bekannt wie in Berlin und St Petersburg, und mehrere seiner Schriften wurden in Weimar verschlungen, bevor sie in Paris gelesen werden konnten. In den siebziger und achtziger Jahren übte die Firma Diderot-Grimm auf den dortigen Musenhof einen Einfluß aus, von dem sich selbst Goethe nicht ganz frei erhielt.

Voltaire und die Pompadour boten alles auf, Diderot einen Platz in der Akademie zu verschaffen, doch umsonst. Alle Bemühungen scheiterten an der Erklärung des Königs: „Er hat zu viele Feinde!" Da er nicht zu wirtschaften wußte, viel Geld für künstlerische Liebhabereien und eleganten Tand wegwarf, kam er auch nie zu Geld. Nach Vollendung der Enzyklopädie war es so übel mit seinen Finanzen bestellt, daß er seine Bibliothek verkaufen wollte. Katharina II., die davon hörte, kaufte sie ihm für 15 000 Livres ab, unter der Bedingung jedoch, daß er sie auf Lebenszeit behalten sollte, ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar und bezahlte ihm als Gehalt für 50 Jahre im voraus 50000 Livres. Auf wiederholte Einladungen reiste er 1773 nach St Petersburg und verweilte dort ein Jahr; das rauhe Klima bekam ihm indes nicht gut. Er kehrte kränklich zurück, schrieb aber unermüdlich weiter bis zu seinem Tode. Im Februar 1784 traf ihn ein Schlaganfall, dessen Folgen er am 29. Juli erlag.

Während seines Aufenthalts in Holland (1774) trug sich Diderot ernstlich mit dem Gedanken, die ganze Enzyklopädie noch einmal umzuarbeiten. Mit der Hilfe von d'Alembert und einem Dutzend bewährter Genossen hielt er diese Aufgabe für gar nicht so schwer. „In ziemlich kurzer Frist", so schrieb er (9. April 1774 vom Haag aus an seine Frau), „kann ich dieses ungeheure Unternehmen zu einem solchen Grade von Vollkommenheit bringen, daß unsere Nachfolger über ein Jahrhundert nicht einmal Stoff zu einem Supplement von 20 Blättern finden werden." Katharina II., auf welche er dabei rechnete, hatte jedoch keine Lust, sich in die Sache einzulassen; sie baute damals den Jesuiten Kollegien.

Inzwischen wurde die Enzyklopädie tapfer nachgedruckt, in Genf sofort Band um Band nach deren Erscheinen, aber in 28 Bänden. Ein anderer Nachdruck in 28 Bänden erschien 1758—1771 in Lucca, ein dritter in 33 Bänden zu Livorno (1770). Um der daraus erwachsenden Schädigung des französischen Buchhandels entgegenzuwirken, verschaffte sich der Pariser Buchhändler Panckoucke

[1] Correspondance littéraire, philosophique, critique adressée à un Souverain d'Allemagne par Grimm et Diderot. 16 vols. Paris 1812—1813. Supplément 1814. Nouvelle Ed. 15 vols 1829. Deutscher Auszug 2 Bde 1820—1823.

1768 unter der Hand die Erlaubnis zu einem Neudruck, der aber bereits 1770 von höherer Stelle verboten wurde. Nachdem 1776 und 1777 die fünf Supplementbände erschienen waren, erfolgten sofort Nachdrucke, in welchen die Zusatzartikel in das Hauptwerk eingereiht wurden, so in Genf (1777), Lausanne (1778), Yverdon (1778—1780).

Es ist merkwürdig, daß die Väter der modernen, sonst so bequemlichkeitsliebenden Bildung nicht daran gedacht haben, die Wissenschaft des so lästigen, mittelalterlichen Folio-Formates zu entledigen. Aber auch die Gesamtanlage des Werkes fand nicht jene allgemeine Zustimmung, auf welche Diderot so sicher gerechnet hatte. Der Buchhändler Panckoucke trat 1781 mit dem „Plan einer methodischen Enzyklopädie" hervor, welcher das Werk Diderots in eine ganze Reihe spezieller Fachlexika (337 Teile) auflöste. Im folgenden Jahr wurde schon der Druck begonnen. Vicq d'Azyr, Condorcet und andere Schüler der ersten Enzyklopädisten ließen sich dafür anwerben, so daß der Geist der zweiten Enzyklopädie so ziemlich derjenige der ersten blieb. In der Ausführung machte das Werk jedoch viele Wandlungen durch; denn es verging ein halbes Jahrhundert, ehe auf den unter Ludwig XVI. begonnenen ersten Band endlich unter Louis Philipp 1832 der 166. Band in Quarto erschien. Diese Enzyklopädie, die Tochter der ersten, mit ihren mehr als 6500 Tafeln Illustration ist bis heute das umfangreichste Werk dieser Art in Frankreich geblieben.

Als es vollendet wurde, waren von Ersch und Gruber bereits 23 Bände erschienen, wie die 1778 in 10 Bänden vollendete Encyclopaedia Britannica, in Quarto. Die deutschen Konversationslexika: Brockhaus (seit 1796), Pierer (seit 1822), Meyer (seit 1840) haben sich keineswegs die unpraktische, wissensstolze Enzyklopädie Diderots und Panckoucks, sondern praktische englische Handlexika zum Muster genommen und sind so aus bescheidenen Anfängen zugleich zu praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung emporgewachsen. Von dem antireligiösen und unchristlichen Geiste, den die französische Enzyklopädie in ganz Europa verbreitet hatte, haben sie sich bis zur Stunde nicht völlig freigemacht. Doch gesunder deutscher Sinn, die treue unablässige Arbeit wahrhaft wissenschaftlicher Forschung, das Wiedererstarken christlichen Geistes durch den segensvollen Einfluß der katholischen Kirche haben nicht nur auf katholischer Seite die wertvollsten enzyklopädischen Werke hervorgerufen, sondern auch in den Neuausgaben der älteren Konversationslexika den Geist Voltaires und Diderots, d'Alemberts und der Madame de Pompadour zum großen Vorteil wahrer Bildung immer wirksamer zurückgedrängt.

A. Baumgartner S. J.

Rezensionen.

Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz. Von **Johann Georg Mayer**, Domherr und Professor. 2 Bde 8° (VI, 346 u. 372) Stans 1901 u. 1903, von Matt & Co. *M* 8.—

„Benutzt wurden die Akten einer Reihe von schweizerischen Archiven, von denen das Staatsarchiv Luzern und das Stiftsarchiv in Einsiedeln die größte Ausbeute geboten haben, dann des vatikanischen Archivs, der vatikanischen Bibliothek, der Bibliotheken Corsini, Casanatense, Angelica und Borghese in Rom, des Statthaltereiarchivs in Innsbruck usw." Da überdies die bereits im Drucke erschienene Quellenliteratur, soweit ich sehe, gut ausgenutzt wurde, dürfte es dem unermüdlichen Fleiße und der nicht erlahmenden Ausdauer des Herrn Verfassers gelungen sein, das kostbarste Material zur Geschichte eines der interessantesten und wichtigsten Abschnitte des kirchlichen Lebens in der Schweiz in ziemlicher Vollständigkeit zusammenzutragen. Möglich ist es allerdings und für einzelne Teile, z. B. die Westschweiz, auch wahrscheinlich, daß sich noch manches finden läßt, was das entworfene Bild in etwa zu vervollständigen, bzw. zu modifizieren geeignet wäre. So hat der frühere Großdekan von Sitten, Domherr Grenat, eine Geschichte von Wallis von 1536 bis 1815 abgeschlossen und, wie man hört, unlängst dem Drucke übergeben, von der wertvolle Aufschlüsse und Ergänzungen auch für die hier in Betracht kommende Periode mit Bestimmtheit zu erwarten sind. Immerhin ist die Gabe schon so wertvoll, daß man nur wünschen kann, auch für andere Länder derartige genaue und unparteiische Untersuchungen über die Einführung der tridentinischen Reformgesetze zu besitzen.

Das Werk zerfällt in zwei völlig ungleiche Teile. Der erste (I 1—83) handelt über das Konzil von Trient und die Teilnahme der Eidgenossen an demselben, der zweite (I 83—346 und II 1—295) über die kirchliche Restauration infolge des Konzils. Während der erste Band „Grundlage, Faktoren und den allgemeinen Verlauf der kirchlichen Restauration behandelt", tritt der zweite „in die Einzelheiten der Reform" ein. Bei dieser Zerlegung des Stoffes waren Wiederholungen und andere Unzukömmlichkeiten kaum zu vermeiden. Wer aber mehr auf die Sache als auf die Form gibt, wird um so lieber von etwaigen Mängeln in der Anordnung und Darstellung absehen, als er aus der im ganzen vortrefflichen Arbeit viel lernen kann. Eine ganze Reihe von Gegenständen findet hier überhaupt zum erstenmal eine eingehende Behandlung, z. B. die Wirksamkeit mehrerer Bischöfe und Nuntien, die Priesterseminarien, die Besetzung der

geistlichen Pfründen, die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Publikation des Dekretes Tametsi, das Religionsgespräch von Zürich u. a.; in andern Punkten werden die bisherigen Darstellungen genauer gefaßt, manche Ansichten korrigiert, andere besser begründet, überhaupt unsere Kenntnis nach verschiedenen Richtungen erweitert und vertieft.

Der Einführung der tridentinischen Reformdekrete ins praktische Leben stellten sich in der Schweiz die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Zu den in der Natur der Sache liegenden Übelständen, welche einerseits eine gründliche Reform erheischten, anderseits aber auch erschwerten, als da sind: der unpriesterliche Lebenswandel vieler Seelsorger namentlich auf dem Lande, der moralische Tiefstand mancher Klöster und Stifte, die mangelhafte Verwaltung und ungenügende Visitation einzelner Diözesen, die unkanonische Besetzung vieler Kanonikate und Pfründen mit untauglichen und unwürdigen Mitgliedern des Klerus, der verderbliche Einfluß von seiten der Häretiker, deren Lehre und Praxis man nur zu wohl kannte usw., zu all dem, sage ich, kamen in der Schweiz noch besondere Schwierigkeiten, die vornehmlich in den lokalen und politischen Verhältnissen ihren Grund hatten und notwendig auf das Reformwerk hemmend einwirken mußten. Abgesehen davon, daß keine schweizerische Obrigkeit auf ihre sog. Privilegien betreffs der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, der Pfründebesetzung, der Verfügung über das Kirchengut zu verzichten geneigt war, hatten es die kirchlichen Organe nicht mit einer einzigen Regierung zu tun, sondern mit so vielen, wie es souveräne Staaten gab. Die katholischen Orte hinwiederum, durch das gemeinsame religiöse Interesse in etwa unter sich verbunden, hatten auf den gemeinsamen Tagsatzungen mit den numerisch und wirtschaftlich viel stärkeren nicht katholischen Kantonen über das Wohl und Weh des gemeinsamen Vaterlandes zu beraten. Wie schwierig mußte sich dieser Verkehr gestalten in religiös aufgeregten Zeiten, wo alles unter dem Gesichtswinkel der Konfessionalität besehen wurde! Wie schwierig, wenn in Frankreich Schweizer gegen Schweizer im Felde standen, die Katholiken unter den Fahnen der katholischen Könige, die Nichtkatholiken unter denen der aufrührerischen Hugenotten! Und welche Spiele trieb in der Schweiz selbst die Diplomatie! Der französische, der spanische, der savoyische Gesandte arbeiteten sich entgegen nicht bloß in weltlichen Dingen, sondern mehr als einmal auch in religiösen, die freilich mit den Interessen der Weltpolitik aufs innigste verknüpft waren! Wie schwierig wurde die Einführung der tridentinischen Reformen in den sog. gemeinen Herrschaften oder in Kantonen, wie Glarus und Appenzell, die zum Teil katholisch geblieben, zum Teil den neuen Glauben angenommen hatten! Mehr als einmal drohte daher der Bürgerkrieg; selbst wegen des Gregorianischen Kalenders, den die Neugläubigen lange als „Teufelswerk" abwiesen, wollte man zu den Waffen greifen!

Um so höher ist das Verdienst jener Männer anzuschlagen, denen es trotz allem schließlich doch gelang, den Beschlüssen des Trienter Konzils unter den Katholiken der Schweiz Geltung zu verschaffen und damit eine neue Blüte katholischen Lebens herbeizuführen. Die Seele des ganzen Reformationswerkes war unstreitig jene Zierde des Erzstuhles von Mailand und des heiligen Kollegiums,

der hl. Karl Borromäus. Nicht nur daß er selbst einen bedeutenden Teil der Schweiz bereiste und überall als Heiliger und großer Reformator aufgenommen wurde, ist auf ihn direkt oder indirekt alles zurückzuführen, was in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auf Verbesserung der Kirchenzucht abzielte: die Einsetzung einer ständigen Nuntiatur, die Berufung der Jesuiten und Kapuziner, die Gründung tüchtiger Lehranstalten, die Heranbildung eines ausgezeichneten Seelsorgsklerus usw. Die päpstlichen Nuntien, teilweise vom hl. Karl noch ausersehen und instruiert, waren durchweg ihrer hohen Aufgabe durchaus gewachsen; an ihrer Seite arbeiteten viele seeleneifrige Bischöfe und Priester aus dem Welt- und Ordensklerus; die Regierungen der katholischen Orte, die gerade damals durch eine stolze Reihe ganz hervorragender Männer vertreten waren — man braucht bloß an Namen zu erinnern wie Ägidius Tschudi von Glarus, Melchior Lussi von Unterwalden, Kaspar Abyberg von Schwyz, Peter A Pro von Uri, an die Luzerner Renwart Cysat, Jost Pfyffer, Jost Segesser, Ludwig Pfyffer u. a. — traten mit Energie, Ausdauer und unter großen persönlichen Opfern für die Erneuerung des kirchlichen Lebens ein. Hinter diesen ausgezeichneten Führern stand das katholische Volk, das trotz der Unwürdigkeit mancher Seelenhirten wie am alten Glauben, so auch an den alten frommen Sitten festgehalten hatte.

In einer „Information" an Kardinal Paolo d'Arezzo vom 30. September 1570 schildert der hl. Karl die kirchlichen Zustände der Schweiz. Während er gegen manche Welt- und Ordensgeistliche harte Worte gebrauchen muß, ist er von der Frömmigkeit des Volkes sichtlich erbaut. „Die Katholiken in den fünf Orten sind schlicht, lenksam, wenn sie sanft behandelt werden, redlich im Handel und Verkehr. Lang andauernde Feindschaften kommen unter ihnen nicht vor. Die Straßen sind sicher, Raub wird streng bestraft. Die verabscheuungswürdige Gewohnheit, Gotteslästerungen auszustoßen, ist nicht vorhanden, Karten- und Würfelspiele sind nicht im Schwunge, und sie wurden durch die Obrigkeiten verboten. An Festtagen sind Schießübungen im Gebrauch. Arbeiten an diesen Tagen sind streng verpönt, um kein Geld übernehmen Fuhrleute die Beförderung von Ware oder Gepäck. . . . An Feiertagen kommt das ganze Volk zum Gottesdienst und verläßt die Kirche nicht vor Schluß desselben. . . . Gewöhnlich wird an allen Feiertagen gepredigt und nachmittags Vesper gehalten. Das Volk setzt solchen Wert auf den Gottesdienst, daß es sich ganz verlassen und nicht mehr christlich zu sein glaubt, wenn es keinen Pfarrer hat. . . . Bemerkenswert ist die Ehrfurcht und Andacht, welche das Volk in der Kirche an den Tag legt. Männer und Frauen haben getrennte Plätze, niemand geht umher oder schwatzt, sondern alle liegen schweigend, ihr Gebetbuch und ihren Rosenkranz in der Hand haltend, dem Gebete ob. Von der Wandlung bis zum Paternoster beten sie mit ausgestreckten Armen. . . . Beispiellos ist die Pietät des Volkes gegen die Verstorbenen. . . . Das Volk bekennt mit Eifer den katholischen Glauben und ist in kriegerischer Stimmung gegenüber den protestantischen Orten. Das Konzil von Trient, welches sie angenommen und zu befolgen versprochen haben, halten sie sehr in Ehren. . . . Solche, welche zu Ostern nicht beichten und kommunizieren, würden sie nicht dulden. . . ."

Natürlich fehlen auch die Schattenseiten nicht. „Die schlimmen Eigenschaften kommen zum großen Teil von der Habsucht dieser Nation her. . . . Einen großen Teil der Zeit verbringen sie mit Essen und Trinken. Es ist Sitte, zwei bis drei

Stunden bei Tisch zu verweilen. Sie essen öfter im Tag und trinken zu jeder Stunde." I 182 ff. Viel einläßlicher ist der Bericht des Nuntius Ladislaus d'Aquino, welcher von 1608 bis 1613 in der Schweiz weilte. Über die guten und schlimmen Eigenschaften der Eidgenossen spricht er ähnlich wie Karl Borromäus: „Wenn auch der Nuntius eine eigene Kapelle hat, so ist es doch gut, wenn er oft der Messe und Predigt in der Kirche beiwohnt. An hohen Festtagen und bei Prozessionen ist dies notwendig. Auch soll er auf das Benehmen seiner Diener wohl achtgeben. Da dieses Volk fromm ist, so ärgert es sich leicht auch an geringen Fehlern der Dienerschaft, sieht sehr auf deren Benehmen und was es bei andern als geringe Sünde betrachtet, sieht es bei ihnen als große an. — Viel trinken und öftere Gastmähler sind allen nördlichen Völkern gemeinsam und auch natürlich wegen des kalten Klimas. . . . Die Essen dauern drei Stunden, man muß viele Speisen und verschiedene Weine nach dem Geschmacke der Schweizer aufstellen. Bei Tagsatzungen sind nach und nach alle Gesandten einzuladen. Dabei muß man Glanz entfalten, da sich die Herren sonst nicht geehrt fühlen, man darf nicht vor drei Stunden aufstehen. . . . Auch die Jesuiten, Kapuziner, Chorherren und sonstige Geistliche von höherer Stellung soll man einladen, um sie geneigt zu machen. Bei Tische wird man manches erfahren, was man sonst nicht herausbringt." (II 327 f.)

Doch wir müssen es uns versagen, weitere Einzelheiten aus dem interessanten Werke anzuführen. Es genüge, hiermit auf eines der schönsten Blätter der schweizerischen Kirchengeschichte hingewiesen zu haben.

Joseph Blötzer S. J.

Die Malereien der Katakomben Roms. Herausgegeben von **Joseph Wilpert.** Mit 267 Tafeln und 54 Abbildungen im Text. Fol. (XX u. 596) Freiburg 1903, Herder. Geb. in Halbleinw. *M* 300.—

Das vorliegende Werk ist zweifelsohne die bedeutendste und wichtigste der Publikationen auf dem Gebiet der altchristlichen Archäologie, welche seit einer Reihe von Jahren die Presse verlassen haben. Sein Wert liegt vor allem und zunächst darin, daß es den gegenwärtig bekannten Bestand der römischen Katakombenmalereien vollständig wiedergibt und so alle bisher erfolgten Veröffentlichungen dieser Fresken bei weitem hinter sich läßt, selbst die ausgiebige Sammlung P. Garruccis. Ein zweiter Vorzug besteht darin, daß es etwa die Hälfte der Katakombenmalereien in farbiger Ausführung bietet. Von den 267 Tafeln, aus denen es sich zusammensetzt, sind nicht weniger als 133 Reproduktionen in den Farben der Originale geboten. Es wurde dazu die neueste Errungenschaft der Reproduktionstechnik, der photographische Dreifarbendruck, verwendet. Bisher wurden im ganzen nur wenige Fresken des unterirdischen Roms in Farben veröffentlicht, und doch ist zuletzt eine volle Würdigung der Katakombenmalereien, zumal nach ihrem künstlerischen bzw. nichtkünstlerischen Wert nur an der Hand von Wiedergaben möglich, welche sie in den ihnen eigenen Farben getreu dem Auge des Beschauers vorführen. Um so mehr muß die wissenschaftliche Welt für die Gabe dankbar sein, mit welcher der Herausgeber sie in Gestalt so vieler farbiger und dazu in überraschend vorzüglicher Weise hergestellter Tafeln beschenkt hat.

Ein dritter und vielleicht der wesentlichste Vorzug der Wilpertschen Publikation besteht in der großen Treue, mit welcher der Bestand der römischen

Katakombenfresken wiedergegeben ist. Gerade hierin hat es bisher am allermeisten gefehlt. Selbst die noch immer wertvollen Abbildungen P. Garruccis hatten ihre Mängel. Die Reproduktion hätte wohl kaum mit größerer Genauigkeit geschehen können. An eine absolut korrekte Wiedergabe der Katakombenfresken ist nie zu denken. Sie hätte auf rein photo-mechanischem Wege zu erfolgen, eine rein mechanische Reproduktion ist aber unter den Verhältnissen, unter denen die Aufnahmen gemacht werden müßten, von solchen Schwierigkeiten begleitet, daß sie als schlechthin untunlich bezeichnet werden darf. Namentlich gilt das von farbigen Wiedergaben, da die photographischen Aufnahmen, wie sie der Dreifarbendruck erfordert, unmöglich unmittelbar von den Katakombenfresken hergestellt werden können. Was im vorliegenden Fall sich höchstens bewerkstelligen läßt, ist eine halb mechanische, halb freie Reproduktion, und eine solche ist daher auch bei dem Werk Wilperts zur Anwendung gekommen. Zunächst wurde nach Möglichkeit eine photographische Aufnahme des Freskos gemacht, von dieser dann eine schwache Kopie auf besonderem photographischem Papier hergestellt und nun das letztere in Aquarellfarben vor dem Original übermalt. Die so angefertigten Aquarelle bildeten die Grundlage für die mittelst Dreifarbendrucks ausgeführten Tafeln. Es liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Vorgehen an sich Fehler und Irrtümer nicht ausgeschlossen sind. Indessen gibt die Sorgfalt, mit welcher alle Manipulationen sich unter der Aufsicht und Leitung Wilperts vollzogen, in Verbindung mit dem Bestreben, möglichst korrekte und zuverlässige Abbildungen zu erzielen, der langjährigen Erfahrung, der Gewissenhaftigkeit und der scharfen Beobachtungsgabe des Herausgebers, die weitgehendste Bürgschaft für eine so genaue Wiedergabe der Fresken, wie sie unter den obwaltenden Umständen nur erzielt werden kann.

Wenn die Tafeln nicht immer die Schärfe aufweisen, welche man hie und da vielleicht wünschen möchte, so liegt das an dem zur Anwendung gekommenen Reproduktionsverfahren, dem Netzdruck, bei dem eine gewisse Unschärfe nun einmal unvermeidbar ist. Für größere Darstellungen ist dieselbe aber ohne allen Belang; nur für kleinere und für das Detail kann sie allenfalls störend werden. Indessen ist es leicht zu verstehen, warum der Herausgeber die Netzdrucktechnik zur Herstellung der Tafeln wählte. Phototypie und Heliogravüre hätten das Werk unverhältnismäßig verteuert; bei Anwendung von Lithographie aber wäre eine derartig treue Reproduktion, wie sie das mechanische Netzdruckverfahren gewährt, kaum möglich gewesen.

Die große Bedeutung der Wilpertschen Publikation besteht einmal darin, daß es den Bestand der zur Zeit bekannten römischen Katakombenmalereien für alle Zukunft in trefflichen Abbildungen gebucht hat, eine Sache, die bei deren zunehmendem Verfall von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Der zweite kaum geringere Nutzen des Werkes liegt in dem Umstand, daß es auch dem Fernstehenden das eingehendste und umfassendste Studium der cömeterialen Fresken nach allen Beziehungen ermöglicht und zwar ohne die vielfach kaum zu beseitigenden Hindernisse, welche an Ort und Stelle den Untersuchungen sich in den Weg stellen. Es ist der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte auch das

Bildwerk der außerrömischen Katakomben in gleicher Weise wie das der römischen zugleich verewigt und in guten Abbildungen zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt gemacht werden. In der Tat wäre ein derartiges corpus der altchristlichen Cömeterialfresken für die Archäologie von größtem Wert. Ob es aber sobald dazu kommen wird? Die endlosen Mühen und Schwierigkeiten, denen Wilpert zu trotzen hatte, bis er auch nur die Kopien, welche die Grundlagen der Tafeln bilden sollten, zu stande gebracht, dürften sich anderswo um ein Namhaftes vervielfältigen.

Die Hauptsache bei dem vorliegenden Werk bilden naturgemäß die Abbildungen, allein auch der Text ist eine tüchtige Leistung und zum besseren Verständnis des Bildwerkes geradezu unentbehrlich. Er gliedert sich in zwei Bücher. Das erste behandelt die Katakombenfresken im allgemeinen. Es befaßt sich mit deren Technik, mit der Beziehung der christlichen Cömeterialgemälde zur heidnischen Wanddekoration, mit der Gewandung, welche auf den Fresken auftritt, mit Bart- und Haartracht, mit der Chronologie der Malereien, ihrem künstlerischen Wert, mit den für ihre Deutung maßgebenden Prinzipien, den hervorragendsten Bilderzyklen, dem gegenwärtigen Zustand und den bisherigen Wiedergaben der Fresken, alles Punkte von großer Wichtigkeit, hinsichtlich deren die Äußerungen eines Fachmannes, der viele Jahre dem gründlichen Studium der Katakombenmalereien gewidmet hat, ebenso interessant wie belehrend sind.

Das zweite Buch ist dem Inhalt der Katakombenbilder gewidmet. Zunächst werden die christologischen Gemälde und die Darstellungen der Taufe und Eucharistie besprochen. Dann folgen die Darstellungen, welche den Glauben an die Auferstehung ausdrücken, sich auf Tod und Sünde beziehen, eine Bitte für die Verstorbenen enthalten, das Gericht wiedergeben oder die Verstorbenen in der Seligkeit und im Genuß des himmlischen Lohnes zeigen. Den Schluß bilden die Totenmahle und die wenigen Bilder aus dem Alltagsleben, aus Handwerk und Gewerbe. Ein großer Teil des in dem zweiten Buche Enthaltenen wurde von dem Verfasser bereits in seinen früheren Schriften über die Cömeterialgemälde behandelt, weshalb denn auch wiederholt auf diese verwiesen ist. Daneben bieten aber die Ausführungen, welche sich kurz als Kommentar des Tafelwerkes bezeichnen lassen, manches Neue und manche bemerkenswerte Richtigstellung früherer verfehlter Deutungsversuche.

Es ist begreiflicherweise hier nicht der Ort, an Einzelheiten Kritik zu üben; schon der Raummangel würde das verbieten: Referent kann um so mehr davon absehen, weil er sich demnächst anderswo mit verschiedenen Punkten, wie der barocken Pänula, dem Ursprung des heiligen Palliums und der sog. Fractio panis, die er schon seit geraumer Weile nicht mehr für die Wiedergabe einer liturgischen Handlung und eine realistische Darstellung der Brechung des konsekrierten Brotes hält, näher zu beschäftigen hat.

Zwei Bemerkungen allgemeiner Art mögen indessen nicht unausgesprochen bleiben. Wilpert trägt bisweilen seine Ansicht mit einer Sicherheit vor, daß es den Anschein gewinnt, als ob jedes Bedenken schlechthin ausgeschlossen sei. Indessen dürfte schwerlich alles, was ihm als gesichertes Resultat erscheint, auch schon für alle andern ein solches sein. Vielleicht hätte hie und da ein „dürfte“,

ein „wahrſcheinlich", ein „ſcheint" und ähnliches mehr im Intereſſe der Wiſſenſchaft gelegen. Wilpert meint freilich gelegentlich (S. 141): „Wie wenig Vertrauen darf ſchließlich der Interpret beanſpruchen, welcher für ein und dasſelbe Bild nicht weniger als drei verſchiedene Auslegungen dem Leſer anbietet; liegt nicht eben darin ſchon ein Zeichen, daß er ſelbſt ſeiner Sache ganz unſicher iſt?" Allein folgt etwa daraus, daß jemand nur eine Deutung gibt und dieſe mit einer allen Zweifel ausſchließenden Sicherheit vorträgt, daß ſeine Aufſtellung auch objektiv richtig iſt. Und zuletzt wäre im einzelnen Fall noch zu unterſuchen, was beſſer und weniger bedenklich iſt, das erſte oder das letzte.

Zweitens hat Wilpert, wie uns ſcheint, etwas zu wenig auf Anſichten Rückſicht genommen, die von den ſeinigen abweichen. So iſt, um ein Beiſpiel anzuführen, bei Beſprechung des Freskos der ſog. Schleierübergabe der Deutung Mitius' mit keinem Wort Erwähnung geſchehen. Eine kurze, beſtimmte Richtigſtellung wäre doch gewiß am Platz geweſen. Die kurze Fußnote an anderer Stelle (S. 141) kann nicht befriedigen.

Nichtsdeſtoweniger bleibt die Publikation Wilperts die ſeit Jahren bedeutendſte und wichtigſte Leiſtung auf dem Gebiet der altchriſtlichen Archäologie, und es wünſcht Referent dem Verfaſſer aufrichtigſt Glück, daß er nach ſo vielen Jahren größter Mühe und vollſter Hingabe an die ſo ſchwierige Aufgabe die Frucht ſeiner Arbeit in Geſtalt des vorliegenden, für die archäologiſche Wiſſenſchaft um ſeiner Tafeln willen ſo bedeutungsvollen, um nicht zu ſagen unſchätzbaren Werkes reifen ſehen durfte. **Joſ. Braun** S. J.

Weiße Narciſſen. Religiöſe Gedichte von **M. v. Greiffenſtein.** 12° (160) Münſter i. W. 1902, Alphonſus-Buchhandlung. Geb. in Leinw. mit Goldſchn. *M* 2.50

Nicht umſonſt wurde die ſchneeweiße, ſüßduftende Frühlingsblume mit ihrem rotgoldenen Krönchen Narcissus poeticus, „die Dichter-Narziſſe", genannt, und einen vollen Strauß dieſer köſtlichen Blumen bietet uns hier die Hand einer echten Dichterin. Adel der Geſinnung, Reinheit des Herzens, innige Frömmigkeit, tiefes Empfinden ſind der Boden, dem dieſe Blüten ſüßer himmliſcher Minne entſproſſen. Form und Sprache ſind einfach muſtergültig. Hier finden ſich, ſtatt der wohlfeilen Gedankenſtriche, neue und originelle Gedanken. Wir ſtehen nicht an, der Dichterin, die ſich unter dem Pſeudonym M. v. Greiffenſtein birgt, einen Ehrenplatz unter den erſten Namen anzuweiſen. Mag M. Herbert ſie an Glut der Leidenſchaft übertreffen: als religiöſe Sängerin ſcheint uns M. v. Greiffenſtein entſchieden höher zu ſtehen; ja ſie kommt den Gedichten Annette v. Droſtes ſehr nahe, und manche ſcheinen uns ſelbſt mit den Liedern der gefeierten weſtfäliſchen Sängerin um die Palme ringen zu dürfen.

Der erſte Zyklus bringt Blumen „Aus dem Feſtkranze der Braut" (der Kirche). Gleich das erſte Lied „St Joſeph im Advent" zeigt die Eigenart der Dichterin; ſie läßt durch die Engel Joſeph gewiſſermaßen zum Prieſter weihen; denn „Nur dem Prieſter ziemt es, Brot des Lebens zu berühren". Wundervoll iſt das Gedicht Immaculata. Geben wir als Probe einige Strophen:

. . . . . .
„O Königin, schöner als alle,
In leuchtender Gnadenpracht,
Was hat in des Vaters Augen
Dich also herrlich gemacht?
Der Demant auf deiner Stirne!
Es nahm aus der Gottheit Schrein
Der Ewige, dich zu schmücken,
Nie helleren Edelstein.
. . . . . .
Die Strahlen von deinem Steine,
Sie bauten ein Tempelzelt
Tief unten im Herzensgrunde
Nun heimlich dem Herrn der Welt.
Da konnte die weiße Taube
Hinab zu der Arche gehn,
Und durch die schimmernden Hallen
Ihr göttlicher Odem wehn.
Da konnte das Kindlein kommen,
Der Tempel war sonnenklar,
Und schneeiges Linnen deckte
Kristallenen Opferaltar.
O Demant der Jungfraukrone,
O einziger Edelstein!
Es schrieben die Finger Gottes
Immaculata dir ein!"

Höchst originell ist die Auffassung des Weihnachtsgeheimnisses in „Ciborium und Monstranz". Wohl noch besser gelang in „Maria Lichtmeß" das Opfer der seligsten Jungfrau:

. . . . . .
„Meine Schöne, meine Taube!"
Klang es von den Sionszinnen,
„Komm zum grünen Myrrhenberge,
Laß das Opfermahl beginnen!"
Und sie stand in Tempelhallen,
Morgensonn' war aufgegangen:
Liebend an dem reinen Herzen
Hielt das Kindlein sie umfangen.
Morgensonn' war aufgegangen,
Und das Kindlein glich der Rose,
Die im kalten Morgenwinde
Hängt am Stamme lose, lose.
Freudig naht der Opferpriester,
Brach das Röslein rasch vom Zweige;
Für das Leben ging der Mutter
Weihnachtsglanz und Licht zur Neige.
Weiß und duftend lag das Blümlein
Auf geweihter Opferschale;
Tauesperlen, Mutterträhen
Glitzerten im Morgenstrahle.
Tief hinab mit jähem Stoße
War ein Schwert hineingedrungen
In das Herz, das mutterselig
Einst Magnificat gesungen.
„Meine Taube, meine Schöne,
Süße Myrrhendüfte steigen;
Wie so hehr dein Morgenopfer,
Wird die Abendsonne zeigen."
. . . . . .

Doch wir können unmöglich all das Schöne hervorheben, das uns beim Lesen dieser Poesien ergriffen hat; wir müßten sonst das Büchlein einfach abdrucken. Nur seien noch besonders genannt der Zyklus Dolorosa, der die sieben Schmerzen Marias besingt, das tiefempfundene Abendmahlsgedicht mit der Kehrstrophe:

„Dein ganzes Herz erkenn' ich dran:
Kein anderer hätte so getan,"

der „Rosenkranz":

„Meine Mutter liebt die Rosen,
Rosen weiß und purpurfarben,
Golden, wie des Abends Glühen,
Wie des Sommers lichte Garben,"

„Christus ist unsere Lilie", „Lied der hl. Agnes", „Es ist ja nur für eine Nacht", endlich der mißachtete Gnadenruf „Vorüber". Auch die epischen Stoffe gelingen

unserer Dichterin gut; ihre eigenste Domäne aber bleibt das geistliche Minnelied. Wenigstens eine Probe, die uns ihre Zartheit und Innigkeit empfinden läßt, wollen wir zum Schlusse unverkürzt hersetzen. Gewiß wird dies eine Stück den „Weißen Narzissen" begeisterte Leser gewinnen. Es ist das herrliche Kommunionlied einer Kranken „Morgen, eh' das Frühlicht scheinet".

„Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Wird ein Silberglöcklein klingen,
Und ein Hirt in weißem Kleide
Wird mir meinen Heiland bringen.

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Wird die Kammer licht und helle;
Heil'ge Engel werden knieen
Still erwartend auf der Schwelle.

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Werd' ich dreimal zitternd sagen:
‚Jesu Christ, ich bin nicht würdig,
Dich in meiner Brust zu tragen.'

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Spricht der Herr zu mir gewendet:
‚Nicht den Starken, nein, den Schwachen
Hat mein Vater mich gesendet.'

Morgen, eh' das Frühlicht scheinet,
Halt' ich ihn im Herzensgrunde
Und vergesse meines Lebens
Not und Leid für eine Stunde.

Wenn das Frühlicht dann erschienen,
Ist er still von mir gegangen;
Doch in meiner kleinen Zelle
Wunderbare Düfte hangen.

Eine rote Purpurrose
Hat er scheidend mir gelassen,
Sprechend: ‚Laß im Lauf der Stunden
Ihren Schimmer nicht erblassen.

Denke mein und bleibe liebend
Mir in Schmerz und Leid geeinet;
Sieh, ich komme, komme wieder,
Morgen, eh' das Frühlicht scheinet.'"

Jos. Spillmann S. J.

Welt und Leben. Gedichte von **E. Drerup.** 16° (220) Kempten 1902, Kösel. *M* 3.—

Ach, betrübter und verkehrter — Gibt es nichts auf dieser Erden — Als ein Zwitterwesen werden — Halb Poet und halb Gelehrter! So hat Ernst Curtius einst geklagt, und er mag recht haben, wenn „die Blüten des Lenzes die Decke des Winters nicht durchdringen" können, aber nicht, wenn die Dichtkunst, sich frei entfaltend, die heitere Gefährtin der ernsten Wissenschaft ist. Das ist sie aber bei dem westfälischen Gelehrten an der Isar Strand. Bei seiner ganz klassischen Bildung ließ sich von vornherein erwarten, daß er nicht in den Bahnen der Modernen wandle. Redegewandt, wie er ist, weiß er mit den „alten Tönen" auszukommen oder bei einer Weiterbildung die Einheit des Sprachbildes zu wahren. Der Einfluß der Antike zeigt sich deutlich in Inhalt und Form, in der dichterischen Auffassung und der ruhig abgeklärten Ausdrucksweise. Ein bezeichnendes Beispiel ist der „Gruß an das Meer":

Ich grüße dich, heilig erhabenes Meer,
Du Wunder der göttlichen Macht!
So ruhig und ernst, so heiter und hehr,
Unwandelbar, ewig nicht minder, nicht mehr
In wogender, wechselnder Pracht.

Du herrliches Meer, ob in sonnigem Glanz
Die Welle sich spiegelt und schäumt,

Zum Ufer sich dränget in spielendem Tanz,
Wo lauschiger Villen üppiger Kranz
Die blauenden Buchten umsäumt;

Ob donnernd die Wasser zerschellen am Riff,
Aufheulend in tückischer Wut,
Und tastend umschlingen das schwankende Schiff,
Es fassen und ziehen mit gierigem Griff
Frohlockend hinab in die Flut.

Unendliches Meer, du tötest und nährst,
Du trennest und bindest das Land.
Wenn überflutend die Flur du verheerst,
Dich segnet, dem du sein Brot beschert,
Des Schiffers schwielige Hand.

Du trägst des Fischers schaukelnden Kahn,
Der Kauffahrt kostbare Last.
Und lustig ertönet von Masten und Rah'n
Matrosengesang, wenn die Schiffe sich nah'n
Dem Hafen zu wonniger Rast.

Ich liebe dich, Meer, in ewiger Pracht,
Dein wogendes, wallendes Reich!
Ob funkelnd die Sonne drin leuchtet und lacht,
Ob wild du dich hüllest in stürmende Nacht,
Nichts kommt auf Erden dir gleich.

Inhalt und Form der Gedichte sind ungemein mannigfaltig. „Die Welt ist voller Poesie", und der Dichter weiß sie auf allen Gebieten zu erfassen. Nicht selten klingt das Religiöse durch; sehr innig ist das „Gebet zur Mutter Gottes" (S. 11). Auch der Strophen- und Versbau ist sehr verschieden; der angemessene Rhythmus erzielt vielfach treffliche Wirkungen. Der Verfasser bekundet durchgehends einen geläuterten Geschmack und eine edle Natürlichkeit.

Eine strengere Sichtung der Gedichte hätte freilich dem Buche nur zum Vorteil gereicht. Namentlich in „Lieben und Leiden" sind manche Spielereien, die auf Buchform keinen Anspruch haben. Auch „Im Süden" enthält einige Nummern von geringem Wert. Wie vollends „Der Hund" (19) in die Sammlung geraten konnte, ist schier unbegreiflich. In dem „Hymnus auf die Liebe" scheint uns eine einheitliche Auffassung zu fehlen. An unreinen Reimen ist kein Mangel. „Wilden" (S. 387 Z. 3) ist wohl nur ein Druckfehler.

Der Dichter tritt bescheiden, aber doch entschieden auf; denn „die Zauberworte: Ich kann! Ich will! leihen seinem Dasein höchste Kraft". Ja er kann; denn „keusch und rein hat ihn die Muse geküßt". Er will; singend „folgt er dem Wirken der Muse", damit er „hebe die Herzen zum Himmel empor und führe die Menschen durchs goldene Tor zum ewigen Tempel des Schönen".

Hermann Wiesmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

St Bonaventura und das Papsttum. Von P. Thomas Villanova O. C. 8° (108) Bregenz 1902, Teutsch. *M* 1.50

Diese fleißige dogmatische Studie ist sehr lesenswert. Sie enthält in den Abschnitten: Einsetzung, Fortdauer, Tragweite des Primates und Unfehlbarkeit, die Lehre des seraphischen Lehrers über die genannten Lehrpunkte. Die Darstellung ist klar und frisch und zeigt schlagend, wie unrecht Döllinger getan, sich auf den hl. Bonaventura zu berufen. Das aus den Werken des Heiligen sorgfältig gesammelte Material ist sehr übersichtlich und scharf gruppiert.

De Fide divina; auctore Guil. Wilmers S. J., ed. A. Lehmkuhl S. J. 8° (IV u. 416) Ratisbonae 1902, Pustet. *M* 4.80; geb. *M* 6.30

Dieses letzte Werk des geschätzten Dogmatikers schließt sich würdig an die beiden Bände de religione christiana und de Christi Ecclesia an. Der Herausgeber hat aus Pietät gegen den Verfasser nur sehr geringe Änderungen vorgenommen. Es behandelt mit jener dem Verfasser eigenen Gründlichkeit und Klarheit in vier Büchern den Begriff des Glaubens und dessen Formalobjekt; den Glaubensakt; das Materialobjekt des Glaubens; die Zustimmung zum Formalobjekt. Im letztgenannten Buche folgt Wilmers der Lehre des Suarez über die Analysis fidei. Mag man auch anderer Ansicht sein als der Verfasser; man wird ihm das Lob nicht versagen können, daß er die Wahrheitsmomente in der Sentenz des großen Theologen mit Geschick hervorhebt und verwertet. Wer mit der scholastischen Denk- und Darstellungsweise nicht vertraut ist, wird Wilmers' Werk trocken und schwer finden. Wer sich jedoch von der harten Schale nicht abhalten läßt, findet im Reichtum kerniger Gedanken, in der tiefen Begründung und spekulativen Analyse so schwieriger Probleme die beste Entschädigung. Der Theolog wird unter allen Umständen bedeutende Anregung zu eigener Forschung erhalten.

Études sur Saint Jérôme. Sa doctrine touchant l'inspiration des livres saints et leur véracité, l'autorité des livres deutérocanoniques, la distinction entre l'épiscopat et le presbytérat, l'Origénisme. Par D. Léon Sanders O. S. B. 8° (VI u. 396) Bruxelles, Becquart-Arien, Paris 1903, Lecoffre. *Fr.* 7.50

Die Gegenstände, über welche die hier vereinten Abhandlungen Licht zu verbreiten suchen, sind im Titel des Buches hinlänglich angedeutet. Sie werden durchweg in einer recht gründlichen und eingehenden Weise behandelt. Auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt wäre, würde der Leser dennoch schon von selbst merken, daß die hier gesammelten Texte nicht aus zweiter Hand, sondern aus eifriger und wiederholter Lektüre sämtlicher Werke des heiligen Kirchenlehrers stammen. Auch die Beweisführung des Verfassers ist meist besonnen und vertrauenerweckend. Von besonderem Interesse sind die ersten beiden Abhandlungen, in welchen des hl. Hieronymus Ansichten z. B. über die Ausdehnung der Inspiration, über die Möglichkeit von Irrtümern in der Heiligen Schrift usw. zur Sprache kommen. In seinen Ausführungen schließt Don Sanders sich an die Dominikanerschule

von Jerusalem an. An einzelnen Kleinigkeiten merkt man, daß der Verfasser mehr Dogmatiker als Historiker ist. So lebte Severus von Antiochien (S. 333) nicht im 10. Jahrhundert, die beiden Alexandriner (S. 325 345) waren nicht Bischöfe, der Lehrer des hl. Hieronymus (S. 6) hieß nicht Orbilius, S. 19 lies Vettius statt Veltius usw. S. 317 ist in A. 1 das Zitat irreführend; die Stelle steht Migne, Patr. lat. XXIII 1096.

Die Bildung und Erziehung der Geistlichen nach katholischen Grundsätzen und nach den Maigesetzen. Von Irenäus Themistor. Dritte, vermehrte Auflage. 8° (XXII u. 344) Trier 1904, Paulinus-Druckerei. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Hervorgewachsen aus dem schweren Kampfe, welchen noch vor kaum einem Vierteljahrhundert Deutschlands katholisches Volk um die Freiheit seiner Kirche führen mußte, war dieses Werk bei seinem Erscheinen fast ein Ereignis. Es hat seine Geschichte gehabt und bedeutet noch heute eine große Erinnerung (vgl. diese Zeitschrift XXVI 442 f; XXVIII 561). Es behandelt indes die Frage nach der kirchlichen Vorbildung der Geistlichen so gründlich und vollständig, nach der historischen wie der prinzipiellen Seite hin, daß es für immer seinen Wert behaupten wird, und darum war, zumal eine genügende Geschichte des geistlichen Bildungswesens nicht vorhanden ist, eine vermehrte neue Auflage der seinerzeit so viel beachteten Schrift recht wohl am Platze. War ein Hauptzweck bei der ersten Abfassung die klare Zeugnisablage und genaue Formulierung für die Grundsätze, welche die Kirche bei der Vorbildung ihrer Diener stets hochgehalten hat, so ist auch in dieser Beziehung das Werk noch nicht veraltet. Vielmehr haben die inzwischen mehrfach erfolgten päpstlichen Kundgebungen wie zahlreiche über die einschlägigen Fragen geführte Erörterungen manchen Anstoß gegeben, die Darstellung noch zu bereichern und gegen Einwendungen zu stützen. Es gibt Zeiten, welche geeignet sind, auch heilige Grundsätze zu lockern, Überzeugungen zu trüben und die öffentliche Meinung irre zu führen. Um so wichtiger, daß auch dann, was wahr und recht ist, unentwegt sein Bekenntnis finde, maßvoll, weitherzig, aber fest, zum Zeugnis angesichts der Selbsttäuschungen der Gegenwart und zum Markstein für eine fernere, vielleicht durch trübe Erfahrungen neu gewitzigte Zukunft.

Compendium praelectionum iuris regularis Adm. R. P. Piati Montani Ord. FF. Min. Capuc., ad recentissimas leges redactum auctore P. Victorio ab Appeltern, eiusdem Ord. (XXII u. 658) Tornaci 1903, Casterman. *Fr.* 8.—

P. Viktorius hat sich an die Ordnung der Vorlage gehalten, doch manches hinzugefügt; so ist Rücksicht auf die neuesten Entscheidungen genommen und, was wir besonders hervorheben möchten, dem Rechte der neueren Kongregationen die gebührende Beachtung geschenkt. Die Raumersparnis, welche das zweibändige Werk Piats auf einen Band zurückführt, ist durch Übergehen der Kontroversen und der Nebenfragen erzielt. Zumal der zweite Band Piats ist nur in sehr verkürzter Form wiedergegeben. Die einzelnen Privilegien sind in einer knappen Übersicht erwähnt und der sechste Teil über Prozeß- und Strafrecht ist ganz ausgelassen. Wer einmal die von Piat gewählte Auflösung des zu behandelnden Gegenstandes in einzelnen Fragen sich geläufig gemacht hat, wird das Kompendium recht brauchbar finden. Ein sorgfältiges alphabetisches Inhaltsverzeichnis würde den Wert des Buches noch erhöhen.

Die Rechtsfähigkeit der Mitglieder religiöser Orden und ordensähnlicher Kongregationen nach kanonischem und deutschem Recht. Von Dr iur. Siegfried v. Hobe-Gelting. gr. 8° (60) Breslau 1903, Görlich u. Coch. 80 *Pf.*

In der Überschrift ist die Einteilung schon angezeigt. Das kirchliche Recht für Ordensleute fand ähnliche Rechtsbildungen in römischen Quellen vor. Die Dekretalenbücher beziehen sich auf Orden mit feierlichen Gelübden. Der Handels- und Rechtsfähigkeit in Kongregationen, bei welchen die neuere Rechtsentwicklung das Verhältnis der Mitglieder zur Gesamtheit anders als bei den Orden gestaltet hat, wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Der zweite Teil der Arbeit stellt die Rechtsfähigkeit der Religiosen nach deutschem Recht dar. Nachdem die Ordensprofeß mit ihren kanonischen Rechtsfolgen von der neueren Gesetzgebung nicht mehr anerkannt wird, war es folgerichtig, die Mitglieder der Orden und Kongregationen in Bezug auf Rechtsfähigkeit andern Personen gleichzustellen. Eine sorgfältigere Berücksichtigung der neueren Literatur würde den Verfasser auf einige von ihm unerwähnt gelassene Fragen aufmerksam gemacht haben. Aber auch in der vorliegenden Form wird ein Überblick über die Hauptpunkte des behandelten interessanten Rechtsgebietes gegeben.

Homiletische und katechetische Studien im Geiste des Kirchenjahres und der Heiligen Schrift. Von A. Meyenberg. 8° (956) Luzern 1903, Räber u. Co. *M* 11.—

Das vorliegende Werk ist eigenartig. Wissenschaftliche Darstellung der Homiletik und Katechetik findet sich hier vereint mit zahlreichen praktischen Winken für den gedeihlichen seelsorglichen Unterricht und mit einer großen Anzahl von Vorschlägen für Predigtzyklen, sowie sehr zahlreichen eingehenden Skizzen. Dadurch gewinnt das Werk einen eminent praktischen Wert; es ist eine Frucht praktischer homiletischer Studien über das Kirchenjahr und die Heilige Schrift. Niemand wird diese Studien lesen, ohne die Liturgie und die Heilige Schrift als Predigtquellen lieber zu gewinnen. Überall werden bei Behandlung der Heiligen Schrift die Kerngedanken hervorgehoben über Gottes liebevolles Walten, seine Führung und seine Pädagogik. In solchen Kerngedanken noch mehr als in den Skizzen erblicken wir den inneren Wert dieser Studien. Denn der Verfasser möchte zur homiletischen Betrachtung anleiten, und die Gedanken, die er bietet, werden befruchtend wirken. Die Behandlung des Kirchenjahrs lehrt unter Bezugnahme auf die Liturgie sowohl die Exegese als Dogmatik und Moral fruchtreich auf der Kanzel zu verwerten. Über Mangel an Stoff läßt sich dann nicht mehr klagen. Der Verfasser verfügt über ein solides theologisches Wissen, reiche Erfahrung und ein großes rhetorisches Talent. Die Darstellung ist lebensvoll und stets anregend. Innige Liebe zur Kirche, warmes Interesse für das christliche Volk und wirkliches Verständnis für dessen Bedürfnisse führen die Feder. Über solchen Vorzügen werden wir kleine Mängel wie einzelne Wiederholungen und behagliche Breiten gerne nachsehen.

Irreführung des protestantischen Volkes. Wie die Professoren W. Herrmann, Th. Kolde, A. Ritschl, A. Harnack u. a. ihre Zuhörer und Leser über die katholische Religion und das Christentum aufklären. Von G. Weber. 8° (VIII u. 98) Mainz 1904, Druckerei Lehrlingshaus. *M* 1.20

Die Schrift wendet sich gegen das Übel, unter welchem wir in Deutschland leiden, daß von den Koryphäen der protestantischen Theologie an unsern Hoch-

schulen grobe, die Gemüter aufreizende Entstellungen der katholischen Lehre immer neu in die Reihen der Prediger und durch sie in die Massen des Volkes ausgesät werden. Den ungeheuerlichsten Behauptungen dieser Art aus der Feder bekannter, meist noch lebender Hochschullehrer wird die Wirklichkeit gegenübergehalten, die katholische Anschauung, wie sie in allgemein gebrauchten, durch die kirchliche Autorität selbst dargebotenen Volksbüchern (Diözesan-Gesangbuch und -Katechismus von Mainz, beide vor fast 50 Jahren von Bischof v. Ketteler noch eingeführt) sich niedergelegt findet. Zum Schluß der einzelnen Abschnitte wird dann der fragliche Professor vor das Dilemma schuldbarer grober Unwissenheit oder aber bewußter Unwahrhaftigkeit gestellt. Exkurse schließen sich an über die von den deutschen Hochschulen ausgehenden Ströme von Unglauben und Unsittlichkeit und über die Unredlichkeit jener zahlreichen Prediger, die mit dem Apostolikum, auf das sie verpflichtet sind, zerfallen und am Christusglauben bankrott, gleichwohl fortfahren, den Gläubigen das „Christentum" zu predigen. Die Form der direkten Apostrophierung gegenüber den genannten Professoren mag mißfallen, zumal dieselbe sehr viel und nicht ohne Derbheit angewendet wird. Dies wie die eine oder andere vielleicht nicht ganz geschmackvolle Wendung wird jedoch ausgeglichen durch die ernste und würdevolle „Schlußbetrachtung". So spricht ein ehrlicher katholischer Mann zur Abwehr empörenden Unrechtes kräftig das aus, was er im Innern empfindet. Nirgends aber wird der gläubige Protestantismus angegriffen, nirgends das protestantische Volk verletzt. Der Grundgedanke der Schrift wie der Ausführungen im einzelnen war völlig berechtigt und sehr an der Zeit. Ohne in allem die Form zu loben, muß man sagen, es war ein guter Griff. Niemand darf es dem Katholiken unserer Tage verargen, wenn er den Vertretern des protestantischen Christentums in Deutschland die sittlichen Grundpflichten der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Nächstenliebe auch zu Gunsten seiner Kirche und Religionsgenossen ins Gedächtnis zurückzurufen versucht.

1. **Papst Nikolaus III.** Eine Monographie. Von Augustin Demski. [Kirchengeschichtliche Studien VI, 1 u. 2.] 8° (XII u. 366) Münster 1903, Schöningh. *M* 8.40

2. **Papst Clemens IV.** Eine Monographie. I. Teil: Das Vorleben des Papstes und sein Legationsregister. Von Jos. Heidemann. [Kirchengeschichtliche Studien VI, 4.] 8° (VIII u. 248) Münster 1903, Schöningh. *M* 5.60

1. Mit großem Fleiß ist der Verfasser auf die Persönlichkeit und Familiengeschichte des ersten Orsinipapstes eingegangen und hat sich auch über alle die mannigfaltigen Gebiete verbreitet, auf welchen die Regierungstüchtigkeit desselben sich zu betätigen Veranlassung fand. Durch die kurze Dauer dieses vielverheißenden Pontifikates wurden zwar viele Unternehmungen und Pläne in ihren Anfängen schon erstickt; immerhin ist es staunenswert, was binnen solch knapper Frist zu stande gebracht werden konnte. Je mehr infolge von Dantes leidenschaftlichem Verdikt über dem Andenken dieses Papstes sich Schatten aufgetürmt hatten, um so bessere Gelegenheit war geboten, auf Grund sicherer Quellen den bekannten Ausspruch neu zu bekräftigen, daß „die beste Verteidigung der Päpste die Kenntnis ihres wirklichen Wesens ist". Manche nebenbei unterlaufene Äußerung läßt erkennen, daß das Studium der umfangreichen akatholischen Literatur, die so fleißig zitiert wird, auf die Anschauungsweise des Verfassers wohl nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist, aber im ganzen ist die Arbeit als Erstlingsschrift eine recht wackere.

2. Der Verfasser ist in der glücklichen Lage, den amtlichen Bericht über die Legation des Kardinals Guido, nachmaligen Papstes, nach England zum erstenmal nach seiner ganzen Ausdehnung verwerten zu können, den er sich in zwei früher unbeachtet gebliebenen Abschriften des 17. Jahrhunderts zugänglich zu machen wußte. Er begnügt sich nicht, denselben mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zum Abdruck zu bringen, sondern läßt eine vollständige Lebensgeschichte Guido Fulcodis bis zum Augenblick seiner Erwählung vorausgehen, mit dem Versprechen, die Zeit seines Pontifikates später noch gesondert zu behandeln. Es fehlt nicht an kleinen Schwächen. Die Judenfrage S. 68 ist unbefriedigend behandelt; die S. 156 f beliebte Unterscheidung zwischen großem und kleinem Bann nicht glücklich; mit dem „Bischof von Rosen" S. 130 wird wohl Roffensis (= Rochester) gemeint sein. Aber die Arbeit ist ganz brauchbar. Der Verfasser hat verstanden, das nationale Vorurteil, das gerade in Bezug auf Klemens IV. so leicht sich einmischt, von sich ferne zu halten. Die Wärme, mit welcher er für seinen Helden eintritt, drängt sich manchmal etwas stark in den Vordergrund, ist aber an sich nicht unberechtigt. Ein rüstiges wissenschaftliches Streben wie der zu Tage tretende ideale Sinn gereichen dem Verfasser zur Ehre.

1. **Papst Pius X.** Ein Lebensbild des hl. Vaters. Von Msgr. Dr Anton de Waal. Mit einem Titelbild und 137 Abbildungen im Text. 4° (VIII u. 162) Dasselbe. Zweite, ergänzte Auflage. (6. bis 8. Tausend) Mit Titelbild und 107 Abbildungen im Text. (VIII u. 148) München 1903, Allgem. Verlagsgesellschaft. Geb. *M* 4.—
2. **Papst Pius X.** Sein Vorleben und seine Erhebung. Von Dr Jos. Schmidlin, Kaplan des Campo Santo. [Frankfurter zeitgemäße Broschüren. XIII, 1 u. 2.] 8° (72) Hamm i. W. 1903, Breer und Thiemann. 50 *Pf.*; der Band von 12 Heften *M* 4.—
3. **Pius-Buch.** Lebensbild unseres glorreich regierenden heiligen Vaters Pius X. Aus authentischen Quellen geschöpft und dargestellt von F. J. Riepenhausen. kl. 8° (128) Heiligenstadt 1904, Cordier. *M* 1.—
4. **Unser heiliger Vater Papst Pius X.** Für das Volk geschildert von P. Thomas Villanova O. C. 8° (106) Brixen 1904, Preßverein. 30 *h*

1. Das reich illustrierte und trefflich gearbeitete „Leo XIII. Sein Leben und Wirken" von Robert Schneider im Köselschen Verlag war kaum erschienen und hatte die Verbreitung und Anerkennung, die es verdiente, zu finden noch nicht Zeit gehabt, als schon diese gleich prächtig ausgestattete Schrift über den neuen Papst ihm an die Seite trat. In der ersten Auflage gehörte die neue Schrift zur Hälfte noch dem Andenken Leos XIII. und den mächtigen Eindrücken, welche der Papstwechsel bei den unmittelbaren Zeugen der Ereignisse zu wecken vermochte, im übrigen brachte sie viele und meist wohlverbürgte Nachrichten, welche der Verfasser nur durch große Bemühungen und dank besonders günstigen Verbindungen in unglaublich kurzer Zeit zu sammeln im stande war. Insbesondere lagen ihm die amtlichen Relationen vor, welche über Joseph Sartos bischöfliche Verwaltung alle drei Jahre bei der Kongregation der Bischöfe in Rom eingelaufen waren. Dazu konnte die rasch erfolgte zweite Auflage, nebst den Ergebnissen neuer Erkundigungen, eine reiche Ausbeute aus den Hirtenbriefen des Bischofs und Patriarchen hinzu-

fügen. Der Rückblick auf die letzten Tage Leos XIII. wurde dahingegen in der neuen Auflage um mehr als die Hälfte eingeschränkt. Von bisher erschienenen Lebensbeschreibungen dürfte die vorliegende nicht nur die reichhaltigste, sondern mehr noch die zuverlässigste sein.

2. Auch diese Schrift ist ein Produkt der ersten Begeisterung. Sie hat das Verdienst, sehr früh zur Stelle gewesen zu sein, und weiß schon vieles zu erzählen, wenn auch nicht in allem Verbürgtes. Die Beziehungen Sartos während seiner bischöflichen Zeit gegenüber der italienischen Regierung werden einläßlicher besprochen als irgend anderswo. Die Wärme des Tones ist an sich zu loben, muß aber davor warnen, einzelne Wendungen zu sehr zu pressen oder allzu ernst zu nehmen.

3. Neben hübscher Ausstattung, bequemem Format und Reichtum an neuen Bildern berührt das Büchlein angenehm durch eine ruhig fließende, erzählende Darstellung ohne überflüssige Ergüsse und allgemeine Zeitbetrachtungen. Im Anhang ist eine Anzahl von bis jetzt erfolgten wichtigeren Kundgebungen des neuen Papstes beigedruckt. Die Verteidigung eines angeblich noch bestehenden österreichischen Rechtes der Exklusive ist weniger glücklich; auch die Prophezeiungen Leos XIII. und die Sicherheit und Allgemeinheit, mit der man die Wahl Sartos zum Papst erwartet haben soll, sind doch kaum historisch verbürgt.

4. Eine schlichte, herzliche Darstellung für das Volk, stützt sich das Schriftchen, abgesehen von dem Werke von de Waal, lediglich auf Zeitungsmitteilungen aus der ersten erregten Zeit nach erfolgter Papstwahl. Weniger vorsichtig als de Waal in Bezug auf das, was eine „politische Vergangenheit" des neuen Papstes darstellen könnte, hat der Verfasser auf guten Glauben manches den Zeitungen entnommen, was ohne strikten Beweis der Wahrheit und ohne sorgfältige Unterscheidung die Stelle in einer Lebensbeschreibung nicht verdient.

Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des XIV. Jahrhunderts. Erster Band: Von Johann XXII. bis Innozenz VI. Von Dr J. P. Kirsch, o. ö. Professor an der Universität Freiburg (Schw.). [Quellen u. Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. IX] 8° (LVI u. 344) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 13.—

Mit diesem Bande beginnt die längst in Aussicht gestellte Ergänzung zu des Verfassers „Päpstlichen Kollektorien" 1894 (Quellen und Forschungen III), die sich gleich jenen auf die Ausbeute der als Collectoriae bezeichneten Serie von Büchern der Apostolischen Kammer, auf die Zeit des 14. Jahrhunderts und (von zufälligen Ausnahmen abgesehen) auf die Länder deutscher Zunge beschränkt. In jenem ersten Werke wurde die Tätigkeit dokumentarisch erläutert, welche päpstliche Kollektoren behufs Einziehung und Weiterübermittlung kirchlicher Abgaben in Deutschland selbst entfalteten. Die großen Schwierigkeiten aber, welche gerade in Deutschland jeder finanziellen Forderung der Kurie entgegengestellt wurden, führten dahin, daß seit Mitte des 14. Jahrhunderts die mit der Verleihung deutscher Benefizien zusammenhängenden Geldzahlungen direkt bei der Zentralstelle in Rom zu erlegen waren. Dies hatte eine eigene Behandlung der Provisionen auf deutsche Pfründen und die Führung eigener Register zur Folge; der mit diesem Nebenzweig der Verwaltung beauftragte Kammerkleriker war eigens dafür besoldet. Gemäß der Aufgabe, die der Verfasser sich gesetzt hat, eine künftige allgemeine Darstellung des päpstlichen Finanzwesens durch Herbeischaffung tüchtiger Bausteine vorzubereiten, ist es ihm hier nicht so sehr um die Summen und die Berechnung

der päpstlichen Einkünfte zu tun, als um den Einblick in den Organismus der Verwaltung. Er bietet daher Muster von allen verschiedenen Arten der geführten Verzeichnisse, zunächst Auszüge aus dem allgemeinen Benefizienregister, dann Stücke aus den libri ordinarii (dem Hauptbuch) nebst Quittungen des Camerarius, Bruchstücke aus dem Handregister des mit den Rechnungen beauftragten Notars, endlich — und das ist der wertvollste Bestandteil — das abschließende Register des Kammerklerikers Eblo de Mederio über die Einnahmen aus deutschen Pfründen (Juni 1356 bis Dezember 1360), erläutert durch reichliche Notizen aus andern der vorhandenen Register. Bei alledem ist die Rede von „Annaten" im strengen Sinn, nicht von den sog. servitia communia, den Abgaben bei Neubesetzung der hohen Kirchenämter, die im päpstlichen Konsistorium geschah. Es handelt sich um die einmaligen Abgaben aus jenen weniger hohen Kirchenämtern, welche außerhalb des Konsistoriums der Papst direkt verlieh, oder welche in einer Periode neu vergeben wurden, für die der Papst solche Einkünfte aus den Pfründebesetzungen sich allgemein vorbehalten hatte. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß neben wichtigen Aufschlüssen über die päpstliche Verwaltung auch für die Geschichte der Einzelkirchen, für die der Fürsten- und Adelsgeschlechter und für die Kulturzustände im allgemeinen hier eine reiche Quelle neu geöffnet wird. Die volle Brauchbarkeit wird dieselbe freilich erst dann erlangen, wenn einmal der zweite Band mit den versprochenen ausgiebigeren Registern vorliegt, was hoffentlich nicht mehr allzulange sich verzögern wird.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Ludwig Pastor. Zweiter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV. Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (LX u. 816) Freiburg 1904, Herder. *M* 11.—; geb. *M* 13.—

Bei einem Bande von Pastors Papstgeschichte bedeutet die Neuauflage nicht lediglich den nochmals geglätteten, von nebensächlichen Unvollkommenheiten gereinigten Wiederabdruck, sondern die Zusammenfassung der gesamten neuen Errungenschaft auf den einschlägigen Gebieten und dazu die Ergebnisse eigener rastloser und umfassender Forscherarbeit, zu welcher der eminente Geschichtschreiber durch seine hervorragende Stellung in Rom in die allergünstigste Lage versetzt ist. Der Text des vorliegenden Bandes allein hat gegen den der zweiten Auflage von 1894 (vgl. diese Zeitschrift XLVIII 337) um 72 Seiten, gegen die erste Auflage von 1889 um 120 Seiten gewonnen; die Literaturangabe füllt 9 starke Seiten mehr als vor 15 Jahren. Aber so viel neues auch hinzugekommen ist, die Urteile und Gesamtauffassungen haben gegenüber aller Kritik und allen neuen Funden dieser 15 Jahre sich als unerschütterlich bewährt. Das polemische Nachwort gegen Druffel konnte daher mit Recht jetzt wegfallen, und es wäre zum Vorteil des Werkes, wenn überhaupt umfangreiche polemische Auseinandersetzungen mit Gegnern ganz aus seinen Seiten und selbst aus den Anmerkungen verbannt würden. Sind dieselben in irgend einer wissenschaftlichen Zeitschrift genügend zur Geltung gebracht, so würde es genügen, in einer Anmerkung kurz darauf zu verweisen. In dem herrlichen, unerschöpflich reichen Werke aber, dessen Ansehen nun doch einmal fest und allgemein begründet ist, möchte man nur die Summe des Echten, Wahren, wissenschaftlich Zuverlässigen oder vernünftig Wahrscheinlichen beisammen haben.

Compendium Historiae Ecclesiasticae. In usum Clericorum Seminarii Brunensis concinnavit Dr Franciscus Zeibert. Editio tertia procurata a Dr Joseph Samsour, hist. eccl. in Seminario Brunensi professore. 8° (XVI u. 776) Brunae 1903, sumptibus pontificiae typographiae O. S. B. Rajhrad.

Dieser treffliche Leitfaden ist die Frucht einer mehr denn 40jährigen Erfahrung und des wissenschaftlichen Ernstes dreier im Amte sich folgender geistlicher Lehrer. In 266 knappen Paragraphen gibt er dem Theologiestudierenden Einblick in die ganze Vergangenheit wie in die historisch gewordenen Zustände der Kirche bis auf den heutigen Tag mit einer Vollständigkeit, wie sie von keinem der bekannten Kompendien übertroffen wird. Die katholische Mission und die kirchliche Kunst sind mit viel Liebe behandelt; Böhmen, Mähren, Ungarn und den slavischen Nationen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und letzterer Umstand gewährt dem Buche einen eigentümlichen Wert. Mit kritischem Urteil verbindet das Handbuch unverfälscht kirchlichen Sinn und ist geeignet, zugleich mit der Kenntnis auch Verständnis und Liebe zur Kirche zu fördern. Ansprechend ist die den hergebrachten Haupteinteilungen eingegliederte Stoffgruppierung nach den vier Kennzeichen der wahren Kirche: katholisch = Ausbreitung und äußere Schicksale; apostolisch = Hierarchie, Verfassung, kirchliche Freiheit; einig = Lehre und Irrlehre; heilig = christliches Leben und Schaffen. Das schlichte, klare Latein kann ein Hindernis für den Lernenden um so weniger bieten, da der Leitfaden nur kurze Anhaltspunkte gibt für den Vortrag des Lehrers und Winke für das Selbststudium. In Bezug auf Untereinteilungen wie auf Literaturangaben werden immer Meinungsverschiedenheiten sich finden, nicht anders wie in Bezug auf manche Einzelheiten. Die Erklärung der Inquisition (S. 389 bis 391) ist z. B. nicht ganz befriedigend, die Schilderung der protestantischen inneren Mission S. 701 ungenügend, S. 740 finden sich katholische und protestantische Künstlernamen untermischt. Im ganzen ist das Werk zuverlässig, als Unterrichtsbuch vorzüglich.

Über die religiöse Entwicklung Kaiser Maximilians II. bis zu seiner Wahl zum römischen Könige (1527—1562). Von Dr Theodor J. Scherg, Kuratus zu Pößneck in Thüringen. 8° (XVI u. 108) Würzburg 1903, Bauch. *M* 1.80

Auch über ein so viel behandeltes Thema ist eine neue Arbeit stets willkommen, wenn sie sachlich und gediegen ist wie die vorliegende, und an Stelle alter und neuer Phrasen die historische Wirklichkeit unverhüllt zum Ausdruck bringt. Auf Grund einer sehr umfassenden, mit Verständnis und Fleiß verwerteten Literatur wird der Nachweis geführt, daß nicht Tiefe des religiösen Gemütes oder innere Ergriffenheit durch bestimmte religiöse Anschauungen, sondern einerseits Eigensinn und Launenhaftigkeit, anderseits Falschheit und Spiel mit dem Heiligsten zu diplomatischen Zwecken zu dem rätselhaften Schwanken Maximilians II. den Schlüssel geben.

Topographie des Alten Jerusalem. Von Dr theol. Karl Mommert, Ritter des heiligen Grabes, Pfarrer zu Schweinitz (Pr.-Schlesien). 8° Leipzig, Haberland.

I. Tl: **Zion und Akra, die Hügel der Altstadt.** (X u. 394) 1902. *M* 8.—

II. Tl: **Das Salomonische Tempel- und Palastquartier auf Moriah.** Mit 4 Figuren und 5 Tafeln. (VIII u. 306) 1903. *M* 7.—

Mommert hat sich bereits durch eine Reihe von Monographien in die wissenschaftliche Welt eingeführt, und eine Autorität wie Professor Dr K. Furrer in Zürich steht nicht an, den katholischen Pfarrer aus Schlesien „in die ersten Reihen der Topographen Jerusalems" zu stellen. Auch vorliegende Arbeiten bekunden einen ungewöhnlichen kritischen Scharfsinn und einen eisernen Fleiß in der Aufhellung und im Lösungsversuche so schwieriger und verwickelter Fragen. Wohltuend berührt die vornehme Ruhe und das Bestreben, durch unverkürzte Anführung auch der gegnerischen Gründe und der im Originaltext vorgelegten entscheidenden Zeugenaussagen dem Leser ein objektives Urteil zu ermöglichen. Ob die Ergebnisse und zum Teil ganz neuen Aufstellungen überall die Probe halten, bleibt abzuwarten. Jedenfalls hat Mommert manche Irrgänge früherer Forscher als solche erwiesen und die biblische Archäologie abermals um zwei wertvolle Beiträge bereichert.

Das Prätorium des Pilatus oder der Ort der Verurteilung Jesu. Von Dr theol. Karl Mommert. 8° (VIII u. 184) Leipzig 1903, Haberland. *M* 4.50

Die gründlich gearbeitete und klar geschriebene Arbeit verficht die Ansicht, das „Richthaus" des Pilatus und der Anfang des Kreuzweges sei nicht auf der Höhe des Antoniaburgfelsens, sondern unten im Tal, auf dem Grundstück der unierten Armenier zu suchen. Nachdem zwei einleitende Kapitel die entgegenstehenden Anschauungen bekämpft haben, wird gezeigt, daß die Angaben der Heiligen Schrift mit der neuen Ansicht im Einklang stehen, daß die ältesten Pilgerbücher vom 4. bis zum 7. Jahrhundert das Prätorium als im Tale gelegen darstellen und der sog. Antoninus von Piacenza um 570 von einer Fußspur an dem Ort, wo Christus vor Pilatus als Angeklagter gestanden habe, spricht. Ein Mosaik, zwei Fußspuren darstellend, ist aber 1882 in den Resten einer alten Kirche, und zwar in der Apsis derselben, ausgegraben worden, und der Schluß, den der hochwürdige Verfasser zieht, liegt jetzt in der Tat nahe.

Die Andacht der Priester zur seligsten Jungfrau Maria. Von Alois Monforte, Domherr der Metropolitankirche in Neapel. Nach der zweiten italienischen Ausgabe übersetzt von Edmund Heger, Missionspriester. 12° (VI u. 200) Regensburg 1903, Pustet. *M* 1.—; geb. *M* 1.50

Daß ein so eifriger Verehrer Marias, wie Monforte sich durch sein Buch ausweist, als Neapolitaner hie und da in seinen Beispielen und in den anempfohlenen Andachtsübungen weiter geht, als es den meisten Deutschen gefällt, kann nicht auffallend erscheinen. Manches wäre darum in der deutschen Übersetzung besser weggeblieben. Im großen und ganzen sind seine drei Abhandlungen über Verehrung, Anrufung und Nachahmung der seligsten Jungfrau durch den katholischen Priester nicht nur richtig und überzeugend, sondern auch treffliche Einladungen zur Hingabe an die Königin der Apostel und aller Priester.

De sacrificio Missae necnon de dominica mensa (scripsit) P. A. Le Gaudier S. J. Editio recens emendata cura et studio P. A. M. Micheletti eiusdem Soc. 12° (296) Taurini 1903, Marietti. *L* 1.—; geb. *L* 1.60

Das Büchlein, ein Abdruck aus des Verfassers dreibändigem Werk De perfectione vitae spiritualis, erklärt die einzelnen Zeremonien und Gebete des

heiligen Meßopfers, indem es immer auf fromme Verwertung derselben hinweist. Die Anleitung zur fruchtreichen Benutzung der heiligen Kommunion ist allgemeiner gehalten, weil sie noch mehr als der erste Teil nicht ausschließlich für Priester bestimmt ist.

De vocatione religiosa et sacerdotali dissertatio A. Vermeersch S. J. 8° (45) Brugis 1903, Beyaert.

Die Abhandlung des P. Vermeersch, ein Auszug aus dem zweibändigen Werke desselben Verfassers: De religiosis institutis et personis, legt in einfacher, klarer Weise die Würde und Pflichten der Ordensleute und der Weltpriester dar, und schließt daraus, wann und wie man bei der Standeswahl voranzugehen habe. Das über den Beruf zum Priestertum gesagte würde wohl etwas anders gefaßt worden sein, wenn der Verfasser neben der sittlichen Kraft auch die heutigen Obliegenheiten der Seelsorger etwas eingehender gewürdigt hätte.

Die Standeswahl im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet. Aphorismen, Erwägungen und Ratschläge der gebildeten Jugend zur Beherzigung von P. Adolf von Doß S. J. Vierte, durchgesehene Auflage. 16° (VIII u. 108) Mainz 1899, Kirchheim. 80 *Pf.*

Das handliche, öfter empfohlene Schriftchen des bekannten Freundes der Jugend erstreckt sich auf weitere Kreise, indem es in trefflicher Weise die Wichtigkeit einer Standeswahl im allgemeinen darlegt, dann die Bedeutung der einzelnen Stände oder Berufsarten und den Weg zur richtigen Erkenntnis des Standes, zu dem Gott den Betreffenden beruft.

Unsere Schwächen. Plaudereien von P. Sebastian von Oer, Benediktiner der Beuroner Kongregation. 12° (VI u. 240) Freiburg 1903, Herder. Geb. *M* 2.—

Anknüpfend an 20 Arten kleiner Anomalien in der geistigen Verfassung des Menschen werden allerlei Beobachtungen aus dem täglichen Leben vorgeführt, unterwoben mit geistlichen Erwägungen und Nutzanwendungen. Zwar ist nicht immer scharf unterschieden, was bei hervortretenden persönlichen Mängeln vom freien Willen, was von natürlicher Veranlagung herrührt, was moralische Schuld, was nur Unvollkommenheit in sich schließt, noch auch kann immer für die Art und Weise der Bekämpfung ein Weg vorgezeichnet werden. Das Verdienst des artigen Büchleins besteht vielmehr darin, nachdenkende Leser auf zahlreiche Gelegenheiten im Leben aufmerksam zu machen, in welchen allzuleicht Fehler begangen werden, in welchen aber bei hinreichender Sorgfalt auch große Tugend und starkmütige Selbstüberwindung betätigt werden kann.

Geistlicher Wegweiser für Eheleute. Unterricht für christliche Eheleute nebst den notwendigen Gebeten. Von Prälat Dr Keller, Stadtpfarrer zu Wiesbaden. 16° (224) Saarlouis 1903, Hausen & Ko. Geb. *M* 1.—

Das kleine, aber an Inhalt desto reichere und wertvollere Buch erfüllt das Versprechen seiner Einleitung: „In dem folgenden Werke wird man alle Pflichten der Eheleute behandelt finden. Ich glaube damit sowohl den Eheleuten als den Seelsorgern einen wahren Dienst erwiesen zu haben." Die Unterrichte behandeln in 65 Paragraphen die Ehe, die Pflichten der Eltern gegeneinander und gegen

ihre Kinder. Alles Nötige ist so klar, aber auch in so taktvoller Form gesagt, daß das Buch verdient, Brautleuten ebensowohl als Verheirateten dringend empfohlen zu werden zur Belehrung und Aufmunterung in Erfüllung ihrer Standespflichten.

Maria, ohne Sünde empfangen. Festbüchlein zum fünfzigjährigen Jubiläum der feierlichen Verkündigung der unbefleckten Empfängnis. Nebst einem Anhange entsprechender Gebete. Herausgegeben von P. Jos. Alois Krebs C. SS. R. 8° (128) Dülmen i. W. 1904, Laumann. 50 *Pf.*

Sieben Abschnitte legen dar die Bedeutung der Glaubenslehre über die unbefleckte Empfängnis und ihrer feierlichen Erklärung, den Segen, welcher dieser Dogmatisation folgte, und welcher daraus noch erhofft wird. Andachtsübungen zur unbefleckt empfangenen Gottesmutter bilden den zweiten Teil des Büchleins, das in diesem Jubeljahr besonders am 8. jeden Monats oder an den darauffolgenden Sonntagen Priestern und Laien helfen wird, in die Absichten des Heiligen Vaters einzugehen.

Deux mois à Paris et à Lyon sous le Consulat. Journal de Mme de Cazenove d'Arlens (Février-Avril 1803). Publié pour la Société d'histoire contemporaine par A. de Cazenove. 8° (XXXVI u. 176) Paris 1903, Picard. *Fr.* 4.—

Diese Aufzeichnungen einer geistig wie gesellschaftlich bevorzugten schweizer Patriziersfrau (Schriftstellerin und Freundin der Staël) gewähren lebenswahren Einblick sowohl in die Kreise der weitverzweigten schweizer Bankiersfamilien, die um jene Zeit in Frankreich so einflußreich geworden waren, wie anderseits in die kleine Welt der wieder zur Hauptstadt sich sammelnden Trümmer der alten französischen Aristokratie. Das ganze keck-frivole Pariser Leben unter der Despotie des „großen Kleinen" und ziemlich alle Hauptsehenswürdigkeiten von Paris im Jahre 1803 entfalten sich vor dem Blick. Eine Zeit des Übergangs und der Neubildungen gewährt stets des Merkwürdigen vieles, und welch wunderbares Amalgam war das neue Frankreich unter Napoleon I.! Die wieder erstehenden charitativen Anstalten und das mächtige Hervortreten des katholischen Geistes entgehen dem Auge der Calvinistin nicht. Was sie an vielen Stellen über den befreundeten Vicomte M. v. Montmorency-Laval zu notieren hat, ergibt ein wahres Idealbild von einem katholischen Edelmann. Beachtenswert ist das vernichtende Urteil (S. 39) der wirklich feinen Gesellschaft, der besten im damaligen Paris, die von Prüderie wahrlich nichts wußte, über die eben aufkommende Sitte einer das Zartgefühl verletzenden übertriebenen Dekolletierung der Damen (de la manière indécente et peu agréable dont quelques femmes se découvrent au bal). Nebenbei fällt vieles Licht auf die eigentümlichen politischen Verhältnisse der damaligen Schweiz und die Unterhandlungen der neuen Führer mit Napoleon.

Correspondance de Le Coz, évêque constitutionnel d'Ille-et-Villaine et archevêque de Besançon. Publiée pour la Société d'histoire contemporaine par le P. Roussel de l'Oratoire. Tome II. 8° (XVI u. 522) Paris 1903, Picard. *Fr.* 8.—

Die interessante Lebensbeschreibung dieses Prachtexemplars von einem Staatsbischof wie auch Band I seiner veröffentlichten Korrespondenz sind den Lesern dieser Zeitschrift (XLVII 339 und LIX 108) genügend zur Kenntnis gebracht worden.

Vorliegender Band umfaßt Briefe vom Abschluß des Konkordates bis zum Tode Le Coz' 1801—1815 und mehrfache Aktenstücke über sein Ende. Der Lebenslauf des Mannes hat für den katholischen Christen wenig Sympathisches. War doch der Hauptcharakterzug dieses Bischofs die Servilität gegen die jeweilige Gewalt des Tages. Aber die Fähigkeiten, welche Le Coz besaß, und die Stellung, welche er im Leben einnahm, machen seine Briefe immerhin bemerkenswert, und die zwei Bände der Correspondance stellen zweifelsohne eine bedeutsame Quelle für die innere Kirchengeschichte Frankreichs unter Napoleon dar. Zu bedauern ist, daß die noch vorhandenen eigenhändigen Berichte des Staatsbischofs über die Vorgänge auf dem Pariser Konzil 1811 nicht sofort in diese Veröffentlichung mit aufgenommen worden sind. Möge die Ehre, welche durch solche Publikationen dem ehemaligen Staatsbischof zuzuwachsen scheint, niemand im französischen Klerus auf ähnlichen Wegen der Ehrlosigkeit und des Verrates vorandrängen, sondern möge vielmehr die Abirrung und Selbsterniedrigung eines sonst tüchtigen Geistlichen zum abschreckenden Beispiel dienen.

Geschichte des Kgl. Lyceums Dillingen (1804—1904). Festschrift zur Feier seines hundertjährigen Bestehens. Von Dr Thomas Specht. 8° (VIII u. 312) Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Das Zentenarium einer gelehrten Anstalt kann in der Tat kaum würdiger begangen werden als durch einen solch gediegenen und umfassenden Bericht, wie die vorliegende streng wissenschaftlich gearbeitete Schrift ihn bietet. Dieselbe entstammt der Feder jenes Gelehrten, der erst vor kurzem der alten Universität Dillingen, der glanzvolleren Vorgängerin des „Kgl. Lyzeums", ein so wohlgefügtes Monumentalwerk gewidmet hat (vgl. diese Zeitschrift LXIII 469 f), und sie gewährt trefflichen Einblick in die ganze Entwicklung des höheren Unterrichtswesens im Königreich Bayern während des 19. Jahrhunderts. Der anziehende, den Lehrern der Anstalt gewidmete biographische Teil kann oft bei allverehrten Namen Halt machen, Männern wie Joh. Ev. Wagner, Valentin Thalhofer, Aloys v. Schmid, Math. Merkle, Fr. Xav. Pfeifer. Von den zahlreichen Schülern, die im späteren Leben mit Ehren hervorgetreten sind, werden leider nur die Auserwähltesten kurz verzeichnet. In dem hochinteressanten Abschnitt über Bibliothek und Lehrmittel zeigt es sich wieder so recht klar, daß die dereinstigen kirchlichen Korporationen in Bezug auf hochherzige und weitsichtige Förderung von wissenschaftlichen Studien der bayrischen Staatsregierung gegenüber keineswegs beschämt zurückzustehen brauchen, und daß daher diese kaum Anlaß gehabt hätte, so ängstlich jeden geistlichen Einfluß auf die öffentlichen Studienanstalten fernzuhalten. Das Beispiel Dillingens bringt es zu Bewußtsein, welche Bedeutung die in Bayern bestehenden Lyzeen für die Erleichterung des Studiums wie für die Hebung der wissenschaftlichen Betriebsamkeit im Lande zu erlangen geeignet sind, wenn sie nur von seiten einer weisen Regierung die unentbehrliche materielle und moralische Unterstützung zu finden das Glück haben. Für Bayern haben sie sich als ein wahres Seminarium erwiesen nicht nur von gelehrten Männern auf den verschiedensten Gebieten, sondern ganz vorzüglich auch von tüchtigen Hochschullehrern. Der 40seitige Anhang, eine polemische Auseinandersetzung gegenüber ungerechtfertigten Ausstellungen, stellt sich zwar zunächst als eine Ergänzung zu des Verfassers früherem größeren Werke über „Die Universität Dillingen" dar, steht aber doch auch zu dem Inhalt der neuen Schrift in einer gewissen verwandtschaftlichen Beziehung.

Historia Monasterii Tegernseensis (1737—1803). Herausgegeben von P. Pirmin Lindner, Benediktiner des Stiftes St Peter in Salzburg. 8° (VIII u. 290) München 1903, Hübschmann.

Der tausendjährigen Abtei Tegernsee, der Krone der alten bayrischen Klöster, hat der gelehrte P. Lindner schon durch seine Familia St. Quirini (vgl. diese Zeitschrift LVI 593) eine würdige Gedenktafel gesetzt. Hier läßt er die von Mönchen der Abtei selbst geführte Chronik 1737—1803 folgen, welche inzwischen im Münchener Archiv ihm zugänglich geworden und durch welche eine im bisherigen Quellenmateriale klaffende Lücke glücklich ausgefüllt wird. Gerade die wichtigen letzten Zeiten des Bestehens und Untergehens der ehrwürdigen Abtei erhalten so die treffendste Beleuchtung. Schon bei Anzeige des I. Bandes der Neuen Folge zu den Deutingerschen „Beiträgen" (vgl. LXI 560) wurde auf diese „neuen Bausteine zur Geschichte Tegernsees" hingewiesen, die, später vervollständigt, nun auch im Sonderabdruck vorliegen. Das Werk kam zur rechten Stunde, denn im März 1903 vollendete sich das erste Jahrhundert seit der Unterdrückung des durch Alter und Verdienste doppelt geheiligten Ordenshauses. Trotz mehr denn zehnjähriger Kriegsstürme und harter Drangsalierungen, die seine letzten Zeiten trübten, ist es in voller Lebenskraft und von gesundem monachischen Geist beseelt dem siegenden Unrecht zum Opfer gefallen. Nicht nur über das innere Leben des Klosters, sondern auch über die bayrische Staatsverwaltung unter den drei letzten Kurfürsten, über die Kriegsläufte, die wirtschaftlichen Verhältnisse Österreichs und Tirols und vieles andere enthalten diese schlichten Aufzeichnungen treffliche Anhaltspunkte. P. Lindner hat es verstanden, aus den noch vorhandenen Literalien Tegernsees manche wertvolle Stücke im Anhang mitzuteilen. Es liest sich das alles wie ein Protokoll über den Todeskampf, die letzten Augenblicke und die Hinterlassenschaft der einst so herrlichen Abtei; nicht ohne tiefe Ergriffenheit wird der Kundige von diesen Berichten sich trennen.

Am und in Afrika. Reisebilder von Hubert J. Boeken, Zivilingenieur. Mit vielen Illustrationen nach Original-Aufnahmen. 4° (242) Köln 1903, Bachem. Geb. in Leinw. *M* 10.—

Ein hübsches Buch, das sich viele Freunde machen wird. Obschon zunächst als schlichte Reiseschilderung gedacht, bietet das Werk wegen der guten Beobachtungsgabe und des ruhigen, verständigen Urteils seines Verfassers wirklich einen recht dankenswerten Beitrag zu unserer deutschen Afrikaliteratur. Freilich hat das rheinische Ehepaar auf der Reise nur die wichtigeren Küstenpunkte von Ost- und Südafrika berührt und von hier kleine Streifzüge ins Innere gemacht, während die Fahrt von Kapstadt nach Las Palmas ununterbrochen zu Schiff gemacht wurde. Was aber geboten wird, ist recht gut und bietet ein klares, anschauliches Bild zumal unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonien. Mit besonderer Liebe weilt der Verfasser, selbst Katholik, bei der opferwilligen, hingebenden und erfolgreichen Tätigkeit unserer Missionäre und Schwestern, die ihm für diese liebevolle Würdigung ihrer Verdienste aufrichtigen Dank schulden. Zumal die herrliche Trappistenmission in Natal wird eingehend und mit Wärme geschildert. Recht beachtenswert ist das maßvolle und unseres Erachtens durchaus zutreffende vergleichende Urteil über die englische und deutsche Kolonisationsmethode. „Ein Bezirksamtmann in Deutsch-Ostafrika", das ist das Ergebnis, „sagte mir, aus dieser Kolonie kann nichts werden, wenn nicht mit dem ganzen bisherigen System gebrochen wird." Das ungewöhnlich reiche und neue Illustrationsmaterial verleiht dem Buche einen erhöhten Wert.

Die dichterische Persönlichkeit Neidharts von Reuenthal. Eine Studie von C. Pfeiffer. 8° (IV u. 98) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 1.50

Von dem bekannten Bauernverspotter des 13. Jahrhunderts werden 34 Gedichte in chronologischer Ordnung mitgeteilt, welche für den Werdegang des Dichters als besonders bezeichnend erachtet wurden. Zum Eingang wird auf 50 Seiten über Neidharts Leben, Art und Persönlichkeit das Mögliche gesagt. Wohl dürften hier und dort dichterische Stimmungen und poetische Fiktionen zu leicht als strikt historische Angaben benutzt worden sein. Aber auch wörtliche Geltung überall vorausgesetzt, bleibt in Bezug auf den Dichter das meiste unsicher. Der Anlage nach bietet die Schrift eine geschickte und gefällige Art, um weitere Kreise mit unsern mittelalterlichen Sängern vertraut zu machen. Störend ist die Wendung gegen „die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche", wo ein Vergleich mit Goethe und Shakespeare in die Phrase ausläuft (S. 39): „Hier der Dichter im Banne der mittelalterlichen Kirche unter dem Drucke der Sündenschuld, dort die frei auf sich selbst gestellte Persönlichkeit der Neuzeit, die immer strebend sich bemüht und daher erlöst werden kann." Was soll das heißen?

Nietzsche und die deutsche Kultur. Von Dr Albert Lang. Zweite, vermehrte Auflage. 8° (60) Köln 1903, Bachem. *M* 1.20

Die kleine Schrift will nicht Biographie sein, noch kritische Darlegung eines ganzen Systems; in zwei angenehm lesbaren Vorträgen über Nietzsches Geistesentwicklung orientiert sie kurz und gut über einige Grundideen des geistesmächtigen Irrsinnigen. Mit der „deutschen Kultur" näherhin hat die Schrift eigentlich nichts zu schaffen, wohl aber offenbart sie Nietzsches Lehre zutreffend als eine „reductio ad absurdum des Atheismus". Wenn dementsprechend dem Philosophen der Vorzug der absoluten Konsequenz vor seinen Gegnern zugesprochen, wenn er als „Genie ersten Ranges" und als „gottbegnadetes Talent" bezeichnet wird, so ist doch an anderer Stelle mindestens mit ebensoviel Wahrheit seine Lehre erkannt als „ungesunde, ungeheuerliche Ausgeburt einer krankhaften Phantasie" und als das nackte Antichristentum.

Der Haushalt der Stadt Essen am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Paul Borchardt, Oberlehrer. [Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. Vierundzwanzigstes Heft.] 8° (124) Essen 1904.

Aus den Stadtrechnungen, vom Jahre 1564 angefangen bis 1614, wird die genaue Übersicht der Einnahmen und Ausgaben der Kommune geboten. Durch die eingehendere Untersuchung, die dabei den einzelnen Posten zugewendet wird, tritt manches wirtschaftliche und kulturgeschichtliche Moment in neues Licht, und in die Verwaltung kleinerer deutscher Städte während der dem Dreißigjährigen Kriege voraufgehenden Periode wird ein lehrreicher Einblick eröffnet. Dankenswert sind die verschiedenen Bemerkungen zum damaligen Geldwesen. Unter dem vielen andern, was Interesse weckt, sei insbesondere hingewiesen auf die bedeutende Büchsenindustrie (S. 46), die schon vor 400 Jahren der Stadt Essen Ruf und Wichtigkeit verlieh.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Grund und Bodens der Stadt Gießen in den letzten 25 Jahren. (Mit einem Plane der Stadt.) Von Joh. Aug. Meyer, Dr med. et phil. 8° (VIII u. 84) Paderborn 1903, Bonifacius-Druckerei.

Bei einem so kräftig aufblühenden Gemeinwesen wie hier, zu dessen Hebung Staats- und Kommunalverwaltung weise zusammenwirkten, war fast nur Erfreuliches festzustellen. Die verhältnismäßig geringere Ausdehnung und Bevölkerungszahl der Stadt wie günstige persönliche Verbindungen ermöglichten es, allseitig, bis ins kleinste und meist aus unmittelbarster Quelle den bestehenden Verhältnissen nachzugehen. Der Verfasser, dem eine vielseitige wissenschaftliche Ausbildung den offenen Blick fürs Leben nicht getrübt hat, geht nicht von allgemeinen Regeln aus, sondern von den konkreten Fällen; er operiert nicht mit Zahlen, welche die Vielheit der Gesichtspunkte doch nicht zu umfassen vermöchten, sondern mit Erfahrungen. Im allgemeinen gewährt die tüchtige Arbeit einen vorzüglichen Einblick nicht nur in die Zustände der Stadt Gießen, sondern in alle Fragen, welche für städtische Boden- und Wohnungsverhältnisse in Betracht kommen. Insbesondere sei hingewiesen auf die erfolgreichen charitativen Bestrebungen zu ersprießlicher Lösung der Wohnungsfrage für die kleinen Leute, wie auch auf manche treffliche Winke für eine weitsichtige städtische Politik.

Geschichte des Luxemburger Landes im 18. Jahrhundert. Von Alex. Koenig. I. u. II. Teil. 8° (42 u. 48) Luxemburg 1903, Worré-Mertens.

Als übersichtliche Zusammenstellung dessen, was zur Kenntnis der Zustände und Schicksale des Landes vom Erlöschen der spanischen Habsburger bis zur Franzosenherrschaft beitragen kann, sind die beiden Hefte brauchbar und wohl geeignet, beim Volke Liebe zum Land und Verständnis seiner Einrichtungen zu fördern. Die Stellung der Kirche wird nach richtigen Grundsätzen beurteilt, die großen Verdienste des Klerus um Schule und Armenwesen sind (besonders I 37) mit Recht hervorgehoben.

Luftelektrische Erscheinungen. Von Albert Gockel. [Collectanea Friburgensia. Veröffentlichungen der Universität Freiburg (Schweiz). Neue Folge. Fasz. IV (13. der ganzen Reihe).] gr. 8° (56 S. u. 2 Tafeln) Freiburg (Schw.) 1902, Universitätsbuchhandlung (B. Veith). *Fr.* 2.—

Verfasser teilt Ergebnisse von Messungen mit, welche er selbst, wie früher schon, neuerdings 1901 wieder in der Wüste Sahara, zumal in der Oase Tougourt, dann an der Küste von Tunis, während des Jahres 1902 an verschiedenen Höhepunkten der Schweiz, Zermatt, Riffelalp usw., vorgenommen hat und welche die Beobachtung des Potentialgefälles, der elektrischen Zerstreuungen und der Sonnenstrahlung nebst ihren Beziehungen zu den Verschiedenheiten der Atmosphäre zum Gegenstand hatten. Mehr als die Resultate der Messungen selbst fesselt die sorgfältige, oft geistreiche Art der Beobachtung, der unermüdete, erfindungsreiche Kampf gegen störende Einflüsse und Hindernisse, die durch Staub, Dunst, Rauch, Wind, Feuchtigkeit usw. bereitet wurden.

Katholische Volksbibliothek. Nr 17—24 und II. Serie Nr 2—9. 12° Ravensburg 1902/03, Dornsche Buchhandlung.

Von der Katholischen Volksbibliothek liegt uns eine Reihe weiterer, recht volkstümlich geschriebener und darum zur weiten Verbreitung unter dem katholischen Volke sich empfehlender Bändchen vor. Nr 17: „Mehr Licht, mehr Bildung", von P. Ballmann (35 *Pf.*), behandelt Wesen und Pflege echter Bildung; Nr 18: „Gottesbeweise", von Th. Famulus, aus dem Holländischen übersetzt (35 *Pf.*), den teleologischen Gottesbeweis; Nr 19: „Die Weisheit der Gottesleugner", von demselben Verfasser (60 *Pf.*), einige der häufigeren Einwände gegen Gottes Dasein; Nr 20: „Zum Katholisch werden", von P. Ballmann (35 *Pf.*), den Satz, daß es außer der Kirche kein Heil gebe; Nr 21: Panem et Circenses (35 *Pf.*), von P. Ballmann, das Übermaß im Trinken; Nr 22: „Christentum und Sozialismus", von K. Bochtler (70 *Pf.*), die Lehren der Sozialdemokratie in ihrem Widerstreit mit dem Christentum; Nr 23: „Leben heißt Genießen", von P. Ballmann (40 *Pf.*), den Luxus und die Vergnügungssucht unserer Zeit; Nr 24: „Jesus von Nazareth", von A. Ammann (50 *Pf.*), den Glauben an Christus. Von den Bändchen der zweiten Serie heben wir hervor Nr 6 und 10: „Torheit des Unglaubens" und „Fluch des Unglaubens", zwei vortreffliche, packende Schriftchen des bekannten Kapuzinerpaters Matthias v. Bremscheid (je 35 *Pf.*), und Nr 9: „Des Christen Kreuzestrost", von Robert Feiel (40 *Pf.*), Licht- und Trostgedanken für das Erdenleben. Nr 2—5: Nachgelassene Gedichte von K. Thuma, und Nr 8: Gedichte von N. Jöchle, hätten wir in der Sammlung lieber nicht gesehen. Will man dichterische Erzeugnisse in sie aufnehmen, ein Punkt, über den man verschiedener Meinung sein kann, so müssen sie unseres Erachtens jedenfalls etwas höher stehen als die hier gebotenen.

Mariae Tod und Himmelfahrt. Ein Beitrag zur Kenntniß der frühmittelalterlichen Denkmäler von Olav Sinding, Stipendiat der Universität Christiania. Mit zwei Lichtdrucken. 8° (X u. 134) Christiania 1903, Steen.

Bei Behandlung der bildlichen Darstellung des Todes und der Himmelfahrt Marias war zuerst die dogmengeschichtliche Frage zu behandeln: „Wann und wie ist die Lehre vom Tode und von der Aufnahme der Gottesmutter im Morgen- und im Abendlande allgemeiner ausgesprochen worden?" Da der Verfasser als Protestant die Marienverehrung nicht immer richtig würdigt, überdies nicht Theologe ist und die deutsche Sprache nur unvollkommen beherrscht, traten ihm große Schwierigkeiten in den Weg. Bei der kunstgeschichtlichen Behandlung der Denkmäler, worauf Marias Ende und Himmelfahrt bis zum 13. Jahrhundert dargestellt worden ist, hätte die Verherrlichung der Seele von der des Leibes viel strenger unterschieden werden müssen. Der Verfasser gibt auch im Nachtrag selbst zu, er hätte besser getan, hinsichtlich der Zeitgrenze tiefer hinabzugehen. Aber auch so ist seine Arbeit ein willkommener Beitrag zur Ikonographie und wegen der fleißigen Zusammenstellung der Denkmäler wertvoll. Sehr zu wünschen wäre, daß sein Plan sich ausführen lasse, „die Arbeit in erweiterter Form und mit völlig genügenden Illustrationen neu herauszugeben, wenigstens aber ein Bilderheft" zu veröffentlichen, worin die wichtigsten der einschlägigen Denkmäler zusammengestellt seien. Eine Sammlung dieser Denkmäler wird immer ihren Wert behalten, wenn sie unveröffentlichte Sachen bringt.

Schola artistica Beuronensis. Die Malerschule des Benediktinerordens. Von Graf Franz von Silva. 8° (40) Wien 1901, Frick. *M* 1.20

Eine geistreiche Plauderei in modernstem Unterhaltungsstil, die viel Gutes, aber ebensoviel Schimmerndes enthält, das überrascht, jedoch bei ernster Prüfung zerfließt. Als Beispiele dienen folgende Sätze: „Der Realist bringt Menschen, Menschen wie wir. Er legt die ganze Schwerkraft seines Könnens in den vergöttlichenden Teil: den Ausdruck. Der sog. Idealist gibt, was er hat, einen dem vorliegenden Fall jedesmal angepaßten Gemeinplatz. Die neueste Richtung der Beuroner Schule hat einen dritten Ausweg gefunden: sie stilisiert! In der Christenkirche hat — Osiris seinen Einzug gehalten." „Der Genius der Malerei kennt nur ein Lied. Wenn wir nach dem Namen dieses Liedes fragen, so lautet er nicht De profundis, er lautet nicht Miserere, er ist ein Lobgesang, ein Jubelhymnus, ein nie verklingendes Magnificat."

„Fractio panis" oder Cena „coelestis"? Eine Kritik des Werkes von Wilpert „Fractio panis". Von H. Jos. Liell. 8° (70) Trier 1903, Disseldorf. *M* 2.50

Die Schrift, eine Untersuchung über die Bedeutung der seiner Zeit von Wilpert in der Capella greca aufgefundenen und als Fractio panis, als realistische Darstellung der Opferfeier, bezeichneten Freskos, ist nicht ohne Wert; sie scheint jedoch über das Ziel hinauszuschießen, wenn sie in dem Bild ausschließlich eine symbolische Darstellung des himmlischen Mahles sieht. Eine solche Auffassung wird unseres Erachtens dem Fresko nicht genügend gerecht. So viel Gewicht die Ausführungen gegen die Wilpertsche Deutung auch im allgemeinen haben, im einzelnen sind sie nicht immer ganz durchschlagend. Etwas eigenartig klingt das S. 24 angezogene Zeugnis eines „akademisch gebildeten Bildhauers". Die Handwerker, welche mit derbem Pinselstrich das Fresko der Capella greca an die Wand malten, waren denn doch alles andere als moderne, akademisch gebildete Bildhauer. Der Ton der Schrift läßt hie und da zu wünschen übrig. Eine ruhige, von aller Schärfe freie Erörterung der Streitfrage wäre der Sache förderlicher gewesen.

Dürers Allerheiligenbild ragt in der Kaiserlichen Gemäldegalerie zu Wien als deutsche Kunstschöpfung so hervor, wie in den päpstlichen Gemächern des Vatikan Raffaels Disputa als Meisterwerk der italienischen Malerei die Palme verdient. Gott Vater, dessen weiter, kaiserlicher Mantel von Engeln ausgebreitet wird, zeigt den Auserwählten des Himmels und den Vertretern der verschiedenen Stände dieser Erde den Gekreuzigten als Mittelpunkt der streitenden und triumphierenden Kirche. Unter den hoch über der Erde schwebenden, also wohl bereits verklärten Vertretern der Geistlichkeit und der Laienwelt erblickt man nicht nur einen Kaiser und einen Papst, geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Bauern und Bürger, einfache Mädchen und Frauen, also nicht nur wie in Raffaels Bild ausschließlich Glieder der höheren Stände. Das in dem leistungsfähigen „Institut" von Meisenbach-Riffarth & Co. ausgeführte Blatt, dessen Papiergröße mehr als 90×120 cm. beträgt, gibt das Originalbild in vortrefflicher Art wieder und verdient um so mehr „in das Heim gläubiger Kunstfreunde seinen Einzug zu halten", weil der Preis (20 *M*) ein verhältnismäßig billiger ist. Licht und Schatten sind in harmonischer Art abgetönt, das Ganze hat darum einen guten, einheitlichen Ton, ohne zu weich oder verschwommen zu werden. Die Gesellschaft zur Ver-

breitung klassischer Kunst (Berlin, Elßholzstraße 15) hat dies ihr neuestes Bild Sr Eminenz, dem Kardinal-Erzbischof von Köln gewidmet, der „die religiöse Weihe, die dem Dürerschen Bilde und seiner Wiedergabe in hervorragendem Maße eignet", lobend anerkannte.

Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente. Von Joseph Braun S. J. Mit 2 Tafeln und 74 Abbildungen im Text. Lex.-8° (XII u. 188) Freiburg 1903, Herder. *M* 6.40; geb. in Leinw. *M* 8.—

200 Vorlagen für Paramentenstickereien. Entworfen nach Motiven mittelalterlicher Kunst. Von Joseph Braun S. J. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 28 Tafeln (50×70 cm) Text. Lex.-8° (IV u. 26) Freiburg 1904, Herder. Geb. in Halbleinwandmappe *M* 18.—

Die große Mappe mit mehr als 200 Vorlagen zu kirchlichen Stickereien hat allenthalben solchen Beifall gefunden, daß bereits nach einem Jahre eine neue Auflage sowie Übersetzungen in französischer und englischer Sprache nötig wurden. Der Erfolg war begründet durch die Brauchbarkeit der Zeichnungen und den billigen Preis. Dieser Erfolg wird zweifelsohne sich noch steigern. Die als Ergänzung zu dem großen Tafelwerk erschienenen „Winke" enthalten nach dem Zeugnis erfahrener und geübter Stickerinnen angesehener Werkstätten treffliche Anweisungen und sind nicht nur für Anfänger wertvoll. Verfügt doch der Verfasser über ausgebreitete Kenntnis sowohl hinsichtlich der Herstellung der verschiedenartigen Stoffe als auch der in der neueren Zeit sowie in verflossenen Jahrhunderten geübten Stickarten. Er würdigt den vorbildlichen Wert der uns aus früheren Jahrhunderten erhaltenen Stoffe, Altarbehänge und liturgischen Gewänder, hat sich jedoch trotz der Hochschätzung mittelalterlicher Erzeugnisse einen freien Blick bewahrt. Darum leitet er dazu an, von überallher das Gute zu nehmen, ohne der Schablone zu verfallen oder einseitigen archäologischen Liebhabereien nachzugehen. Seine zahlreichen Abbildungen sind klar gezeichnet, neu und für praktische Verwertung eingerichtet. Der Preis des stattlichen Bandes ist ebenso wie derjenige des größeren Werkes verhältnismäßig niedrig, erleichtert darum die Anschaffung für weite Kreise.

Zu Nutz und Trost. Ein Buch für das katholische Volk. Von A. David S. J. 8° (428) Feldkirch (Vorarlberg) 1904, Unterberger. Brosch. *M* 2.50; geb. *M* 3.30

Ein prächtiges Hausbuch zur Belehrung und Erbauung! Das Werk ist eine Sammlung gelegentlich veröffentlichter Aufsätze. Aus der Anschauungsweise des Volkes heraus weiß der Verfasser zu schreiben; aber auch der gebildete Leser wird nicht nur mit großem Nutzen, sondern mit wirklicher Freude und hohem Genuß seinen Ausführungen und Plaudereien folgen. Wahre Kabinettstücke edler Bilder, Gleichnisse und Allegorien, sowie ergreifende Erzählungen und Schilderungen werden uns geboten, wenn auch selbstverständlich bei einem so entstandenen Buche nicht alles gleichwertig ist. Namentlich die kurzen Skizzen zeigen, wie der Verfasser mit wenig Mitteln das Herz und Gemüt des Lesers tief zu ergreifen versteht. Auch der Humor kommt zu seinem Rechte, und den Vorwurf der Langweiligkeit wird man gegen dieses „gute" Buch jedenfalls nicht erheben können. Alle, welche nach gesundem und gediegenem Lesestoff für das Volk Umschau halten, seien auf das hübsch ausgestattete Werk aufmerksam gemacht; es wird gewiß weiten Kreisen dienen zu „Nutz und Trost".

Bachems Jugend-Erzählungen für Kinder im Alter von 9—14 Jahren. Jedes Bändchen (12°) mit 4 Vollbildern. Brosch. *M* 1.—; kart. *M* 1.20

21. Bdchn: **Der verhängnisvolle Steinwurf.** Von Marianne Maidorf. (142)
22. Bdchn: **Schmierbrenners Maxl. Die Blinde vom Wolfenhof. Irrfahrten.** Von F. P. Roos. (208)
23. Bdchn: **Freud und Leid im kleinen Kreise. Mariechens Brief.** Von Marianne Maidorf. (122)
24. Bdchn: **Seines Vaters Schutzengel.** Von Lorenz Heitzer. (148)

Von diesen vier neuen Bändchen hat Marianne Maidorf weitaus die besten geschrieben. Der „verhängnisvolle Steinwurf" ist in der Tat eine recht gute und lehrreiche Jugenderzählung; auch „Freud und Leid im kleinen Kreise" verdient volles Lob und die Versöhnung und das frohe Weihnachtsfest, welche „Mariechens Brief" zu stande bringt, wird manches Kindergemüt, wohl auch das Herz Erwachsener, rühren. Nicht so glücklich ist F. P. Roos mit seinen Gaben. „Schmierbrenners Maxl" hat eigentlich die Aufnahme in eine Sammlung von Jugenderzählungen kaum verdient, auch wenn man von dem Satze: „Der Jugend das Beste!" absehen wollte. Maxl ist durch eine Unvorsichtigkeit schuld, daß die Hütte der Eltern abbrennt, flieht aus Furcht vor Strafe, fällt Zigeunern in die Hände, macht nun eine Zeitlang ihr Leben mit und läßt sich ohne viel Sträuben als Handlanger bei Einbrüchen usw. verwenden. Eben als er den Schmuck eines Gnadenbildes stehlen will, erkennt ihn sein Vater und veranlaßt die Gefangennahme der ganzen Bande. Vor Gericht weigert sich der Knabe, gegen das Diebsgesindel zu zeugen. „Verschlossen und in sich gekehrt, ging der Knabe seit seiner Heimkehr umher. . . . Es kam ihm allmählich der Gedanke, daß es große Vergehen und Laster waren, an denen er teilgenommen." „So wuchs Max heran, ernst und schwermütig . . ., so trat er nach abgelegten Gymnasialstudien in das Priesterseminar." Und dann schließt die Geschichte mit der Schilderung seiner Primiz. Von einer eigentlichen Reue des kleinen Übeltäters ist nirgends die Rede, nur von seinem Talent und Fleiß, und daß er sich nicht gern an sein Zigeunerleben erinnern ließ. Ist das geeignet, veredelnd auf das Gemüt junger Leser zu wirken? Weit besser und empfehlenswert ist „Die Blinde vom Wolfenhof" und — trotz vieler Unwahrscheinlichkeiten — die kleine Erzählung „Irrfahrten". Nur sollten in Jugendschriften die vielen Dialektausdrücke vermieden werden. — „Seines Vaters Schutzengel" ist gut erzählt; doch eignet sich der Stoff mehr für das Volk als für die Jugend. Der Vater dieses kleinen Helden ist ein ekelhafter Schnapssäufer und ein ganz gemeiner Charakter, der Frau und Kinder jämmerlich mißhandelt, ebenso verkommen ist der ältere Bruder. Derartige Menschen und Auftritte eignen sich nicht für Jugendschriften.

Der Stern von Hakalat. Roman von Martin Hellinden. Mit Buchschmuck von J. van Taack. 8° (486) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Brosch. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Der Hauptschauplatz dieses historischen Romans ist Babylon zur Zeit des Propheten Daniel und des Endes der Gefangenschaft der Juden. Der gewählte geschichtliche Hintergrund bietet ein hohes Interesse. Leider finden sich aber sowohl in der Erfindung der Romanhandlung als in den Charakteren so viele und große

Schwächen, daß wir den Kunstwert der Arbeit nicht hoch stellen können. Wie sehr die Gestaltungskraft gerade an Stellen versagt, die wahre Glanzpunkte hätten werden können, zeigt z. B. die Szene des Gastmahls mit der „schreibenden Hand", der Löwengrube, der Baalspriester. Dafür ist viel zu viel Material hineingezogen und nicht genügend verarbeitet. Fast immer muß ein Zufall die glückliche Lösung bringen. Endlich hätten die Auftritte im Harem und im Haine der Belit, wenn sie auch nichts Unanständiges vorführen, füglich beiseite gelassen oder doch viel kürzer gegeben werden können. Trotz dieser Ausstellungen zählt das Buch doch immer noch zur besseren Unterhaltungslektüre.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. 12° Kevelaer, Butzon und Berker. Jedes Bändchen 30 *Pf.*

33. Bdchn: **Flüchtiges Glück.** Von M. Herbert. (112)

34. Bdchn: **Herrn van Bommels Badeerlebnisse. Ein ergreifender Schluß.** Von J. van Maurik. (96)

35. Bdchn: **Der Geistersee.** Von Gustav Höcker. (96)

Die von dem leider zu früh verstorbenen hochwürdigen Herrn Stanislaus Aenstoots († 4. Dezember 1903) begonnene Sammlung katholischer Unterhaltungslektüre schreitet rüstig weiter. Das Bändchen von M. Herbert enthält die flott erzählte Geschichte eines jungen Liebesglückes, das ein rasches tragisches Ende findet. Dafür sind „Herrn van Bommels Badeerlebnisse" mit köstlichem Humor erzählt; es ist eine gute Satire auf manche handwerksmäßige Badeärzte und ihre Kuren. „Ein ergreifender Schluß" ist allerdings das Ende des armen Theaterdichters. „Der Geistersee" aber gehört in die Gattung der Sensationsstücke und ist doch gar zu unwahrscheinlich und phantastisch.

Miszellen.

Zum fünfzigjährigen Bestande der Zeitschrift „Natur und Offenbarung". Im Juli 1904 feiert die genannte Zeitschrift ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Gegründet in Münster i. W. kurz vor dem Beginne der Epoche des Darwinismus in Deutschland, stellte sie sich zum Ziele, ein Organ zu sein zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben für Gebildete aller Stände. Eine reiche Fülle von Abhandlungen und Referaten aus den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft und aus deren philosophischen und apologetischen Grenzgebieten ist in den 50 Jahrgängen dieser Zeitschrift enthalten. Über die ersten 25 Bände wurden zwei Repertorien in den Jahren 1875 (Bd I–X) und 1880 (Bd XI–XXV) herausgegeben, welche näheren Aufschluß über den Inhalt jener Arbeiten liefert; hoffentlich wird auch

zu den letzten 25 Bänden eine ähnliche zusammenfassende Übersicht bald geboten werden. Seit 1898 ist die Zeitschrift „Natur und Offenbarung" auch in nähere Beziehungen zur Görresgesellschaft getreten. Wir möchten unsern Lesern bei dieser Gelegenheit die genannte Zeitschrift besonders empfehlen, deren idealer Zweck, die Vereinigung von Naturforschung und Glauben, für jeden gebildeten Katholiken von größtem Interesse sein muß.

Die Darstellung der Übertragung der geistlichen Gewalt an den Apostelfürsten in der Kunst Roms und des Morgenlandes. Das erste Heft des dritten Jahrganges der wertvollen Zeitschrift Oriens christianus bringt eine beachtenswerte Studie von Anton Baumstark über die sog. Traditio legis. Er versteht darunter Bildwerke, in denen der Heiland zwischen Petrus und Paulus dargestellt ist. Der Völkerapostel steht zur Rechten, Petrus zur Linken; der Herr erhebt die Rechte zum Redegestus, um gleichsam zu sagen: „Gehet aus in alle Welt und prediget", und überreicht dem Apostelfürsten mit der Linken ein Symbol der Gewalt. „Als gemeinchristlich erscheint die irgendwie symbolisierte Übergabe seiner Obergewalt an Petrus in Gegenwart seines durch die Entwicklung des Aktenstoffes im Leben und Sterben immer enger mit ihm verbundenen ‚Bruders' Paulus."

Der Orient bediente sich zur Sinnbildung der Übergabe der Gewalt an Petrus „von vornherein des biblischen Symbols der Schlüssel" und zeigte den Herrn als Lehrer stehend.

In Rom wurde freilich auch die Übergabe der Gewalt an Petrus früh durch Hinreichung eines Schlüssels dargestellt, so z. B. auf dem Bassussarkophag, aber in den Bildern des zwischen Petrus und Paulus dargestellten Herrn fehlen dort die Schlüssel lange. Im Mosaik des Triumphbogens von St Paul sind sie wohl erst nachträglich hineingesetzt worden. Dagegen finden wir sie in „dem Mosaik der Griechenkirche S. Teodoro und in der Kapelle des hl. Venantius am Baptisterium des Lateran, einer Stiftung des Dalmatiners Johanns IV." Ständig erscheint alsdann das Schlüsselemblem Petri erst in den Mosaiken Paschalis' I. (817—824.)

In frühen römischen Bildern, worin es sich um Übergabe der Gewalt an Petrus in Gegenwart des hl. Paulus handelt, thront der Herr, meistens wie der Kaiser und die römischen Magistratspersonen bei feierlichen Amtshandlungen zu tun pflegten. Wie sie Erteilung von Ämtern und Aufträgen durch Übergabe eines Schriftstückes symbolisierten, so reicht der Herr dem ersten seiner Apostel eine Rolle oder ein Buch. Die Übertragung der Gewalt durch Schlüssel lehnt sich also an morgenländische, von Christus selbst benutzte Sitten an, die Übertragung durch eine Rolle folgt dagegen den Gewohnheiten des kaiserlichen Rom.

Das Abendland stellte nicht nur, besonders durch syrische Vorbilder beeinflußt, später die Schlüssel als eigentliches Symbol des Apostelfürsten hin, sondern gab dem hl. Petrus seit dem 4. Jahrhundert bis tief ins Mittelalter ein zweites Symbol, das aus Jerusalem stammt. Dort hatte Konstantin

in der Kirche des heiligen Grabes den Golgathafelsen durch ein silbernes Gitter abgeschlossen und auf ihn ein kostbares, mit Edelsteinen geziertes Kreuz gestellt. Dies Kreuz machte auf alle Besucher der heiligen Orte einen großen Eindruck und wurde zum eigentlichsten „Zeichen des Sieges, der Macht und der Herrlichkeit" des Auferstandenen. Petrus trägt es dann auf vielen Denkmälern und auch bei der Traditio legis nicht zur Erinnerung an die Art seines Martertodes, sondern als Stellvertreter des siegreichen Herrn.

Baumstark schließt seine Ausführungen mit dem wichtigen Satze: „Nicht eine schlechthinige Superiorität (der Kunst) Roms über den Orient, noch eine solche des Orients über Rom(s Kunst) scheint sich bezüglich der Komposition der Traditio legis bei einer unparteiischen Prüfung der Denkmäler zu ergeben, sondern ein gegenseitiger reger Austausch auf Grund eines gemeinsamen, weil gemeinchristlichen Stammbesitzes.

Der Streit über den Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland und der Versuch, Rom dem Orient gegenüber nur als nehmend, nie als gebend darzustellen, ist auch im Interesse der römischen Auffassung der Geschichte der Kunst und Kultur so wichtig, daß eine katholische Zeitschrift wie der Oriens christianus einem wahren Bedürfnis entspricht, tatkräftige Unterstützung verdient und sie fordern darf.

Neues von den Anfängen des Festes der Unbefleckten Empfängnis. Vom geschichtlichen Ursprung des jüngsten der großen Muttergottesfeste besitzen wir genauere Kenntnis noch nicht seit langer Zeit. Ältere Autoren, wie Thomassin und Benedikt XIV., wissen über dessen Anfänge in der lateinischen Christenheit nicht mehr beizubringen als den bekannten Brief des hl. Bernhard († 1153), der sich gegen die Feier der Empfängnis ausspricht, und das Londoner Konzil von 1328, welches — irrigerweise — den hl. Anselm (1033—1109) das Fest einführen läßt. Erst 1846 wurden Briefe des Abtes Osbert von Clare veröffentlicht, welche zum erstenmal eine Anzahl neuer und sicherer Tatsachen zu Tage förderten (Epistolae Heriberti de Losinga, Osberti de Clare et Elmeri prioris Cantuariensis, nunc primum e codd. editae a Roberto Anstruther, London 1846). Aber der Herausgeber selbst hatte die Tragweite der Briefe nicht erkannt, und so blieben sie 14 Jahre lang fast völlig unbeachtet, bis 1860 der Bollandist Viktor de Buck darauf aufmerksam machte (Études de théol., Paris 1860, II 64 f 545 f).

Wie de Buck zeigte, ist das Schreiben Osberts, auf welches es ankommt, zwischen Januar 1128 und August 1129 verfaßt. Osbert hatte in Winchester das Fest der unbefleckten Empfängnis gefeiert, war aber dabei auf Widerspruch gestoßen. Die Widersacher wandten sich an die Bischöfe Roger (von Salisbury) und Bernhard (von St David), welche sich gegen die Festfeier erklärten und auf dem bevorstehenden Konzil für deren Unterdrückung zu wirken versprachen. Osbert schreibt nun an Abt Anselm von Edmundsbury, einen Neffen des großen Anselm von Canterbury, damit er ihm zu Hilfe komme; diesen Anselm von Edmundsbury lernen wir bei dieser Gelegenheit als einen Hauptbeförderer des

Festes kennen, der „an vielen Orten" dessen Feier schon angeregt habe. Als weitere Freunde des neuen Marientages werden genannt Abt Hugo von Reading, der auf Bitte des Königs Heinrich I. (1100—1135) es in seinem Kloster einführte, und Bischof Wilhelm von London. Auch auf dem Kontinent wird, wie Osbert sagt, von einigen Bischöfen und Äbten der Tag der unbefleckten Empfängnis festlich begangen.

Wie es der ersten Veröffentlichung der Briefe Osberts erging, so erging es auch dem Aufsatze de Bucks, niemand beachtete ihn. Erst 1885 zog Bonifaz Wolff O. S. B. ihn wieder aus der Vergessenheit hervor, indem er zugleich einige Aufstellungen seines Vorgängers verbesserte (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienserorden 1885 I 21—40). Auch P. Wolff teilte übrigens de Bucks Schicksal. Die jüngste Heortologie kennt weder ihn, noch die gleich zu nennende Arbeit von Bishop.

Sowohl de Buck als P. Wolff glaubten in Osbert und Anselm die Begründer des Festes vom 8. Dezember gefunden zu haben. Diese Annahme erhielt indes schon ein Jahr nach dem zuletzt genannten Aufsatz einen starken Stoß. Eine ausgezeichnete Arbeit von Edmund Bishop wies nämlich nach, daß schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen ein Fest der Empfängnis Mariä dort gefeiert wurde. (In Downside Review 1886, 107—119; im Auszug wiedergegeben von Wolff in Studien und Mitteilungen 1886 II 108 bis 118, von Bacandard in Science catholique VI, Paris 1893, 897—903.) Zwei Kalendarien aus Winchester enthalten nämlich zum 8. Dezember die Eintragung: Conceptio sancte genitricis Mariae; von diesen Kalendarien ist das eine, der Abtei Newminster angehörig, unter Abt Aelfwin (1034—1057) geschrieben; das andere, aus dem Vetus monasterium stammend, wird von Hickes um 1030 angesetzt und fällt jedenfalls noch in Englands angelsächsische Zeit, also vor 1066. Ferner fand Bishop zwei Benediktionalien des 11. Jahrhunderts; eines davon ist der Kirche von Canterbury zuzuweisen und geschrieben zwischen 1023 und 1050, das andere verrät den Einfluß der Kirche von Winchester und wurde wahrscheinlich für Bischof Leofric von Exeter († 1072) geschrieben. In beiden ist nach dem Birinusfest vom 3. Dezember ein Segen für das Empfängnisfest eingetragen.

Er lautet in dem letztgenannten Benediktionale:

Benedictio in Conceptione sancte Mariae. Sempiternam a Deo benedictionem vobis beate Marie virginis pia deposcat supplicatio, quam concipiendam Omnipotens, ex qua eius conciperetur Unigenitus, angelico declaravit preconio, quam et vobis iugiter suffragari benigno, ut est benignissima, sentiatis auxilio. Amen.

Quique illam ante conceptum presignavit nomine, Spiritus sancti obumbratione, vos divinam gratiam mente annuat concipere in sancte Trinitatis confessione, atque ab omni malo protectos deifica confirmet santificatione. Amen.

Sancta vero Dei genitrix Maria vobis a Deo pacis et gaudii obtineat incrementum, ut quibus felix eiusdem beate virginis partus extitit salutis exordium, sit etiam ipse Iesus Christus premium in celis vite permanentis sempiternum. Quod ipse prestare dignetur.

Später als in England taucht das Fest in der Normandie auf; die Bezeichnung desselben als „Fest der Normannen" will nämlich nur besagen, daß die sog. „normannische Nation" unter den Studenten der Pariser Universität die unbefleckte Empfängnis als Patronatsfest gewählt hatte. (Vgl. E. Vacandard, Les origines de la fête de la conception dans le diocèse de Rouen et en Angleterre in Revue des questions historiques LXI, Paris 1897, 166—184.)

Ganz in jüngster Zeit hat in der Mainummer 1904 der Zeitschrift The Month H. Thurston S. J. gezeigt, daß auch Bishop die ältesten Spuren der fraglichen Festfeier nicht nachgewiesen hat. Noch vor dem 11. Jahrhundert war ein Fest der Empfängnis Mariä in Irland bekannt.

1. Zunächst kommt eine Handschrift des Britischen Museums in Betracht, die nach der gewöhnlichen Annahme im Besitz des Königs Athelstan († 940) gewesen sein soll. Ein metrischer Kalender, der den ersten Teil des Buches bildet, und den Schriftzügen nach zu urteilen in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde, enthält unter dem 2. Mai den Vers:

Concipitur virgo Maria cognomine senis.

d. h. am 6. vor den Idus des Mai (also am 2. Mai) ist die Empfängnis der Jungfrau, welche Maria genannt wird. Der irische Ursprung des Kalenders ist außer Frage. Er mag etwa aus der Zeit Alfreds des Großen (871—901) stammen, denn wenn Alfred selbst in einer Handschrift am 26. Oktober einen Platz in diesem Kalender einnimmt, so führt eine andere Handschrift an dieser Stelle einen andern Namen auf, Alfred wird also spätere Einfügung sein.

2. Ein Menologium in Versen, das unter dem Namen Kalender des Öngus bekannt ist, hat unter dem 3. (nicht 2.) Mai die Eintragung:

Feil mar Maire uage: Das große Fest Mariä der Jungfrau.

Eine der wichtigsten Handschriften des Öngus-Kalenders, das Lebar Brecc bemerkt dazu auf seinem unteren Rand:

Feil mar muire et reliqua, i. e. haec inceptio eius, ut alii putant, — sed in februo mense vel in martio facta est illa, quia post VII menses nata est, ut innarratur — vel quaelibet feria eius: das ist ihre Empfängnis, wie einige meinen (diese ist indes im Februar oder März geschehen, da sie nach sieben Monaten, wie erzählt wird, geboren wurde), oder irgend ein anderes Marienfest.

Das Kalendarium des Öngus verlegte Dr Whitley Stokes früher ins 10. Jahrhundert, neuerdings aber mit Professor Thurneysen in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts (The Month, June 1904, 642).

3. Die Bollandisten bemerken zum 3. Mai, das Martyrologium von Tallaght verzeichne an diesem Tage Mariä Empfängnis. Was von diesem Martyrologium handschriftlich noch erhalten ist, bildete höchstwahrscheinlich einen Bestandteil des Manuskripts, welches das Buch von Leinster heißt, und wurde mit diesem veröffentlicht. Dort liest man in der Tat:

V Nonas (Maias): Crucis Christi inventio — Mariae virginis conceptio — Eventii, Theoduli Ambrosii etc.

Fest der Empfängnis Mariä ist zur Zeit der älteren Scholastik noch nicht gleichbedeutend mit Fest der unbefleckten Empfängnis. Heinrich von Gent und der hl. Thomas v. Aquin sagen uns das ausdrücklich. Der hl. Bonaventura ordnete 1263 das Fest der Empfängnis für den Franziskanerorden an, obwohl er nicht zu den Verteidigern der unbefleckten Empfängnis gehörte. So entsteht also die Frage, in welchem Sinn man in den irischen und frühenglischen Quellen die Feier der Empfängnis Mariä aufzufassen hat.

Die Art, wie das oben angeführte Benediktionale sich ausdrückt, legt die Ansicht nahe, daß man die Festfeier mehr auf die wunderbaren Umstände der Empfängnis bezog als auf die Empfängnis selbst. Ebenso feierte man ja auch die Empfängnis Johannes des Täufers nicht in dem Sinne, als ob die Seele des Vorläufers im ersten Augenblicke heilig gewesen wäre; man beging sie festlich nur zur Erinnerung und zum Danke für die Wundererweise Gottes, welche sie begleiteten. Dagegen ist bei Osbert von Clare und dem Abt Anselm der Gegenstand des Festes derselbe, wie heute, nämlich die Freiheit Mariä von aller Sünde von ihrem ersten Augenblicke an. Der eben berührten Umstände wegen verdient das um so höhere Anerkennung, braucht aber nicht so sehr zu verwundern. Bei den älteren Theologen des Benediktinerordens sind nämlich schon im 9. Jahrhundert die Anschauungen über die unbefleckte Empfängnis im wesentlichen klar und dem Glaubensinhalt entsprechend.

Ungewiß ist bisher noch, wann in Rom das Empfängnisfest eingeführt wurde. Die gewöhnliche Angabe vertröstet uns mit der Bemerkung, wenigstens im 14. Jahrhundert sei es in der Hauptstadt der Christenheit nachzuweisen. Von Interesse ist deshalb eine Ablaßverleihung vom Jahre 1289, in welcher 3 Erzbischöfe und 9 Bischöfe in Rom einen Ablaß für gewisse Feste erteilen. Unter diesen Festen wird auch Mariä Empfängnis erwähnt. Das Aktenstück ist darum noch interessanter, weil es für das Dominikanerkloster zu Halberstadt erlassen ist. Ebenso für Halberstadt wird das Fest im Jahre 1294, für ein Kloster zu Paderborn 1297, für Minden 1300 bezeugt. (Urkundenbuch der Stadt Halberstadt I 173—174; ebd. 198; Westfälisches Urkundenbuch IV 1108; Würdtwein, Nova subsidia dipl. 10, 376.)

Der kleine allgemeine Katechismus des Vatikanischen Konzils.

Vor einigen Jahren brachte P. Theodor Granderath in dieser Zeitschrift die ersten Debatten zur Darstellung, welche auf dem Vatikanischen Konzile über den sog. kleinen Katechismus gepflogen worden sind[1]. Was den Verfasser bewogen hatte, schon im voraus dieses Kapitel aus seiner „Geschichte des Vatikanischen Konzils“[2] vorzulegen, waren die bedeutsamen Verhandlungen, die sich eben damals namentlich in Deutschland zu Gunsten einer größeren Übereinstimmung der Katechismen abspielten. Inzwischen hat nun die Strömung gegen die Verschiedenheit der Lehrbücher beim ersten christlichen Unterrichte gewiß nicht an Kraft verloren. Der stetig wachsende internationale Verkehr, der nicht nur einzelne Personen, sondern immer häufiger selbst ganze Familien von einer Provinz in die andere, von einem Lande zum andern, ja manchmal in andere Weltteile führt, verlangt dringend nach wirksamen Vorkehrungen, um die dadurch schwer gefährdete religiöse Unterweisung der Jugend sicherzustellen, und dazu gehört vor allem mehr Einheitlichkeit im Katechismus. Daß der Mangel derselben eine Hauptschuld an dem Rückgange der religiösen Kenntnisse in verschiedenen Gegenden trage, wurde ja bei jenen ersten Debatten von mehr als einem Bischofe durch schlagende Beispiele nachgewiesen.

Wäre das Vatikanische Konzil nicht vertagt worden, so würde es auch zur Abfassung des kleinen Katechismus gekommen sein. Es fehlte dazu nur die endgültige Abstimmung in einer öffentlichen Sitzung, deren günstiger Ausgang nach dem Verlaufe der zweiten Debatte (in der 47.—50. Generalkongregation) nicht zweifelhaft sein konnte. Das möge im folgenden nach den Forschungen P. Granderaths aus den Konzilsakten erwiesen werden.

[1] LVII (1899) 379 ff.

[2] Zweiter Band (Freiburg 1903), 1. Buch, Kap. 14, S. 202 ff.

I. Das umgearbeitete Schema über den kleinen Katechismus.

Schon bei der Beratung des ursprünglichen Schemas über den kleinen Katechismus in den sechs Generalkongregationen (24.—29.) vom 10. bis zum 22. Februar hatte sich die Mehrzahl der Redner zu seinen Gunsten ausgesprochen. Doch traten auch andere auf, die teils aus allgemeinen Rücksichten dagegen Stellung nahmen, teils eine Reihe von einzelnen Einwendungen und Bedenken geltend machten, so daß ihm schließlich das Los zu teil wurde, das bis Ende Februar alle Vorlagen traf: es wurde von den Konzilspräsidenten einer der vier Deputationen, diesmal derjenigen für Kirchendisziplin, überwiesen, die es unter Berücksichtigung der erhobenen Schwierigkeiten einer neuen Bearbeitung unterziehen sollte. Am Tage nach der dritten öffentlichen Sitzung, am 25. April, erhielten nun die Väter das verbesserte Schema wieder zugestellt zugleich mit der Nachricht, daß die Diskussion desselben am 29. d. M. beginnen werde.

Das neue Schema[1] war zunächst um einen einleitenden, geschichtlichen Paragraphen vermehrt worden. Es wird darin an die besondere Aufmerksamkeit erinnert, welche die Kirche nach dem Beispiele des göttlichen Heilandes stets der Unterweisung der zarten Jugend in den Wahrheiten der heiligen Religion zugewendet habe. Deshalb habe das Trienter Konzil nicht bloß den Bischöfen die Sorge für den wenigstens an Sonn- und Feiertagen in den einzelnen Pfarreien abzuhaltenden religiösen Unterricht der Kinder zur Pflicht gemacht, sondern habe auch eine bestimmte Formel und Anleitung für die gründliche Einführung des Volkes in die Kenntnis des christlichen Glaubens schaffen wollen, die den Seelsorgern bei der Ausübung ihres heiligen Amtes zur Richtschnur dienen sollte. Das sei der Römische Katechismus für die Pfarrer, den der Apostolische Stuhl nach dem Wunsche des Konzils ausarbeiten ließ. Und dabei sei der Papst noch nicht stehen geblieben. Um der Absicht der tridentinischen Väter noch vollständiger zu entsprechen, daß nämlich in Zukunft von allen dieselbe Art und Weise beim Unterrichte und bei Erlernung der Christenlehre eingehalten würde, habe er den ehrwürdigen Kardinal Bellarmin beauftragt, einen kleinen Katechismus für die Kinder zu verfassen, und denselben dann allen Bischöfen und Pfarrern eindringlich zur Benutzung empfohlen.

Die folgenden Paragraphen decken sich durchweg mit den einzelnen Abschnitten des ersten Entwurfes, die nur gemäß den gemachten Be-

[1] Acta et Decreta sacros. oec. Concilii Vaticani etc. (Freiburg 1892) 664 d ff.

merkungen ergänzt oder verändert worden sind. Da sich aber, so heißt es also weiter, in neuerer Zeit aus der übergroßen Zahl kleiner Katechismen in den verschiedenen Provinzen, ja in den Diözesen derselben Kirchenprovinz, nicht geringe Übelstände ergeben hätten, wolle der Papst unter Zustimmung des Konzils nach dem Muster des Bellarminschen und mit Berücksichtigung anderer mehr verbreiteter Katechismen einen neuen Katechismus in lateinischer Sprache ausarbeiten lassen, dessen sich in Zukunft alle bedienen sollten. In den einzelnen Provinzen würden darauf die Patriarchen oder Erzbischöfe nach Beratung mit ihren Suffraganen und mit den Erzbischöfen desselben Landes und derselben Sprache für eine treue Übersetzung des lateinischen Textes Sorge tragen. Die Bischöfe würden verpflichtet sein, diesen kleinen Katechismus ohne jeden Zusatz für den ersten Unterricht der Gläubigen ständig beizubehalten. Doch solle es ihnen unbenommen bleiben, zur weiteren Belehrung ihrer Herden und zum Schutze derselben gegen die in ihren Gegenden verbreiteten Irrtümer ausführlichere katechetische Unterweisungen abzufassen. Wollten sie letztere aber nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit dem kleinen Katechismus selbst herausgeben, so müsse dies in einer Weise geschehen, daß der vom Römischen Stuhle vorgeschriebene Text deutlich als solcher hervortrete. — Im letzten Paragraphen endlich wird den Geistlichen der Gebrauch des Römischen Katechismus für die Pfarrer warm ans Herz gelegt.

Ein dem Schema beigefügter Bericht[1] schildert kurz das von der Deputation bei der Umarbeitung befolgte Verfahren.

Gemäß den in der ersten Debatte laut gewordenen Wünschen hatte sich die Deputation vor allem über zwei Fragen schlüssig zu machen, die das Wesen der ganzen Vorlage betrafen: erstens, ob überhaupt ein allgemeiner kleiner Katechismus für die ganze Kirche abgefaßt werden solle, und zweitens, ob bei Bejahung der ersten Frage dieser Katechismus lediglich zur Einführung empfohlen oder aber durch ein Gesetz vorgeschrieben werden solle.

„Da nun die Anfertigung eines allgemeinen kleinen Katechismus schon vor der Berufung des Konzils von nicht wenigen Bischöfen verlangt worden war und auch auf dem Konzile selbst von den Vätern mit großem Beifall aufgenommen und mit sehr gewichtigen Gründen befürwortet wurde, lag für die Deputation gleichsam von vornherein die Ver-

[1] Ebd. 665 c ff.

pflichtung vor, die erste Frage zu bejahen. . . . Mit Rücksicht aber auf die Übelstände, die in unserem Zeitalter besonders infolge der Freizügigkeit aus der Verschiedenheit der kleinen Katechismen entstehen, hielt es die Deputation für nötig, die Benutzung des neuen Katechismus durch ein eigenes Gesetz sicher zu stellen. Sie befand sich hierbei in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Redner auf den Generalkongregationen."

„In Betreff der besondern Bemerkungen, die gemacht worden waren, ging man erstens auf die Ansicht derjenigen Väter ein, welche es für angebracht hielten, neben dem Katechismus des ehrw. Kardinal Bellarmin auch anderer im christlichen Volke mehr verbreiteten Katechismen Erwähnung zu tun. Zweitens beschloß man nach dem Wunsche einiger Bischöfe, anstatt von einer wörtlichen vielmehr von einer getreuen Übersetzung zu reden, welchen Ausdruck auch das Konzil von Trient (sess. XXIV, cap. 7 de Reform.) gebraucht hatte. Drittens nahm man ebenso den Vorschlag an, nicht zu bestimmen, daß ausführlichere Unterweisungen notwendig gesondert herausgegeben werden müßten, sondern deren Einfügung in den Katechismus selbst zu gestatten, jedoch unter der unumgänglichen Bedingung, daß jedermann diesen Grundtext von der beigefügten eingehenderen Erklärung deutlich unterscheiden könne. Dann schien aber durchaus nötig hinzuzusetzen, daß beim ersten Unterrichte der Gläubigen der kleine allgemeine Katechismus allein und ohne jeden Zusatz verwendet werden müsse."

„Hingegen konnten bei der Verbesserung des Schemas solche Bemerkungen nicht berücksichtigt werden, welche bezweckten, die Pflicht des katechetischen Unterrichtes den Pfarrern und andern Priestern einzuschärfen, oder das Verfahren bei der Herstellung des kleinen Katechismus zu bestimmen, oder die sich mit der Zeit beschäftigten, innerhalb welcher, oder mit den Personen, von welchen die Arbeit getan werden sollte, oder endlich, die sich auf die Verhütung der Unzuträglichkeiten bezogen, die nach der Meinung einiger Väter aus der gesetzlichen Einführung des neuen Katechismus entstehen könnten. Alle diese Dinge schienen teils dem Zwecke des Schemas fern zu liegen, zum andern Teile aber vollständig der Klugheit und Sorgfalt des Heiligen Stuhles überlassen werden zu müssen." — Soweit der schriftliche Bericht.

II. Die Verhandlungen über das neue Schema.

Am festgesetzten Tage begannen in der 47. Generalkongregation die Verhandlungen damit, daß Erzbischof Wierzchleyski von Lemberg,

rit. lat., im Namen der Disziplinardeputation zu dem schriftlichen Berichte die vorschriftsmäßigen mündlichen Erläuterungen und Ergänzungen gab[1]. Zum Beweise der Notwendigkeit eines allgemeinen Katechismus eignet er sich zuerst die Gründe an, die Pius V. in der Einleitung zum Römischen Katechismus für die Herausgabe dieses Lehrbuches aufgeführt hatte. Dann bemerkt er: Es gebe gewiß ganz treffliche Katechismen, doch besitze keiner das Ansehen, das einer haben würde, der von dem allgemeinen Konzile beschlossen worden sei. Die Gründe ferner, die einen solchen Katechismus notwendig machten, hätten überall und für alle Geltung, und darum müsse die Einführung desselben allen zur Pflicht gemacht werden. Geschehe dies nicht, so würde die Mannigfaltigkeit der Katechismen niemals verschwinden. Die einen würden den neuen Katechismus annehmen, die andern nicht. Provinzen, Diözesen, ja Pfarreien hätten dann wieder ihren eigenen Katechismus, und die Katechismen würden nicht nur in den Worten und in ihrem Gedankeninhalte verschieden sein, in manchen würde das Notwendige fehlen, während Überflüssiges oder sogar Irrtümliches darin zu finden wäre.

Denn die richtige Auffassung des Glaubensgegenstandes hängt auch vom Ausdrucke ab, und bei der Verschiedenheit der Katechismen können im Laufe der Zeit leicht Irrtümer entstehen. Unsere Sache ist es, sagt der Redner, dieses zu verhüten und in einem kleinen Katechismus des Konzils dem Volke einen Schild gegen auftauchende Irrtümer in die Hand zu geben. Die Gebildeten wissen allerdings, daß eine Lehre dieselbe bleibt, auch wenn sie in verschiedenen Ausdrücken vorgelegt wird, nicht so aber Kinder und Ungebildete. Kommen diese von einem Orte zum andern und hören da eine Lehre in andern als den gewohnten Ausdrücken vortragen, so halten sie dieselbe für eine neue, lassen sich verwirren und nehmen Ärgernis.

Weiterhin beschäftigt sich der Referent mit mehreren in der früheren Debatte erhobenen Einwendungen. Es hätten damals einige Väter die Ansicht geäußert, ein einheitlicher Katechismus sei wegen der ungleichen Sitten, Anlagen und Bildungsgrade verschiedener Völker unmöglich. Aber während diese Verschiedenheit der Völker bei der Erklärung des Katechismus gewiß gebührend berücksichtigt werden müsse, könne dieser selbst, der ja nur die überall gleichen Anfangsbegriffe enthalten solle, sehr wohl für alle

[1] Acta Congregationum generalium II 455 ff (im Archive des Vatikanischen Konzils).

verschiedenen Nationen der gleiche sein. Dasselbe erwidert der Redner denjenigen Vätern, welche auf die Ungleichheiten aufmerksam gemacht hatten, die in manchen Ländern z. B. bezüglich der kirchlichen Abgaben, der Feier der Feste, der Fasttage, ja sogar der Kirchengebote herrschten. Auf die Bemerkung, die in der ersten Debatte gefallen war, daß durch Einführung eines allgemeinen Katechismus dem Ansehen und den Rechten der Bischöfe zu nahe getreten werde, entgegnet er: „Was die Gesamtkirche durch den Beschluß eines ökumenischen Konzils, an dessen Abfassung alle Bischöfe teil haben, bestimmt, kann kein Recht der Bischöfe verletzen." — Man hatte auch eingeworfen, die Einführung des neuen Katechismus werde an dem Widerstande des Volkes scheitern, das seine alten Katechismen behalten wolle. Mit Recht sagt der Erzbischof darauf, ein solcher Widerstand könne überwunden werden. Man müsse ja auch nicht auf einen Schlag die alten Katechismen beseitigen und den neuen an ihre Stelle setzen. Man solle den neuen Katechismus zu Anfang nur bei den Kindern einführen, die erst mit der Erlernung der christlichen Lehre begännen, und den älteren ihren Katechismus, an den sie gewöhnt seien, belassen. Auch werde die Kirche schon für die Einführung des neuen Katechismus die richtigen Wege weisen. Der Berichterstatter geht dann noch auf einzelne weniger bedeutende Punkte ein und empfiehlt zum Schlusse die Annahme des Schemas.

Als erster Redner erhob sich in dieser Generalkongregation Kardinal Donnet, Erzbischof von Bordeaux[1]. Er erklärte, eine fünfzigjährige Erfahrung in der Seelsorge hätte ihn davon überzeugt, daß ein einheitlicher Katechismus notwendig sei, und zwar heute notwendiger als zur Zeit des Konzils von Trient. Infolge der großen Leichtigkeit zu reisen, so führt er aus, ist die Reiselust gestiegen. Es gibt viele, die keine ruhige Wohnung mehr kennen. Darum ist die religiöse Unterweisung der Kinder, namentlich beim Mangel eines religiösen Unterrichtes in der Familie selbst, mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die Schwierigkeit verdoppelt sich, falls die Reise in fremde Länder geht, weil dann auch die Sprache eine fremde wird. Aber wenn man auch nur von Diözese zu Diözese zieht, entstehen die größten Unzuträglichkeiten, falls die Katechismen verschieden sind. Die Kinder lernen gleichsam mechanisch; bei Veränderung der Worte entsteht daher Verwechslung der Dinge; neues Lernen, neue Arbeit ist erforderlich, und die Folge ist Unwissenheit. Auch wenn die

[1] Acta Congr. gen. II 462 ff.

Kinder allein zum Besuche fremder Lehranstalten geschickt werden, ergibt sich die Notwendigkeit eines einheitlichen Katechismus. Unter den Vorteilen, welche diese Einheit bietet, hebt der Redner drei hervor: Reinheit der Lehre, innigere und festere Einheit der Gläubigen und größere Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl. Dabei bittet er seine Zuhörer, doch den Gedanken fern zu halten, es möchte die Macht des Oberhauptes zu sehr auf Kosten der Glieder wachsen: „Stärker und lebenskräftiger ist nicht nur der natürliche Organismus, in welchem vom Haupte und Herzen aus alle Glieder reiches Leben durchströmt, sondern auch der moralische Körper, der, aus vielen verschiedenen und daher einander widerstrebenden Willen zusammengesetzt, sein Leben und seine Kraft ganz aus dem Einflusse des höchsten Willens gewinnt." Der Kardinal warnt vor übertriebenem Patriotismus und vor den Versuchungen des Weltgeistes und meint, es würden in Frankreich und Deutschland und andern Ländern nicht so viele Christen zu finden sein, welche die Autorität und die Unfehlbarkeit des Heiligen Stuhles leugneten, wenn sie darüber als Kinder recht unterwiesen worden wären.

Der folgende Redner, Kardinal Rauscher von Wien, konnte die Ansichten Donnets nicht teilen[1]. Er habe sich schon früher[2] gegen die Einführung des allgemeinen Katechismus ausgesprochen. Seitdem sei nichts vorgebracht worden, was ihn in seiner Überzeugung hätte erschüttern können. Auf das Beispiel des Römischen Katechismus könne man sich nicht berufen. Dieser sei für die Pfarrer abgefaßt, um ihnen zu zeigen, wie sie das christliche Volk in der Religion unterrichten müßten, schreibe aber nicht die Worte vor, deren sie sich dabei zu bedienen hätten. Wenn man alle Katecheten in Bezug auf die Art und Weise verpflichten wolle, wie sie die ersten Grundsätze des Glaubens lehren sollten, und wenn man vorschreiben wolle, allenthalben denselben Glauben zu lehren, und zwar in Worten, die durch den kirchlichen Gebrauch geheiligt seien, so werde er dieses billigen. Auch habe er schon früher gesagt, daß Übereinstimmung in der Methode in jenen Gegenden zu wünschen sei, wo sich ähnliche Sitten und Einrichtungen fänden; dort möchten also die Bischöfe eine solche vorschreiben. Aber die in der Kirche notwendige Einheit verlange nicht, daß die Christen in jedem Worte übereinstimmten. Bei dem Unter-

[1] Ebd. 465 ff.

[2] Vgl. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils II 205; vgl. auch diese Zeitschrift LVII (1899) 383.

richte müsse auf den Charakter und die Bildungsstufe der Völker Rücksicht genommen werden; nach diesen richte sich auch die Partikulärdisziplin in der Kirche, die nicht in allen Ländern gleich sei. Ob darum in Amerika oder in Spanien eine Einheit im Katechismus notwendig sei, das überlasse er den Bischöfen dieser Länder, wie man auch bezüglich der zu Österreich gehörenden Nationen deren Bischöfe fragen müsse.

Der Kardinal verbreitet sich weiter über die Schulen in den österreichischen Ländern. Ohne die Regierung könnten die Bischöfe dort keinen Katechismus einführen. Auch das Konkordat wahre das Recht der Regierungen bezüglich der Methode und Form des Unterrichtes. Ohne Bewilligung des Schulrates (consilia scholastica), der in letzter Zeit eingeführt worden sei, könne an den Schulbüchern nichts geändert werden, wie auch nichts ohne den Willen der Bischöfe. Die Partei, welche die Schulen von der Kirche trennen wolle, denke nicht an eine Änderung des einen oder andern Artikels, sondern suche dem zarten Alter Verachtung gegen die Religion einzuflößen. Für die Kirche sei große Vorsicht in ihrem Auftreten geboten. Die Art und Weise, wie in Österreich der Religionsunterricht erteilt werde, sei sehr gut, und auch die treuesten Katholiken würden gegen eine Änderung derselben Einspruch erheben. Bei Einführung des kleinen Katechismus müßte sie aber beseitigt werden. Das würde die Liberalen zu neuen Verfolgungsmaßregeln veranlassen. Am Schlusse spricht der Redner den Wunsch aus, wenn man den allgemeinen Katechismus einmal einführen wolle, so möge man ihn den Bischöfen empfehlen, aber nicht vorschreiben, was bei den Zuhörern mit Zeichen des Mißfallens aufgenommen wurde.

Bischof Rota von Guastalla[1] äußert sich über das Verfahren, das bei der Herstellung des Katechismus eingeschlagen werden müsse. Wird das Gesetz angenommen, so muß nach seiner Meinung der Papst gebeten werden, persönlich oder durch andere die Verfasser des neuen Katechismus zu bestimmen. Darauf könnten etwa alle Bischöfe eingeladen werden, bis zu einem bestimmten Termine ihre Wünsche dem Sekretär des Konzils einzureichen, damit diejenigen, welche mit der Ausarbeitung des Büchleins betraut wurden, ihre Vorschläge benutzten. Ist der Entwurf fertig, so soll er den Vätern zugestellt werden. Diese können dazu ihre Bemerkungen über Zusätze oder Streichungen machen, und dann findet die Debatte darüber statt.

[1] Acta Congr. gen. II 469 ff.

Der vierte Redner war Bischof Vérot von St Augustine[1]. Er sprach den Wunsch aus, daß die erste Abstimmung über das Schema nur eine bedingungsweise Geltung haben möge und daß die endgültige erst erfolgen solle, wenn der Katechismus fertig vorliege. Zur Begründung seines Antrages wies er auf die Erfahrungen hin, die man in Amerika gemacht habe. Auch dort habe man sich lange nach einem einheitlichen Katechismus gesehnt. Dann sei vor fünfzehn Jahren vom Plenarkonzile einer Kommission von Bischöfen der Auftrag gegeben worden, einen solchen zu verfassen. Als er aber erschienen war, gefiel er nicht. Dem letzten Plenarkonzile wurde ein neuer vorgelegt. Auch ihn haben die Bischöfe, die einen aus diesem, die andern aus jenem Grunde verworfen.

Bischof Gastaldi von Saluzzo war ganz für das Schema[2]. Er hielt es für sehr wichtig, daß der Katechismus nicht nur vom Konzile approbiert, sondern auch wirklich verfaßt werde. Deshalb schlug er vor, alsbald eine Kommission von etwa zwölf Männern zu wählen und mit der Abfassung zu betrauen. Gastaldi war der letzte Redner an diesem Tage.

In der 48. Generalkongregation am 30. April trat als erster Redner der Erzbischof Dubreuil von Avignon auf[3]. Ein großer Teil seines Vortrages beschäftigte sich mit der Zurückweisung von Angriffen, die bei der früheren Debatte auf den Katechismus des ersten Kaiserreiches gemacht worden waren[4]. In Bezug auf das Schema selbst äußerte er die Ansicht, daß ein einheitlicher Katechismus für Provinzen und Länder wünschenswert, für die ganze Kirche aber unmöglich sei. Auch er wünschte, zuerst einen Entwurf des beabsichtigten Katechismus vorgelegt zu sehen. Werde er als gut befunden, so solle man ihn annehmen, andernfalls könne er doch Vorbild und Norm bleiben.

Nach einer sehr kurzen Äußerung des früheren Bischofs von Luçon, Mfgr Baillès[5], erhob sich Bischof Cantimorri von Parma wieder zu einer längeren Rede[6]. Er wendet sich gegen den Vorschlag, noch

---

[1] Ebd. 471 f. [2] Ebd. 473.

[3] Ebd. 476 ff.

[4] Wahrscheinlich dachte Dubreuil an die Rede des Erzbischofs Desprez von Toulouse, der auf mehrere Ungereimtheiten im alten napoleonischen Katechismus aufmerksam gemacht hatte (vgl. Granderath, Geschichte des Vatikan. Konzils II 214 f, sowie diese Zeitschrift LVII 390 f).

[5] Acta Congr. gen. II 478. [6] Ebd. 479 ff.

während des Konzils den Katechismus von einer Kommission ausarbeiten zu lassen und ihn dann den Bischöfen zur Prüfung vorzulegen, ob er der Fassungskraft, den Anlagen und der Bildungsstufe ihrer Diözesanen entspreche. Nach seiner Überzeugung kann ein Katechismus gar nicht allen verschiedenen Stufen der Geistesanlagen und der Entwicklung der Kinder angepaßt sein. Sonst wären schon für jede größere Diözese mehrere Katechismen erforderlich. Denn die Verschiedenheit der Kinder in der geistigen Entwicklung ist sehr bedeutend. Aber, fährt der Redner fort, den Verstand haben sie doch alle miteinander gemein, und alle vermögen die ersten und allgemeinen religiösen Begriffe in sich aufzunehmen. Freilich erfassen sie die Wortformeln, in denen ihnen diese Begriffe vorgetragen werden, nicht gleich nach ihrem ganzen Inhalte, sie haben vielmehr nach ihrer Verstandeskraft mehr oder weniger Zeit und Eifer notwendig, um in dieselben einzudringen. Darum haben auch die Katecheten je nach der Fähigkeit und Entwicklung ihrer Schüler größere oder geringere Mühe aufzuwenden. Da indessen alle Kinder im stande sind, die Formel zu behalten und sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu verstehen, so kann ganz wohl ein und derselbe Katechismus für alle geeignet sein. Nur muß sich die Erklärung nach ihrer Fassungskraft richten.

Weiterhin betont Cantimorri die große Schwierigkeit, einen guten Katechismus herzustellen. Er glaubt deshalb auch nicht, daß es möglich sei, einen Katechismus zu schreiben, der allen gefalle, und wenn er den heutigen Bischöfen gefalle, so folge noch nicht, daß er auch den späteren genehm sein werde. Wenn er aber einigen von diesen mißfalle, sollten dieselben ihn dann aufgeben dürfen? Das gehe nicht, und deshalb müsse das Konzil allen, welche verschiedener Ansicht seien, ein autoritatives Gebot entgegenstellen. Verlassen wir uns aber, sagt der Redner, zuversichtlich auf den Heiligen Stuhl! Er wird es an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlen lassen, um ein gutes Werk zu schaffen. Das Vatikanische Konzil möge nach dem Beispiele des Tridentinischen die Abfassung des Katechismus dem Heiligen Stuhle überlassen. Er darf darum nichtsdestoweniger das Werk des Vatikanischen Konzils genannt werden, wie ja auch der Römische Katechismus den Namen des Konzils von Trient trägt.

Da Cantimorri der letzte war, der sich zur Generaldebatte gemeldet hatte, begann nun noch in derselben Generalkongregation die Spezialdebatte.

Zuerst sprach dazu der Bischof Marguerye von Autun[1]. Er erkannte an, daß der Vorschlag, einen gemeinsamen Katechismus für die ganze Kirche einzuführen, von einer großen Zahl der Väter befürwortet und mit schwerwiegenden Gründen unterstützt worden sei. Dennoch hielt er seine Ausführung wegen der Verschiedenheit der Nationen für unmöglich. Um also die Gefahr zu vermeiden, daß ein Gesetz gegeben werde, das bald wieder vergessen sei, schlug er vor: erstens, das Konzil solle die Verfasser des Katechismus bestimmen; zweitens, die Bischöfe sollten zur Einführung des Katechismus nicht verpflichtet sein, bevor ihn das Konzil approbiert habe. Dies solle im Schema ausdrücklich bemerkt werden. Der Redner befaßt sich dann mit der bedauernswerten Tatsache, daß sich die Jugend heute vielfach schlechter im Katechismus unterrichtet zeige als ehedem. Er findet den Grund dafür in der Gleichgültigkeit, welche die Eltern gegenüber dem religiösen Unterrichte ihrer Kinder an den Tag legten. Früher habe die schöne Sitte bestanden, daß die Eltern an Sonn- und Festtagen ihre Kinder den Katechismus aufsagen ließen. Das Konzil möge die Eltern ermahnen, sich der religiösen Erziehung ihrer Kinder eifrig anzunehmen.

Es folgte Bischof v. Ketteler von Mainz[2]. Er wünscht vor allem die Streichung des Zitates aus dem Konzile von Trient, in welchem vorgeschrieben werde, die Kinder wenigstens an Sonn- und Festtagen im Katechismus zu unterweisen. Denn es liege erstens außerhalb des Zweckes der Vorlage, die Zeit, wann der Katechismus gelehrt werden solle, zu bestimmen. Zweitens sei in jenen Worten die Zeit zu sehr beschränkt. Was in den Tagen des Trienter Konzils genügt habe, genüge jetzt nicht mehr. Heute sei der Unterricht in den profanen Gegenständen bedeutend vollkommener, und mit diesem müsse der religiöse Unterricht gleichen Schritt halten. Auch hörten die Kinder heutzutage viel mehr Einwürfe, gegen welche sie gewaffnet sein müßten, als das früher der Fall war. In Deutschland und auch in andern Ländern seien die Kinder sechs bis acht Jahre lang zum täglichen Schulbesuche verpflichtet, und in den katholischen Schulen sei es Sitte, jeden Tag eine ganze Stunde auf den Religionsunterricht zu verwenden. Die Feinde der Kirche, die den Religionsunterricht auf zwei Stunden in der Woche beschränken wollten, würden sich gewiß auf das Konzil berufen, wenn die Worte des Trienter Konzils im Schema stehen blieben.

---

[1] Acta Congr. gen. II 482 f. [2] Ebd. 483 ff.

Sodann wiederholt auch Bischof Ketteler den schon von mehreren Rednern geäußerten Wunsch, es möge im Schema erklärt werden, daß der Katechismus vor seiner Publikation den Bischöfen zur Begutachtung zugesandt werden solle. Denn es sei sehr schwer, einen Katechismus auszuarbeiten. Der Verfasser eines berühmten Katechismus habe ihm einmal gesagt, es sei viel leichter, eine Summa theologiae als einen kleinen Katechismus zu schreiben. Ferner verlangt Bischof Ketteler, daß der Katechismus von einem einzigen Manne verfaßt werden solle, damit ein Geist in ihm lebe. Für den Mann aber, der einen Katechismus, namentlich einen solchen, welcher der ganzen katholischen Welt als Muster dienen soll, zu verfassen berufen wird, sind vier Eigenschaften erforderlich, die sich nur selten in einem Einzigen vereinigt finden: er muß ein ausgezeichneter Theolog und ein aufs beste unterrichteter Pädagog sein; er muß große Erfahrung im Katechisieren haben und endlich jene Salbung besitzen, die den Worten eine geheime, himmlische Kraft mitteilt. In dem seligen Canisius, sagt der Redner, haben sich diese vier Eigenschaften vereint gefunden. Indem er dann wieder auf die Forderung zurückkommt, daß der Katechismusentwurf den Bischöfen zuerst mitgeteilt werden müsse, erinnert er daran, daß es schon manche gute Katechismen gebe, die oftmals verbessert, durch eine lange Erfahrung bewährt und darum allen Priestern, Lehrern und Gläubigen aus langer Bekanntschaft teuere Bücher seien. Die Bischöfe müßten den neuen Katechismus mit den älteren erprobten Büchern vergleichen. Wenn der neue Katechismus nicht wenigstens ebenso vollkommen wäre als die früheren, so würde durch seine Einführung der größte Schaden angerichtet werden. Wenn endlich der neue Katechismus einmal eingeführt sei, so werde sich später niemand mehr finden, der noch einen Katechismus schreiben möchte. Bisher sei in vielen der Gedanke gereift, ein solches Werk zu unternehmen. Es erschienen immer wieder Katechismen, und jeder neue suchte seine Vorgänger zu übertreffen. Hat aber der Plan des Schemas seine Verwirklichung gefunden, so wird vielleicht ein und derselbe Katechismus auf Jahrhunderte seinen Platz behaupten und jeder Fortschritt auf diesem Gebiete ausgeschlossen sein. Das ist ein großer Schaden, falls nicht der neue Katechismus bis zur höchsten Vollendung gebracht wird. Darum, so betont der Redner zum drittenmal, müssen alle Bischöfe an der Vervollkommnung des neuen Katechismus mitarbeiten. Daß es Zeit kostet, ihn fertig zu stellen, verschlägt bei der Wichtigkeit der Sache nichts.

Der folgende Redner, Bischof Vaughan von Plymouth, tadelt es[1], daß das Schema den Katechismus Bellarmins für das neue Buch als Muster hinstelle. Der Bellarminsche Katechismus sei in einigen Dingen zu breit, in andern, notwendigen, zu dürftig. Die Fragen wie die Antworten seien zu lang; die Kinder könnten sie nicht auswendig lernen. Der Redner empfiehlt, daß der Katechismus während des Konzils, unter Beratung von Vätern aus allen Ländern der Welt, geschrieben werde. Aus den vorzüglichsten Katechismen aller Länder solle ein neuer, wahrhaft katholischer und allgemeiner entstehen.

Die kurzen Worte des Bischofs Clifford von Clifton brachten nichts neues[2].

Bischof Eberhard von Trier[3] stellte u. a. die Anfrage, welches denn jener erste Unterricht sei, für den der kleine Katechismus ohne Zusätze dienen solle. Ihm antwortete Bischof Zwerger von Seckau[4] als Mitglied der Disziplinardeputation, darunter sei nicht die ganze Zeit des Elementarunterrichtes zu verstehen, sondern nur die ersten zwei oder drei Jahre desselben.

Kein weiterer Redner hatte sich zum Worte gemeldet, deshalb wurde die Spezialdebatte über das Schema geschlossen. Die von den Vätern schriftlich eingereichten Bemerkungen[5] wurden bald darauf allen Konzilsmitgliedern gedruckt ins Haus gesandt. Die Deputation hielt darüber ihre Beratungen.

III. Die Berichte der Disziplinardeputation und die Abstimmung in der Generalkongregation.

Schon in der 49. Generalkongregation am 4. Mai konnte Bischof Zwerger über die Verhandlungen der Disziplinardeputation Bericht erstatten[6]. Er verbreitete sich zuerst über die Bemerkungen, welche verlangten, daß das Konzil auch die Ausarbeitung des Katechismus übernehmen solle. Die Disziplinardeputation habe sich entschieden gegen diese Vorschläge ausgesprochen. Sogar wenn der Papst dem Konzile diese Aufgabe zugedacht hätte, sagt Bischof Zwerger, müßte dasselbe, wie mir scheint, den Heiligen Vater bitten, es davon zu befreien und selbst die Arbeit in die Hand zu nehmen. Zur Begründung verweist er auf das

[1] Acta Congr. gen. II 486 f. [2] Ebd. 487 f.
[3] Ebd. 489 f. [4] Ebd. 491.
[5] Acta et Decreta etc. 1743 b ff. [6] Acta Congr. gen. II 497 ff.

Konzil von Trient. Dort glaubten die Väter anfangs, sie könnten den Römischen Katechismus und andere Bücher verfassen. Aber bald lehrte sie die Erfahrung, daß das nicht gehe, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Ausführung dieser Wünsche dem Heiligen Stuhle anheimzugeben. Er erinnert seine Zuhörer ferner an die lange Mühe und Arbeit, welche die Erledigung der ersten Konstitution vom Glauben gekostet habe. Wenn, wie es mehrere Bemerkungen wollten, eine aus der Mitte des Konzils erwählte Kommission den Katechismus ausarbeitete und dann den versammelten Vätern zur Begutachtung vorlegte, würden ganz gewiß Tausende von Verbesserungsvorschlägen einlaufen, mit denen man sich ein oder zwei volle Jahre beschäftigen müßte. Wie können wir zum Schaden unserer Diözesen so lange von der Heimat fernbleiben und wie unsere Zeit auf eine Arbeit verwenden, die auch andere tun können, während wir wichtigere Arbeiten, die das Konzil unbedingt übernehmen muß, liegen lassen? Der Katechismus kann ohne uns verfaßt werden, und wir müssen dem Heiligen Vater dankbar dafür sein, daß er von Anfang an die Absicht hatte, diese Sorge auf sich zu nehmen.

Einige Väter hatten ferner die Meinung geäußert, der Katechismus könne zwar von andern ausgearbeitet werden, dann aber sei er allen Bischöfen der ganzen Kirche oder einer aus allen Nationen auserwählten Anzahl derselben zur Prüfung vorzulegen. Dagegen bemerkt Bischof Zwerger: Die Bischöfe, die auf der ganzen Welt zerstreut sind, können ihn noch weniger ihrer Prüfung unterwerfen als wir hier, die zum Konzile vereinigt sind. Es ginge vielleicht an, daß sich eine geringe Zahl, etwa zwölf von uns erwählte Bischöfe mit dieser Aufgabe befaßten. Aber warum müssen gerade wir sie wählen? Der Heilige Vater bestimmt zunächst einige in dieser Sache besonders tüchtige Männer, darauf beauftragt er andere, ebenfalls vorzüglich geeignete Personen mit der Prüfung der von den ersteren geleisteten Arbeit, und erst dann, wenn diese den Katechismus gebilligt haben, empfängt derselbe die Bestätigung. Warum sollen wir also etwas, was doch ganz sicher geschieht, durch unser Gesetz gleichsam vorschreiben? Auch das Konzil von Trient lehrt uns durch sein Beispiel das Gegenteil. Es überließ alles ohne Beschränkung dem Heiligen Stuhle. Verfahren wir heute anders, so wird man sagen, die Väter des Vatikanischen Konzils glaubten die Herstellung eines kleinen Katechismus dem Heiligen Stuhle nicht ohne große Vorsichtsmaßregeln überlassen zu können, was für uns und den Heiligen Stuhl ehrenrührig wäre.

Die Worte dominicis saltem et aliis festis diebus war die Deputation gerne zu streichen bereit, und zwar hauptsächlich aus den von Bischof Ketteler vorgetragenen Gründen.

Andere Vorschläge, in denen sich die Besorgnis verriet, man möchte vielleicht in dem beabsichtigten Katechismus eine neue Auflage des kleinen Bellarmin veranstalten wollen, der für unsere Zeit nicht mehr passe, weist Zwerger durch die Versicherung zurück, daß hieran gar nicht gedacht sei. Das Schema wolle nur, daß man bei Abfassung des neuen Katechismus den Katechismus Bellarmins wie auch andere gute Katechismen vor Augen halte.

Wie wir wissen, hatten manche Redner die Ansicht ausgesprochen, die sie auch in ihren Bemerkungen wiederholten, es werde wegen der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und des Bildungsgrades der einzelnen Völker ein allgemeiner Katechismus ein Ding der Unmöglichkeit sein. Demgegenüber erklärt der Berichterstatter zum wiederholten Male, was denn ein kleiner Katechismus sei, und was man unter der ersten Bildung zu verstehen habe. Unter einem kleinen Katechismus versteht das Schema nur jene elementaren Lehren, die zum ersten Unterrichte der Christen gehören, und der erste Unterricht ist kein anderer als derjenige, welchen man den Kindern in den untersten Abteilungen, in den beiden ersten Schuljahren erteilt. Unter den Kindern dieser Altersstufe gibt es jene großen Unterschiede der Anlagen und Bildungsgrade noch nicht. Für diese also wünscht das Schema Einheitlichkeit des Katechismus: Wer sich klar macht, was der kleine Katechismus und was der erste Unterricht ist, kann darin nichts Unmögliches finden.

Dem von mehreren Vätern gestellten Antrage, daß das Konzil den Katechismus nicht vorschreiben, sondern nur empfehlen solle, fährt der Redner fort, habe die Deputation nicht beipflichten können. Um wenigen zu gefallen, hätte sie allen übrigen mißfallen müssen. Der Redner räumt ein, daß ausnahmsweise Umstände vorliegen können, unter denen es für eine Diözese besser sei, ihren bisherigen Katechismus beizubehalten. In einem solchen Falle möge man sich immerhin an den Heiligen Vater um die Erlaubnis wenden, beim alten bleiben zu dürfen.

Wie sehr die Konzilsväter selbst die kleinsten Hindernisse erwogen hatten, die der Ausführung des Schemas in den Weg treten könnten, zeigt die nun folgende Erörterung. Eine gewisse Schwierigkeit, sagt Bischof Zwerger, könne darin gefunden werden, daß nach Erledigung des

kleinen Katechismus in den untersten Abteilungen der Schule für die höheren Klassen noch ein größerer notwendig werde, so daß den Eltern infolge des neuen Gesetzes ungewöhnliche Kosten entstehen würden. Indessen, meint er, geschehe es ja auch, daß die Kinder während der sechs oder sieben Jahre, in denen sie den einen Katechismus gebrauchen, denselben wohl das eine oder andere Mal verlieren oder ihn zwei- oder dreimal zerreißen. Die Eltern seien also unter allen Umständen zuweilen genötigt, einen neuen Katechismus zu kaufen. Dann aber wendet er sich zu einer wichtigeren Erwägung. Es sei nämlich auch aus pädagogischen Gründen wünschenswert, daß sich im ersten Katechismus nichts anderes vorfinde als nur dasjenige, was die Kinder der untersten Abteilungen lernen müßten. Dabei kann er auf die Einrichtung des Religionsunterrichtes in Österreich als Muster hinweisen. Da gebe es drei aufeinander folgende Katechismen. Im Katechismus der untersten Stufe stehe nur so viel, als für diese zu wissen erforderlich sei. Im Katechismus der zweiten Stufe kehre der Inhalt des ersten Katechismus wörtlich aber mit erweiternden Zusätzen wieder. Der dritte Katechismus endlich enthalte noch einmal die Lehrstücke des zweiten, sei aber in der Weise vermehrt, daß er nun die ganze Lehre biete, die sich die Kinder anzueignen hätten.

Damit waren die von den Rednern in den Generalkongregationen gemachten Bemerkungen erledigt, und man konnte zur Abstimmung schreiten. Von den 591 anwesenden Konzilsvätern stimmten 491 mit placet, 56 mit non placet und 44 mit placet iuxta modum[1]. Die letzteren reichten nochmals ihre Bedenken ein[2], die darauf in der gewohnten Weise unter die Väter verteilt und von der Disziplinardeputation beraten wurden.

In der 50. Generalkongregation vom 13. Mai nahm der Bischof Marilley von Lausanne und Genf als Berichterstatter darüber das Wort[3]. Er teilt die eingesandten Bedenken in drei Klassen.

Die erste Klasse billigt die Substanz und den Zweck des Schemas, fordert aber, daß der kleine Katechismus nicht vorgeschrieben, sondern bloß zur Einführung empfohlen werde. Die Deputation hatte einstimmig beschlossen, auf diese Forderung nicht mehr einzugehen, da sie schon in der letzten Generalkongregation von fast allen Vätern abgelehnt worden sei.

---

[1] Acta et Decreta etc. 742 b. [2] Ebd. 1744 a ff.
[3] Acta Congr. gen. II 545 ff.

Die Bedenken der zweiten Klasse kommen darin überein, daß sie die Ausarbeitung des Katechismus nicht ohne jede Bedingung dem Heiligen Stuhle überlassen wollen. Entweder beantragen sie, daß das Konzil die Arbeit selbst übernehme, oder sie verlangen, daß der Papst den Katechismus zuerst allen Bischöfen zur Begutachtung vorlege und ihn nicht eher veröffentliche, als bis er von der Ansicht aller Kenntnis genommen habe. Andere stellen ähnliche Forderungen. Marilley glaubt nach alledem, was die früheren Referenten der Deputation darüber gesagt haben, diese Vorschläge mit Stillschweigen übergehen zu können. Doch weist er auf das Mißtrauen hin, das sie gegen den Heiligen Vater bezeugen und das den Feinden der Kirche Anlaß geben werde, in hundert Zeitungen und Blättern von den Spaltungen zu reden, die selbst auf dem Vatikanischen Konzile zwischen den Bischöfen und dem Papste bestanden hätten. Dann zeigt er aus der Geschichte des Konzils von Trient, wie wenig ein Konzil im stande sei, eine solche Arbeit zu übernehmen. Zu Trient habe man Anfang 1562 Deputierte gewählt, um den Index verbotener Bücher aufzustellen. Obgleich sich aber die Deputierten mit allem Eifer ihrer Arbeit unterzogen hätten, seien sie damit nach zwei Jahren noch nicht fertig gewesen, und wegen der Mannigfaltigkeit und Menge der Bücher habe sich die Synode außer stande gesehen, darüber ein Urteil abzugeben. Sie war also genötigt, die ganze Arbeit dem Papste zu überlassen. In gleicher Weise bat sie den Papst, den Katechismus für die Pfarrer, das Missale und das Brevier zu übernehmen. Der Redner bittet deshalb seine Zuhörer, dem Beispiele des Trienter Konzils zu folgen, und zeigt ihnen, daß sie mit allem Grunde das volle Vertrauen hegen könnten, daß der Heilige Stuhl die Aufgabe in trefflicher Weise lösen werde.

Die dritte Klasse von Bedenken endlich bezieht sich auf die Schwierigkeit, welche die Einführung des neuen Katechismus bieten werde. Dazu bemerkt der Berichterstatter: Wenn vielleicht ausnahmsweise in einer Diözese besonders große Schwierigkeiten gegen die sofortige Einführung des Katechismus beständen, so bleibe ja der Rekurs an den Heiligen Stuhl offen. Es gebe kein Gesetz, das nicht eine Ausnahme dulde. Doch ließen sich kaum so große Schwierigkeiten für die Einführung eines kleinen Katechismus denken, der nur die Hauptprinzipien aus der Glaubens- und Sittenlehre enthalte, welche überall gelehrt werden müßten. Wenn freilich ein Bischof einfach mit den Worten vor die Diözesansynode hintreten und sagen wollte, jetzt sei ein neuer Katechismus anzunehmen, so dürfte er

wohl auf einiges Murren gefaßt sein müssen. Aber so solle auch ein Bischof nicht vorangehen. Wenn er mit väterlichen Worten die Absicht des Heiligen Stuhles und des Konzils klar und praktisch vorlege und den Gläubigen die Pflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen den Stellvertreter Christi ins Gedächtnis rufe, so sei kein Zweifel, daß man den Katechismus nicht nur nicht ungern, sondern auch mit Freuden aufnehmen werde.

Das Schema blieb also wesentlich unverändert in der Fassung, in der es den Vätern in der 49. Generalkongregation vorgelegen hatte und von der übergroßen Majorität gebilligt worden war[1]. Zu seiner Rechtskräftigkeit fehlte nur noch die Zustimmung der Bischöfe und des Papstes in der öffentlichen Sitzung. In der vierten Sitzung wurde es aber nicht vorgelegt, und da wegen der Vertagung des Konzils eine weitere öffentliche Sitzung nicht mehr abgehalten werden konnte, harrt die Katechismusfrage noch ihrer endgültigen Erledigung.

IV. Rückblick.

Blicken wir noch einmal auf die eben geschilderten Verhandlungen zurück und vergleichen sie mit der ersten Debatte, die zu Anfang des Konzils über den kleinen Katechismus stattgefunden hatte, so werden wir einen erheblichen Fortschritt und eine bedeutende Klärung der Angelegenheit nicht verkennen können.

Daß von einem *Eingriffe in die Rechte der Bischöfe*, den früher einige Väter in der Vorlage erblicken wollten[2], *nicht mehr die Rede* war, möge als selbstverständlich bloß erwähnt werden.

Wichtiger ist die Beobachtung, daß diesmal die *Notwendigkeit* einer größeren, ja *einer völligen Übereinstimmung* der ersten Religionsbücher für Provinzen und Länder von allen Rednern zugegeben und die Notwendigkeit eines einheitlichen Katechismus für die ganze Kirche nur mehr von einem einzigen[3] und auch von diesem nicht unter allen Rücksichten bestritten wurde.

Die *Gründe*, die das Schema und die ihm beigefügten Noten *für die Forderung* des allgemeinen Katechismus angeben, wurden auch

[1] Acta et Decreta etc. 666 c ff.

[2] Vgl. *Granderath*, Geschichte des Vatikan. Konzils II 204 209 220 bzw. *diese* Zeitschrift LVII 382 385.

[3] Kardinal Rauscher (vgl. auch *Granderath* a. a. O. 205, *diese* Zeitschrift LVII 383).

diesmal wieder von mehreren Rednern als sehr beachtenswert bestätigt und als durchaus zutreffend nachgewiesen. Wie bei den ersten Verhandlungen der Patriarch Ballerini und die Bischöfe Elloy, Sola, Vérot und Keane[1] zum teil in recht anschaulicher Weise die großen Gefahren geschildert hatten, welche die heute fast schrankenlose Freizügigkeit und immer wachsende Wanderlust für eine erfolgreiche Unterweisung der Kinder in sich bergen, so war es jetzt vor allem der Kardinal Donnet von Bordeaux, der aus seiner fünfzigjährigen seelsorgerlichen Tätigkeit noch weitere schlagende Beweise dafür beibrachte und zu gleicher Zeit mit Nachdruck auf die Vorteile hinwies, die sich noch außer der Beseitigung jener Übelstände aus der Einheit des Katechismus ergeben würden, Vorteile, die selbst wieder als notwendige Erfordernisse für eine gedeihliche Entwicklung des religiösen Lebens erscheinen mußten. Andere Vorteile: für das Ansehen der Kirche bei ihren Feinden, für die Bewahrung des Glaubens bei den Auswanderern, für die Heidenbekehrung, ja auch für die Bischöfe — hatten schon beim ersten Male die Bischöfe Keane[2] und Elloy[3] hervorgehoben.

Zur Beseitigung einer Reihe von Schwierigkeiten, die anfangs gegen das Schema erhoben worden waren, trug ferner die neue, sorgfältige Redaktion desselben durch die Deputation für Kirchendisziplin bei, ebenso wie die Erläuterungen, die teils schriftlich hinzugefügt teils mündlich von dem Erzbischof Wierzchleyski in der Generalkongregation abgegeben wurden. Dadurch wurde vor allem die Frage klar gestellt, was denn eigentlich der allgemeine Katechismus sein, was er enthalten und was er bezwecken solle.

Es sollte der beabsichtigte Katechismus die Grundlage für den allerersten Religionsunterricht der Gläubigen sein, nichts mehr und nichts weniger. Darum sollte er nur diejenigen Wahrheiten enthalten, welche einerseits von allen Katholiken allerorten und unter allen Umständen notwendigerweise gewußt werden müssen, anderseits aber auch einem weniger entwickelten Fassungsvermögen in genügender Weise verständlich gemacht werden können. Der Zweck, den das Büchlein erreichen sollte, war eine möglichst große Einheit und Sicherheit des grundlegenden religiösen Wissens bei allen Katholiken des Erdkreises, nicht

[1] Granderath a. a. O. 210—213, diese Zeitschrift LVII 386—389.
[2] Ebd. 212 f bzw. 389. [3] Ebd. 211 u. 213 f bzw. 388 u. 389 f.

nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach. Beides war durch die bisherige fast unermeßliche Verschiedenheit der katechetischen Handbücher nicht nur nicht erreicht, sondern vielmehr geradezu verhindert worden.

Die Einwendung, daß die verschiedenen Altersstufen und verschiedene Länder verschiedene Bedürfnisse im religiösen Unterrichte hätten und deshalb verschiedene Katechismen erheischten, die in der ersten Debatte mehrmals gemacht worden war[1], wurde hiermit gegenstandslos, und es ist zu verwundern, daß trotzdem Kardinal Rauscher und zwei französische Bischöfe[2] auch bei der zweiten Debatte noch einmal darauf zurückkamen. Mit Recht bemerkte ihnen Bischof Cantimorri, daß für die Erfassung der ersten und allgemeinen religiösen Begriffe und für die gedächtnismäßige Erlernung der entsprechenden Formeln bei allen Kindern in allen Ländern eine hinlängliche Fähigkeit vorausgesetzt werden müsse, so daß sich ganz wohl ein und derselbe kleine Katechismus für alle eignen könne.

Für eine höher entwickelte Altersstufe aber und für die besondern Verhältnisse der verschiedenen Länder sah das Schema selbst die entsprechenden Ergänzungen und Erweiterungen vor, indem es bestimmte, daß ausführlichere Unterweisungen entweder gesondert herausgegeben oder auch sogar dem kleinen Katechismus beigefügt werden dürften. Nur wurde es zur Bedingung gemacht, daß in jedem Falle der Grundtext vor den Zusätzen deutlich hervortreten, und daß beim allerersten Unterrichte der kleine Katechismus allein und ohne Zusatz verwendet werden müsse. Dies war durchaus erforderlich, wenn die Übereinstimmung der ersten Religionskenntnisse wirklich erreicht werden sollte.

Ebenso notwendig aber war zu diesem Zwecke, daß der neue Katechismus für alle Länder gesetzlich vorgeschrieben und nicht, wie mehrere Redner beantragt hatten, seine Einführung in das Belieben der einzelnen Bischöfe gestellt würde. Den Bedürfnissen einzelner Länder, die für diesen Antrag geltend gemacht worden waren, wurde ja durch die Möglichkeit einer entsprechenden Erweiterung völlige Rechnung getragen.

Auch darin war die Deputation den Wünschen der Konzilsväter entgegengekommen, daß sie für die verschiedenen Nationen nicht mehr wie

---

[1] Von Kardinal Rauscher, von den Erzbischöfen Guibert und Scherr und von Bischof Dupanloup (vgl. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils II 205 206 208 218; diese Zeitschrift LVII 383 f u. 394).

[2] Dubreuil und Marguerye.

im ersten Schema eine wörtliche, sondern nur noch eine sinngetreue Übersetzung des lateinischen Urtextes in die Muttersprache verlangte.

So erzielte man in der wesentlichen Frage eine völlige Übereinstimmung der bedeutenden Mehrheit des Konzils. Die weiteren Erörterungen betrafen dann hauptsächlich die nächste praktische Ausführung des Vorschlages, insbesondere die Art und Weise, wie nun der neue Katechismus hergestellt werden solle.

Daß es sehr schwierig sei, einen guten Katechismus zu schreiben, hatte in der ersten Debatte Bischof Dinkel[1] hervorgehoben, bei der zweiten wies vor allem Bischof Ketteler in nachdrücklicher Rede darauf hin. Was an guten Katechismen bereits vorhanden wäre, sagte letzterer, müsse jedenfalls überboten werden. Auch das neue Schema wollte nicht nur den Katechismus Bellarmins, sondern auch andere bewährte Katechismen als Muster vor Augen gehalten wissen. Einige Väter schlugen vor das Konzil solle die Sache selbst in die Hand nehmen, wodurch sich der Referent der Disziplinardeputation, Bischof Zwerger, veranlaßt sah, auf die übeln Erfahrungen hinzuweisen, die das Trienter Konzil bei einem ähnlichen Versuche gemacht hatte. Es wäre in der Tat ein Unternehmen ohne Ende geworden, hätte sich das Konzil wirklich mit der Arbeit im einzelnen befassen wollen. Das mußte einer kleineren Kommission besonders befähigter Männer überlassen werden, und man beschloß nach dem Vorgange von Trient, ihre Auswahl dem Papste anheim zu geben. Beachtenswert war hier noch die Bemerkung des Bischofs von Mainz, die darauf hinwies, daß die endgültige Redaktion des Buches schließlich wohl von einer einzigen bewährten Kraft zu geschehen habe, wenn anders dasselbe von einem Gusse und einem Geiste sein sollte.

Die letzten Erörterungen bezogen sich auf die Approbation des fertigen Katechismus und seine Einführung in den Unterricht. Da man von der Abfassung während des Konzils selbst bereits Abstand genommen hatte, so konnte auch von einer Bestätigung durch das Konzil nicht mehr die Rede sein. Einige Väter schlugen deshalb vor, den fertigen Entwurf an alle Bischöfe der Welt zu senden, damit sie ihn vor seiner Einführung prüfen könnten. Aber bei genauerer Überlegung mußte dieser Vorschlag noch weniger ausführbar erscheinen als die Durchberatung auf dem Konzile selbst. Auch hier schien es das Beste zu sein, die Prüfung einer Anzahl

[1] Granderath a. a. O. 218 f, diese Zeitschrift LVII 395.

auserwählter Bischöfe zu übertragen, deren Ernennung man dem Heiligen Stuhle überließe. Nachdem dieser Ausschuß das Werk für gut befunden hätte, sollte es vom Papste bestätigt und allen Bischöfen zur Einführung vorgeschrieben werden. Die Einführung sollte aber nicht unvermittelt und unter allen Umständen sofort geschehen. Es wurde sogar die Möglichkeit offen gelassen, daß in der einen oder andern Diözese wegen der besondern dort herrschenden Verhältnisse der bisherige Katechismus noch eine Zeitlang beibehalten werden müsse, was dann mit Erlaubnis des Heiligen Stuhles geschehen könne. Indessen hoffte man wohl, in absehbarer Zeit eine lückenlose Einhelligkeit im ersten religiösen Unterrichte herbeizuführen.

Ist nun auch dieser schöne Plan damals durch die so bald hereinbrechenden traurigen Ereignisse vereitelt worden, so sind doch die eingehenden Erörterungen desselben gewiß nicht ohne Gewinn gewesen. Seine großen Vorteile sind dadurch ans Licht gestellt und seine Ausführbarkeit erwiesen worden. Endlich sind schon die Mittel und Wege vorgezeichnet worden, auf denen seine Verwirklichung immer noch mit Aussicht auf Erfolg versucht werden kann.

Konr. Kirch S. J.

Die Bevölkerung der modernen Großstadt.

Solange Stadtmauern aus der Erde hervorragen, besteht ein Gegensatz zwischen Stadt- und Landvolk, der häufig sogar in langwierige Streitigkeiten und blutige Fehde ausartete. Daß speziell in der modernen Großstadt ein neues Geschlecht heranwächst, welches in mehrfacher Hinsicht grundverschieden ist von der übrigen Bevölkerung, liegt in der Natur der Verhältnisse[1]. Die Großstadt rief ganz neue Lebensbedingungen, aber

[1] Unter „Großstadt" verstehen wir hier, gerade wie in dem früheren Artikel über die Entstehung der Großstadt, nicht lediglich eine Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern wie die deutsche Reichsstatistik, sondern überhaupt jede Stadt, in der nach allgemeinem Urteile großstädtisches Leben, großstädtische Verhältnisse (wie die in diesem Artikel geschilderten) vorherrschen, was wir mit W. Sombart durchweg auch von jeder Stadt mit 50 000 Einwohnern annehmen möchten.

auch neue Anschauungen, Sitten und Gebräuche hervor und schuf damit den Boden für eine wirtschaftliche, geistige und sittliche Eigenart der Bevölkerung. Eine Darstellung dieser Eigenart hat freilich mit Schwierigkeiten zu rechnen. Die Bevölkerung ist so zahlreich, der Bevölkerungsgruppen in der Stadt sind so viele, die Stelle, welche die Gruppen in dem gewaltigen Organismus der Großstadt einnehmen, ist so verschieden, die Lebenslage der einzelnen, die doch wieder in jedem Falle großstädtisch genannt werden muß, so vielgestaltig, daß es schwierig erscheint, einige der Gesamtheit der Großstädter charakteristische Züge zusammenzufassen. Wir richten daher unser Augenmerk bei dieser Besprechung vorzugsweise auf diejenigen, welche die heutige Großstadt so rasch haben entstehen und wachsen lassen, die von Land und Kleinstadt Eingewanderten und deren Abkömmlinge, die breiten Volksmassen, das Gros der Bevölkerung, ohne dabei die weniger volksreichen Klassen aus dem Auge zu verlieren.

Seitdem sich die Menschen so massenweise in der Großstadt eingebürgert haben, ist ihr Leben fast in jeder Richtung ein anderes geworden; die Stadtluft hat sie wie umgewandelt. Unter den Veränderungen, welche die Großstadt in ihrer Einwohnerschaft hervorgerufen, greifen wir drei Reihen heraus, welche wohl am meisten Interesse bieten: die wirtschaftlich-sozialen, die geistigen und die sittlich-religiösen Einwirkungen der Großstadt auf ihre Bevölkerung.

Die Leute wollten ihre wirtschaftliche Lage verbessern, als sie ihre heimische Scholle oder ihre kleinstädtischen Verhältnisse verließen. Manchem ist es gelungen. Fast in jeder Stadt gibt es ein großes Geschäftshaus, eine ausgedehnte Fabrik, vor denen der Führer stehen bleibt und dem lauschenden Fremden erzählt, wie der erste Inhaber dieses Hauses ein einfacher Hausierer, ein schlichter Handwerker gewesen, wie rastloser Fleiß und Glück ihn emporgebracht haben, so daß er seinen Nachkommen ein Millionenvermögen hinterlassen konnte. Soviel ist sicher, daß das Ringen und Kämpfen um das tägliche Brot, welches mit dem Eintritt in die Stadt begann, die heiße Arena des Wettbewerbs, in die alle Ankömmlinge in der Großstadt notgedrungen sich hineinwarfen, viele erwerbstüchtige Leute schuf und einen Fleiß und eine Rührigkeit bei ihnen entwickelte, die sie früher in einfachen Verhältnissen selbst nicht für möglich gehalten hätten. Die Konkurrenz ist freilich das Ergebnis der vielen modernen „Freiheiten", die notwendige Folge des modernen im freien Spiel der Kräfte sich vollziehenden Wirtschaftslebens. Aber die Großstadt

hat die Konkurrenz noch verschärft. Denn wie im engen Raume jeder Kampf heißer entbrennt, so steigert sich auch auf dem Boden der Großstadt, wo Hunderttausende zusammengedrängt sind, die alle nach dem größten Erwerb streben, die Konkurrenz zu einem wilden Ringkampfe, der den einzelnen seine wirtschaftlichen Kräfte aufs höchste anspannen heißt. Und so ist es wohl zu erklären, daß die Großstadt mit ihrem nie rastenden Konkurrenzkampfe tüchtige Männer im Erwerbsleben schuf, Pioniere des wirtschaftlichen Fortschritts, Männer des to go ahead spirit, Gründer und Leiter großer neuer Wirtschaftsexperimente, Entdecker und Erfinder, eine neue ökonomische Aristokratie[1]. Bei ihrem allmählichen Werdegang hat die Großstadt nicht zum wenigsten mitgewirkt. Aber so wenig zahlreich sind sie, daß man sie wohl als Ausnahmen bezeichnen kann.

Viele, sehr viele haben die wirtschaftliche Hebung, welche sie suchten in der Großstadt, nicht gefunden. Die Tatsache, daß dem Strome in die Großstadt ein Gegenstrom in die Klein- und Mittelstädte oder gar auf das platte Land entspricht, beweist es, noch mehr aber eine Wanderung durch das moderne Großstadtleben, die uns zeigen würde, daß zahllose Existenzen, statt emporzukommen, auf ein tieferes Niveau der Lebenshaltung herabgedrückt sind. Es kann hier nun nicht die Aufgabe sein, all das Elend zu schildern, das sich erfahrungsgemäß unter dem glänzenden Außengewande der Großstadt massenhaft verbirgt[2]. Die Frage ist, wie viel von diesem Elend die Großstadt als solche verursacht hat; die Frage ist, inwieweit die dichte Menschenansammlung in dem begrenzten Raume, den wir Großstadt nennen, schuld ist an der vielfach so traurigen Lage ihrer Einwohner. Dies ist nicht leicht zu entscheiden. Denn offenbar spielen hier viele Momente mit: Lohnverhältnisse, Krisen, auch persönliche Schuld der Unglücklichen, wie der höheren Klassen. Aber auch das Leben in der Großstadt allein genügt, um viel Elend zu bewirken.

Daß die Wohnungsnot in den Städten in vielen Fällen fast gleichzeitig wuchs mit dem Wachsen der Städte, deutet schon darauf hin, daß hier die Großstadt in großem Maße schuld ist an der Not. Wir wenden dieser Frage um so mehr Aufmerksamkeit zu, als die Wohnung

---

[1] Ad. Wagner, Politische Ökonomie. Grundlegung. 1. Teil[3], Leipzig 1893, 797 ff.

[2] Vgl. das interessante und lehrreiche Buch von C. Liebich, Obdachlos (mit einem Vorwort von Ad. Wagner), Berlin 1902, sowie die Zeitschrift „Aus dem dunkelsten Berlin" (Blätter des Vereins „Dienst an Arbeitslosen" in Berlin).

des Menschen wie eine Grundlage so auch ein Gradmesser seiner ganzen wirtschaftlichen Lage ist. Je besser einer wohnt, desto fähiger und ausdauernder ist er zu rühriger Arbeit, und je besser die wirtschaftliche Lage ist, um so mehr wird einer darauf bedacht sein können, für sich und die Seinen eine gesunde, ausreichende Wohnung zu besitzen.

Es ist in den letzten Jahren von verschiedener Seite, neuestens noch von dem Zentrumsabgeordneten Dr Jäger in seinem verdienstvollen Buche[1] schonungslos in die städtische Wohnungsnot hineingeleuchtet worden. Wir finden da Zustände aufgedeckt, von denen Professor Schmoller sagt, sie bedeuten für die davon Betroffenen „ein Zurücksinken auf das Niveau der Barbarei und Bestialität, der Barbarei und des Rowdytums". Schon vor Jahren hat Miquel, der spätere Finanzminister, damals Oberbürgermeister von Frankfurt, die Wohnungsnot in folgenden Worten treffend geschildert: „Nach meiner Überzeugung ist klar erwiesen, daß in den deutschen Großstädten für die unbemittelten Volksklassen eine ständige Wohnungsnot in einem größeren oder geringeren Grade vorhanden ist, hervorgerufen oft und regelmäßig durch den Mangel an einer genügenden Zahl kleiner Wohnungen, immer aber durch die unverhältnismäßige Höhe der Mietpreise für gesunde kleinere Wohnungen, und durch den dadurch bedingten Rückgriff auf ungesunde Lokalitäten und durch die davon abhängige Überfüllung der kleineren Wohnungen."[2] Diese Zustände, die schon vor 30 Jahren Besorgnis erregen mußten, sind aber in der letzten Zeit eher schlimmer als besser geworden. Mangel an kleinen Wohnungen, Überfüllung der Zimmer und ungesundes Wohnen, unerschwingliche Mietpreise sind auch jetzt noch die beklagenswerten Erscheinungen im Wohnungswesen, zu denen letzthin noch das immer mehr um sich greifende Aftermieten- und Schlafstellenwesen sich gesellte. Einige Ergebnisse der neuesten Erhebungen mögen das erläutern[3]. Die Mietskaserne hat, wie zahlenmäßig in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik nachgewiesen wird, in den deutschen Großstädten, vorab in Berlin, seit vier Jahrzehnten einen wahren Siegeszug erlebt; die Zahl der Kellerwohnungen und der höchsten Stockwerklagen, also der ungesunden Woh-

[1] Vgl. Dr Eugen Jäger, Die Wohnungsfrage. 2 Bde. Berlin 1902, Germania.

[2] Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik XXX, zitiert nach Jäger a. a. O. 2.

[3] Mitgeteilt bei Jäger a. a. O. II 266 ff.

nungen, hat damit zugenommen. Die Bevölkerung ist von Jahr zu Jahr in den Mietskasernen dichter zusammengedrängt, wie die sog. Behausungsziffern deutlich zeigen. In Berlin entfallen im Durchschnitt 50,07 Einwohner auf ein Haus, in Charlottenburg 52,00, in den übrigen Städten des deutschen Ostens sieht es nicht viel besser aus. Je weiter man zum Westen kommt, desto weniger Bewohner entfallen zwar auf ein Wohnhaus, aber immerhin noch genug, um auch hier viele Wohnungen als überfüllt erscheinen zu lassen. Es ist festgestellt, daß der Aufwand für Wohnung in der Großstadt zwischen 15,6 und 23 Prozent vom Einkommen, also oft nahezu ein Viertel desselben beträgt. Von einer Berliner Arbeiterfamilie aber nimmt Jäger an, daß sie durchweg 30 Prozent des Einkommens für eine oft gänzlich unzulängliche und ungesunde Wohnung ausgeben muß.

Das sind unerträgliche Zustände für unsere Stadtbevölkerung, die auf das wirtschaftliche Leben lähmend und hemmend wirken müssen. Und wie sind sie entstanden? Die erste Ursache ist die *städtische Bodenrente*. — Als immer mehr Menschen in die Stadt strömten, die dort leben und wohnen wollten, wuchs mit jedem Tage die Nachfrage nach Boden, der Wohnungen trug oder tragen konnte; der städtische Boden, der doch nur in beschränkter Größe vorhanden war, stieg in seinem Werte nach den bekannten Gesetzen von Angebot und Nachfrage; die *städtische Bodenrente* wuchs, und mit ihr Wert und Preis der auf dem städtischen Boden stehenden Wohnungen, aber auch die Zahl der schlechten, überfüllten Wohnungen, mit denen die Leute angesichts der hohen Wohnpreise sich begnügten. Die Wohnungsnot war da, hervorgerufen durch das Wachsen der Großstadt. Wir können tatsächlich die Großstadt und die mit ihrem Wesen und Werden eng verknüpfte städtische Bodenrente als eine Ursache der modernen Wohnungsnot bezeichnen. Aber sie war nicht die einzige, nicht einmal die stärkste Ursache.

Die durchaus liberale Wirtschaftsordnung, welche den Boden- und Hausbesitzern eine skrupellose Ausbeutung der wohnungsuchenden ärmeren Bevölkerungsmassen gestattete, die es klugen Spekulanten ermöglichte, aus dem Boden und dem Wohnhause ein Spekulationsobjekt zu machen, war vor allem schuld an dem wachsenden Wohnungselend, unter dem immer größere Volksmassen leiden. Staat wie Gemeinde ließen und lassen vielfach noch unter der Herrschaft des wirtschaftlichen Liberalismus dem Besitzer ganz uneingeschränkte Freiheit, seinen Boden zu Wohnzwecken

auszunutzen, was dieser auf Kosten der Mieter, zu Gunsten des eigenen Erwerbes auch meistens tat. Er konnte, unbekümmert um Gesundheit und Sittlichkeit der demnächstigen Mieter, beliebig viele Kellerwohnungen nach unten ansetzen, beliebig viele Stockwerke nach oben auftürmen, er konnte Mietskasernen mit den elendesten Wohnungen errichten: er baute ja nicht, um sich oder andern eine passende Wohnung zu verschaffen, er baute, dem kapitalistischen Drange und Zwange folgend, nur um seine Börse zu füllen. Die massenhaft in die Stadt drängenden kleinen Leute mußten die höchsten Mietpreise zahlen, und sie taten es. Denn die Wohnung ist ein wenn auch sehr elastisches, doch indispensables Lebensbedürfnis.

Die Mietpreise wurden um so mehr in die Höhe getrieben, als der Nachfrage nach kleinen Wohnungen gewöhnlich kein genügendes Angebot entsprach. Die Bauspekulation will nicht direkt vermieten, sondern nur bauen und dann verkaufen. Zum Ankauf der großen Arbeiterkasernen finden sich aber nur wenig Kapitalisten bereit; denn das Einziehen der Mieten ist bei der fluktuierenden, oft Arbeitslosigkeit fürchtenden Menge ein unsicheres, riskantes und auch sehr unangenehmes Geschäft, das häufig nur mit der größten Härte und Rücksichtslosigkeit durchführbar ist. Daher geht die Privatspekulation nur schwer an die Herstellung solcher Wohnungen, eilt dem Bedürfnis fast nie voraus, sondern kommt höchstens, wenn die Preise der Kleinwohnungen eine angemessene Höhe erreicht haben, einigermaßen, aber fast immer ungenügend diesem Bedürfnisse nach. Die Mieter nehmen mit den angebotenen, ungenügenden, ungesunden, sittlich bedenklichen Wohnungen vorlieb und zahlen dafür von ihrem sauer verdienten Wochenlohn einen hohen Bruchteil als Tribut an die Bau- und Bodenspekulanten[1].

Wir haben nur in aller Kürze die Ursachen der städtischen Wohnungsnot gekennzeichnet. Aber das eine geht wohl genügend daraus hervor, daß weniger die Großstadt als solche und die städtische Bodenrente als die Menschen, die diese Rente auszunutzen suchen, und gewissenlose Spekulanten an dem Wohnungselend schuld sind, daß weniger die großstädtische Entwicklung als die wirtschaftlich liberale Auffassung, die jener Entwicklung die Bahnen anwies, die Mißstände im Wohnungswesen herbeigeführt hat. Daher kann durch eine kluge, wahrhaft soziale

[1] Vgl. G. Schmoller, Mahnruf in der Wohnungsfrage, Leipzig 1887, 342.

Bau-, Boden- und Besteuerungspolitik (im Rahmen eines Reichswohnungsgesetzes) vieles gebessert und so der großstädtischen Bevölkerung eine gesunde ausreichende Wohnung, die Grundlage für ein gedeihliches wirtschaftliches Leben und Vorwärtsstreben, zurückgegeben werden. Denn nicht bloß die ärmeren, die arbeitenden Klassen, weitaus die meisten der übrigen Großstadtbewohner, soweit sie nicht selbst Bodenbesitzer sind, leiden unter dem Druck der Wohnungsnot. Erfreulicherweise sind denn auch die Mahnrufe in der Wohnungsfrage immer häufiger und lauter geworden, und Ansätze gemacht, in dieser Richtung bessernd einzugreifen [1].

Dadurch, daß die Wohnungsverhältnisse in der Großstadt als durchweg ungünstig hingestellt sind, ist auch über die wirtschaftliche Lage der Großstadtbevölkerung im allgemeinen das Urteil gesprochen. Sie kann — allein schon in Anbetracht der schlechteren Wohnungslage — nicht so gut sein wie bei der Landbevölkerung, welche im großen und ganzen (abgesehen von der meist besitzlosen ländlichen Arbeiterschaft in den ostelbischen Gegenden) besser wohnt.

Wenn man freilich die der Steuereinschätzung zu Grunde liegenden Einkommensverhältnisse berücksichtigt, so könnte man zu dem entgegengesetzten Schlusse kommen. In Preußen waren beispielsweise im Jahre 1901 auf dem Lande 67,60 Prozent der Zensiten steuerfrei, weil sie kein Einkommen von 900 Mark besaßen, während in den Städten nur bei 51,05 Prozent das Einkommen den Betrag von 900 Mark nicht überschritt [2]. Aber abgesehen davon, daß der gleiche Einkommensbetrag für den Städter bei weitem nicht dieselbe Kaufkraft besitzt wie bei dem Landbewohner, ist die wirtschaftliche Lage nicht allein nach dem in Geld ausgedrückten Einkommen zu beurteilen; hierfür kommt vor allem das physische Gesamtwohl des Menschen in Betracht, das er sich durch seine wirtschaftliche Tätigkeit ermöglichte und das ihn für weitere Arbeit befähigt. In dieser Hinsicht ist aber das wirtschaftliche Leben des Landbewohners viel günstiger zu beurteilen als dasjenige des Städters. Die Arbeit des Bauern vollzieht sich meist im Freien und beeinträchtigt eine

[1] Vgl. E. Jäger, Die Wohnungsfrage II; F. Hitze, Die Arbeiterfrage, Berlin 1901, 165 f; H. Pesch S. J. im Art. „Reform des Wohnungswesens" in dieser Zeitschrift LXV 251 ff. — Vgl. auch Antrag Jäger, betr. die Wohnungsreform, in der gegenwärtigen Reichstagssession.

[2] Vgl. Mitteilungen aus der Verwaltung der direkten Steuern in Preußen, Berlin 1901.

naturgemäße Entwicklung der Körperkräfte nicht im mindesten; Licht und Luft sind für ihn stets freie Güter. Seine Arbeit mag schwer sein, aber sie stellt doch keine übertriebenen Forderungen an Muskeln und Nerven, und ist auch nicht in dem Maße von einer unerbittlichen Konkurrenz gehetzt wie die Arbeit vieler Stadtbewohner, mögen diese nun in der Fabrik oder im Bureau oder im Geschäft tätig sein.

Ein weiteres ungünstiges Moment für die vom Lande zugezogenen Städter liegt zweifelsohne darin, daß sie plötzlich aus einer vorzugsweise naturalwirtschaftlichen in die geld- und kreditwirtschaftliche Lebenssphäre versetzt sind, in welcher sich die meisten lange Zeit nicht zurechtfinden[1]. Sie wissen den Wert des Geldes, das sie freilich jetzt in größerer Menge erhalten, das aber auch, als einziger nervus rerum, eine ganz andere Bedeutung für sie gewonnen hat, nicht recht zu beurteilen und wirtschaften damit allzu sorglos und zu wenig ökonomisch.

So kommt es, daß die Lage der Bauern wie auch der gewerblich Beschäftigten auf dem Lande unter einigermaßen gleichen Verhältnissen eine bessere ist als in den Städten. (Man darf natürlich nicht völlig verarmte und vernachlässigte ländliche Bezirke mit wirtschaftlich hochstehenden Städten vergleichen.) Ein Blick in die Sterblichkeitsverhältnisse der großstädtischen und der ländlichen Bevölkerung zeigt das zur Genüge.

Ein Vergleich in dieser Hinsicht hat Georg Hansen so pessimistisch gestimmt, daß er den Beweis versuchte, die Städte, in sich lebensunfähig und ungesund, würden in zwei Generationen die ihnen vom Lande gelieferten Menschen aufbrauchen[2]. Andere, die Hansen bekämpften, wie Brentano und seine Schüler, wiesen auf eine in den Großstädten durchweg günstige Sterbeziffer hin, die niedriger sei als auf dem Lande. Das kann freilich nicht geleugnet werden: da unter der Bevölkerung der Großstädte die dem Sterben naturgemäß am meisten ausgesetzten Altersklassen der Säuglinge und der hochbetagten Personen weniger vertreten sind, so muß die für alle Bewohner der Großstädte errechnete Sterbeziffer stets niedriger sein als die für die übrige Bevölkerung geltende Sterbezahl. Zieht man jedoch die Sterbefälle aus den einzelnen Altersklassen in Betracht und vergleicht sie mit der Zahl der Lebenden jeder Altersklasse, so zeigt es sich, daß die Sterbensgefahr sowohl für Kinder als auch für Personen der mittleren

[1] K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft[2], Leipzig 1898, 377.
[2] G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, München 1889, 323.

Altersklassen in den Großstädten größer ist als außerhalb derselben. Die wirtschaftliche Gesamtlage der Menschen, die in den Sterblichkeitsverhältnissen zum Ausdruck kommt, muß demnach in den Großstädten eine ungünstigere sein.

Von Kindern des ersten Lebensjahres starben im Jahre 1898 in den deutschen Großstädten 222, außerhalb derselben nur 205 auf je 1000 Lebendgeborene. Auf je 10 000 Kinder im Alter zwischen 1 und 15 Jahren starben außerhalb der Großstädte 93, in denselben dagegen 105.

Im Alter von 15 bis 60 Jahren starben innerhalb der Großstädte 88, außerhalb 85 Personen auf je 10 000 Lebende. Bei den im höchsten Lebensalter von 60 und mehr Jahren Gestorbenen war in den Großstädten häufiger eine Neubildung (Krebs) und eine entzündliche Krankheit der Atmungsorgane, seltener Altersschwäche als Todesursache eingetragen. Von je 10 000 geborenen Kindern sind in den Großstädten 332, außerhalb derselben 319 als totgeboren angemeldet[1].

Alle diese Daten zusammengenommen gestatten den Schluß, daß Leben und Arbeit in der Stadt schneller die Kräfte aufzehren, daß das physische Gesamtwohl, die wirtschaftliche Lage der Städter nicht so günstig ist wie auf dem Lande. Ballod und Westergaard, die eingehend die besprochenen Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in der Stadt untersucht haben, gaben die Wohnung, die städtische Luft und Ernährungsweise, aber auch vor allem die städtische Berufsarbeit, mit einem Worte: die ungünstigere wirtschaftliche Lage eines großen Teiles der Stadtbevölkerung als Ursachen an[2].

Zu ganz demselben Resultat führt uns ein Vergleich der militärischen Tauglichkeit in Stadt und Land. Daß die bäuerliche Bevölkerung dem Heere mehr Kräfte zuführt, ist im allgemeinen nie bezweifelt worden. Wenn aber in neuerer Zeit öfter betont wurde, daß auch städtische Industriebezirke ebensoviel Soldaten stellen, so ist diese Tatsache doch zum großen Teile auf den starken Zuwandererstrom aus landwirtschaftlichen Kreisen zurückzuführen. Der größere und bessere Teil unseres Heeres stammt vom Lande oder wenigstens von Eltern, die vom Lande in die Stadt gezogen sind. Ballod[3] hat für den Zeitraum 1893—1896 berechnet, daß in

[1] Medizinalstatistische Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt VI, Berlin 1901.

[2] G. Ballod, Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung, Leipzig 1897. Derſ., Die mittlere Lebensdauer in Stadt und Land, Leipzig 1899. H. Westergaard, Die Mortalität und Morbidität, Jena 1882.

[3] Die mittlere Lebensdauer in Stadt und Land 89.

Preußen die größere Hälfte der Eingestellten von landwirtschaftlichen Eltern stammt, während allerdings die Eingestellten selbst überwiegend der Industrie, dem Handel und dem Verkehr obgelegen haben. Wenn man ferner die militärischen Eigenschaften, Körperstärke, Treue und Ausdauer, der ländlichen und städtischen Bevölkerung gegeneinander abwägt, so ist in militärischen Kreisen die herrschende Auffassung die, „daß sich die Wage zu Gunsten der ersteren neigt“ [1]. Auch hier wird man nicht fehlgehen, wenn man die militärischen Vorzüge der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber der städtischen auf die verschiedene wirtschaftliche Lage in Stadt und Land zurückführt.

Die städtische Hygiene hat nun in den letzten Jahrzehnten Erstaunliches geleistet, und ihren Vorkehrungen ist es zu danken, daß in Bezug auf Gesundheitszustand und Sterblichkeit die Großstädte sich von Jahr zu Jahr gebessert haben. Nun sollte man aber auch das Übel mehr an der Wurzel anfassen und weitere *wahrhaft soziale Maßnahmen* zu Gunsten der breiten städtischen Volksschichten treffen, die auf eine *Hebung der gesamten wirtschaftlichen Lage* ausgehen, vor allem durch bessere Wohnungen und bessere Arbeitsbedingungen die Ursachen von viel wirtschaftlicher Not und viel städtischem Elend beseitigen [2].

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind natürlich auch auf die *soziale Lage*, d. h. die Stellung der einzelnen städtischen Bevölkerungsgruppen zueinander, nicht ohne Einfluß geblieben. Die starke Zunahme der Industrie in den meisten Großstädten mußte naturnotwendig einen großen Teil ihrer Bevölkerung der Selbständigkeit berauben und der großen Masse der abhängigen Arbeiter zugesellen. Wenngleich die deutschen Großstädte sich nicht so sehr durch das Vorherrschen der Großbetriebe, als durch kräftige Mittelbetriebe auszeichnen, so umfassen sie doch nach der letzten Berufszählung mehr „Arbeiter“ als irgend welche andere städtische Größenkategorie, während sie noch 1882 an letzter Stelle standen. Und auch der Anteil der Arbeiter an der Gesamtzahl aller großstädtischen Erwerbstätigen ist in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 von 61,6 auf 67,3 Prozent gewachsen. Unterdessen ist die Verhältniszahl der Selbständigen in der Großstadt von 32,0 auf 24,3 Prozent gesunken. Daneben sind allerdings die An-

[1] W. v. *Blume*, Die Grundlagen unserer Wehrkraft, Berlin 1899, 56.

[2] Vgl. *Adickes* und *Beutler*, Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte, Leipzig 1903; ferner *Trimborn* und *Thissen*, Die Thätigkeit der Gemeinden auf sozialem Gebiet, Köln 1900.

gestellten, die nach Bildung, Einkommen und gesellschaftlicher Stellung als Mittelstand auf industrieller Basis gelten können, von 6,4 auf 8,5 Prozent gewachsen. Aber dies geringe Resultat, das geeignet ist, der Mittelstandspolitik auch für die Großstadt einige Hoffnung zu machen, läßt doch die wichtige Tatsache nicht verschwinden, daß ein großer Teil unserer Stadtbevölkerung — wenn wir einmal das sozialistische Wort gebrauchen dürfen — mehr und mehr „proletarisiert" wird. Wenn darum auch an eine „Verpowerung" der Massen nach Marx' und Bebels Voraussage nicht geglaubt werden darf — die Einkommen auch der unteren Klassen wachsen ja von Jahr zu Jahr —, so kommt doch die Verstärkung der Klassenunterschiede in der Großstadt dem Sozialismus zu gute. In dem dichten Gewühl der Großstadt treten arm und reich, hoch und niedrig hart gegenüber. Nur zu oft werden die Massen durch den übertriebenen Luxus der Reichen herausgefordert und zur Unzufriedenheit gereizt. Der Berliner Arbeiter, der an einem freien Tage seine elende Wohnung im Osten oder Norden verläßt und einen Gang durch die Villenviertel des Westens oder durch die hellerleuchtete Leipzigerstraße unternimmt, braucht nicht erst durch sozialistische Agitation für die Lehren vom Klassengegensatz und Proletarierelend gewonnen zu werden: die sinnlose Verschwendung der Reichen und die massenhaft aufgestapelten Luxusartikel, welche der Arbeiter höchstens zu seinem Ärger anschauen, niemals benutzen kann, sorgen hinlänglich dafür. Anderseits werden die Lebensansprüche der kleinen Leute inmitten des genußreichen Großstadtlebens höher steigen als in den bescheidenen Verhältnissen des Landes; das Mißverhältnis zwischen Anspruch und Bedürfnisbefriedigung ist dann aber auch um so fühlbarer, die nachfolgende Enttäuschung und Unzufriedenheit um so größer. So findet der Klassenhaß, dies stetig glimmende Feuer, von dem der ganze Sozialismus durchglüht ist, in der sozialen Struktur der Großstadt beständig neue Nahrung.

In der Tat ist die sozialistische Gesinnung in den deutschen Großstädten bei den mit allgemeinem Wahlrecht betätigten Reichstagswahlen immer deutlicher zum Ausdruck gekommen. Eine genaue zahlenmäßige Darstellung der sozialdemokratischen Stimmen in den großen Städten läßt sich aus dem Material der Statistik des Deutschen Reiches nicht gewinnen, da nach der heutigen Einteilung der Wahlkreise die Großstadt häufig mit einem großen ländlichen Bezirk einen Wahlkreis ausmacht, für den die Stimmenzahl nur summarisch angegeben ist. Gehen wir aber von der Tatsache aus, daß meistens die Großstadt den wichtigsten und ausschlag-

gebenden Teil des Wahlkreises bildet, so gelangen wir nach der Statistik des Deutschen Reiches zu folgenden Schlüssen[1]: Bei den Wahlen von 1898 wie 1903 wurde in den Großstädten mehr als die Hälfte aller Stimmen für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben, die sozialistische Partei war also in ihnen stärker vertreten, als alle andern Parteien zusammengenommen. Verglichen mit dem übrigen Reichsgebiet, ist in den Großstädten sozialistische Gesinnung ungefähr doppelt so stark vertreten als anderswo. Von 1871 an, da zum ersten Male zwei Sozialdemokraten als deutsche Volksvertreter entsendet wurden, ist die Beteiligung der Sozialisten in den meisten Großstädten eine auffallend starke gewesen, während sie in den übrigen Bezirken, die jetzt sozialistisch vertreten sind, anfangs oft eine ganz minimale war: ein Beweis, daß sozialistische Gesinnung vielfach in den Großstädten zuerst Boden gewann und von hier aus sich über das übrige Land verbreitet hat.

Diese großstädtische Neigung zum Sozialismus ist nicht in allen Ländern in gleichem Maße vorhanden wie in Deutschland[2]. In Frankreich, dem Geburtslande des Sozialismus, sind von den 48 Sozialisten in der Deputiertenkammer 15 in Paris und Vororten gewählt; sonst hat allein die reine Fabrikstadt Saint Etienne überwiegend sozialistisch gewählt, in den übrigen 14 Großstädten des Landes blieben die Sozialisten entschieden in der Minorität. — Die dänische Hauptstadt bietet ein noch stärker rot gefärbtes Bild. Die dänische zweite Kammer (Folkething) zählt zur Zeit 14 Sozialisten, von denen 9 aus Kopenhagen, der einzigen Großstadt des Landes, die übrigen auch aus größeren und besonders industriereichen Städten des Landes stammen. — In Österreich beherrschen die Christlich-Sozialen Wien, die Nationalisten Prag und Triest, in den übrigen Großstädten der diesseitigen Reichshälfte sind die Wahlen rein sozialistisch ausgefallen. — In Belgien dagegen, wo ähnlich wie im gegenwärtigen deutschen Parlament die Sozialisten etwa ein Fünftel der Deputierten ausmachen, hatte unter den vier Großstädten des Landes nur der Lütticher Bezirk eine sozialistische Majorität, im übrigen kam der Kern der Sozialistengruppe aus den wallonischen Industriebezirken. — In Holland und Italien sind sogar die bäuerlichen und kleinstädtischen Kreise weit mehr

[1] Vgl. Ergänzungsheft zu den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1898 und 1903; ferner A. Neumann-Hofer, Die Entwicklung der Sozialdemokratie, Berlin 1903.

[2] Vgl. Jahrbuch der Gehe-Stiftung IX (1903), Aufsatz von T. Schäfer 265 ff.

Träger der sozialistischen und republikanischen Gesinnung als die Großstädte. — In Großbritannien, dem Lande, wo trotz höchster industrieller Entwicklung, trotz freier Verfassung und noch freierer politischer Gewohnheiten die grundsätzlich umstürzlerische Richtung — dank den trade-unions — noch keine Vertretung im Parlamente gefunden hat, wählen die 28 Großstädte, London allen voran, vorwiegend konservativ.

Das kann also gewiß nicht zugegeben werden, was einseitige Agrarier immer wiederholen, daß Großstadt und Industrie naturnotwendig das Volk der Sozialdemokratie preisgeben. Wir müssen im Gegenteil sagen, daß, wo die gesamte wirtschaftliche und soziale Lage im Lande keinen günstigen Nährboden für den Sozialismus bietet, wie in England, auch die Großstadt einen solchen nicht abgibt, daß aber da, wo der Sozialismus in wirtschaftlichen Mißständen des Landes genügende Anhaltspunkte zur Agitation findet, die Großstadt hierfür im allgemeinen zugänglicher ist als das übrige Land. Das gilt vor allem dann, wenn die Mißstände unter der Industriebevölkerung besonders stark hervortreten, wie es in den meisten Ländern der Fall ist. Dann wird die Großstadt, entsprechend ihrem stärkeren Prozentsatz an industrieller Bevölkerung, auch zu extremer sozialistischer Richtung mehr hinneigen als das übrige Land. Die Gründe hierfür sind ohne Zweifel darin zu suchen, daß der Klassengegensatz hier schärfer ausgeprägt ist und viel mehr zum Bewußtsein kommt, wie früher ausgeführt wurde. Daß speziell in den deutschen Großstädten eine extreme sozialistische Neigung in so stark ausgesprochenem Maße vorhanden ist, führt Dietrich darauf zurück, daß „der Deutsche sich in weiten Kreisen noch nicht losgemacht hat von den Ideen, die sein politisches Leben bis 1866 beherrschten, daß Freiheitssinn gleichbedeutend sei mit Kampf gegen die Regierung, und daß er seine Mannhaftigkeit am besten erweise durch Neinsagen". Die Lust am Neinsagen, das Bestreben, zu protestieren gegen die gegenwärtige Gesellschaftsordnung, welche eine wirtschaftliche Depression wirklich oder vermeintlich herbeigeführt hat, hat ohne Zweifel vielen oberflächlichen Großstädtern den sozialistischen Stimmzettel in die Hand gedrückt.

Im allgemeinen wird man also mit G. Schmoller sagen können: „Der Landmann ist politisch konservativ, der Städter ist liberal, fortschrittlich, sozialdemokratisch!" [1]

[1] Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Erster Teil, Leipzig 1901, 276.

(Schluß folgt.)

H. Koch S. J.

Die Einteilung und verschiedenartige Behandlung der Verbrecher nach der kriminalsoziologischen Schule.

Man hat das heutige deutsche Strafgesetzbuch die Magna charta des Verbrechers genannt. „Es schützt nicht die Rechtsordnung, nicht die Gesamtheit, sondern den gegen diese sich auflehnenden Einzelnen. Es verbrieft ihm das Recht, nur unter den gesetzlichen Voraussetzungen und nur innerhalb der gesetzlichen Grenzen bestraft zu werden.“ [1]

Die Behauptung, daß die heutigen Strafgesetzbücher die Rechtsordnung und die Gesamtheit nicht schützen, ist doch gar zu sonderbar, um ernst genommen zu werden. Daß sie auch den Verbrecher gegen willkürliche und ungerechte Behandlung von seiten der Strafrechtspflege schützen, ist richtig, kann aber nur von dem bedauert werden, der die individuelle Freiheit und Sicherheit der Gesamtheit gegenüber der Berücksichtigung nicht für wert hält.

Wir behaupten nicht, daß die neue Schule die persönliche Freiheit theoretisch geringschätze, wohl aber, daß sie durch ihre Anschauungen dazu gedrängt werde, diese Freiheit an die Willkür der Strafbeamten auszuliefern. v. Liszt hält es nicht für unmöglich, daß einst unsere Strafgesetzbücher durch den einzigen Paragraphen ersetzt werden: „Jeder gemeingefährliche Mensch ist im Interesse der Gesamtheit so lange als nötig unschädlich zu machen.“ [2]

Welche gefährlichen Folgerungen für die persönliche Sicherheit sich daraus ergeben, haben wir schon angedeutet [3]. Wir werden das noch besser einsehen, wenn wir die verschiedenen Arten von Verbrechern im Sinne der neuen Schule und die Art der Behandlung, die ihnen zu teil werden soll, ins Auge fassen.

I.

Einteilung der Verbrecher.

Prof. v. Liszt unterscheidet, wie wir schon dargetan haben [4], zwei Arten von Verbrechern: Augenblicks- und Zustandsverbrecher.

[1] Prof. v. Liszt, Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung IV 130.

[2] Ebd. [3] S. diese Zeitschrift LXVII 34 ff.

[4] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 27.

Bei den Augenblicks- oder Gelegenheitsverbrechern überwiegt die äußere Veranlassung zum Verbrechen. Durch Notlage oder leidenschaftliche Aufregung wird „der bisher unbescholtene Täter zum Verbrechen hingerissen, das, seiner dauernden Eigenart fremd, eine vereinzelt bleibende, bitter bereute Episode in seinem Leben bildet". Bei den Zustandsverbrechern „dagegen erwächst das Verbrechen aus der dauernden Eigenart, der tiefgewurzelten Anlage des Verbrechers, dessen innerstes Wesen es enthüllt". Diese Zustandsverbrecher werden wieder geschieden in besserungsfähige und unverbesserliche[1].

Die fünfte Versammlung der deutschen Gruppe der Internationalen kriminalistischen Vereinigung in Heidelberg 1897, bei der u. a. auch v. Liszt, Prof. Seuffert, Prof. Jellinek, Prof. G. Meyer zugegen waren, unterschied drei Arten von Verbrechern: „1. Augenblicks-(Gelegenheits-) Verbrecher; 2. solche Verbrecher, bei denen die Tat und das Vorleben erkennen lassen, daß infolge mangelhafter Veranlagung oder Erziehung oder infolge späterer Einflüsse die Fähigkeit der Schuldigen, sich den bestehenden Normen zu unterwerfen, erheblich geschwächt ist, und bei denen die Gefahr als begründet erscheint, daß bei ihnen Geld- oder kürzere Freiheitsstrafen ohne ausreichende Wirkung bleiben; 3. Verbrecher, deren Einordnung in das gesetzmäßige gesellschaftliche Leben nicht mehr erwartet wird." [2]

Diese Einteilung stimmt im wesentlichen mit derjenigen v. Liszts überein. Die zweite und dritte Gruppe ist nur eine genauere Bestimmung der besserungsfähigen und unverbesserlichen Zustandsverbrecher im Sinne v. Liszts. Auch Aschaffenburg, der sich ebenfalls an der genannten Heidelberger Versammlung beteiligte, nimmt diese Einteilung an, zerlegt aber die drei Gruppen wieder in mehrere Unterabteilungen[3].

Was ist von dieser Einteilung zu halten? Wir wollen jetzt nicht untersuchen, ob rein abstrakt und theoretisch eine solche Einteilung möglich;

---

[1] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 73.

[2] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung VI 582—583.

[3] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 167. Die Augenblicksverbrecher teilt er ein in Zufallsverbrecher, die durch Fahrlässigkeit mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommen, in Affektsverbrecher, die durch augenblickliche leidenschaftliche Erregung zum Verbrechen fortgerissen werden, und in Gelegenheitsverbrecher, welche eine ungewöhnlich günstige Gelegenheit zum Verbrechen führt. In der zweiten obengenannten Gruppe unterscheidet er Vorbedachts- und Rückfallsverbrecher und in der dritten Gewohnheits- und Berufsverbrecher.

praktisch ist sie aber unseres Erachtens ganz wertlos und unbrauchbar. Die Strafbeamten haben es nicht mit Verbrechern in abstracto zu tun, sondern mit ganz bestimmten, konkreten Individuen. Wer entscheidet nun, welcher Kategorie der vor dem Richter stehende Angeklagte angehöre? Es mag ja einzelne Fälle geben, in welchen das aus den Umständen leicht zu entnehmen ist, aber in den meisten Fällen ist es unmöglich. Der Einteilungsmaßstab wird ja von der ganzen inneren Gesinnung des Täters genommen. Wer kann mit Sicherheit diese innere Gesinnung bestimmen und entscheiden, ob der Angeklagte ein Augenblicks- oder ein Zustandsverbrecher sei, und wenn ein Zustandsverbrecher, ob seine Fähigkeit, sich den bestehenden Normen zu unterwerfen, erheblich geschwächt oder gar aufgehoben sei? Dazu ist kein Mensch im stande. Mit Recht betonte Dr Felisch auf der Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Heidelberg: Wer soll die Entscheidung treffen, welcher von den genannten Kategorien der Verbrecher einzureihen sei? „Der Gesetzgeber kann es nicht. . . . Oder soll der Richter unterscheiden? In der Gerichtssitzung, in welcher die Strafkammer oft 14 bis 15 Fälle abzuurteilen hat, ist dies gar nicht möglich. Der Strafvollstreckungsbeamte? Nach einem einfachen Verhör kann er es jedenfalls nicht; auch nicht nach Einsicht des Aktenmaterials, er muß den Verbrecher erst kennen lernen. Auch für den Strafvollstreckungsbeamten ist die Seuffertsche Einteilung deshalb nicht brauchbar." [1]

Wir können, bemerkte derselbe Redner, lediglich das annehmen, was praktisch verwertbar ist. Praktisch verwertbar ist aber nur ein äußerer, leicht und sicher erkennbarer Maßstab, und ein solcher kann nur in den Strafhandlungen selbst gefunden werden in Verbindung mit allen sie begleitenden Umständen, die die Gesinnung des Täters offenbaren. Auch nur in diesen Strafhandlungen besteht die Schuld, durch die der Mensch irdischen Richtern verantwortlich wird. De internis non iudicat praetor.

Einer besondern Betrachtung bedarf noch die Einteilung der Zustandsverbrecher in verbesserliche und unverbesserliche, an der v. Liszt auch heute noch trotz mannigfachen Widerspruchs von anderer Seite festhält [2].

---

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung VI 579.

[2] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 73.

Gibt es wirklich unverbesserliche Verbrecher? Versteht man darunter solche, die sich nicht mehr bessern können, so gibt es in Wirklichkeit keine unverbesserlichen Verbrecher. Es ist eine Grundwahrheit des Christentums, daß jeder Sünder, solange er auf Erden lebt, sich bekehren soll. Also muß ihm die Bekehrung möglich sein, denn Gott verlangt nichts Unmögliches. Freilich ist nach christlicher Lehre die Bekehrung nicht möglich ohne die Gnade, aber die genügende Gnade erhält jeder, und wer mit derselben mitwirkt und tut, was an ihm liegt, wird nicht verloren gehen.

Versteht man dagegen unter unverbesserlichen Verbrechern solche, welche die Gesellschaft nicht mehr bessern kann, weil sie sich selbst nicht mehr bessern wollen, so gibt es allerdings unverbesserliche Verbrecher. Jeder Mensch kann sich bekehren, wenn er will, aber angeborene Neigungen, schlechte Erziehung, langjährige Verwahrlosung und Angewöhnung können einen Menschen so im Bösen verhärten, daß er sich tatsächlich, wenn auch frei, nicht mehr bessern wird und alle Besserungsversuche der Gesellschaft an ihm fehlschlagen. Aber die Gesellschaft hat kein Recht, einen Verbrecher für unverbesserlich zu halten, der nicht durch sein Leben und durch zahlreiche Rückfälle seine Unverbesserlichkeit bewiesen hat, und selbst bei diesem bleibt die Möglichkeit einer Besserung nicht einfachhin ausgeschlossen.

Die neue kriminalistische Schule behauptet aber und muß konsequent behaupten, daß es unverbesserliche Verbrecher im absoluten Sinne gebe, d. h. Verbrecher, die weder sich selbst bessern noch von der Gesellschaft gebessert werden können.

Aschaffenburg, dessen Werk von Prof. v. Liszt als eine bahnbrechende Leistung und die wertvollste Vorarbeit für das künftige Strafgesetzbuch hochgepriesen wird, rechnet ungefähr alle Gewohnheitsverbrecher zu den unverbesserlichen[1]. Bei vielen Gewohnheitsverbrechern ist nach ihm die böse Tat die Äußerung negativer verbrecherischer Neigungen. „Eine große Anzahl der harmloseren Gewohnheitsverbrecher, das tägliche Brot der Polizeiorgane und Amtsgerichte, die Landstreicher, sind charakteristische Beispiele eines Gewohnheitsverbrechertums aus vorwiegend negativen Eigenschaften. Unfähig zu ernster Arbeit, abgestumpft gegen die Furcht vor Bestrafung, gleichgültig gegen alles, wandern sie

[1] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 170.

von Ort zu Ort, hungernd und dürstend, frierend und schwitzend, bald in einer Herberge bald im Straßengraben schlafend, und doch vermögen sich nur äußerst wenige wieder zu einem arbeitsamen Leben aufzuraffen. Auch unter den übrigen Gewohnheitsverbrechern überwiegen die negativen Eigenschaften, besonders bei solchen, die in verbrecherischer Umgebung aufgewachsen ohne jede Scheu vor entehrenden Strafen, im Schmutze verkommen, träge und haltlos in den Tag hineinleben. Ihre verbrecherische Tätigkeit wechselt je nach Gelegenheit und Bedürfnis. Die Versuche, sich emporzuarbeiten, scheitern an der Unmöglichkeit, den Versuchungen zu widerstehen, die sich in dem Sumpfe, in dem sie leben, nur allzuleicht finden."

„Viel kleiner ist die Zahl der Verbrecher mit positiven kriminellen Begierden. Sie entwickeln sich auch meist erst allmählich zu dem, was sie sind; einmal aber Spezialisten bestimmter Art geworden, sind sie für die Gesellschaft unrettbar verloren. Sie zeigen durchweg mehr Intelligenz als die Verkommenen, denen jede Gelegenheit recht ist; sie arbeiten meist in großem Stile. Zu ihnen gehören die internationalen Taschendiebe, die nur gelegentlich großer Festlichkeiten, bei Rennen u. dgl. ‚arbeiten', die Einbrecher, die mit Sauerstoffgebläsen, Thermit, Elektrizität vorgehen, die Hochstapler. Für sie alle ist das Verbrechen Beruf; sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes unverbesserlich. Sie entsprechen, zusammen mit einem kleinen Teil der Gewohnheitsverbrecher, der von der internationalen kriminalistischen Vereinigung aufgestellten Gruppe von Verbrechern, ‚deren Einordnung in das gesetzmäßige gesellschaftliche Leben nicht mehr erwartet wird'. Unsere Statistik zeigt allerdings, daß die Zahl der ‚Unverbesserlichen' sehr viel größer ist; im sozialen Sinne unrettbar verloren dürfte etwa die Hälfte aller Zuchthausgefangenen sein. Sie bestehen zum größten Teil aus Gewohnheitsverbrechern, nur zum kleinsten aus gewerbsmäßigen Verbrechern." [1]

Auch nach Prof. v. Liszt gibt es eine große Zahl von unverbesserlichen Verbrechern. Er teilt zwar die Zustandsverbrecher in verbesserliche und unverbesserliche ein, aber mir scheint, daß er von seinem Standpunkt alle Zustandsverbrecher — mit Ausnahme der jugendlichen — als unverbesserlich ansehen muß.

---

[1] Ebd. 170—171.

Bei allen Zustandsverbrechern erwächst nach ihm das Verbrechen aus „der dauernden Eigenart", „der tiefgewurzelten Anlage", „dem tiefgewurzelten verbrecherischen Hang", es „enthüllt ihr innerstes Wesen". Ist ein solcher Mensch vom kriminalsoziologischen Standpunkte besserungsfähig? Wohl kaum. Er selbst kann sich nicht bessern, da er nicht frei ist und notwendig seiner Eigenart folgt. Aber auch die Gesellschaft kann ihn nicht bessern; es stehen ihr nur Beeinflussungen von außen zu Gebote, die eine gänzliche Umwandlung der Eigenart wohl kaum je herbeizuführen vermögen.

Merkwürdigerweise hat dies v. Liszt selbst anerkannt und dadurch sich selbst widerlegt. In seinem „Gutachten" für den 26. Juristentag bezeichnet er als die Hauptforderungen seiner Schule die erziehende Behandlung der Besserungsfähigen und die Sicherung der Gesellschaft gegenüber den Unverbesserlichen. In Bezug auf die erstere Forderung wird dann ausgeführt, daß „die erziehende Umgestaltung des Charakters durch körperliche und geistige Ausbildung wie durch Gewöhnung an regelmäßige Lebensweise, insbesondere an regelmäßige Arbeit, nur bis zu einem gewissen Lebensalter überhaupt möglich ist". „Besserung im Sinne der bürgerlichen Besserung, also der Anpassung an die Forderungen des gesellschaftlichen Lebens, dürfte ausgeschlossen sein, wenn der Verbrecher das 21. Jahr bei Begehung der Tat überschritten hat."[1]

Nach v. Liszt selbst sind also alle erwachsenen Zustandsverbrecher unverbesserlich, ist mithin die Einteilung der Zustandsverbrecher in verbesserliche und unverbesserliche — abgesehen von den jugendlichen — unhaltbar. Praktisch ist damit freilich wenig gewonnen. Woran erkennt man den Zustandsverbrecher? Auch wer zum erstenmal ein Verbrechen begeht, kann ja nach v. Liszt ein Zustandsverbrecher sein. „Der eingewurzelte verbrecherische Hang braucht nicht in wiederholtem Rückfall, er kann bereits in dem ersten zur Aburteilung gelangenden Verbrechen zum unverkennbaren Ausdruck kommen."[2]

Zum „unverkennbaren Ausdruck"! Was ist damit gemeint? Jedenfalls ist, wie wir schon gezeigt haben, der Richter in den meisten Fällen unfähig, während der kurzen Gerichtsverhandlung zu einem sichern Urteil

[1] Verhandlungen des 26. Juristentages I 292 294.
[2] Lehrbuch des deutschen Strafrechts 78.

darüber zu gelangen, ob der Angeklagte ein Augenblicks- oder ein Zustandsverbrecher, ob er verbesserlich oder unverbesserlich sei. Für den menschlichen Richter kann überhaupt die innere Gesinnung nie und nimmer einen sichern Maßstab zur Unterscheidung der Verbrechen abgeben, auch abgesehen davon, daß ihn die innere Gesinnung als solche gar nichts angeht.

II.

Behandlung der verschiedenen Verbrecherarten.

Bevor wir die den verschiedenen Verbrecherkategorien von der neuen Schule zugedachte Strafbehandlung durchgehen, möchten wir auf zwei Punkte aufmerksam machen, in Bezug auf die wir mit ihr einverstanden sind. Allerdings sind es Punkte, die mit ihren eigentümlichen Grundsätzen nichts zu tun haben.

Vor allem unterschreiben wir gern die Behauptung v. Liszts, daß unsere heutige Gesetzgebung „von dem Kampfmittel der Strafe überreichlichen Gebrauch macht“ [1]. Wenigstens verdiente der alte Satz minima non curat praetor größere Berücksichtigung. Auch Aschaffenburg schreibt den Mangel an abschreckender Wirkung der heutigen Strafgesetzgebung teilweise der „allzu reichlichen Anwendung der Strafe“ zu. „Unsere ganze Existenz ist allmählich mit einem solchen Stacheldraht strafgesetzlicher und polizeilicher Strafandrohungen umgeben worden, daß es wirklich schwer fällt, ganz unbestraft zu bleiben. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß die ungezählten kleinen Strafen wegen Handlungen, die vom Teppichklopfen zu unrechter Zeit, von dem unterlassenen Ascheſtreuen bei Glatteis und ähnlichen harmlosen Verfehlungen ohne scharfe Grenze in die vom Strafgesetzbuch mit Strafe bedrohten Vergehen übergehen, dem Ernste der Strafe Abbruch tun. Weniger wäre in diesem Falle mehr. Auch darin glaube ich mich nach meinen Erfahrungen nicht zu täuschen, wenn ich behaupte: Im Volke hat die Scheu vor dem Gefängnisse und die Scheu vor der Strafe etwas von ihrer alten Schärfe verloren. Ich lege dabei weniger Wert darauf, daß die humanere Behandlung, die Sauberkeit, die zwar sehr einfache, aber ausreichende Kost dem Aufenthalt im Gefängnis etwas von seinem Schrecken nehmen, viel bedenklicher ist gerade die Abschwächung und das Verlorengehen der

[1] Ebd. 76.

Empfindung, die das Verbrechen mit scheuen Augen betrachtet. Solange alljährlich Hunderttausende von bis dahin unbescholtenen Menschen bestraft werden, kann eine so feine Reaktion des Volkes gegenüber dem Verbrechertum nicht zu stande kommen. *Weniger Strafandrohungen, größerer Ernst in der Strafverfolgung* ist die Folgerung, die wir daraus zu ziehen haben." [1]

Es läßt sich in der Tat kaum leugnen, daß im Bedrohen und Bestrafen wohl des Guten zu viel geschieht. Im Deutschen Reich waren im Jahre 1901 627 592 Personen angeklagt wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze; verurteilt wurden ungefähr eine halbe Million. Dazu nehme man noch die unzähligen Übertretungen der Reichsgesetze, die Vergehen gegen die Landesgesetze, die militärischen Strafsachen, die Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle, und man bekommt eine kleine Idee von dem reichlichen Strafsegen, der jährlich auf das deutsche Volk herniederströmt. Ab assuetis non fit passio, sagt ein altes philosophisches Sprichwort. Quotidiana vilescunt. Ob man sich nicht in diesem Punkte eine weise Beschränkung auferlegen sollte?

Zum Teil läßt sich diese Einschränkung der Bestrafung erreichen durch Einführung der *bedingten Verurteilung oder Begnadigung*, die von der neuen Schule empfohlen wird und mit der wir uns bis zu einem gewissen Grade einverstanden erklären können, nämlich soweit es sich um *erstmalig* Verurteilte und um *leichtere* Vergehen handelt, die mehr aus Leichtsinn und Übereilung als aus Böswilligkeit hervorgehen.

Man will durch die Erfahrung gefunden haben, daß sich die kurzzeitigen Strafen, wie sie heute bestehen, als wenig wirksam erweisen. Sie schrecken nicht ab und bessern die Sträflinge selten, ja halten sie vielleicht für immer auf der Bahn des Verbrechens. Fahrlässigkeit, Leichtsinn, Gereiztheit, Not und Verführung können einen bis dahin Unbescholtenen zu einem Vergehen führen. Wandert er in das Gefängnis, so ist es vielleicht für immer mit ihm geschehen, da ihm nicht nur ein Makel anhaftet, sondern er auch durch den Umgang mit andern verkommenen Sträflingen vielleicht ganz verdorben wird. Man befürwortet deshalb, es solle die vom Richter zuerkannte Strafe nicht gleich vollstreckt,

[1] Das Verbrechen und seine Bekämpfung 207.

sondern dieselbe auf 2—5 Jahre hinausgeschoben und dem Delinquenten volle Begnadigung in Aussicht gestellt werden, wenn er sich in der festgesetzten Zeit bewährt. Wird er aber in dieser Periode zum zweitenmal verurteilt, so wird auch die Strafe für die erste Verfehlung an ihm vollzogen. So ist Hoffnung, ihn ohne Strafe zu bessern. Die drohende Strafe ist bei ihm vielleicht wirksamer als die vollzogene. Er weiß, daß es von seiner weiteren Aufführung abhängt, ob er ein vorbestrafter Verbrecher oder ein anständiger Mensch sein wird.

Man nennt dieses Verfahren bedingte Verurteilung, aber dem Wortsinne nach ist dieser Ausdruck ganz unzutreffend. Der Richter erkennt die Strafe nicht bedingt, sondern absolut zu, aber die zuerkannte Strafe wird nicht gleich vollzogen, sondern während einer längeren Frist aufgeschoben und schließlich im Falle der Bewährung ganz erlassen. Man würde also zutreffender von bedingter Begnadigung sprechen, doch hat dieser Ausdruck durch die Gewohnheit schon eine engere Bedeutung bekommen.

Es läßt sich nämlich der bedingte Straferlaß in doppelter Weise durchführen. Man kann ihn in die Hand des erkennenden Richters legen, so daß er entscheidet, ob die Strafe aufgeschoben werden soll, man kann ihn aber auch den Vollzugsbeamten bzw. dem Staatsanwalt und dem Justizminister anheimgeben. Im ersten Falle redet man von bedingter Verurteilung, im letzteren von bedingter Begnadigung. Die bedingte Begnadigung besteht in beschränktem Maße im Deutschen Reich, die bedingte Verurteilung in England, Belgien, Frankreich, Norwegen usw. Sie soll in den genannten Ländern befriedigende Resultate erzielt haben.

Die Meinungen darüber, ob die bedingte Verurteilung oder die bedingte Begnadigung den Vorzug verdiene, sind geteilt. Da es sich im Grunde um eine Art Begnadigung handelt, so steht sie an und für sich nicht dem Richter zu, der bloß nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden hat. Doch handelt es sich in unserem Falle nicht um eine Begnadigung gewöhnlicher Art, die nur ausnahmsweise erfolgt, sondern um eine Begnadigung, die als dauernde Institution mit dem Strafurteil verknüpft ist und deshalb wohl in die Hand des Richters gelegt werden kann. Ja uns scheint dies entschieden besser zu sein. Der unabhängige, öffentlich, nach eingehender Verhandlung entscheidende Richter bietet größere Bürgschaft für ein zutreffendes und objektives Urteil als die unverantwortlichen Strafvollzugsbeamten. Auch ist das Verfahren viel einfacher und bedarf nicht

so vieler Schreibereien, wenn der Richter zugleich mit dem Strafurteil auch den bedingten Straferlaß ausspricht.

Man wendet gegen die bedingte Verurteilung bzw. Begnadigung ein, daß sie viele Vergehen ungestraft und ungesühnt ausgehen lasse. Allein wir setzen voraus, daß sie nur bei leichten Vergehen in Anwendung komme, bei denen sich aus den Umständen ergibt, daß sie eher die Folge des Leichtsinnes und der Fahrlässigkeit als der Böswilligkeit sind. Die Schuld und mithin das Sühnebedürfnis ist also nicht groß und wird reichlich aufgewogen durch das öffentliche Interesse an der Besserung der Sträflinge, die durch den bedingten Straferlaß besser erreicht wird.

Die neueren Kriminalsoziologen sind aber mit der bedingten Begnadigung in den angegebenen Grenzen nicht zufrieden. Sie wollen dieselbe allgemein für alle irgendwie noch verbesserlichen Verbrecher einführen, und in diesem Umfange ist die Forderung mit aller Entschiedenheit abzulehnen. Sie geht von der falschen Voraussetzung aus, die Strafe bezwecke einzig und allein die Besserung des Sträflings und die Sicherung der Gesellschaft für die Zukunft. Von einer Vergeltung und Sühne sieht sie vollständig ab. Daraus würde sich, wie A. Köhler mit Recht bemerkt, ergeben, es sei ungerecht, „wollte man eine geschehene Tat sühnen, wenn sie unbekannt geblieben und Wiederholung nicht zu befürchten steht". „Hat z. B. jemand insgeheim seinen reichen Bruder oder Vater ermordet, um einen schönen Hof zu erben, so kann es sicher sein, daß er jetzt nicht nach weiteren Verbrechen dürstet. Reiche Leute pflegen weder zu stehlen noch Raubmorde zu begehen. Wozu also die Tat noch strafen, wenn sie nicht bekannter wurde?" [1]

Obwohl übrigens die kriminalsoziologische Schule die bedingte Verurteilung empfiehlt, so hängt sie doch, wie schon angedeutet, mit ihren Grundanschauungen gar nicht zusammen, ja steht mit denselben eher im Widerspruch. Wenn der Mensch nicht frei ist in seinen Entschließungen, wie kann er sich dann vornehmen, sich zu bessern; wie kann er Besserung versprechen? Er hat sein Tun und Lassen gar nicht in seiner Gewalt. Besserung versprechen kann nur derjenige, der die Herrschaft über sein Wollen hat.

Wenden wir uns jetzt zu der Strafbehandlung, welche die neue Richtung den verschiedenen Verbrecherkategorien in Aussicht stellt.

---

[1] Reformfragen des Strafrechts, München 1903, 14. Köhlers Schrift gehört zum Besten, was in neuerer Zeit über das Strafrecht veröffentlicht wurde.

In Bezug auf die Augenblicks- oder Gelegenheitsverbrecher will sie die Freiheitsstrafe möglichst durch Geldstrafen ersetzen. Die schon erwähnte Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Heidelberg stellte folgenden Grundsatz auf:

„Für Augenblicks-(Gelegenheits-)Verbrecher ist, soweit das Gesetz es zuläßt und die Schwere der Rechtsverletzung oder die Individualität des Schuldigen nicht eine Freiheitsstrafe erfordert, vorwiegend Geldstrafe anzuwenden. Die Strafen sind nach Anhalt der Steuerkraft zu bemessen, die aus den Steuerlisten zu ermitteln ist. Muß auf Freiheitsstrafen erkannt werden, so sind sie, wenn nicht besondere Umstände eine mildere Strafe bedingen, auf mindestens sieben Tage zu bemessen." [1]

Daß man bei Zumessung der Geldstrafen die Steuerkraft des Schuldigen in etwa berücksichtige, scheint uns eine sehr beachtenswerte Forderung. Eine Strafe von 150 Mark ist für einen Mann in beschränkten Vermögensverhältnissen eine sehr empfindliche, harte Strafe, während sie für einen Millionär eine Kleinigkeit ist, die für ihn keine abschreckende Kraft besitzt. Die gleiche Strafe trifft also die Schuldigen sehr ungleich.

Sehen wir aber von diesem Punkte ab, so fällt die neue Schule mit den obigen Grundsätzen ganz aus ihrer Rolle. Sonst betont sie immer, bei der Strafzumessung sei der ausschlaggebende Faktor die innere Gesinnung des Täters, und jetzt behauptet sie, die Schwere der Rechtsverletzung, d. h. der äußeren Tat, könne eine größere Strafe fordern. Wie stimmt das? Allerdings, wollte sie ihren Grundsätzen treu bleiben, so würde sie notwendig zu ganz absurden Folgerungen gedrängt. Setzen wir den Fall, ein bisher unbescholtener, braver Mann sei bei einer Festlichkeit in etwas angeheitertem Zustande zum Zorn gereizt worden und habe bei der folgenden Schlägerei seinen Gegner niedergestochen. Es liegt Totschlag vor, anderseits haben wir hier alle Zeichen eines Augenblicksverbrechers. Die Tat bleibt eine bitter bereute Episode seines Lebens. Soll man ihm nun eine bloße Geldstrafe auferlegen und die alte „Wergeldstrafe" wiedereinführen? Die neue Schule scheut sich doch, eine solche Folgerung zu ziehen, und gibt lieber ihren Grundsatz preis, daß bei der Bestrafung die innere Gesinnung der ausschlaggebende Faktor sei. Auch mit der Behauptung, die Individualität des Augenblicksverbrechers sei zu

[1] Mitteilungen der Intern. kriminal. Vereinigung VI 583. Ganz analoge Forderungen bei v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 77.

berücksichtigen, widerspricht sie sich. Sobald das Verbrechen aus der Individualität des Täters erklärt wird, ist dieser eben kein Augenblicksverbrecher mehr. Das Verbrechen ist dann seiner Eigenart nicht fremd und nicht bloß auf äußere ungünstige Umstände zurückzuführen.

Mir will scheinen, daß der Augenblicksverbrecher im Sinne der neuen Schule den Strafrichter gar nichts angeht. Die Strafe hat ja nach ihr die Gesinnung des Täters zu bessern und die Gesellschaft für die Zukunft sicherzustellen. Aber eine Besserung oder Gesinnungsänderung des Augenblicksverbrechers kann gar nicht in Frage kommen. Das Verbrechen ist seiner Eigenart fremd und auf eine Verkettung ungünstiger Umstände zurückzuführen. Die Gesinnung ist also gut und braucht nicht gebessert zu werden. Höchstens könnte die Bestrafung die Bedeutung eines kräftigen Denkzettels für die Zukunft haben, aber das setzte doch voraus, das Verbrechen sei seiner Eigenart nicht fremd, seine Gesinnung sei mangelhaft und müsse im Guten gefestigt werden. Es bleibt also nur der Sicherungszweck. Aber wie will man diesen erreichen? Der Mensch ist nach der neuen Schule nicht frei; er hat sein Wollen nicht in seiner Gewalt. Vielleicht gerät der Schuldige nächstens in eine andere, noch ungünstigere Verkettung von Umständen, die ihn zur bösen Tat hinreißen. Wie kann man da die Gesellschaft für alle Fälle sicherstellen? Höchstens dadurch, daß man ihn in ganz andere gesellschaftliche Verhältnisse oder für Lebenszeit in Gewahrsam bringt. Das eine ist praktisch nicht durchführbar und das andere würde zu einem ganz unerträglich harten Strafsystem führen.

Obwohl gegen die Gelegenheitsverbrecher hauptsächlich die Geldstrafe verwendet werden soll, will man doch — wie schon angedeutet — die Freiheitsstrafe für dieselben nicht ausschließen. Hier gerät die neue Schule in nicht geringe Verlegenheit. Einerseits bezeichnet sie als eines ihrer Hauptziele „den Kampf gegen die unsere heutige Strafrechtspflege völlig beherrschende kurzzeitige Freiheitsstrafe, die in ihrer heutigen Anwendungsweise weder bessert noch abschreckt noch unschädlich macht, dafür aber vielfach den Neuling dauernd in die Bahn des Verbrechens weist“ [1]. Anderseits ist ebenso klar, daß eine langzeitige Freiheitsstrafe gegen einen Gelegenheitsverbrecher, besonders wenn es sich um keine schweren Rechtsverletzungen handelt, unangebracht, ja ungerecht wäre.

[1] v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 75.

Was ist also zu tun? Die neue Kriminalistik erhebt „die Forderung, die kurzzeitige Freiheitsstrafe möglichst durch andere geeignete Maßregeln (Zwangsarbeit ohne Einsperrung, Ehrenhauptstrafen, insbesondere Verweis, Wirtshausverbot, Hausarrest, Prügelstrafe) zu ersetzen oder durch Verschärfungen ihr die abschreckende Kraft zurückzugeben“ [1].

Das ist ein interessantes Geständnis! Seit mehr als einem Jahrhundert kämpft der Liberalismus für eine humanere Behandlung der Sträflinge und eifert besonders gegen die Prügelstrafe, und jetzt sehen sich manche seiner Anhänger infolge ihrer Strafrechtstheorie genötigt, eine rückläufige Bewegung anzutreten. Sogar die Prügelstrafe wird wieder empfohlen. Vielleicht kommen auch Fasten, Pranger und ähnliche Zuchtmittel der guten alten Zeit wieder zu Ehren. Dagegen fürchten wir, daß bloßer Verweis, Hausarrest, Wirtshausverbot und dergleichen nur einen sehr geringen Eindruck auf die Verbrecherwelt machen werden. Wie sich v. Liszt die „Zwangsarbeit ohne Einsperrung“ denkt, ist uns nicht klar geworden. Heute dürfen nur die Zuchthäusler gegen ihren Willen außerhalb der Strafanstalt zu Zwangsarbeit angehalten werden.

Recht sehr bedauern wir, daß sich v. Liszt nicht näher darüber ausgesprochen hat, auf welche Weise der Freiheitsstrafe durch Verschärfungen ihre abschreckende Kraft zurückgegeben werden kann. Das hätte ein interessantes Kapitel abgegeben. Leider hat er Schweigen für Gold gehalten. Wir sind keineswegs unbedingte Gegner einer solchen Verschärfung, aber es hätte uns sehr interessiert, in dieser Beziehung die Absichten der neuen kriminalistischen Schule zu erfahren. Hoffentlich wird sie das Versäumte nachholen und nicht verschämt mit ihren Ansichten und Absichten hinter dem Berge halten.

Ganz anders als bei den Gelegenheitsverbrechern soll sich nach den Kriminalsoziologen der Strafvollzug bei den Zustandsverbrechern gestalten, die aus tiefgewurzeltem Hang Straftaten begehen. Diese sind — abgesehen von den jugendlichen unter 21 Jahren — nach v. Liszt als unverbesserlich anzusehen. Für sie soll kein bestimmtes Strafmaß festgesetzt werden. Durch den Richter erfolgt Einsperrung auf unbestimmte Zeit oder vielmehr „Einsperrung auf Lebenszeit“ [2]. „Da aber ein Irrtum des erkennenden Richters über den Charakter des von

[1] Ebd.

[2] Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I 295.

ihm verurteilten Verbrechers nicht ausgeschlossen ist, wäre zwar im Urteil die Anhaltung auf Lebenszeit auszusprechen, es könnte aber der Gefängnisverwaltung oder einer besonders dazu berufenen Behörde die Befugnis gegeben werden, von Zeit zu Zeit, etwa alle fünf Jahre, festzustellen, ob die Voraussetzungen, von welchen der erkennende Richter ausgegangen ist, noch vorhanden sind oder ob nicht eine bedingte Entlassung des Verurteilten unter gleichzeitigem Eintritt der Schutzaufsicht zu verfügen sei. Dahin ging auch der von mir im Jahre 1896 gemachte Vorschlag. Ich habe mich inzwischen überzeugt, daß jeder derartige Vorschlag bei den Anhängern der klassischen Richtung innerhalb des Strafrechts den lebhaftesten Widerspruch findet. Man pflegt sich nicht nur an der lebenslangen Freiheitsstrafe für den gewerbsmäßigen Taschendieb oder Hochstapler, sondern ganz besonders auch an der Überprüfung des richterlichen Urteils durch eine Verwaltungsbehörde zu stoßen." [1]

v. Liszt will diese Bedenken nicht gelten lassen, aber es fragt sich, mit welchem Recht. Wie kann sich eine Behörde, die alle fünf Jahre einen Gefangenen zu Gesicht bekommt, ein sicheres Urteil bilden über die Aussichten, die derselbe für die Zukunft gibt? Sie kann sich höchstens auf das Urteil der subalternen Wärter oder des Gefängnisdirektors stützen, und von diesen unverantwortlichen Beamten wird es also abhängen, ob jemand der Freiheit wiedergegeben wird oder nicht.

Es ist deshalb viel konsequenter, wenn er an andern Stellen ohne Umschweife erklärt, daß die unverbesserlichen Zustandsverbrecher, ähnlich wie die unheilbaren Geisteskranken, für immer in einer Verwahrungsanstalt untergebracht werden sollen: „Die Unterscheidung zwischen der Sicherungsstrafe gegen unverbesserliche Verbrecher und der Verwahrung gemeingefährlicher Geisteskranker ist nicht nur praktisch im wesentlichen undurchführbar, sondern auch grundsätzlich zu verwerfen." [2] Sind also die Strafbeamten zur Überzeugung gelangt, daß der Verbrecher unheilbar, unverbesserlich sei, so wird er „in eine Verwahrungsanstalt wandern, wo er so lange bleiben muß, bis sein Zustand der Gemeingefährlichkeit sein Ende gefunden hat", d. h. bis ihn der Tod befreit.

Mit unserem sozialen Unwerturteil über den Verbrecher und seine Tat, schreibt v. Liszt, „werden wir (im Strafrecht der Zukunft) nicht zurück-

[1] Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages I 296.

[2] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XVII 82.

halten. Aber das Brandmal werden wir ihm nicht mehr auf die Stirne brennen. Das Mitleid werden wir auch dem Unverbesserlichen nicht versagen, den wir zur Wahrung gemeinsamer gesellschaftlicher Interessen für den Rest seines Erdenwallens von dem Angesichte seiner Mitmenschen abschließen“ [1].

Wir bitten nun den Leser, sich zu vergegenwärtigen, welch ungeheure Zahl von Verbrechern folgerichtig zu dieser Theorie bald auf ewige Zeiten hinter Schloß und Riegel sitzen würden. Nach Aschaffenburgs ausdrücklichem Geständnis ist wenigstens die Hälfte der Zuchthäusler unverbesserlich, und auch unter den übrigen Gefangenen ist die Zahl der unverbesserlichen Verbrecher sehr groß. Derselben Ansicht ist v. Liszt. Ja er erklärt selbst alle erwachsenen „Zustandsverbrecher“ für unverbesserlich. Da nun diese Unverbesserlichen alle bis zum Tode im Gefängnis bleiben und die Zahl derjenigen, welche durch den Tod erlöst werden, viel geringer ist als die Zahl der Zugänge, so werden wir in Bälde eine ganze Armee lebenslänglicher Zuchthäusler und Gefangenen haben.

In Preußen betrug im Jahre 1898/1899 die Gesamtzahl der Zuchthäusler 23 464. Die Zahl der Zugänge betrug 5826. Gestorben sind 255 [2]. Nehmen wir nun an, bloß die Hälfte dieser Zuchthäusler sei unverbesserlich, also für immer eingesperrt, so hätten wir in 15 bis 20 Jahren schon eine ungeheure Zahl von lebenslänglichen Insassen der Strafanstalten. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil der „Unverbesserlichen“. Auch in den Gefängnissen und bei den Jugendlichen unter 18 Jahren, die nicht zu Zuchthaus verurteilt werden können, gibt es nach der neuen Schule sehr viele Unverbesserliche. Wird man da nicht bald die doppelte und dreifache Anzahl von Strafanstalten und Gefängnissen benötigen, um alle Unverbesserlichen unterzubringen? Nimmt man ähnliche Verhältnisse für das ganze Deutsche Reich an, so hätten wir sicher bald nahezu eine Million Menschen, die in lebenslänglicher Gefangenschaft sich der Früchte des neuen Strafrechts erfreuen könnten.

Von den ungeheuren Lasten, welche dieses Strafsystem den Steuerzahlern auferlegen würde, wollen wir gar nicht reden. Für das Jahr 1898 berechnete Seuffert die Kosten des Strafvollzugs im Deutschen Reich auf rund 100 Millionen Mark. Das ist aber eine wahre Bagatelle gegen

[1] Ebd. 84.

[2] Statistik der zum Ressort des Königl. preußischen Ministeriums des Innern gehörenden Strafanstalten und Gefängnisse für 1898/1899, Berlin 1900, XII XXX.

die riesigen Summen, welche das neue Strafsystem, konsequent durchgeführt, verschlingen würde!

Die Anhänger der neuen Richtung suchen der ewigen Gefangenschaft ihre Schrecken zu nehmen. Im Strafrecht der Zukunft soll den Unverbesserlichen, die ja nicht zurechnungsfähig sind, die humanste Behandlung zu teil werden. „Mag dann immer noch das Zuchthaus von dem Asyl für die rettungslosen und zugleich gemeingefährlichen Kranken äußerlich geschieden sein — derselbe Geist wird dort wie hier lebendig walten: der Geist wohlwollender Milde, fürsorgender Pflege."[1]

Ob diese tröstliche Aussicht nicht gar manchen auf die Bahn des Verbrechens locken würde? Für denjenigen, der auf seine persönliche Würde und Unabhängigkeit etwas hält, wird zwar auch die liebevollste Pflege keinen genügenden Ersatz für die verlorene Freiheit bieten. Anders dagegen wird sich die Sachlage im Kopfe eines verwahrlosten Menschen spiegeln, der in Not und Elend verkommen ist! Es wird ihm ja hier ein kleines Paradies sorgloſen Lebens in Aussicht gestellt. Man kann ihm also gewiß zurufen: Du glücklicher Unverbesserlicher! Geht es dir schlecht in der Welt, drückt dich Not und Entbehrung oder quält dich unüberwindliche Arbeitsscheu: so häufe Verbrechen auf Verbrechen, verhärte dich im Bösen, und du wirst für den Rest deines Erdenwallens in ein Asyl aufgenommen, wo wohlwollende Liebe und fürsorgende Pflege deiner harrt. Nicht Schande und Entrüstung wird dich in das neue Heim begleiten, sondern mitleidige Teilnahme an deinem sozialen Unwert. Was dir heute bei redlicher Arbeit die Gesellschaft auf Grund der Alters- und Invalidenrente in Aussicht stellt, ist eine wahre Bettelsuppe gegen die fürsorgliche Pflege, die deiner im Verbrecherasyle wartet. Also betritt nur herzhaft die Bahn des unverbesserlichen Verbrechers!

Wir haben oben erwähnt, daß v. Liszt den für Lebenszeit Eingesperrten eine periodische Nachrevision des Urteils in Aussicht stellt. Eine eigene Behörde soll etwa alle fünf Jahre feststellen, ob die Voraussetzungen, von welchen der erkennende Richter ausgegangen, noch vorhanden seien oder ob eine bedingte Entlassung stattfinden solle. Hält man die sonstigen Äußerungen v. Liszts vor Augen, so ist kein Zweifel, daß dieser Vorschlag nur beschwichtigen und der lebenslänglichen Einsperrung so vieler Verbrecher etwas von ihrem gehässigen Charakter nehmen soll.

[1] Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XVII 84.

Doch nehmen wir an, der Vorschlag sei ganz ernst gemeint. Man gerät damit nur aus der Charybdis in die Scylla. Der Vorschlag geht von der Voraussetzung aus, die Sträflinge seien noch *besserungsfähig* oder ihre Unverbesserlichkeit sei wenigstens nicht sicher festgestellt. Ist aber dies der Fall, so muß man den *Strafvollzugsbeamten* nicht nur die Bestimmung der *Strafdauer*, sondern auch die der *Strafart* überlassen. Vergessen wir nicht, daß nach der kriminalsoziologischen Auffassung die Strafe bessern und deshalb die Behandlung jedes Sträflings ganz individuell oder seiner Eigenart, seinem Charakter angepaßt sein soll. *Die Entscheidung über die vorzunehmende Behandlung muß also notwendig, solange noch Besserungsfähigkeit vorausgesetzt wird, den Strafvollzugsbeamten überlassen bleiben.* Sie bestimmen, welche Strafart dem Charakter des Sträflings angepaßt sei, wie lange sie angewendet und wann sie durch eine andere ersetzt werden solle. Denn sie allein können allenfalls zu einer solchen Bestimmung befähigt sein. Freilich werden auch sie oft in diesem Urteil fehlgehen, aber sie sind doch am ehesten dazu befähigt. Gerade deshalb verspricht uns die neue Schule die sorgfältigste Ausbildung der Strafvollzugsbeamten. Diese sollen „mit dem gesamten Leben und Treiben der Verbrecherwelt in allen seinen Beziehungen bekannt gemacht werden“ [1], um ein sicheres Urteil über die Eigenart des Verbrechers abgeben zu können. Ob nicht trotzdem diese Beamten in unzähligen Fällen in die Irre gehen? Das Innere des Menschen bleibt nun einmal für andere ein verschlossenes Buch.

Wehe deshalb den Gefangenen im Strafrecht der Zukunft! Sie sind ganz der Willkür der Strafvollzugsbeamten überliefert. Sie müssen alles über sich ergehen lassen, was die Gefängnisbeamten an ihnen zu experimentieren für gut finden bis zum seligen Augenblick, wo man sie entweder aus dem Gefängnis entläßt oder aber definitiv als unverbesserlich erklärt, dadurch gegen alle weiteren Chikanen sicherstellt und ihnen gestattet, in Ruhe sich der humanen Pflege und liebenden Fürsorge zu erfreuen.

Ob diese Beamtenwillkür wohl je einen Sträfling bessern wird? Wird sie nicht eher erbittern und im Bösen verhärten? Wird sie nicht unausbleiblich eine systematische Heuchelei von seiten der Gefangenen erzeugen?

[1] v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 80.

Und nun nehme man dazu noch, daß das „wissenschaftliche Strafrecht der Zukunft" jede Berufung auf eine erste Ursache, auf Gott und ewige Vergeltung als unwissenschaftlich ablehnt und das jenseits der Erfahrung liegende Gebiet einem blinden, wissenschaftlich unkontrollierbaren Glauben zuweist, den sich jeder gestalten kann, wie er will: werden von diesem Standpunkte Bekehrungsversuche Erfolg haben? Wenn selbst die Religion, die doch mit ihren erschütternden Wahrheiten am tiefsten und erfolgreichsten ins Menschenherz hineingreift, sich so oft als ohnmächtig erweist, was ist erst von einem Strafsystem zu erwarten, aus dem die Religion mit allen Jenseitsgedanken ausgeschaltet wird?

Fassen wir zum Schluß unser Urteil über die neue kriminalpolitische Richtung im Strafrecht zusammen, so müssen wir sagen: Abgesehen von einzelnen beherzigenswerten Reformvorschlägen, die aber mit ihren Grundanschauungen nicht notwendig zusammenhangen, ja denselben eher widersprechen, ist sie mit aller Entschiedenheit abzulehnen. Sie geht von einer falschen, der gesunden Philosophie wie dem positiven Christentum widersprechenden Grundlage aus, indem sie die Willensfreiheit des Menschen leugnet. Dadurch wird sie genötigt, die Begriffe: Schuld, Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit zu inhaltsleeren, nichtssagenden Ausdrücken zu verflüchtigen, die Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn niederzureißen und jede Idee einer vergeltenden Gerechtigkeit zu beseitigen. Die Strafe verliert ihren sühnenden Charakter und wird zu einer bloßen Sicherungsmaßregel herabgedrückt, wie man sie auch gegen gefährliche Tiere und wahnsinnige Menschen in Anwendung bringt. Der Richter wird in eine völlig untergeordnete Stellung gedrängt. Ihm bleibt nur noch die Aufgabe, die Straftat zu konstatieren. Die Hauptrolle übernehmen die Strafvollzugsbeamten; ihnen liegt es ob, Art und Maß der Strafe zu bestimmen, ihnen wird der Sträfling mit seiner persönlichen Freiheit auf Gnade und Ungnade überliefert, von ihnen hängt es ab, ob der Sträfling mit verbrecherischen Neigungen das Sonnenlicht der Freiheit wieder erblicken oder für immer vom Angesichte der Mitmenschen abgeschlossen werden soll. Es ist gewiß eine merkwürdige Ironie der Geschichte, daß diese die persönliche Freiheit so schwer bedrohende Theorie von Anhängern des Liberalismus ausgeht, die sich sonst als Vorkämpfer und Beschützer der Freiheit ausgeben.

Auf dem Münchener Psychologenkongreß (1896) sagte der bayrische Kultusminister v. Landmann in seiner Begrüßungsansprache mit deut-

lichem Hinweis auf den Vortrag v. Liszts über die „strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit“: „Ich hoffe, daß die psychologischen Kongresse dazu beitragen werden, die große Gefahr, welche dem öffentlichen Leben der Kulturvölker aus gewissen psychologischen Theorien erwachsen könnte, zu beseitigen, und ich bin der Überzeugung, daß diese Kongresse den alten Glauben an die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen nicht erschüttern, sondern befestigen werden.“

Größer noch als das Vertrauen auf diese Psychologenkongresse ist augenblicklich unser Vertrauen auf die deutsche Reichsregierung und den deutschen Reichstag, die sich hoffentlich nicht durch das laute und anmaßliche Pochen auf „moderne Wissenschaft“ auf falsche, umstürzende Bahnen drängen lassen, sondern an den altbewährten, sichern Grundlagen des Strafrechtes festhalten. Am unerschütterlichsten jedoch ist unser Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand des deutschen Volkes. An diesem unerschütterlichen Felsen wird trotz aller lärmenden Agitation im Namen der „Wissenschaft“ früher oder später die neue Richtung kläglich zerschellen.

Viktor Cathrein S. J.

Linienführung und Farbengebung bei Kunstwerken der Ausstellung zu Düsseldorf.

Der Geist unserer Zeit sucht trotz seiner Internationalität doch alles zu partikularisieren und zu individualisieren. Auch in die Beurteilung der Kunstwerke ist er eingezogen. Der Kunstwissenschaft gilt in den meisten Fällen die Schönheit wenig oder nichts, die Bestimmung des Ortes, der Zeit und des Künstlers, welchen wir ein Werk verdanken, alles. Bei Feststellung dieser Umstände werden dann mit einer solchen Kühnheit aus „inneren Gründen“ heraus Behauptungen entwickelt, daß man an die schlimmsten Vertreter jener subjektivistischen Bibelkritik erinnert wird, deren Aufstellungen zurzeit Aufsehen erregten, heute aber preisgegeben sind.

Bei fast allen Aufsätzen über Ausstellungen neuerer Malereien legen die Berichterstatter in den Fachblättern das Hauptgewicht auf die Persönlichkeit

des Künstlers, um darzulegen, wie er sich entwickelt habe, was er leistete und was von ihm zu erwarten sei. Viele Kunstberichte der Zeitungen gehen natürlich auf die heute geltende Mode ein, erzählen im leichten Feuilletonstile, was von diesem oder jenem Künstler ausgestellt sei, und versuchen, so gut oder schlecht als Dilettanten und Literaten es verstehen, Werk um Werk künstlerisch zu begutachten und dem Publikum wenigstens zur Bewunderung, eventuell zum Ankauf zu empfehlen.

Für jeden, der nicht in Malerei und Bildhauerei gründliche Erfahrungen sammelte durch jahrelanges Arbeiten in diesen Kunstzweigen, ist es trotzdem kaum möglich, die technischen Vorzüge oder Fortschritte so vieler einzelnen Meister richtig zu würdigen. Liegt das auf der Hand, so dürfte es anderseits ebenso sicher sein, daß Reichenspergers geflügeltes Wort: „Die Kunst jedermanns Sache!" eine bestimmte Berechtigung behält, darum das Urteil ernster und in Ästhetik wie Kunstgeschichte nicht unerfahrener Leute doch Wert behält, wenn sie es auch nicht gerade verstehen sollten, die Bedeutung rein technischer oder malerischer Vorzüge ganz zu würdigen. Werke der bildenden Kunst sind ebenso wie jene der schönen Literatur nicht ausschließlich für die engsten Kreise der eigentlichsten Fachmänner, sondern für eine größere Menge bestimmt, müssen darum gewisse, allgemein verständliche Eigenschaften besitzen, den unabänderlichen Grundsätzen der gesunden Philosophie und des Christentums unbedingt entsprechen. Nie dürfen sie gegen das verstoßen, was fast alle großen Meister der Vorzeit als selbstverständlich ansahen. Wollen neuere Maler und die in ihrem Schlepptau segelnden Kunstrichter alle früheren Künstler, selbst Raffael und Michelangelo, Rubens und Murillo, Cornelius und Deger, als überholt und veraltet einfach beiseite schieben, um statt der Werke solcher „nicht mehr auf der Höhe stehender Meister" die Errungenschaften unserer Zeit als das einzig Richtige hinzustellen, so hat wiederum unbändiger Stolz den Subjektivismus auf den Thron erhoben und einem Kultus des Genies oder der Mode gehuldigt, welcher gegen jede berechtigte Auffassung der Geschichte und im Grunde auch gegen die Grundsätze des Christentums sich verfehlt.

Es war nötig, ein Gegengewicht zu bieten gegen die mit Verachtung und mit Mangel gründlicher Kenntnisse der älteren Meister gepaarte Begeisterung für bestimmte Moderne oder für die Erzeugnisse der neuesten Moden. Darum haben die einsichtigen Leiter der Düsseldorfer Ausstellung in zwei getrennten Hauptabteilungen Werke der älteren und der neuesten

Kunst einander gegenübergestellt. Vergleichen wir diese Werke mit Rücksicht auf Linienführung und Farbengebung.

I.

In der Ausstellung gewinnt man erst nach wochenlangen, eingehenden Studien eine genauere Erkenntnis der Sachlage. Bilder, deren Ausdehnung 2—3, ja mehr als 10 Quadratmeter erreicht, ziehen durch äußere Größe und bestechende Farbengebung, durch auffallenden oder abstoßenden Inhalt rasch die Blicke auf sich. Weil sie überdies in der Mitte der Wände hängen, drücken sie weit bessere und beachtenswertere, jedoch kleinere und bescheidenere Werke in den Schatten und in den Hintergrund. Sie fesseln überdies durch aufdringliche, packende Eigenheiten die Menge jener Besucher, welche in ein paar Stunden die Front der ausgestellten Leistungen der Maler und Bildhauer abschreiten. Weiterhin erscheinen manche größere oder kleinere Werke anfangs unbedeutend, sogar lächerlich oder abschreckend, besonders hochmoderne. Man muß jedoch zugeben: „Selten wird eine ernste Arbeit talentvoller Menschen ohne jedes Verdienst, ohne jede gute Seite sein. Bei Beurteilung aller Werke, älterer wie neuerer Kunst, handelt es sich um den inneren Wert, um den oftmals nicht leicht herauszuschälenden Kern."

Wer diesen Grundsätzen entsprechend auch zu solchen Sachen zurückkehrt, welche ihm anfangs unsympathisch waren, wird nicht selten zugestehen, der erste Eindruck sei irreführend, das erste Urteil einseitig und übereilt gewesen. Beispielsweise hängen im Saale der Norweger zwölf Tafeln, worin Gerhard Munthe ein norwegisches Volkslied des 13. Jahrhunderts illustrierte. Er hat Menschen, Tiere und Pflanzen anscheinend so hölzern und eckig dargestellt, wie Kinder oder wie unzivilisierte Wilde in Peru oder Mexiko es zu tun pflegen. Man glaubt anfangs nur Entwürfe zu einem Bilderbuch für die Kleinsten zu sehen. Bei längerer Betrachtung spricht dann aber aus dem Ganzen solche technische Beherrschung der Zeichnung und Farbengebung, so viel Geist und Witz, daß man den von vielen Besuchern verspotteten Malereien seine Achtung nicht vorenthalten darf. Auch in andern Räumen zeigen hochmoderne, fremdartig anmutende Maler mit wenig Strichen und sparsam eingetragenen Farben stilvolle, inhaltsreiche Bilder. Selbst jene nicht mit Unrecht als roh, sogar als „brutal" und „gemein" bezeichneten Darstellungen von Amiet und Hodler im Saale der Schweizer sind gewiß nicht ohne Kraft, Stil und zeichnerische Vorzüge.

Am auffallendsten ist in dieser Hinsicht ein wohl in doppelter menschlicher Größe gezeichneter Engel von Jozef Mehoffer zu Krakau. Er gehört zu einer Reihe von Entwürfen für die Ausstattung der Kathedrale zu Plock. Jeder, der an die farbige Ausstattung der Wände und Fenster rheinischer oder gar italienischer Kirchen des Mittelalters gewöhnt ist, gerät in Entsetzen beim Anblick dieser Entwürfe. Nationale Kunst Polens ist da verquickt mit mittelalterlichen Erinnerungen, barbarische Buntheit und Unbeholfenheit mit hochmodernen Versuchen und zeichnerischem Können.

Abbildung 1.
Aus einem Evangeliar des Herzogs von Arenberg: Evangelist Johannes.
Brüssel. 10. Jahrhundert.

So entsteht freilich etwas noch nie Dagewesenes, aber ein für unser Gefühl unverdauliches Ganze, dem man trotzdem nach eingehender Besichtigung klare Anordnung, wirksame Zeichnung und dekoratives Geschick nicht absprechen wird. Bei Mehoffers Werken hängen im Saale der Polen einige Porträte und Kinderszenen von Stanislaw Wyspianski und Wojciech Weiß, beide in Krakau, worin mit den denkbar einfachsten Mitteln auf die anspruchsloseste Art mittels weniger Striche der Vorwurf malerisch fast erschöpft ist.

Entschiedenes Betonen der Zeichnung, des Umrisses finden wir in der Abteilung für ältere Kunst in den Miniaturen, angefangen von den auf altchristliche Vorlagen zurückgehenden, also in dem wichtigen Psalmenbuche des 10. Jahrhunderts aus Stuttgart und in Evangelistenbildern der Evangelienbücher des 10.—12. Jahrhunderts, in denen oftmals antike Vorlagen deutlich erkennbar blieben. Meisterwerke geistreicher Zeichnung sind die beiden Blätter in einer Düsseldorfer Handschrift des Rhabanus, welche den Bildern des bekannten angelsächsischen Psalters von Utrecht sehr gleichen. Das Schönste bietet in dieser Hinsicht eine Evangelienhandschrift des Herzogs von Arenberg. Professor Clemen, der tätige und kenntnisreiche Vorsitzende des Vorstandes der kunsthistorischen Abteilung der Ausstellung, sagt von ihren Bildern mit Recht, sie seien „im besten angel-

sächsischen Stile" ausgeführt. Sie bietet die Kreuzigung, die Evangelisten (Abb. 1[1]) und die Kanontafeln des Eusebius und erinnert an jene feinen, geistreichen Federzeichnungen in der englischen Abteilung der neuesten Kunstwerke. Abbildung 2 zeigt den Heiland, der, zwischen zwei Engeln stehend und dem Text des 90. Psalmes entsprechend, einen Löwen und einen Drachen zertritt. Selbst einseitig modern gebildete Augen werden kaum wagen, jene kleinen neuen Meisterwerke Englands den an tausend Jahre früher gezeichneten der Angelsachsen unbedingt vorzuziehen.

Abbildung 2.

Aus einem Evangeliar des Herzogs von Arenberg: Kanontafel. Brüssel. 10. Jahrhundert.

Nicht so geistreich, jedoch abgeklärter, ja, wenn man will, schöner sind die im Beginn des 13. Jahrhunderts im romanischen Stil ausgeführten Bilder des Goldenen Buches von Echternach zu Gotha (Abb. 3).

Stark betont sind alle Umrisse in manchen alten Malereien, ja für eigentliche Gemälde zu stark, in dem durch Freiherrn v. Heereman allgemein bekannt gewordenen sog. Antependium aus Soest, in zwei um 1425 und 1473 entstandenen Altartafeln aus Soest und in den ansprechenden Werken des in letzter Zeit berühmt gewordenen liebenswürdigen Meisters eines im Besitze des Fürsten von Wolfegg befindlichen Hausbuches. Dem Hausbuchmeister wird aber im Katalog das zart und edel aufgefaßte Bild eines Liebespaares vielleicht mit Unrecht zugeschrieben. Viel weicher sind die Umrißlinien schon in den beiden ältesten westfälischen Altartafeln aus Warendorf und Frödenberg. Letztere entstand um 1400 und erinnert sehr an die zarten Malereien des Schreines der

Abbildung 3.

Aus dem goldenen Buch der Abtei Echternach: Die Stifter der Abtei Echternach. Gotha, Herzogl. Bibl. 13. Jahrhundert.

[1] Alle in diesem Artikel gegebenen Bilder sind noch unveröffentlicht und von P. Braun aufgenommen. Se Durchlaucht der Herzog von Arenberg und die übrigen Besitzer haben die Erlaubnis zu dieser Veröffentlichung gütigst erteilt.

Klarissen, welcher jetzt den Hochaltar des Domes zu Köln ziert; erstere steht durch die Gruppe der neben dem Kreuze klagenden Frauen und durch einige Soldaten dem feinen Bildchen der Kreuzigung aus dem Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Clemens zu Aachen nahe.

Später verschwindet die scharfumrissene Silhouette, weil die malerische Auffassung mehr und mehr herrschend wird. Aber wer in den oberen Sälen die lange Reihe holländischer Landschaften, Szenen und Bildnisse mustert, findet auch dort fast immer die Einzelheiten klar und bestimmt voneinander gesondert und in fester Gestaltung gegeben. Hals wagt sogar im Bilde eines Trinkers eine fast linearisch hingestrichene Malerei und erzielt durch kühne und frische, breite und klare Pinselführung einen großartigen Eindruck.

Verschwommen und unbestimmt erscheinen dagegen viele Bilder der neueren Abteilungen. Man sollte fast meinen, dieser und jener Maler kännte nur Dämmerung und Morgengrauen, nur neblige Tage und regnerische Atmosphäre; die Natur habe höchstens bei Kristallen feste Linien, das Chaos des Urschleims sei ein Ideal der Formschönheit. Selbst die Plastik wird durch die auf verschwommene Umrisse hinsteuernde Richtung in bedenklichster Weise in die Irre geführt.

Bartholmé in Paris ist freilich ein so berühmter Meister, daß der Kritiker nur sehr vorsichtig gegen ihn sich wenden darf. Ist es aber richtig und schön, wenn in einer Gruppe Adam und Eva ihre Hände so gegen ihre Gesichter pressen, daß vom Antlitz nichts sichtbar bleibt; wenn sie ihre Arme so ineinanderschieben, daß das Auge die Arme kaum entwirren kann, wenn sie sich so fest mit Brust und Hüfte gegeneinander stemmen, daß eine trennende Linie kaum zu finden ist? Freilich ist die bei vielen neueren Plastikern hochgehaltene Regel, „jedes Loch zu füllen", alles zur festen Einheit zu sammeln, befolgt, aber leidet dadurch nicht die Schönheit der Form allzusehr?

Das Äußerste in Unterdrückung der Linie bietet Adolf Nieder in Düsseldorf. Man muß lange suchen, bis man endlich die unerfreuliche Entdeckung macht, das von ihm angekündigte Thema sei dadurch dargestellt, daß auf der verschwommen in Gips ausgeführten Gestalt eines nackten Weibes etwas wie ein Kreuz liegt, darüber allerlei wie Gewürm und zuletzt etwas wie eine große, gewaltige Kröte. Und dies unklare, unbestimmte, chaotische Machwerk soll „der Menschheit Sündenlast" sinnbilden. Welche Zuschauer und Käufer dachte sich der Künstler bei Aus-

arbeitung eines solchen Ausstellungsgegenstandes? Er hat einer Pariser Mode gehuldigt und geglaubt, durch die von manchen Modernen hochgepriesene Formlosigkeit die griechischen Plastiker antiker Zeiten zu überholen. Die Richtung jener großen Bildhauer Griechenlands, die ein Michelangelo hochhielt, und an die sich die großen Schulen der Bildhauer des 13. und 14. Jahrhunderts angeschlossen hatten, dürfte doch eher zur Darstellung des Schönen führen als solcher Amorphismus, das letzte Schoßkind der Modernen. Trotz ihrer neuesten Theorien werden in der Plastik noch mehr als in der Malerei Linien, Gestalt und Form die wichtigsten Elemente sein. Ohne sie zerrinnt das Kunstwerk, wie jedes lebendige Wesen in sich zusammensinken würde ohne Knochengerüst.

Giotto, selbst Raffael, Cornelius und Deger, die ganze Schar neuerer Kirchenmaler haben mit Recht Gewicht gelegt auf die Betonung der Kontur. Wenn nicht alles trügt, wird eine große Schar neuester Künstler sich in dieser Hinsicht den mittelalterlichen wiederum nähern. Manche Entwürfe und Malereien Steinles werden darum vielleicht erst nach Jahrzehnten gebührend gewürdigt werden.

Die Betrachtung vieler Werke der neuesten Kunst mahnt aber nicht nur, an der Methode der bis dahin von der strengeren Richtung hochgehaltenen Art der Kirchenmalerei festzuhalten, sondern auch alles daran zu setzen, um sich von der geistlosen Schablone, von der manierierten Wiederholung ausgedroschener Schemen zu befreien. Echte Gebilde christlicher Kunst wollen erfüllt sein von Geist und Leben. Erfahrene Künstler, Kenner der Anatomie und Zeichenkunst, der Verteilung und Behandlung der Farben, gießen nicht mit Unrecht Spott und Hohn aus über manche von anspruchsvollen, ungeschulten Handwerksgesellen ausgeführte Kirchenmalerei.

Die theologische Summa des hl. Thomas von Aquin ist und bleibt eines der wertvollsten und monumentalsten Werke der Gottesgelehrsamkeit, eine unerschöpfliche Bildungsquelle. Giotto ist und bleibt ein großes Vorbild, ein Bahnbrecher. Aber weder die Form des einen noch die des andern paßt für unsere Zeit, entspricht unserem Bedarf. Die große Kunst und Wissenschaft des Mittelalters müssen und wollen wir hochachten und studieren, benutzen und verwerten. Ihre Mängel, Ecken und Fehler brauchen wir darum nicht so sklavisch, ohne Geist und Selbständigkeit zu kopieren! Es wäre ein trauriger Beweis des Mangels an Verständnis und Lebenskraft, wenn jemand sich begnügte, die oft nicht fehlerlose Schale mittelalterlicher Werke zu reproduzieren und sie ohne den innig frommen Kern jener

gläubigen Zeiten als höchste Leistung neuerer christkatholischer Kunst zu preisen. Kunstlose, oft unverstandene Nachahmungen gereichen der kirchlichen Kunst nicht zur Ehre. Die Geschichte wird nach Jahrhunderten an solchen mangelhaften Gebilden, an Arbeiten von geistlosen Gesellen vorübergehen. Wir können Besseres den Nachkommen hinterlassen und Zeitgenossen durch edlere Werke erfreuen und adeln, wenn wir nur wollen — und zahlen; denn auch die Kunst geht nach Brot und sagt: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing'."

II.

Schöne Linien und Formen waren dieser Welt gegeben, bevor sie vom Licht erhellt wurde. Licht und Farben kamen, die Gestalten zu verklären; durch Licht mußten sie unsern Augen sichtbar und ansprechend gemacht werden. An Lichtwirkungen sind wir heute reicher als alle vorhergehenden Jahrhunderte. Jene Tonlämpchen, womit Römer und Griechen in Herkulanum und Pompeji durch ihre Räume schritten, die alten Christen den Weg durch die engen Gänge der Katakomben fanden, was sind sie im Vergleich zu unsern Gasflammen und Glühlampen? Aber unser Auge, das sich glanzvoller, neuer Lichtquellen erfreut, dem in der Ausstellung an vielen Abenden das glanzvollste Feuerwerk geboten wird, ist schwächer geworden. Darum erträgt es die starken Farben früherer Zeit nicht mehr; darum sieht es die Linien nicht mehr so scharf in den Gebilden der Natur. Es will festgehalten und unterhalten werden durch sanfteres und reicheres Farbenspiel. Darin will es eine Entschädigung finden für den Wegfall schärferer Umrisse. Malerische und plastische Werke der Antike und des Mittelalters erinnern an Schauspiele des Sophokles, der mit wenigen Personen und trotz mangelhafter Bühnenausstattung großartige Erregung des Geistes erzielte. Dagegen ist unsere neuere Kunst ein Spiegelbild des modernen Theaters, das fast ungezählte Scharen von Schauspielern mit feenhaftem Aufwande der Ausstattung erheischt, statt einfachen Flötenspiels ein ganzes Orchester verlangt. Es erzeugt Stimmung und erregt die Sinne, es wirkt auf das Gefühl; den Verstand behandelt es als Stiefkind. Eben weil es auf die Sinne so bestrickend wirkt, weil es so wenig Nachdenken und Geistesarbeit verlangt, ist es so beliebt und besucht. Moderne Künstler suchen sich in ihm zu bilden.

Die Freilichtmaler führten dann weiter auf der Bahn begeisterter Hochschätzung der Farbe und des Lichtes. Sie haben uns gelehrt, die

ganze Natur, Himmel und Erde, Feld und Flur anders zu betrachten. Wer sich in eine größere Zahl besserer neuerer Werke vertiefte und dann zurückkehrt ins Freie, oder auch nur aus den Fenstern eines Eisenbahnwagens die Gegenden, besonders einfachere Landschaften, z. B. in der Eifel, betrachtet, der sieht die Welt und ihre Bewohner gleichsam mit neuen Augen an. Dafür verdient die neuere Kunst Dank; in dieser Hinsicht hat sie für die Zukunft neue Grundlagen gewonnen.

Es ist also nicht zu verwundern, daß die Ausstellung viele fein „gestimmte" Landschaften bringt, daß sie die Wirkungen der aufgehenden und scheidenden Sonne so wahr zeigt, daß immer wieder Bilder dartun, wie Licht und Farben in Feld und Wald, um Häuser und Dörfer spielen. Es ist hier nicht der Ort, alle ausgestellten Meisterwerke dieser Art zu würdigen. Erwähnt seien nur einige, um zu zeigen, welche Vorwürfe neuere Meister wählen, um anzudeuten, wie sie dieselben ausführen.

Eis und Schnee, Kälte und bewölkten Himmel bieten vor allem die Dänen, Schweden und Russen, letztere in solcher Menge und in so unfertigen Farbhaufen, daß sie nicht das Gefühl der Kälte, sondern der Unlust und des Abscheues erregen. Auch Erlers „Nordland" mag gut gemacht sein, ist aber doch etwas zu leer und nichtssagend; bietet es doch kaum mehr als einen breiten Spalt in ewigem Eis und Schnee. Da sagt doch Sybergs „Winter in Schweden", worin knorrige und verschneite Eichen ihre kahlen Zweige in die kalte Luft erheben, etwas mehr. Feddersens „Winter in Nordfriesland" ist aber in einer farblosen Reproduktion, wie sie der Katalog bietet, für manche ansprechender als im Original: Ein furchtbar blauer Himmel wölbt sich über rot angestrichenen Häusern mit dunkelgrünen Dächern. Um die bunten, ein Dorf bildenden Häuser erstreckt sich eine graue, mit roten Reflexlichtern belebte Eisfläche, durch die ein gelbgrüner Weg führt und über die violette Gewitterwolken hineilen. Trotz solcher herben, übertriebenen Farben ist doch der im Schnee ausgetretene und ausgefahrene, an einer eben aufgetauten Wasserlache vorbeiführende Weg der Natur sorgsam abgelauscht.

Gut schildert van Soest zerstreute, in einer hügelig ansteigenden Heide hingelagerte Schneemassen. Wie der Winter scheidet und der Schnee schwindet, zeigen Willes „Umgebung eines Dorfes der Eifel", Kiederichs „Jagdpause" im Walde und Bechlers „Gebirgsgegend".

Dagegen paßt Bertas poesieloses und aufdringliches Funerale bianco, worin eine Reihe weiß gekleideter Mädchen die Leiche einer Gespielin durch

den Schnee begleitet, zu den andern in brutaler und sensationeller Weise hingeworfenen großen Stücken in dem den Schweizern eingeräumten Anbaue des Kunstpalastes.

Den im März geführten Streit zwischen Winter und Frühling ersieht man aus Hüntens „Märzmorgen" und aus Wanslebens „Märzschauern", des „Frühlings Sieg" aus Monets Bild.

„Frühlingszauber" nennt Macco ein Gemälde, worin der Wind die Gipfel mehrerer hochaufwachsender Zypressen beugt. Sie stehen in einsamer Landschaft neben einem Grabesbau, vor dem Scharen roter Blumen ihre Kelche öffnen. Die im Katalog zu diesem Bilde gegebene Illustration hat freilich von diesem Zauber so wenig bewahrt, daß nur schwarze Flecken blieben. „Sonnenschein und Schatten" gibt uns Walton, den von der „Nachmittagssonne" auf ein Feld geworfenen Schatten einer Baumreihe Ackermann, einen „sonnigen Abend" in einfacher Landschaft Kayser.

Fein empfunden ist Marrs für sein Thema freilich viel zu großes, aber fleißig gemaltes Bild „Im stillen Winkel". In einem Nachen sitzt in Lebensgröße eine in ihr Buch vertiefte junge Dame. Die scheidende Sonne vergoldet ihre rechte Wange und Schulter, ihr Ruder und den Nachen. Der weite Hintergrund wird von einer durch die Strahlen leicht erhellten, hohen Wasserfläche gefüllt und oben vom Waldessaume abgeschlossen, während zur Seite leichter Wind der scheidenden Sonne entgegeneilt und das Schilf etwas beugt. Klein und unbedeutend ist diesem Bilde gegenüber das Meer in Schlichtings Gemälde „Ein trüber Tag": Eine Dame steht am Ufer, ist aber so groß, daß ihr Hut oben an den Rahmen stößt, ja in ihn hineingeht. Sie betrachtet das Meer, dessen Farbe durch ihr Kleid übertönt wird. Doch muß man anerkennen, daß die Ausführung fein und die Luft duftig abgestimmt ist. Eine von Schram ans Ufer des Meeres gestellte Dame weiß nichts Besseres zu tun, als ihren Überzieher anzulegen, das aber kostet ihr viele Mühe und will nicht gelingen.

„Abenddämmerung" erfüllt bei Lasch den Saum eines Waldes, in den ein Weg über eine leichte, aus Holz gebaute Brücke führt. Tiefe Schatten des Abends legt Hambücher über einen „Fischerhafen", Binnen über die einsame „Weide einer Kuh", Achen über die Ufer des „Haldsees in Dänemark".

Viel bewundert wird mit Recht Baertsoens „Flämisches Dorf": Arme, weiß angestrichene Häuschen mit roten, von hellen Strahlen der Abendsonne hie und da heller erleuchteten, ja erglänzenden Dachpfannen bilden

einen Platz, auf dem eine Mutter steht mit spielenden Kindern, während eine alte Frau, müde und gebückt, von der Arbeit heimkehrt. Alles ist überaus anspruchslos und wahr. Man vergißt den Künstler und glaubt von der Wirklichkeit erfaßt zu sein.

In herbstliche Stimmung versetzen Darnaut, Feddersen, Hardt, Jernberg, Lessing, Wansleben u. a.

Wie das Land, so wird das Meer verschiedenartig gezeigt, hier mit ruhigen Wogen, dort in aufgeregtem Wellenschlag oder sogar im Sturme, in dieser oder jener Beleuchtung und mit wechselnden Ufern, belebt mit Fischerbooten und Tauholern, mit allerlei Strandbevölkerung, ärmerer und reicherer. In außerordentlich feinen Bildchen der Italiener verleiht das klare Sonnenlicht der weiten Wasserfläche immer neue Anziehung. In einigen fließt das Wasser der See mit den eilenden Wolken in der feinsten Art zusammen. Überaus zart ist Sartorellis „Lido bei Venedig", sehr schön Segantinis „Ave Maria". Eben ging die Sonne unter. Ihre Strahlen beherrschen noch von einem Punkte aus Himmel und Wasser, vor ihm gleitet ein mit Schafen gefülltes Schiff über die ruhige See dem fernen Ufer zu.

Grob, fast barbarisch treten solchen Meisterwerken andere Bilder gegenüber, auf denen Haufen blauer, gelber und grauer Farben verschmiert sind, um einige Baumstämme und ein Stückchen Ufer anzudeuten, wie z. B. in Kreyssigs „Weiher", oder auf deren Leinwand unruhige Farbflecken in schillerndem Durcheinander herumgestreut sind, um zu zeigen, wie glitzernde Lichter in welligem Wasser tanzen, z. B. bei Dirks „Alte Hafenstadt" sowie bei Hermanns „Im Hafen" und „Am Fischmarkt zu Dordrecht". Um wie viel schöner ist des letzteren „Hochaltar im Dome zu Xanten".

Andere Meister, besonders Thoma, haben sich in Blau verliebt und füllen ihre Rahmen mit Ultramarin, ohne ernstlich zu fragen, was maßvolle Wiedergabe der Natur, Gegenstand oder Stil verlangen oder erlauben. Wenn der alte Reichensperger die französische, „bei der Badeanstalt" sich abspielende, von Renoir nur durch bunte Farbenflecke skizzierte Szene gesehen hätte, würde er ausgerufen haben: „Schrecklich!" Kaum minder schrecklich ist Hornels „kleine Lady", etwas weniger buntscheckig Dirks' „Schleuse". Was für Augen haben Leute, welche die Natur so sehen, welche solche Bilder schön finden? Sie erinnern an Freunde der Musik, welche das Wirbeln der Trommeln und den grellen Schall der großen Trompeten weit über die auf feinen Klavieren oder Violinen gespielten

Symphonien stellen, also volle Regimentsmusik als Ideal harmonischer Melodien behandeln. Der Geschmack der Menschen ist eben verschieden, weil nicht alle gleiche Ohren oder Augen, einige für feinere Bildung weniger Geschmack haben.

Freude am Wechsel der Farben, am Spiel des Lichtes tritt in allen neueren Ausstellungen allzu oft in ungesunder Übertreibung als Modekrankheit hervor und überschreitet die vernünftigen Schranken. Ungewöhnliche, unschöne Farbenverteilung, harte Reflexe werden immer häufiger in unfertigen, skizzenartigen, unsaubern Bildern vorgeführt. Was ist unter den materiellen Dingen feiner als das Licht, was aber gröber als manche Bilder, deren Meister ihre eigenartigen, oft mit schwachen oder abnormen Augen gesammelten Erfahrungen bei Beobachtung der Farbenwirkungen festlegen und dem Beschauer zeigen wollen? Sie mögen für ihre Person durch ihre Farbenflecken erinnert werden an lebensvolle Lichterscheinungen, andere aber fühlen sich abgestoßen durch jene, scheinbar ohne Ordnung, ohne Grund oder Regel roh nebeneinander gesetzten grünen, roten und gelben Farbmassen. Von vielen Besuchern werden letztere bezeichnet als „schmutzige Kleckse", nicht als „farbenreiche Lichtbilder". Es ist überaus merkwürdig, wie verschiedenartig Gemälde dieser Art auf die Zuschauer wirken. Ein in bläulichen Tönen von Curt Herrmann gemaltes „Stillleben", das einen Tisch zeigt, worauf eine Schale neben einem Glas mit Blumen steht, habe ich in der Ausstellung längere Zeit mit einem Herrn betrachtet. Wir konnten nicht einig werden im Urteil. Ich nahm meine schärfere Brille ab, die mir in dem pointillierten, durch vielerlei Farbflecken hergestellten Hintergrunde immer nur roh nebeneinandergesetzte, verschiedenfarbige dicke Punkte zeigte, setzte eine schwächere Brille auf — und das Bild gewann eine neue Gestalt. Es wurde duftig, zeigte feine, nebelartige Farbenübergänge und verdiente Lob. Dieser Versuch bewies von neuem, daß Verschiedenheit der Beurteilung einzelner Bilder weit mehr, als viele ahnen, von der Beschaffenheit der Sehkraft abhängt.

Wären die Herren Künstler geneigt, sich herabzulassen, an ihre weitere Umgebung zu denken, sich nicht nur nach ihren Freunden und Bewunderern zu richten, wollten sie gnädigst ein bißchen weniger für sich und etwas mehr für das Publikum arbeiten, so würden manche Bilder nicht entstehen, jedenfalls nicht ausgestellt werden.

Die Forderung, Licht und Farbe sollten immer und überall der Linie, der Form und Gestalt dienen, ist so tief begründet im Wesen

der darzustellenden Dinge, daß sie nie ohne Nachteil außer acht gelassen wird. Diese oder jene grob und rasch heruntergemalten und hingestrichenen Farbenexperimente, einige durch Zufall erreichten eigentümlichen Farbenwirkungen mögen Kennern Bewunderung abnötigen wegen der geschickten Mache. Bravourstücke mögen sie sein, bleiben aber trotzdem Versuche, Anfänge; sie stehen tief unter dem Niveau von Leistungen vollendeter Kunstwerke, die auch noch nach Jahrhunderten geachtet sein werden, die man Jahrzehnte lang gerne im Zimmer vor sich sieht als traute Freunde.

Abbildung 4.
Aus einem Evangeliar des Stiftes St Gereon in Köln: Evangelist Lukas.
Köln, Archiv. 11. Jahrhundert.

„Stimmung" haben auch alte Meister durch ihre Farbengebung gesucht und erreicht, ohne die Zeichnung zu vernachlässigen und zu verderben. In dieser Hinsicht ist das Studium der in den Glasschränken der Ausstellung gesammelten, bis an tausend Jahre alten Handschriften sehr lehrreich. Mehrere Evangelistenbilder einer im 10. und 11. Jahrhundert blühenden kölnischen Schule zeigen neben guter Zeichnung hohe koloristische Vorzüge, wodurch sie den besten modernen Leistungen sich nähern. Sie sind unter Benutzung karolingischer Vorlagen frei weiterentwickelt, trefflich gezeichnet, breit und malerisch angelegt, in graugrünen, sehr einheitlich gestimmten Farben gehalten, durch etwas Gold bereichert, im Hintergrund aber durch leicht angedeutete Pflanzen oder wolkige Gebilde belebt. (Nr 517 528 [vgl. Abb. 4] 529 u. 635.)

Eine weit weniger entwickelte Empfindung für feinere Farbenstimmung herrscht in der wohl von Italien aus über die Reichenau nach Echternach und in andere einstweilen noch unbekannte Klosterschulen verbreitete Malart des 10. und 11. Jahrhunderts (Nr 516 518 519 520 521 526). Die Miniaturen dieser Richtung zeichnen sich aus durch überaus reinliche Ausführung mittels milchartig fließender Farben, fleißige

und treue Arbeit, Kühnheit bei Verwendung starker Farbtöne, die dann aber doch so geschickt einander gegenübergestellt werden, daß nie buntscheckige Flächen, sondern immer farbenreiche Harmonien das Auge erfreuen durch vornehme Pracht. Daß im sonnigen Italien eine solche Schule entstand, daß sie in der Reichenau heranwuchs, wo lichter Sonnenschein rings um die Insel im Bodensee sich spiegelte, daß sie am reichen, mit Goldarbeiten und Seidenstoffen des byzantinischen Reiches versehenen Hofe der Ottonen und ihrer nächsten Nachfolger begeisterte Förderung fand, ist leicht verständlich. Daß ihr, wie es scheint, in Trier, sicher aber in Echternach ein neues Heim bereitet wurde, ist um so auffallender, weil doch Echternach und Trier damals weit mehr als heute von Wäldern umgeben waren und eine weniger durchsichtige Atmosphäre hatten. Die Erfindungsgabe ist freilich in der Schule auf der Reichenau wie im Trierischen nicht groß und die subjektive Eigenart der verschiedenen Künstler tritt sehr wenig hervor. Sie sind aber streng geschulte und geleitete Glieder eines lebenskräftigen Zweiges des großen Benediktinerordens.

Neue Versuche bringen die Miniaturen des 14. und 15. Jahrhunderts. Rot, Blau und Gold treten energischer, in größeren Flächen und ungemischter einander gegenüber. Die scharfe Gliederung der gotischen Architektur tut sich in der Zeichnung und Farbenverteilung kund. Die Buchmaler dieser Zeit gliedern sich für Stil, Zeichnung und Inhalt in die Ausstattung einer mit Fenstermalerei und polychromierten Altären reich versehenen Kirche ein. Ihre Gebilde können sogar mit Rücksicht auf ihre architektonischen Umrahmungen fast als Teile eines solchen reich ausgemalten Gotteshauses bezeichnet werden.

Zarter wird die Abstufung der Farben in den Miniaturen des 15. Jahrhunderts, besonders in dessen zweiter Hälfte. Die kölnischen, mit einer Lupe vollendeten Malereien in dem wunderbar feinen kleinen Gebetbuch des Fürsten Salm (Nr 566), das wir in einem andern Artikel eingehender behandeln werden, und das einem ebenso kleinen Büchlein der Darmstadter Bibliothek nahe verwandt ist, sowie die in dem Missale der Kleve Hofkapelle (Nr 569) stammen aus derselben Schule wie die großartigen Schöpfungen des Meisters des Kölner Dombildes.

Flämische Künstler, besonders die Werkstätten von Brügge überholten gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Meister von Köln und nahmen sie ins Schlepptau. Es fehlte in Köln nicht an Versuchen, sich von dem machtvollen Einfluß der Niederländer zu befreien. So finden wir

dort eine Sezession, welche nach allen Seiten hin auszuweichen versucht. Ins Genrehafte gerät sie besonders durch den Meister der Bilder des Todes Mariä zu Köln und München. Ja sie wagt in der Richtung des sog. Meisters von Severin in Farbe und Gesichtstypen, sogar gleich Vertretern der heutigen Sezession, das Häßliche und Unharmonische als Ideal zu verfolgen. Erst durch Bruyn wird alles wiederum in ein ruhiges, etwas akademisches Fahrwasser gelenkt. Die Schule von Köln verschwindet dann aber, wie Kölns stolzer Rhein in den Niederlanden im Sande zerrinnt. Alle diese Tatsachen sind zwar bekannt, werden aber durch die Ausstellung in neuer Beleuchtung gezeigt und tiefer begründet.

Rembrandts Ruhm glänzt heute so sehr und herrscht in der Ausstellung so stark inmitten der Reihe niederländischer Gemälde, daß es überflüssig ist, auf diesen Meister der Farbe näher einzugehen. Aber die Wahrnehmung drängt sich auf, daß auch für die Farben alle alten Gemälde, gleich den Miniaturen, sich nicht nur der Zeichnung sondern auch dem Stile nach ihrer Zeit und der Art ihrer Umgebung enge anschließen. Wie Bilder des 14. und 15. Jahrhunderts nur in gotischen, mit sehr farbigen Fenstern versehenen Gotteshäusern zur vollen Wirkung kommen, wie Bilder der Zeit um 1500 Kirchen verlangen, deren Fenster weniger starke Töne haben, also das einfallende Licht nicht zu viel färben, so passen holländische Gemälde doch nur in behaglich eingerichtete, nicht zu stark erleuchtete Räume. Die mit Oberlicht versehenen, mit grellen Sonnenstrahlen gefüllten Abteilungen der Ausstellung geben allen Werken der verschiedenen Schulen und Zeiten dasselbe Licht, bringen sie dadurch unter einen Hut, der ihnen nicht paßt, in eine Uniformierung, die ihnen schadet.

Die schönen, vor einigen Jahren durch Kühlen herausgegebenen Malereien des Kalkarer Hochaltars, fast die besten Leistungen mittelalterlicher Kunst in der Ausstellung, verlieren viel durch ihre Stellung in freiem Oberlicht und durch ihre Trennung von den in Holzfarben belassenen Schnitzereien des Mittelstückes. Nur die dämmerige Helle des Kalkarer Chors und der dunkle Ton jener trefflichen Bildhauerarbeiten läßt erkennen, warum Jan Joest für seine Malereien solche Farben wählte und braunrote Töne bevorzugte. Die von ihm in die neutestamentlichen Szenen hineingebrachten Porträte Kalkarer Bürger und die dort gemalten Ansichten Kalkarer Bauten und Bäume passen zu den Sälen der Kunstausstellung und zu vielen ihrer Besucher so wenig, als exotische Pflanzen und merkwürdig gebildete Kakteen in den Treibhäusern der Gartenausstellung heimisch sind.

Noch unharmonischer wirkt die hoch auf einer weißen romanischen Bogenstellung schwebende Altartafel aus Dortmund. Ihre Flügel zeigen die heilige Sippe und die Anbetung der Könige, die Mitte schildert die Kreuzigung. Sie wurde von den Gebrüdern Dünwegge 1521 für das Chor der Dominikaner gemalt. Um die Besteller zu ehren und weil die Chorstühle durch die weiß und schwarz gekleideten Mönche gefüllt waren, gaben die Künstler vielen Personen, welche sie in ihrem Gemälde darzustellen hatten, selbst der Gottesmutter, Gewänder von der Farbe des Dominikanerhabits. Nur zum Chore jener Dortmunder Kirche paßt die Farbengebung, stimmt der im Bilde herrschende Ton.

Dagegen sind alle in der neueren Abteilung hängenden Gemälde in lichten Ateliers oder gar im Freien gemalt. Sie vertragen sich darum weit besser mit der dort herrschenden Beleuchtung. Aber auch bei ihnen bleibt stets festzuhalten, daß die einen im nebligen England, die andern im sonnigen Italien, diese im kalten Norden, jene im gemäßigten Deutschland, in Wien, München oder Berlin geschaffen sind.

Die Gesetze der Harmonie in Linienführung und Farbengebung bleiben immer und überall dieselben, die Art der Anwendung wechselt im Laufe der Jahrhunderte und je nach der Art der Länder und ihrer Bewohner. Das Neue, welches unsere Zeit gefunden hat, ist eine erweiterte Erkenntnis ihrer Grundlagen und ihrer Ausdehnung. Aber trotz aller neuen Einsicht bleiben wir ihnen untertan, und wo die Kunst sie nicht achtet, gerät sie auf Irrwege. **Stephan Beissel** S. J.

Savigny und die Dinge in Bayern.

Aus dem gehaltvollen Briefwechsel des gefeierten Berliner Rechtslehrers mit dem Geh. Ober-Medizinalrat v. Ringseis in München ist bei einer früheren Veröffentlichung in diesen Blättern[1] dasjenige herausgehoben worden, was zunächst und unmittelbar auf die religiöse Frage Bezug nahm. Wohl die Hälfte der langen Briefreihe konnte hierfür nicht in

[1] Vgl. Friedrich Karl von Savigny als Ireniker LXVI 33 f 165 f 307 f.

Betracht kommen, und doch enthalten auch die Briefe nach dem Jahre 1821 noch manches, was teils für die Person teils für die Lebensanschauungen des großen Klassikers der Rechtsgelehrsamkeit von Wert ist und auf die ihn umgebenden Verhältnisse der Zeit manch klärenden Lichtstrahl fallen läßt. Es will bedünken, als könnte all dieses Wichtigere an Gehalt zusammengefaßt werden unter dem Gesichtspunkte von Savignys Stellungnahme zu den sich noch in stetem Fluß befindenden Verhältnissen in Bayern. Vieles in diesen vertraulichen Auslassungen erscheint freilich als Reflex dessen, was Ringseis aus München nach Berlin geschrieben hatte. Allein nicht nur pflegte Savigny in allem sich große Selbständigkeit des Urteils zu wahren, er blieb auch für die Kenntnis der Dinge keineswegs ausschließlich auf die Briefe des Freundes angewiesen. Er stand in gelegentlichem brieflichen Austausch mit mehreren angesehenen Juristen jenes Landes, um anderer dort weilender Freunde wie Sailer, Görres, Klemens Brentano zu geschweigen, und seine amtliche Stellung in Berlin war eine derartige, daß sie ihn wohl in den Stand setzte, über die öffentlichen Angelegenheiten in den Bundesstaaten ein Genaueres mit voller Sicherheit zu erfahren.

Savigny hatte 1808—1810 als Rechtslehrer an der Universität Landshut in sehr ehrenvoller Stellung gewirkt und war mit dem Titel eines Königl. bayrischen Hofrates ausgezeichnet worden. Zahlreiche begeisterte Schüler hatten sich dort um ihn geschart, und in einem Kreise trefflicher Freunde war er heimisch geworden. Die Landshuter Zeit blieb dem großen Gelehrten stets ein Lichtpunkt in der Erinnerung, und er bewahrte dem ganzen Staate Bayern ein treues, liebevolles Andenken. Außerordentlich groß war die Zahl persönlicher Bekannten, die er dort zurückgelassen hatte, namentlich in den Kreisen der Hochschulprofessoren und des höheren Beamtentums. Als an besonders werte Freunde schickt er 1834 Grüße für die Fachgenossen Puchta und Schmidtlein, und als an Geistesverwandte in anderer Beziehung für Schelling und Schubert. Persönlich nahestehend erscheinen nach Ringseis selbst Max Prokop Freiherr v. Freyberg und Karl Freiherr v. Gumppenberg; sie gingen allen andern voran.

Diese Anhänglichkeit an das Land und das warme Interesse für dortige Freunde und Bekannte kam schon in den früher veröffentlichten Briefen Savignys an Ringseis immer wieder ungesucht zum Durchbruch. Hinter dem Ernst und der Größe der dort besprochenen Fragen mußte aber ein solches mehr persönliches Moment naturgemäß stark zurücktreten.

Nach 1822 werden jedoch solche Fragen nur ausnahmsweise noch und nur ganz sachte gestreift. Den beiden vielgeschäftigen Männern bleibt nicht mehr die Muße dazu; auch haben ihre Anschauungen nach entgegengesetzten Richtungen hin sich ausgewachsen und befestigt. Im Religiösen findet man nicht mehr den gemeinsamen Boden, und prinzipielle Erörterungen, wenn sie noch zuweilen sich hervorwagen, verpflanzen sich jetzt wie von selbst mehr auf das politische Gebiet. Im ganzen tritt das rein persönliche, freundschaftliche Interesse seit 1822 in den Vordergrund des gegenseitigen Austausches. Eben deshalb ist auch bei der Mitteilung ein größerer Teil als früher, weil der Alltäglichkeit angehörend, ausgeschieden worden. Nur der Rahmen des Briefes und das, was wirklich Wert hat, sollte beibehalten werden.

Wiesbaden, 28. Juli 1825.

Mein lieber teurer Freund! Ihre zwei hierher gerichteten Briefe haben mir durch die mannigfaltigen Zeichen liebevoller Teilnahme, die sie enthalten, gar große Freude gemacht. Insbesondere danke ich Ihnen herzlich dafür, daß Sie mir so bald wieder eine Beruhigung über unseres edlen Sailers Zustand[1] gegeben haben. Auch Ihre sinnvollen Anweisungen zur Reise nach Italien sollen dankbar benutzt werden, wenn anders mir der Himmel diesen alten Wunsch meines Herzens gewährt. Kommt es dahin, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ich über Tirol und München zurückgehe, wo ich mich kindisch darauf freue, Sie und andere alten Freunde wieder zu sehen. Ob es geht, weiß ich noch nicht, da der Verlauf und Ausgang der Badekur (die sich bis jetzt zwar ganz gut anläßt) nicht in unserer Hand steht.

Wenn es gelingt, so viele Zeit zur Reise zu gewinnen, so komme ich wahrscheinlich um die Mitte des Oktobers durch München. Dann wollen wir auch über Ihre Universität[2] sprechen, deren Schicksal mir gar sehr am Herzen liegt,

---

[1] Sailer war in den letzten Monaten 1824 und im Frühjahr 1825 der Gegenstand heftiger Zeitungsangriffe gewesen; 1825 wurde er vom Papste zum Dompropst von Regensburg ernannt. Von einer ernsteren Krankheit um diese Zeit ist nichts berichtet.

[2] Die Universität war noch immer in Landshut, wohin sie von Ingolstadt aus verlegt worden war. Erst im folgenden Jahre 1826 wurde sie nach München verpflanzt, was Savigny früher 1815 so bestimmt widerraten hatte (vgl. diese Zeitschrift LXVI 37). Manche interessante Urteile über diese Universität, ihre Einrichtungen und Persönlichkeiten sind in den Briefen niedergelegt, welche Savigny noch von Landshut aus 1808—1810 an seine Marburger Freunde gerichtet hat. (Mitgeteilt bei Enneccerus, Friedrich Karl v. Savigny 57—62.) Bedeutungsvoll schreibt er an den reformierten Pastor Bang am 25. September 1809: „Das Beste, ja das einzig Gute, was von Anstalt und Einrichtung hier ist, liegt in den Resten der alten geistlichen Verfassung. Davon, ich meine von den eigentümlichen Verhält-

und auf die ich leider nun schon längst nur mit Betrübnis hinsehe. Es ist ein schmerzlicher Anblick, daß bei den edelsten geistigen Kräften und bei gutem Willen der Regierung Ihre Universitäten immer mehr in gründlichen Verfall geraten. Das Rohr mit dem Bild von Christian[1] ist Frau von Arnim[2] richtig eingehändigt worden.

Leben Sie wohl, mein teuerster Freund, und bleiben Sie uns gut. Ihr Andenken lebt unverändert bei alt und jung in meinem Hause fort, wie das Andenken eines nahen Verwandten. Von Herzen Ihr Savigny.

Berlin, 14. Juli 1826.

Mein teurer Freund! Ihren Brief habe ich deswegen nicht früher beantwortet, weil ich abwarten wollte, zu welchen Maßregeln mich der sehr schlechte Zustand meiner Gesundheit nötigen würde. Was nun in dieser Hinsicht beschlossen ist und in den nächsten Tagen ausgeführt wird, erfahren Sie durch den einliegenden Brief.

Mit welcher Liebe und Dankbarkeit ich Ihrem herrlichen Vaterland zugetan bin, wissen Sie. Sie wissen auch, daß ich mit feurigem Herzen an den neuen Hoffnungen teilnehme, welche diesem Ihrem Vaterland durch Ihren edlen König erblühen[3]. Sie können daher nicht im Zweifel darüber sein, daß ich mich durch

---

nissen der katholischen Geistlichkeit, ihrer Erziehung und Bildung haben wir andern gar keinen Begriff, und es ist etwas in seiner Art ebenso Vortreffliches und Herrliches als das ganz verschiedene Wesen unserer Universitäten. Aber freilich sind es nur noch Reste; mit plumpen Händen haben die Regierenden das herrliche Werk gebrochen, unfähig an seiner Stelle etwas Treffliches von dieser oder anderer Art zu bilden. Ich habe darüber einmal mehr an den Magister [Professor Creuzer in Marburg] geschrieben; laßt Euch den Brief gelegentlich geben; es wird Euch darin deutlicher werden. Ich muß sagen, was mir neulich der alte Jacobi sagte: wenn mich etwas katholisch machen könnte, so wären es diese geistlichen Professoren (Sailer vor allen) und ihr Verhältnis zueinander und zu ihren Jüngern."

[1] Christian Brentano, damals in Rom, wo Ringseis noch im Sommer 1824 viel mit ihm zusammen war (vgl. Erinnerungen II 160).

[2] Es ist hier eine der äußerst seltenen Spuren von näheren Beziehungen zwischen Bettina und ihrem Bruder Christian Brentano. Auch Bettinas Gatte war auf Christian nicht gut zu sprechen (Steig, Achim v. Arnim I 291). Demungeachtet blieb auch später noch ein verwandtschaftlicher Verkehr, z. B. kam in den vierziger Jahren Bettinas Tochter Gisel v. Arnim nach Aschaffenburg zu Besuch.

[3] König Max I. von Bayern war in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1825 einem Schlagfluß erlegen, und Ludwig I. hatte die Regierung angetreten. Eine der ersten größeren Angelegenheiten, welche den neuen König beschäftigten, war die Verlegung der Universität von Landshut nach München, ihre Wiedererhebung durch neue ansehnliche Berufungen und die Erhaltung eines vorherrschend christlichen Geistes. Ringseis' Wort war bei der Angelegenheit von großem Einfluß, und der König bediente sich mehrfach seiner Vermittlung. So auch in Bezug auf Savigny (vgl. Ringseis, Erinnerungen II 229).

Ihren Antrag[1] sehr geehrt und erfreut fühlen mußte. Auf der andern Seite bin ich hier im Besitz eines mannigfaltig ausgebreiteten Wirkungskreises. Liebe und Zutrauen sind mir von vielen Seiten entgegengekommen und haben mich dem Lande und dem Orte eng verknüpft. Meine ökonomische Lage endlich ist hier eine solche, daß wohl jede Veränderung mit bedeutenden Aufopferungen verbunden sein würde. Was mich unter diesen Umständen dennoch zu einem solchen Entschluß bestimmen könnte, wäre etwa die Aussicht auf einen Wirkungskreis, welcher meinen Kräften und Neigungen vollständiger als mein gegenwärtiger angemessen wäre. Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß ein vorherrschender Gedanke meines wissenschaftlichen und Geschäftslebens dahin geht, das Recht sei nicht sowohl durch Gesetze in einen trefflichen Zustand zu bringen, als vielmehr durch innige Wechselwirkung zwischen der Wissenschaft und der Ausübung und durch eine hierauf zu richtende planmäßige Ausbildung des Juristenstandes. In Ihrem Vaterlande, wo bis jetzt ein Gesetzbuch noch nicht erschienen ist, und wo die Hauptlehranstalt neu belebt werden soll, wäre für diesen Zweck viel zu tun, und wenn ich mir irgend einen inneren Beruf zutrauen darf, so ist es gerade für die Förderung dieses Zweckes. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie veranlassen wollten, daß einer unserer Freunde (etwa Gumppenberg) mich unterrichtete, in welcher Lage gegenwärtig die (vorlängst angeordnete) Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches in Bayern ist, und was man von dem ferneren Gang dieses Geschäfts erwartet. Die Sache interessiert mich ungemein, auch abgesehen von meinem persönlichen Verhältnis zu derselben. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, wenn ich auf einen Mann aufmerksam mache, der Ihrer neuen Universität überhaupt und besonders in der oben erwähnten Rücksicht großen Gewinn bringen würde. Es ist der Hofrat Eichhorn in Göttingen. Als Lehrer und Schriftsteller hat er einen so glänzenden Namen, daß er meines Zeugnisses wahrlich nicht bedarf, aber ich weiß keinen in meiner Wissenschaft, mit welchem ich lieber gemeinschaftlich arbeiten möchte, und keinen, dem ich mehr Kräfte zur Förderung des oben angedeuteten Zweckes zutrauen könnte.

Allerdings habe ich hier einige Unentschiedenheit an den Tag gelegt und zugleich den Wunsch geäußert, daß eine genauere faktische Kenntnis mir zu Hilfe kommen möchte. Jedoch ist diese Ungewißheit für die nächste Zeit keineswegs vorhanden. Denn meine Gesundheit macht es mir ganz unmöglich, vor dem nächsten Sommer wieder in Geschäfte einzutreten, und da es sogar noch ungewiß ist, ob ich zur Fortsetzung meiner gewohnten Berufstätigkeit wieder fähig sein werde, so würde es der größte Leichtsinn sein, neue und weit aussehende Verpflichtungen in diesem Zustande übernehmen zu wollen. Wird also, was sehr möglich ist, eine schleunige, bestimmte Antwort von mir verlangt, so versteht es sich von selbst, daß diese nur ablehnend sein kann. Aber auch in diesem Fall soll mich nichts abhalten, an dem Schicksal der neuen Anstalt den lebhaftesten Anteil zu nehmen.

[1] Im Auftrag des Königs hatte ihm Ringseis einen Ruf an die Münchener Universität angetragen.

Ich bitte Sie, Ihre liebe treffliche Frau und unsere gemeinschaftlichen Freunde, besonders Herrn v. Schenk [1], auf das herzlichste von mir zu grüßen. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, so erreicht mich derselbe bis zur Mitte des August in Karlsbad, von Anfang Oktober unter der Adresse des Legationsrats Bunsen in Rom. Von ganzem Herzen Ihr treuer Freund.

Lieber Freund! Ich füge zu Savignys Brief folgende Bitte hinzu [2]: sprechen Sie so wenig wie möglich von dieser Sache. Man ist hier sogleich von allem unterrichtet, und dieses ist unangenehm in der Lage, in welcher wir sind. So viele Freunde, die dem Savigny wohlwollen, sind allarmiert, und schon geht das Gerücht, Savigny verlasse auf immer Berlin. Und wahrlich, ich habe es empfunden, daß Savigny Freunde hier hat und eine allgemeine Achtung genießt, die ich nicht unnütz verletzen möchte. Er ist jetzt recht leidend; ich folge ihm nach Karlsbad und werde ihn weiter begleiten, wenn er es bedarf, sonst kehre ich zu meinen Kindern zurück, die in Frankfurt sind, und zähle mit ihnen die Tage, bis wir uns wieder alle in Berlin vereinigen werden. Er ist mir Heimat, wo er auch ist; und sollte ich mich seiner Gesundheit wegen in ganz andere Gegenden zurückziehen müssen, es würde mich nicht unglücklich machen [3], obwohl ich in Berlin viel Gutes empfangen habe und noch empfange.

Leid hat es mir getan, daß ich nicht mit ihm in München war voriges Jahr [4], wo ihm unter Euch recht wohl geworden ist. Wie gerne hätte ich auch Ihre liebe Frau kennen gelernt, von der mir Vater und Tochter so viel Herzliches und Gutes erzählten! Ich bitte Sie, ihr zu sagen, wie ich ihr immer schon gut war um unseres alten Freundes willen, nun aber um ihrer selbst willen, da ich höre, wie sie ihn glücklich macht und seine Liebe verdient.

Grüßen Sie auch alle übrigen Freunde recht herzlich von mir

G. v. Savigny.

Castellammare bei Neapel, 28. Juli 1827.

Liebe Friederike! Ihren letzten lieben Brief hatte ich dem Vater nach Neapel nachgeschickt [5]; er bekam ihn gerade, als er sehr leidend war, antwortete nicht darauf,

---

[1] Eduard v. Schenk (vgl. diese Zeitschr. LXVI 169 A. 2), damals noch nicht Minister, aber Vorsitzender der Kommission für die Neugestaltung der Universität.

[2] Die Zeilen von Frau Gunda v. S. sind dem Briefe vom 14. Juli 1826 beigelegt.

[3] Bezeichnend für das herzliche Familienleben nach fast 24 Jahren der Ehe.

[4] Savigny, der in Wiesbaden die Kur brauchte, wollte auf der Rückreise Mitte Oktober 1825 durch München kommen (vgl. oben S. 3).

[5] Der Brief ist von Savignys damals 23jähriger Tochter Bettina an Frau Obermedizinalrat Ringseis, geb. Friederike v. Hartmann. Sowohl Savigny wie Ringseis bedienten sich zuweilen der Hilfe ihrer Damen, um den brieflichen Verkehr aufrecht zu erhalten. Der sehr ausführliche Brief erzählt von Erlebnissen und interessanten Bekanntschaften in Italien, namentlich aber von den vielfältigen Körperleiden, von welchen die sämtlichen Mitglieder der Familie heimgesucht waren. Herr v. Savigny, der schon seit Herbst 1826 mit der gesamten Familie in Italien

und als ich ihn bei meiner Ankunft fragte, sagte er, daß ich wiederholen solle, was ich schon einmal schrieb, daß er, so lange seine Gesundheit nicht befestigt, unmöglich etwas über sein künftiges Leben entscheiden könne. Jemand, der sich zu schwach und angegriffen fühle, seinen ihm bekannten und gewohnten Geschäften vorzustehen, müßte sich ja ein Gewissen daraus machen, in einem solchen Zustand neue Verbindlichkeiten einzugehen. Daß ihm das dadurch ausgesprochene Vertrauen Ihres trefflichen Königs, vor dem er die größte Verehrung und Achtung hat, ungemein Freude machte, brauche ich wohl nicht zu sagen; ebensowenig, daß ihm die Liebe so mancher Freunde und namentlich die vom lieben Ringseis, die ihm bei dieser Gelegenheit ausgesprochen wurde, gar sehr erquickend und wohltuend gewesen. Ihr Vaterland steht ihm auch nicht wie ein fremdes Land, sondern wie eine zweite Heimat vor der Seele, und alles, was er von dort hört, hat das lebhafteste Interesse für ihn.

Das kurze Erscheinen Ihres Königs in Rom [1] hat allgemeine Freude erregt, dadurch aber, daß es so kurz war, auch vielen leid getan, die ihn gerne länger unter sich gehabt. Wir kamen, als er eben die Ausstellung verließ, dorthin, fanden die Künstler noch alle in voller Begeisterung über seine erstaunende Freundlichkeit und Herablassung und sämtlich wünschend, daß er bald und auf längere Zeit zurückkehre, was er ihnen sogar versprochen hat. Der arme Overbeck, nachdem er dem König aufgewartet, mußte er sich legen und hatte acht Tage das Fieber sehr heftig, so daß er auf einige Zeit nach Viterbo reiste. . . .

Die von Ihnen angekündigte neue Aufforderung durch Schenk [2] ist übrigens noch nicht angelangt. Bis Ende August bleiben wir in Neapel. . . . Anfang Oktober wollen wir in Berlin sein.

Berlin, 30. Juli 1828.

Mein teurer alter Freund! Es ist nun schon sehr lange, daß Sie nichts von mir gehört haben, und ich muß Ihnen also wohl wieder einmal Nachricht von mir geben, um so mehr, als dieses auch selbst einiges medizinische Interesse für Sie haben dürfte. Seit der Rückkehr aus Italien war ich in einem recht elenden Zustand. Alle Tage voll von Schmerzen, ganz abgespannt, unfähig zu aller Arbeit, ja selbst mit Ekel und Widerwillen gegen das, was mich sonst geistig am meisten interessierte, brachte ich ein trauriges Dasein hin, und daß ich dabei allen frohen Mut verlor, können Sie leicht denken, besonders da nun so viele Mittel, zuletzt auch der arbeitslose Aufenthalt in Italien und das Seebad ganz ohne Erfolg geblieben waren. In Italien hatte ich einige unvoll-

weilte, war am 2. Mai 1827 allein mit seinem Sohne Franz nach Neapel weitergereist, und erst am 26. Juni brach die übrige Familie von Rom auf, um dort mit ihm zusammenzutreffen.

[1] Ludwig I. hatte anfangs Mai mit ganz kleinem Gefolge eine Reise nach Italien unternommen; am 15. Juni trat er von Schloß Colombella aus die Rückreise an und traf in der Nacht des 24. Juni wieder in München ein.

[2] Man sieht daraus, wie großer Wert auf die Gewinnung Savignys für die Hochschule gelegt wurde.

ständige Versuche mit der Homöopathie gemacht, überall aber viel von einem Dr. Necker, Leibarzt des Herzogs von Lucca, als einem in Anwendung dieser Kurart glücklichen Arzt gehört. In diesem Winter kam dieser Mann mit seinem Fürsten hierher, ich lernte ihn kennen und unterzog mich im Anfang Februar seiner Behandlung. Die Besserung erfolgte nach und nach, steigend, dauernd. Seit zwei Monaten bin ich soweit, daß ich des Mittags fast nie mehr einen Schmerzanfall habe, anstatt daß ich vorher stets um diese Zeit und oft viele Stunden liegen mußte. Ferner kann ich wieder mit Lust und Leichtigkeit arbeiten und habe wieder Heiterkeit und guten Mut. Für gesund kann ich mich freilich noch nicht ausgeben, aber ich habe die beste Hoffnung auf gänzliche Herstellung, und obgleich ich jetzt seit einem Monat nichts eingenommen habe, so bin ich doch sehr entschlossen, die Kur wieder fortzusetzen, sobald ich von meinem jetzt abwesenden Arzte wieder Nachricht und Anweisung erhalte.

Graf Spaur [1] hat mir schon im Winter Ihren Brief überbracht. Er gefällt uns allen recht gut und besucht zuweilen unser Haus, obgleich wegen der sehr zahlreichen Gesellschaft, in welche sich ein hiesiger Diplomat verteilen muß, nicht so oft, als ich wohl möchte. Ich höre außerordentlich wenig von Ihrer Universität und möchte doch gern recht viel davon wissen. Haben Sie einmal etwas Zeit, so erzählen Sie mir vielleicht davon, aber recht detailliert von dem Benehmen und dem Lehrglück der merkwürdigsten Individuen, wie Schelling, Görres, Baader, von ihren Verhältnissen zueinander usw. Sie wissen ja, daß Sie mir das alles in offenem Vertrauen mitteilen können, und daß ich vorsichtig und diskret damit umgehe. Sollte etwas von Rumohrs Aufenthalt in München [2] mitteilbar sein, so würde mich auch darüber Sicheres zu erfahren freuen.

Ich habe zugleich mit diesem Briefe endlich an Herrn v. Schenk geschrieben. Der wesentliche Inhalt meines Briefes ist kurz dieser. Bisher habe mir meine Gesundheit jedes Urteil und jeden Entschluß über mich unmöglich gemacht. Betrachte ich die Universität als die Hauptsache, so halte ich es für unrecht, Berlin, wo ich Vertrauen und Wirksamkeit gefunden, gegen ein neues ungewisses Verhältnis zu vertauschen. Die Gesetzgebung betreffend glaube ich wohl zu wissen, worauf es dabei im allgemeinen ankommt, auch etwas dafür tun zu können. Aber zum wirklichen Geschäft, zur Anwendung auf ein einzelnes Land gehören Detailkenntnisse, die dort mir ganz fehlen und die nur durch große Anstrengungen zu erwerben sind, welche ich mir, vorgerückt in Jahren und geschwächt in Kräften, wie ich bin, nicht mehr zumuten kann. Ich behalte mir jedoch vor, wenn sich unerwartet meine Gesundheit bis zu neu verjüngten Kräften wesentlich ändern sollte, alsdann neue Verbindung anzuknüpfen, falls dort noch Zeit dazu [sein] sollte.

---

[1] Königl. bayrischer Gesandter am Berliner Hof.

[2] Karl Friedrich Baron v. Rumohr, begabter und hochgebildeter Konvertit aus holsteinischer Familie, namentlich als Kunstschriftsteller bekannt. 1816—1822 lebte er in Italien, später wechselnd in München und Lübeck.

Das ist meine ehrliche und gewissenhafte Erklärung, und es wäre mir lieb, wenn Sie deren nähere Ausführung in dem Brief an Schenk selbst lesen könnten. Ich bin nun bald 50 Jahre alt, eine (gemilderte, aber noch nicht gehobene) siebenjährige Krankheit hat mir ernste Lehren gegeben, und es scheint Zeit zu sein, das mir von Kräften bleibt, auf die Ausführung wissenschaftlicher Pläne zu konzentrieren, anstatt es in unerreichbaren Unternehmungen fruchtlos zu versplittern [1]. Tausend herzliche Grüße von uns allen an Sie und Ihre liebe, liebe Frau. Unveränderlich Ihr treuer Freund.

Berlin, 19. Mai 1829.

Mein lieber, teurer Freund! Auf Ihren Brief, der vom 7. September bis zum 14. Dezember vorigen Jahres reichte, habe ich Ihnen noch nicht geantwortet, was freilich recht schlecht ist, aber in dieser Sünde bin ich leider nun einmal verloren. Auch für die Mitteilung Ihrer gedruckten Rede [2] bin ich Ihnen noch den Dank schuldig geblieben, in welcher auch wieder Ihr ehrliches treues Herz recht sichtbar hervortritt.

Seit mehreren Monaten habe ich Cotta [3] ziemlich oft gesehen. Er hat sich durch sein Benehmen in seinem diplomatischen Geschäft recht viel Achtung erworben. Dieses Geschäft scheint nun seinem Ende nahe; es ist von allen Seiten mit reinem Willen geführt worden, und so liegt auch wohl Segen darauf. In langer Zeit hat mich nichts so gefreut wie diese Verhandlung. Ich erblicke darin den Keim zu sehr guten, ja großen Dingen.

Ich habe mir öfter wieder die Frage vorgelegt, ob ich im vorigen Jahre recht getan habe, mich so wie geschehen in München zu erklären, und ich bin immer mehr darin bestärkt worden. Ich arbeite jetzt mit Frische und Heiterkeit, aber ich fühle in mir nicht mehr die Kräfte, um noch einmal ein ganz neues Geschäftsleben anzufangen, ja es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß ich über diesem Versuch unterlegen sein würde mit dem bittern Gefühl nutzloser Selbstzerstörung. Den größten Teil meiner früheren Geschäfte, doch mit schützenden Beschränkungen, habe ich wieder übernommen. Meine Gesundheit ist so, daß ich sehr zufrieden sein kann. Nur nachmittags habe ich noch regelmäßig ein bis zwei Stunden Schmerzen, brauche daher auch meine Mittel noch fort, obgleich in langen Perioden (20—30 Tagen).

Welchen Titel und Geschäftskreis hat denn jetzt Freyberg? Und welchen Titel Schenk? Heißt er Exzellenz? Herzliche Grüße an Ihre liebe, liebe Frau. . . .

---

[1] Leider ist dies durch sein Gesetzgebungsministerium in Preußen (1842—1848) dennoch geschehen.

[2] Es ist wohl die Universitätsrede von 1828: Rede über den Ehrenpunkt der Studenten.

[3] Der um die nationalökonomischen Verhältnisse Bayerns auch sonst verdiente Freiherr v. Cotta war zur Führung der Unterhandlungen nach Berlin gesendet, welche als Resultat den am 27. Mai 1829 ratifizierten Handelsvertrag zwischen Preußen und Bayern ergaben.

Berlin, 26. September 1829.

Mein lieber teurer Freund! Seit langer Zeit hat mir keine Nachricht so viel Freude gemacht als die, welche Ihr lieber Brief enthält[1]. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie herzlich ich mich mit Ihnen und Ihrer lieben Frau über dies Ereignis freue, das Ihrem ganzen Leben und Dasein eine neue Gestalt gibt und vielleicht nur der Vorläufer eines zahlreichen Stammes ist. Gott segne dieses Kind und lasse Sie Freude aller Art daran erleben!

Die Nachrichten, die Sie mir von dem Treiben in München geben, waren mir höchst interessant, obgleich zum Teil nicht erfreulich. Abgesehen von den persönlichen Spannungen, die durch Hormayrs Benehmen[2] entstehen mögen, ist mir auch schon lange das Verhältnis der religiösen Parteien bei Ihnen bedenklich. Es ist mir, als ob man dort bei allem äußeren Frieden doch immer mit einem fremden, mißtrauischen Gefühl einander gegenüberstände. Ich meine, das könnte und müßte anders sein, gerade in Ihrer Stadt, die mir durch den Besitz so bedeutender Männer auf beiden Seiten recht dazu berufen scheint, eine Annäherung im edelsten Sinne zu begründen. Denn was kann herrlicher sein, als wenn ein tiefgehender historischer Gegensatz durch hohen Sinn aufgelöst wird und (was noch mehr ist) durch ein Herz voll wahrhaft christlicher, demütiger Liebe, die im Fall eines solchen Gegensatzes in dem Gegner nicht nach Schwächen und Blößen sucht, sondern nach dem, was sie in ihm lieben, ehren, anerkennen kann, und die sicherer als der kräftigste Geist die schwere Scheidung zwischen dem persönlichen Rechthaben (dem jüdischen Kirchenstolz) und dem treuen Hören auf die Stimme Gottes vollbringt. Ob und wann und wie es der Welt und besonders unserem geliebten deutschen Vaterland beschieden ist, jenen Gegensatz im großen in höherer Einheit aufgelöst zu sehen, kann freilich keiner wissen, da dieses zu den dunklen Führungen Gottes gehört[3]. Daß aber in einzelnen Gemütern jene positive Einigung möglich ist, gehört zu meinen liebsten Überzeugungen, und das Dasein solcher Individuen halte ich schon für ein wichtiges Besitztum eines Zeitalters. Einige Monate lang habe ich wieder sehr gelitten an meinem alten Übel; jetzt aber geht es mir seit mehreren Wochen wieder weit besser.

Berlin, 9. Juli 1830.

Es ist sehr lange, mein teurer Freund, daß von beiden Seiten kein Brief mehr uns über den weiten Raum getäuscht hat, der uns trennt, und ich muß

---

[1] Nach siebenjähriger kinderloser Ehe war im Herbst 1829 Ringseis eine Tochter geschenkt worden.

[2] Freiherr Jos. v. Hormayr, Tiroler von Geburt und an der Tiroler Volkserhebung stark beteiligt, war, nachdem er einen Ruf als Professor der Geschichte an der neuen Universität München abgelehnt (1828), von Ludwig I. als Ministerialrat und Referent für sämtliche Archive und Konservatorien ernannt worden. Sein leidenschaftliches und maßloses Wesen ist bekannt. Über sein Treiben in München erzählt Ringseis Näheres in den Erinnerungen III 55 f.

[3] Vgl. hierüber seine früheren Aussprüche in dieser Zeitschrift LXV] 38 166 181 315 f.

nun endlich einmal wieder dieses Stillschweigen brechen. Ihren Namen bringt mir zuweilen die Zeitung vor Augen, wenn schöne Feierlichkeiten von Ihrer Universität berichtet werden. Von mir kann nichts Ähnliches geschehen, da nicht nur wir überhaupt weit stiller unser Dasein führen, sondern ich vollends ganz als Hamster lebe und mich namentlich von allen Universitätsverhältnissen völlig zurückgezogen habe, die Vorlesungen ausgenommen, die ich mit Lust und Eifer halte, als ob sie mir ganz neu wären. Von Ihnen aber und den Ihrigen wünsche ich gar sehr, wieder einmal etwas Gründliches zu hören. Mit meiner Gesundheit geht es sehr erträglich. Ich bin meine alten Leiden, wenn auch nicht ganz, doch größtenteils los, arbeite mit Leichtigkeit, Lust und Kraft, und was will man mehr verlangen? Noch immer brauche ich homöopathische Mittel, aber in sehr langen Zwischenräumen und ohne mich in der Zwischenzeit durch ängstliche Diät sehr zu quälen; nur Wein und Tee habe ich mir gänzlich abgewöhnt, und ohne ihn zu vermissen.

Vor kurzem habe ich hier die Bekanntschaft des Grafen Armannsberg [1] gemacht, der mir und andern einen sehr angenehmen Eindruck zurückgelassen hat. Leider ist seitdem der treffliche Mann, der hier hauptsächlich in Geschäftsverhältnissen mit ihm war, unser Minister Motz, plötzlich gestorben. Auch in unserer nahen Verwandtschaft haben wir soeben einen Verlust gehabt, an welchem Sie gewiß auch herzlichen Anteil nehmen. Die vortreffliche Frau des Generals v. Lützow, Bertha geb. v. Laroche, ist an der Lungensucht gestorben und hat fünf Kinder zurückgelassen, wovon das jüngste erst zwei Jahre alt ist. Die ganze liebenswürdige Familie ist durch diesen Tod wie zerstört und wird sich von diesem Verlust nie ganz erholen können.

Leben Sie wohl, mein lieber alter Freund, mit Ihrer Frau, deren Andenken mir und meiner Tochter ebenso wert ist als uns allen das Ihrige. Von ganzem Herzen Ihr alter Freund.

Berlin, 17. Dezember 1830.

Mein lieber teurer Freund! Ihren Brief und Ihre Rede [2] hat mir Distelbrunner [3] überbracht, und ich danke Ihnen herzlich für beides. In der Rede spricht sich derselbe treffliche Sinn aus, den ich längst an Ihnen kenne und liebe, aber ich gestehe Ihnen, ich hätte gewünscht, die polemische Stelle mit den Parteinamen gegen das Ende wäre weggeblieben [4], obgleich ich mich gern be-

---

[1] Zur Zeit bayrischer Minister der Finanzen und hoch im Vertrauen seines Königs. Dahingegen urteilt Ringseis über diesen Mann, der später zu wichtiger Mission in Griechenland verwendet wurde, auffallend ungünstig (vgl. Erinnerungen II 212 f).

[2] Rede am Stiftungsjahrtag der Universität München (26. Juni 1830): Über die wissenschaftliche Seite der ärztlichen Kunst.

[3] Dr Distelbrunner, früher Leibarzt Ludwigs I. und seiner Gemahlin, jetzt in der Begleitung des Kronprinzen Max.

[4] In einem kurzen Schlußpassus hatte Ringseis auf den Zusammenhang hingewiesen, welcher bestehe zwischen gewissen Irrtümern in der Natur- und Heilwissenschaft mit jenen in Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, und hatte vor der Verderblichkeit der falschen Lehre gewarnt (vgl. Erinnerungen III 60).

scheide, daß aus dieser Entfernung über solche Dinge kein sicheres Urteil möglich ist. Verstehen Sie mich recht. Ich bin weit entfernt, eine Transaktion über Gesinnungen und Grundsätze zu wünschen, oder auch nur ein scheues Bekennen derselben. Allein persönliche Gegensätze, wohin alles Parteiwesen gehört, wünsche ich in höherer Einheit aufgelöst und vernichtet, und das laute Aussprechen derselben dient nur dazu, sie zu schärfen und zu befestigen [1]. Mit der „Herausforderung auf den rötlichen Sand" meinten Sie es wahrhaftig auch recht ehrlich und rein [2], und doch wie manche Selbsttäuschung lief dabei mit unter. Wenn ich übrigens durch meine Entfernung Gefahr laufe, ganz falsch zu urteilen, so bin ich dadurch wenigstens auch sicher, nicht aus Parteilichkeit für Ihre Gegner zu irren, da ich kaum mehr von der Sache weiß, als daß ein Antagonismus und in dessen Gefolge Argwohn und Entferntheit da ist, Personen aber so gut als gar nicht kenne.

Distelbrunner scheint ein ernster, wackerer Mann zu sein, ich habe ihn schon mehrmals gesehen. Der Oberst Besserer [3] ist ein sehr verständiger Mann, der auf seinen Posten trefflich gewählt scheint. Ihr Kronprinz macht allgemein einen sehr guten Eindruck durch seine Offenheit und sein jugendfrisches Wesen, dabei ist er höchst lernbegierig und faßt alles mit warmem Interesse auf [4].

---

[1] Wie sehr solche idealen Grundsätze Savignys Charakter Ehre machen, so zeigt doch gerade sein eigenes Leben, wie unzulänglich und unpraktisch sie oft sind in der rauhen Wirklichkeit. Es gibt Klassen von Gegnern, die durch solche Noblesse erst dreist und mächtig werden, und denen man so den Sieg in die Hände spielt, während die Sache es zur Pflicht gemacht hätte, sie zu erdrücken. Savigny hat während seines Ministeriums 1842—1848, dank dieser hohen Gesinnungsweise, sich völlig wehrlos und hilflos gegenüber gesehen den Intrigen, Machenschaften, Behelligungen und Hemmnissen, die teils von persönlichen Gegnern teils von der mißstimmten Eifersucht des Justizministeriums beständig gegen ihn ausgingen. Seine kindliche Unbefangenheit gegenüber solchen Feinden läßt den hochgesinnten Mann fast als lächerliche Figur erscheinen und, was schlimmer ist, hat sechs arbeitsreiche Jahre seines Lebens jeder nennenswerten Frucht beraubt (vgl. Adolf Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung [1888] II).

[2] Anspielung auf ein Jugendgedicht des einstigen Landshuter Studenten, welches der bei den damaligen katholischen Bayern gährenden Mißstimmung Ausdruck gab über die zahlreichen Berufungen protestantischer oder ungläubiger Ausländer an die Landshuter Universität. Es war eine „Herausforderung" an die protestantischen Norddeutschen (vgl. Ringseis, Erinnerungen I 552). Ohne Vorwissen des Dichters kam diese „Herausforderung" mit andern seiner Gedichte in die durch Arnim und Brentano damals in Heidelberg herausgegebene „Einsiedler-Zeitung" und wurde für Ringseis die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Klemens Brentano und der Familie v. Savigny (Erinnerungen I 88 f).

[3] Begleiter und Mentor des Kronprinzen Max.

[4] Den künftigen König Max II. von Bayern sollte Savigny durch Privatvorträge in die Rechtswissenschaft einführen, wie er für Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen 1814 schon getan hatte. Am 4. April 1831 schrieb Bettina v. Savigny nach München: „Ich kann nicht schließen, ohne Ihnen noch einige Worte über

Und nun noch die herzlichsten Grüße an Sie, mein lieber guter Ringseis, von dem ganzen Hause und zugleich an Ihre liebe Frau vorzüglich von denjenigen, die so glücklich sind, sie zu kennen. Von ganzem Herzen Ihr alter Freund.

Wenn Sie Maurer[1] sehen, so grüßen Sie mir ihn doch herzlich und sagen Sie ihm, daß ich ihm für seinen Brief sehr danke. Herr v. Seckendorff, der mir ihn überbracht hat, ist ein sehr fleißiger, eifriger Zuhörer und gefällt mir sehr wohl.

Berlin, 31. Januar 1834.

Mein lieber teurer Freund! Mit großem Interesse habe ich Ihre Rede[2] gelesen, worin Sie mit altgewohntem Mute Ihre Überzeugung kräftig aussprechen und auch meiner sich freundschaftlich annehmen. Es war mir, als hörte ich Sie wieder wie vor 25 Jahren Ihre Gegner auf den rötlichen Sand herausfordern. Hat sich dieses Mal keiner der Ausforderung gestellt?

Wie gerne möchte ich Sie einmal als Papa sehen. Grüßen Sie mir herzlich Ihre liebe Frau und was sich von Freunden meiner erinnern mag, besonders aber meinen lieben Schubert[3]. Ganz und mit alter treuer Freundschaft.

Berlin, 28. Februar 1834.

Herzlichen Dank, mein teurer lieber Freund, für Ihren freundlichen Brief. Ihre gefällige Besorgung[4] sowie für die erst gestern bei mir eingegangenen Exemplare Ihrer Schrift[5], deren eines ich augenblicklich an seine Bestimmung

---

Ihren Kronprinzen zu sagen. Nicht nur der ganze Hof, den König mitgezählt, haben ihn außerordentlich lieb, sondern alle Menschen, die Gelegenheit bekommen, ihm vorgestellt zu werden, haben ihn lieb wegen seiner Offenheit, Freundlichkeit und Natürlichkeit, mit der er jedermann entgegentritt. Mein Vater hat große Freude an den Stunden, die er ihm gibt. Er läßt sich da oft in allgemeinere Dinge ein, als strenggenommen zur Vorlesung gehören. Er tut es, weil er glaubt, so manches sagen zu können, was ihm am Herzen liegt, und weil auch der Prinz so liebenswürdig teil daran nimmt. Er hat mehreremal Äußerungen gegen den Vater getan, die ihn durch die große Offenheit, womit sie getan wurden, und durch ihren reinen trefflichen Sinn ganz bewegten. Ich weiß, es tut Ihrem Herzen wohl, daß man den Prinzen anzuerkennen versteht, und habe Ihnen die wenigen Worte über ihn mit so [großer Freude] mitgeteilt, weil ich überzeugt bin, daß Sie [Mitteilungen] von dieser Seite gewiß nicht für leeres Lob halten, was [wir etwa über=] treiben, weil Sie ein Bayer sind."

[1] Staatsrat Dr G. L. v. Maurer, zur Zeit Dozent für deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte an der Ludwig=Maximilians=Universität und bedeutender Rechtsgelehrter, dem später in Griechenland und Bayern noch die höchsten Ämter und Ehren vorbehalten waren.

[2] Rede zum Antritt des Rektorats der Universität, 18. Dezember 1833: Über den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten.

[3] Gotth. Heinr. Schubert, Professor der Naturwissenschaften an der Universität.

[4] Eines im vorigen Briefe gegebenen Auftrages.

[5] Die im letzten Brief vom 31. Januar erwähnte Rede „über den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten" war als Broschüre gedruckt worden und mußte nach kurzem schon in zweiter Auflage erscheinen.

befördert habe. Die Nachricht von dem großen Sukzeß Ihrer Schrift war mir ebenso interessant als erfreulich. Dieses letzte noch weniger um Ihrer Person willen, als weil es ein Zeichen ist, wie für manche bessere Ansicht die Empfänglichkeit ganz in der Stille sich vorbereitet. Daß ich in allen Grundansichten mit Ihnen einig bin, habe ich Ihnen bereits gesagt, und Sie konnten darüber auch vorher nicht im Zweifel sein. Was ich sonst darüber zu bemerken hätte, ist praeter, nicht contra; so wenig contra, daß ich überzeugt bin, Sie sind entweder ohnehin schon derselben Meinung oder wir würden uns leicht darüber verständigen. Erstlich: vieles und vielleicht das meiste von dem, was Sie bekämpfen, erscheint uns leicht als menschliche Tat und Willkür, da es doch bloß Stück eines allgemeinen unsichtbaren Entwicklungsprozesses ist, dessen bewußtlose Organe die Einzelnen sind; wobei ich nicht verkenne, daß in vielen Fällen Schlechtigkeit oder Unverstand der Einzelnen eine mitwirkende Potenz ist.

Zweitens (was mit dem ersten zusammenhängt): wenn Sie und ich jetzt den Auftrag bekämen, alles im Sinne dieser Ansichten frei einzurichten, würden wir doch wohl in gewaltige Verlegenheit kommen, woraus ich bloß eine schonende Beurteilung der Machthaber folgern will, keineswegs eine allgemeine Rechtfertigung ihres Tuns. Überhaupt führen mich alle diese Betrachtungen immer wieder zu meiner Lieblingsüberzeugung zurück, daß im ganzen Leben, in Wissenschaft, Kunst, Regieren, die Erfolge weit mehr, als man denkt, von dem religiös-sittlichen Kern des Menschen abhängen, der relative Anteil also, den an diesen Erfolgen das einzelne Talent, das Technische im Menschen (also die Natur) hat, weit geringer angeschlagen werden muß. Wenn ich von der sittlichen Natur des Menschen rede, meine ich nicht die Vortrefflichkeit, kein Weinsäufer zu sein, sondern das sittliche Verhalten gerade zu dem Beruf, den uns Gott anvertraut hat, also die gesammelte, intensive Kraft der Seele, die Selbstverleugnung, die hingebende Liebe zum Beruf, deren rechtes Siegel nur in dem Gefühl liegt, daß wir Gottes Amt führen in jeglichem Beruf.

Drittens gehört eigentlich zur Familie der Dinge, denen Sie entgegentreten, auch das ganze Wesen und Unwesen der repräsentativen Verfassungen. Und wer von uns hat nicht dieses mit liebevollem Vertrauen erwartet und begrüßt? Wer kann sich rühmen, alles Unkraut vorhergesehen zu haben, das mit diesem Weizen aufwachsen würde? Aber auch jetzt, da wir es mit Augen sehen und mit Händen greifen, sollen wir es nicht ungeduldig ausraufen wollen, damit nicht der gute Weizen zugleich verderbe. Gott wird richten und Frucht von Unkraut scheiden, wir aber wollen jeder an seinem Teil mit Ernst und schonender Liebe werben für die Wahrheit und das Rechte, und durch Lehre und Beispiel die praktisch wichtigste Wahrheit zu verbreiten suchen, daß jeder nur dann gründlich für sich selbst sorgt, wenn er sich selbst vergißt und verleugnet.

Sie werden diese ehrlich gemeinten Bemerkungen nicht mißdeuten, auch wenn unsere Denkweise unter mancher Verschiedenheit der Formen stehen sollte, denn ich weiß gewiß, im Wesen sind wir eins.

Tausend Grüße an Ihre liebe Frau.

Schleiermachers[1] Verlust läßt eine größere Lücke, als sich in wenig Worten sagen läßt. Er hat einen herrlichen Tod gehabt: klar, besonnen, freudig. Er hat das Abendmahl gegeben an die Seinigen und sich selbst, dabei mit lauter Stimme gebetet und die Einsetzungsworte gesprochen und ist unmittelbar darauf verschieden. Mehr als 5000 Menschen waren in Bewegung bei seinem Begräbnis, und die ganze Stadt fühlte durch alle Stände hindurch, es sei etwas Großes geschehen.

Berlin, 5. Januar 1844.

Seit meiner Rückkehr, mein werter Freund, habe ich Ihnen schon öfter schreiben wollen. Der Drang der täglichen Geschäfte hat mich aber stets abgehalten. Auch heute wäre ich vielleicht noch nicht dazu gekommen, wenn nicht eine zufällige Veranlassung mich genötigt hätte, alle Hindernisse zu überwinden, welchem Zufall ich daher recht dankbar bin. Ich habe Ihnen nämlich schon längst sagen wollen, welche frohe und warme Erinnerungen der kurze Aufenthalt in München mir und meiner Frau zurückgelassen hat. Namentlich hat es uns so herzlich gefreut, Sie unverändert als den lieben alten Freund wiederzufinden, wie viele Jahre und Ereignisse auch dazwischen liegen. Sie haben vielleicht gehört, daß wir auf der Rückreise in Freysing auch noch Herrn von Freyberg gesehen haben, der dort gleich uns auf Postpferde warten mußte, so daß auch von dieser Seite die Erneuerung des Bildes vom alten Leben in Landshut eine Ergänzung erhielt.

Die oben erwähnte zufällige Veranlassung nun besteht darin. Der Professor Laspeyres[2] aus Halle, ein alter Zuhörer und Freund von mir, hat einen Ruf nach Erlangen erhalten, welchen anzunehmen ich ihm nach allen vorliegenden Umständen geraten habe, so leid es mir tut, daß er dadurch aus meinem Lande und meiner Nähe scheidet. Es kommt für die Beendigung jener Angelegenheit nur noch auf einige Nebenpunkte an, in Ansehung welcher die Universität sich für ihn verwendet hat. Wenn Sie Gelegenheit haben, mit Ihrem Herrn Minister darüber zu sprechen und dabei mein Zeugnis benutzen wollen, daß Laspeyres durch wissenschaftliche Tüchtigkeit und durch braven, zuverlässigen Charakter jedem Wohlwollen und Zutrauen, das ihm gewährt werden möchte, volle Ehre machen wird, so werden Sie dadurch nur der Wahrheit Zeugnis zu geben behilflich sein, mir aber einen freundlichen Dienst erweisen. Grüßen Sie mir von Herzen Ihre liebe Frau . . . und auch andere . . ., vor allem aber den lieben treuen Gumppen-

[1] Starb nach kurzem Krankenlager am 12. Februar 1834. In früherer Zeit war Savigny mit Schleiermachers theologischer Richtung gar nicht einverstanden gewesen.

[2] Ernst Adolf Theodor Laspeyres, von 1824—1831 Dozent an der Universität Berlin, seit 1831 Professor ordinarius der Rechtswissenschaft in Halle, war einer der trefflichsten und anhänglichsten unter den zahlreichen Schülern Savignys, zu dem er zeitlebens in persönlicher Beziehung blieb. Seine Tätigkeit an der bayrischen Universität Erlangen fand infolge einer sehr ehrenvollen Berufung nach Lübeck schon im Frühjahr 1846 wieder ein Ende.

berg mit seiner liebenswürdigen Familie, an welche ich mit der wärmsten und herzlichsten Freude zurückdenke. Von der Reise muß ich Ihnen noch sagen, daß mir die Walhalla den heitersten, großartigsten Eindruck gemacht hat, daß ich aber Ihrem König [1] für die herrliche Restauration des Domes von Regensburg noch dankbarer bin.

Berlin, 31. März 1851.

Mein teurer alter Freund! Ich kann Ihnen nicht sagen, welche lebhafte und reine Freude mir Ihr Brief sowie Ihre gedruckte Rede [2], die ein ebenso treues Abbild von Ihnen ist, gemacht hat! Sie haben mir die liebe alte Zeit recht lebendig wieder vor Augen gebracht, und Ihr warmes Herz für mich und die Meinigen hat uns allen sehr wohlgetan. Empfangen Sie für dieses alles meinen wärmsten und herzlichsten Dank. Ihre Geschichte mit Fallmerayer [3] hat ihre sehr traurige und ihre sehr ergötzliche Seite; sie ist ungemein charakteristisch für Ihren Gegner und für Thiersch [4]. Es ist mir dabei wieder recht gegenwärtig geworden, wie kaum ein anderes Land so grelle Gegensätze darbietet zwischen dem Guten und Schlechten als Ihr Vaterland. Und so war es ja von jeher. So war es zur Zeit meines Aufenthalts (1808—1810), wo die lieben alten Geistlichen, freilich Sailer an der Spitze, mit uns Nichtbayern in enger Freundschaft lebten, und welches gräuliche Volk hatten wir auch damals uns gegenüber!

Ihre Rede hat mir dadurch einen sehr guten Eindruck gemacht, daß Sie mit strengem Ernst zu Felde ziehen, und daß Sie nichts anderes bekämpfen als das

---

[1] Savigny hatte für König Ludwig I. von Bayern schon früher stets viel Interesse und besondere Hochschätzung an den Tag gelegt; er wollte aber durch solche Anerkennung für die großen Kunstschöpfungen desselben wohl auch Ringseis Freude machen, der Ludwig I. aufs innigste ergeben war.

[2] Am 17. November 1850 als dem Geburtstag des Königs hielt Ringseis in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften eine Rede über die Verdienste seines ausgezeichneten Lehrers und Fachgenossen Philipp v. Walther. Die Schilderung von dessen bedeutsamer Tätigkeit als Lehrer an der Landshuter Hochschule bot Gelegenheit, auch der übrigen damaligen Landshuter Zelebritäten und dabei auch Savignys und seiner näheren Freunde zu gedenken (vgl. Erinnerungen III 344).

[3] Ph. J. Fallmerayer, der „Fragmentist", bekannt durch seine Orientreise, der (ein geborner Tiroler) in Bayern eine üble Rolle gespielt hat. Infolge von Ringseis' Rede auf Walther, die auch von andern Anfeindung und Benörgelung erfuhr, veröffentlichte er gegen den um ihn persönlich verdienten Mann ein haßerfülltes Pamphlet, voll der rohesten Beschimpfungen (Erinnerungen III 346).

[4] Friedr. v. Thiersch, Professor der Philologie an der Münchener Hochschule, war zur Zeit Präsident der Akademie der Wissenschaften, und als solcher wäre es seine Pflicht gewesen, dem durch ein Mitglied der Akademie (Fallmerayer) schwer beleidigten akademischen Festredner (Ringseis) Genugtuung zu verschaffen. Aber Thiersch unterließ dies trotz mehrfacher direkter Aufforderung, und die Sühne, die schließlich durch ein Inserat in der „Allgemeinen Zeitung" geboten wurde, fügte zum Schaden noch den Hohn (Erinnerungen III 347 f).

entschieden Verwerfliche, Ruchlose und Heillose. Unsere der Parteisucht verfallene Zeit fehlt von dieser Seite gar oft und viel, indem auch wohlgesinnte Menschen mit Härte und Bitterkeit streiten, wo sie sich manchem Gegner teilweise verwandt fühlen und daher den Geist der Liebe und Achtung sichtbar und fühlbar walten lassen könnten.

Was Sie mir von Ihren wissenschaftlichen Ansichten und Plänen schreiben, hat mich sehr interessiert, so fern mir auch der Gegenstand steht. Es würde mich sehr freuen, wenn es Ihnen gelingen sollte, Ihre Gedanken zu eigener und fremder Befriedigung reif werden und Früchte fortschreitender Wahrheit bringen zu lassen.

Ich bin, seitdem die Revolution meinem öffentlichen Leben ein Ziel gesetzt hat [1], ausschließend zu meinen früheren literarischen Gewohnheiten zurückgekehrt, und ich habe seit der Revolution zwölf Bände drucken lassen, altes und neues, und das jetzt im Druck Befindliche mitgerechnet. Sehr hinderlich ist mir freilich oft meine Gesundheit gewesen, wie es sich freilich in meinem Alter [2] nicht anders erwarten läßt. Seit sechs Monaten leide ich besonders an geschwollenen Beinen, so daß ich den größten Teil dieser Zeit in der Stube und in halb liegender Stellung (in welcher auch dieser Brief geschrieben wird) habe zubringen müssen. Das ist selbst für wissenschaftliche Tätigkeit sehr hinderlich, dagegen ein vortreffliches Mittel zur Übung in der Geduld.

Meine Frau hält sich im ganzen besser aufrecht als ich und hat sich seit langer Zeit hauptsächlich in Krankenpflege üben lernen, indem außer mir gleichzeitig auch mein jüngster Sohn [3] an sehr ernstlicher, zeitweise lebensgefährlicher Krankheit gelitten hat und zum Teil noch leidet.

Frau von Arnim hält sich rüstig an Geist und Leib und lebt teils hier teils bei ihrem ältesten Sohne auf dem Lande.

Alles grüßt Sie sehr herzlich und ich tue ein gleiches gegen die Ihrigen, die Ihnen Gott zur Freude und zum Segen erhalten wolle. Von Herzen Ihr alter Freund.

Berlin, 25. Oktober 1852.

Mein teurer alter Freund! Ich danke Ihnen recht herzlich für die Zeichen der Liebe und des Anteils, die Ihr Brief vom 10. ds Mts enthält. Bei großen Prüfungen, die uns Gott auflegt, ist kein weltlicher Trost so sicher und unverfänglich als der, welcher aus dem warmen Anteil von Freunden hervorgeht, deren Liebe und Gesinnung uns durch lange Zeit und durch ernste Ereignisse im Leben bewährt wurde.

Auch für die Mitteilungen aus Ihrem Vaterland sage ich Ihnen vielen Dank. Zwar kann ich mir kein eigenes Urteil über diese Dinge anmaßen,

---

[1] Infolge des Märzaufstandes von 1848 hatte der König das ganze Ministerium entlassen müssen, und damit fand das für Savigny besonders geschaffene Gesetzgebungsministerium für immer ein Ende.

[2] Savigny, 1779 geboren, zählte 72 Jahre.

[3] Leo v. Savigny, bei welchem Ringseis Pate gestanden.

dennoch bin ich sehr geneigt, Ihnen über vieles sowohl in den Personen als in den Ereignissen unbedingt beizustimmen. Wenn ich aber den Totaleindruck erwäge, den mir Ihr Brief zurückläßt, so erkenne ich darin eine merkwürdige und zugleich betrübende Übereinstimmung der Eindrücke und Gegensätze, die mir von Bayern her, aus meinen Jugendjahren her erinnerlich und sehr gegenwärtig sind. Verstehen Sie mich recht: ich spreche nicht von unserer Zeit in Landshut (1808—1810). Auf diese konnte man so ziemlich die unschuldige Auffassungsweise der Kinder anwenden, die in der Weltgeschichte nur Gute und Böse unterscheiden. Von nationalen Gegensätzen und Gehässigkeiten war ja unter uns und selbst zwischen uns und unsern Gegnern gar nicht die Rede. Ich spreche von der unmittelbar vorhergehenden Zeit, in welcher namentlich in München und bei der Akademie und dem, was sich an diese anschloß, die Bitterkeit in ähnlicher Weise stark hervortrat, wie Sie sie jetzt schildern, und wo das Unrecht oft sehr auf beiden Seiten verteilt war (vielleicht mehr als jetzt, wie ich aus Ihrem Briefe schließen muß). Ich verkenne gar nicht, daß auch damals viel Unschuldiges und Kindliches mit unterlief, wie z. B. „der rötliche Sand", auf welchen die Gegner herausgefordert wurden. Gott gebe wieder Frieden in die Herzen. Denn auch der gerechteste Unmut und Haß bringt stets größeren Schaden dem, der ihn in sich trägt, als dem, gegen welchen er gerichtet ist.

In Frankfurt habe ich kürzlich Tiedemann [1] und seine Frau gesehen. Diese braven Menschen trugen mit edler Ergebung das schwere Schicksal, das ihnen Gott ohne ihre Verschuldung auferlegt hat.

Ich bin beinahe fünf Monate abwesend gewesen wegen meiner Gesundheit: in Baden, Schlangenbad, Frankfurt, Schweiz. Eine wesentliche Besserung ist nicht erfolgt. Beinahe seit einem Jahre leide ich an Husten und Schnupfen und dabei sind meine Kopfnerven so angegriffen, daß ich meist gar nicht arbeiten kann. Mein sehr vorgerücktes Alter trägt daran vielleicht die größte Schuld.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau an die Ihrigen. Mit alter treuer Freundschaft unterzeichne ich mich als den Ihrigen

N. S. Noch muß ich Ihnen erzählen, daß ich kürzlich mit Bewunderung und Dankbarkeit Werke gesehen habe, die dem König Ludwig ihr Dasein verdanken; ich meine die herrlichen Fresken von Schraudolph im Dom zu Speier, die schönsten, die ich aus neuerer Zeit kenne.

Berlin, 15. Februar 1859.

Mein teurer alter Freund! Mit großer Freude und Dankbarkeit habe ich Ihren lieben Brief vom 3. bis 7. Februar erhalten. Ich sage: Ihren Brief, im vollen Vertrauen, daß er von Ihnen herrührt, denn eine Unterschrift hat er nicht.

Der lebhafte Anteil, den Ihr Brief an den Angelegenheiten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und an der Notwendigkeit des Zusammenhaltens

[1] F. Tiedemann, einer der alten Landshuter Professoren, unter dem Ringseis studiert, später Professor in Heidelberg.

ausspricht, erinnert mich recht an ähnliche Zustände und Empfindungen, die wir in der Zeit unserer ersten Bekanntschaft erlebten. Ich hoffe, Gottes Führung wird unser Schicksal dieses Mal milder sein lassen als in jener Zeit. Was Sie über Ihre inneren Verhältnisse, insbesondere über die Mißstimmung gegen Ihr Ministerium und dessen Haupt andeuten, ist mir nicht recht deutlich. Näheres zu erfahren würde mir ganz erwünscht sein.

Mir und meiner Frau ist manche Prüfung durch Altersschwäche beschieden. Ich insbesondere habe viel Kopfleiden und kann seit längerer Zeit nicht mehr an das Arbeiten denken. Ob das noch anders werden wird, ist mir sehr zweifelhaft. Wenn mir Gott die Fähigkeit des Denkens übrig läßt, um mich des Zusammenhangs mit ihm bewußt zu werden und zu erfreuen, so will ich dafür sehr dankbar sein und die Entbehrung früher vorhandener Kräfte willig verschmerzen. Sie können denken, daß ich der neuen Entwicklung unserer öffentlichen Zustände fremd bleiben muß [1].

Wenn Sie meinen lieben Gumppenberg sehen, grüßen Sie ihn von mir auf das wärmste. Er gehört unter meine ältesten frohen Erinnerungen aus den Anfängen meines Lehramtes.

Empfangen Sie mit Ihrer ganzen Familie von mir und meiner Frau die allerherzlichsten Grüße in dankbarer Erinnerung an unsere alte Bekanntschaft. Gott erhalte und segne Sie alle. Von Herzen Ihr alter Freund

Savigny.

---

[1] Prinz Wilhelm hatte im Oktober 1858 die Regentschaft übernommen. Man stand vor dem Ausbruch des italienischen Krieges. Savigny hatte sein 80. Lebensjahr erreicht. Es ist der letzte Brief, den Ringseis aus Savignys Hand erhalten hat.

Otto Pfülf S. J.

Rezensionen.

Die religiöse Gefahr. Von **Albert Maria Weiß** O. Pr. 12° (XX u. 522) Freiburg 1904, Herder. *M* 4.50; geb. in Leinw. *M* 5.50

Ein ernstes Buch! Ernst ist schon der Titel „Die religiöse Gefahr" in seiner Doppelbedeutung: „Die Religion ist in Gefahr" (S. v) und „Die eigentliche Gefahr der Zeit hat sich in das Gewand der Religion gekleidet und religiöse Gestalt angenommen". Vielfach verdeckt selbst der Unglaube in seinem Kampfe gegen die wahre Religion die schlimmsten Irrtümer durch Beibehaltung religiöser Ausdrücke und Redeweisen. Vergrößert wird die Gefahr durch Mißgriffe und falsche Stellungnahme solcher, „die der Kirche noch treu sind" (S. VI).

In dem inhaltsreichen Buche kommen so weite Gebiete und so vielseitige Gesichtspunkte zur Behandlung, daß wir nur das Wichtigste hervorheben können.

„Wir stehen heute einer doppelten Reihe von Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete gegenüber. Die einen sehen vollständig ab vom Christentum wie von jeder Form einer positiven und überlieferten Religion und suchen einen Ersatz dafür in irgend einer neuen sog. Weltanschauung zu finden. Die andern lassen ja wohl wenigstens den Namen von Christentum und Kirche noch gelten, nehmen aber daran, unter dem Vorwand, einen Ausgleich mit den Zeitideen zu suchen und so dem angeblich verlorenen Christentum die Möglichkeit des Weiterlebens zu sichern, solche Veränderungen vor, daß es oft kaum mehr zu erkennen ist, und daß unvorsichtigen Geistern dadurch größere Gefahr bereitet wird als durch vollständige Leugnung. Diese beiden Richtungen treten aber heute durchaus nicht zum erstenmal auf" (S. 2). Es ist vielmehr „immer und überall durch alle Jahrtausende herab das gleiche Spiel mit der von Gott gegebenen Religion: entweder völliger Umsturz oder Umgestaltung nach dem eigenen Geschmack der Menschen" (S. 8). „Ein ewiger Ringkampf zwischen Wahrheit, Leugnung und Halbheit, zwischen Religion, Irreligion und Mischreligion" (S. 9). Wenn darum auch betont und begründet wird: „Wir haben gar keinen Grund, in jenes grämliche und greisenhafte, in jenes entmutigende und entehrende Gerede von der ‚Inferiorität', von der Minderwertigkeit und vom ewigen Zurückgehen der Katholiken einzustimmen" (S. 13), so wird die Größe der Gefahren keineswegs abgeschwächt: im Gegenteil ein recht düsteres Bild derselben entworfen.

„Für unsere Stimmführer der öffentlichen Meinung ist der Glaube unwiederbringlich und unwiderruflich tot." Nach den einen ist das Christentum abgetan (S. 19); „andere gehen weiter: nach ihnen ist es überhaupt mit jeder Religion

am Ende" (S. 20). Ist dabei auch nicht zu vergessen, daß der Unglaube mehr Lärm macht als das Gute (S. 21), so bleibt die Lage doch um so trauriger, weil die große Verbreitung der Glaubenslosigkeit begleitet ist von der Halbheit so vieler, die, ohne gerade ungläubig zu sein, meinen, „man müsse mit der Zeit gehen", und darum statt einer mannhaften Vertretung und Verteidigung der ganzen Wahrheit zu einer schwächlichen Apologetik raten, zu jener Sucht nach einer „Versöhnung der modernen Kulturwelt mit dem Katholizismus", die dadurch erstrebt werden soll, daß man möglichst viel vom Christentum preisgibt, alles sog. „Unwesentliche" opfert und nur das „Wesentliche" festhalten will.

Ehe man mit solchen Ratschlägen kommt und uns solche Opfer zumutet, muß doch zuerst klargestellt werden nicht nur, ob von der andern Seite eine Versöhnung überhaupt gewollt, erstrebt und angenommen würde, sondern zu allererst, ob eine solche Versöhnung überhaupt möglich sei. Alles Darangeben von noch so vielem sog. „Unwesentlichen" kann ja nichts nutzen, wenn der Gegensatz im Wesen der beiden Richtungen liegt. Bringt man Hitze und Kälte, Feuer und Wasser zusammen, so erlischt das Feuer, das Wasser verdampft, und es bleibt entweder von beiden nichts oder ein Rest des Stärkeren. Besteht also zwischen Christentum und moderner Kultur ein Gegensatz, der im innersten Wesen beider begründet ist, so muß sich das Wort bewähren: „Der so viel gepriesene Ausgleich zwischen der christlichen Wahrheit einerseits und dem modernen Geist anderseits ist nichts als Preisgeben der Religion an deren Bekämpfer" (S. 42).

Spricht man in unserer Frage von moderner Kultur, so kann es sich dabei nicht um die wahren Fortschritte und Entdeckungen in Wissenschaft, Kunst und Technik, „um die äußerliche Kultur" handeln (S. 423), sondern um die innerliche, die sog. Geisteskultur, und dann heißt „moderne Kultur" eben tatsächlich nicht soviel als heutige, sondern gerade soviel als antichristliche Geistesrichtung. Es ist jene Weltauffassung, welche außer der katholischen Kirche und im Gegensatz zu ihr sich zur „Überreligion und Irreligion" entwickelt hat (S. 79 bis 112). Dieser Entwicklung zur Irreligion haben zahllose „Reformreligionen" vorgearbeitet. Daß der sog. Reformprotestantismus, auch „wissenschaftlicher" oder „moderner Protestantismus" genannt, sich vom Christentum gänzlich losgelöst und bis zur Irreligion entwickelt hat, ist eine Tatsache, die im entsprechenden Kap. V eingehend dargestellt ist. Ganz richtig wird der wesentliche Gegensatz zwischen Christentum und dieser modernen Kultur des weiteren ausgeführt. Heben wir die Hauptmomente kurz hervor.

In seinem innersten Wesen ist das Christentum eine von Gott geoffenbarte, der Willkür menschlicher Einwirkungen entzogene Lehr- und Heilsanstalt. Die moderne Kultur ist reines Menschenwerk und will das auch sein.

Wesentlich ist dem Christentum der Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten, vor allem der Glaube an einen überweltlichen, persönlichen Gott. Die Grundlehre der „modernen Kultur" ist die Leugnung dieses Gottes. Für das Christentum ist Gott ein wirkliches, durch die menschliche Vernunft sicher erkennbares, unendliches, persönliches Wesen, von dem die Offenbarung lehrt, daß er

dreipersönlich in einer ungeteilten Natur ist. Der modernen Kultur ist Gott eine subjektive Denkform ohne realen Wert, ein Hirngespinst — so nach Kant, dem Philosophen der modernen Kultur. In der Weiterentwicklung hat man diese Gottesidee mit der ebenso subjektiven Idee von der Welt in eine zusammengeworfen, und so ist die moderne Kultur in ihrer Erkenntnislehre eine monistische, pantheistische, den Menschen vergötternde Entwicklungslehre.

Wesentliche Grundwahrheiten des Christentums sind die Lehren von der Schöpfung, von der Unsterblichkeit der Seele. Die Stellungnahme der modernen Kultur zu diesen Wahrheiten ist richtig klargelegt in dem Abschnitt „Religiöse Lage" (S. 13—43) und zeigt den klaffenden, unüberbrückbaren Riß zwischen Christentum und solcher Kultur.

Wesentliche Grundwahrheiten des Christentums sind ferner die Lehre von der übernatürlichen Gnadenordnung, vom Sündenfall, von der Erlösung durch die Menschwerdung der zweiten Person der heiligsten Dreifaltigkeit. Von all dem weiß und will die moderne Kultur nichts wissen. Wenn sie mitunter die Worte behält, werden sie geradezu blasphemisch mißbraucht. Bis in die Literatur hinein ist weit die monistische Entwicklungslehre des Alleins verbreitet. Da ist statt der Menschwerdung „Göttliche Metamorphose" dargestellt. Gott hat seinen Sitz verlassen — „er ist Mensch geworden, d. h. der Mensch ist Gott".

Derselbe unversöhnliche Gegensatz zwischen Christentum und moderner Kultur erhellt sodann auch aus der Vergleichung der christlichen und der modernen Religionswissenschaft.

Die christliche Religionswissenschaft beginnt mit echter und solider Apologetik oder Fundamentaltheologie. Auf die evidenten Zeugnisse der natürlichen Erkenntnis (Sinneswahrnehmung, Vernunftschluß, wahres und bewährtes Zeugnis), stützt sich die natürliche Gewißheit und vernünftige, sichere Annahme einer geoffenbarten Religion. Dann folgt die eigentliche Theologie, die Lehre von Gottes geoffenbartem Worte über alles, was wir zu glauben und zu tun haben, über die Mittel zum Heile. Unter Gottes Beistand und der Leitung des unfehlbaren Lehramtes sucht diese heilige Wissenschaft tiefer einzudringen und einzuführen in das Verständnis der geoffenbarten Wahrheiten, in ihr Verhältnis zu den natürlichen Erkenntnissen, zum Leben. So ist auf göttlicher Grundlage eine sichere, feste Entwicklung der Lehre und Erkenntnis, ein Fortbauen ohne Umsturz möglich und zur Freude aller Zeiten auch tatsächlich erreicht.

Wie ganz anders in der „modernen Kultur"! Man lese die Ausführungen über die moderne Religionswissenschaft und die Weiterbildung der „Religion" zur Über- und Irreligion (S. 44—119), und man wird sich überzeugen, daß die „moderne vergleichende Religionswissenschaft" trotz aller Detailgelehrsamkeit ein grundsatzloses, haltloses, resultatloses Unterfangen ist. Auf willkürliche Leugnung der natürlichen Gewißheit stützt sich eine ebenso willkürliche Leugnung einer Uroffenbarung, eines ehemaligen vollkommeneren Zustandes, eines Falles durch die Sünde, einer Erlösung. Willkürlich, ohne Vernunftgrund und ohne geschichtlichen Halt konstruiert man sich eine Entwicklung vom Atheismus durch verschiedene Stufen zum modernen Pantheismus, der Verquickung aller menschlichen

Irrtümer in den Alleins-Irrtum. So ist diese moderne Religionswissenschaft bei der modernen Religionsphilosophie angekommen, welcher die Religion nichts weiter ist als das Produkt subjektiver Ideenentwicklung. Wenn auch Kant nicht der Erfinder dieser Philosophie einer Religionswissenschaft ist, er hat für die moderne Kultur die „wissenschaftliche Formel" geprägt. Der Kantianismus ist die logische Konsequenz, die reife Frucht des modernen Subjektivismus und darum in seinen tiefsten Grundanschauungen der schroffste Widerspruch und der Ruin aller natürlichen und übernatürlichen Erkenntnis und aller wahren Sittenlehre.

So ist denn der Widerspruch zwischen Christentum und der sog. „modernen Kultur" im innersten Wesen beider begründet; wer trotzdem eine Versöhnung durch Nachgiebigkeit von seiten des Christentums befürwortet und versucht, beweist von vornherein, daß er über das Wesen beider keine Klarheit hat.

Was für eine Verwirrung herrscht und zeigt sich nicht bei den Bestrebungen der sog. Reformer, wie sie in vorliegendem Werke eingehend geschildert werden! Waren sie sich wirklich klar über das „Wesentliche" und „Unwesentliche" im Christentum? Als unwesentlich werden gleichmäßig von den alten wie von den neuesten Reformern mit Vorliebe alle Lehren hingestellt, welche nicht ausdrücklich von der Kirche als Glaubenssätze definiert sind. Es ist das aber schon ein verhängnisvoller Irrtum und eine Verkennung des Wesens der Kirche als Lehranstalt. Die Lehrtätigkeit und Lehrautorität der Kirche beschränkt sich keineswegs auf das Definieren, und der Satz, daß die katholische Wissenschaft in allem nicht Definierten frei sei, ist falsch.

In Bezug auf die Praxis sind es besonders manche Andachten und bei vielen auch der Ordensstand, die als unwesentlich dargestellt werden. Gewiß gehören viele dieser Andachten nicht zum Wesen katholischen Lebens, auch gehört kein bestimmter religiöser Orden zum Wesen der Kirche. Aber nicht nur gehört es zur Einrichtung der Kirche, wie sie von Christus gestiftet ist, daß in ihr die evangelischen Räte blühen, sondern es ist ein göttliches, wesentliches, unveräußerliches Recht der Kirche, die Orden zu approbieren, und wenn die Kirche einen Orden gutgeheißen hat, so ist es falsch, daß es trotzdem jedem Katholiken unbenommen sei, diesen Orden zu bekämpfen. Ganz anders spricht die Kirche in ihren Bestätigungsbullen. Und ist eine Andachtsübung, wie z. B. die Lauretanische Litanei, die Herz Jesu-Andacht, Wallfahrten, von der Kirche gutgeheißen, so ist es einfach eine unkirchliche, religiös revolutionäre Anmaßung, gegen solche Betätigungen der Religion Stellung zu nehmen und uns zuzumuten, aus Rücksicht auf die „moderne Kultur" und den „Zeitgeist" auf solche wahre, gebilligte Andachtsübungen zu verzichten.

Doch der Reformkatholizismus geht, wie es bei einer auf Ideenverwirrung und religiöser Halbheit beruhenden Bewegung nicht anders zu erwarten ist, viel weiter. Als charakteristische Merkmale des „Reformkatholizismus der älteren Ordnung" werden uns aufgezählt: Kampf gegen die „Ausschließlichkeit der katholischen Kirche" (S. 247), Mahnung, in der Nachgiebigkeit zu gehen so weit als möglich (S. 248), Geringschätzung des Hergebrachten und der Autorität, verbunden

mit Mangel an Kenntnis des Hergebrachten. Der Kampf gegen die Autorität richtete sich zuerst gegen den Primat als eine Anmaßung der Rechte der Bischöfe durch die römische Kurie (S. 263); von da ging es weiter zum Kampf gegen die angemaßte Herrschaft der Bischöfe und zur Gleichstellung der Priester mit den Bischöfen: auch die niederen Geistlichen seien Richter in Glaubenssachen; endlich fordert man für jeden unterrichteten Gläubigen das Recht, Schrift und Tradition zu untersuchen, kurz das Richteramt über den Glauben (S. 265). So sollte die Kirche republikanisiert werden. Selbst in der Heiligen Schrift wird unterschieden zwischen „wesentlichem Religionsunterricht" und dem „außerwesentlichen" (S. 272). Zu letzterem „gehört vor allem die Lehre vom Teufel und den Besessenen." „Außerwesentlich" war für die Reformer auch die Heiligenverehrung (S. 273), die Andacht zur seligsten Jungfrau (S. 274). Mit Widerwillen verfolgte man die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu (S. 275). Das Dogma selbst blieb nicht verschont: so die Lehre von der Dreifaltigkeit, von den zwei Naturen in Christus, den Sakramenten, der Ohrenbeicht, Unauflöslichkeit der Ehe, die Lehre vom Fegfeuer, von der Ewigkeit der Hölle. Kurz, Männer, die sich nicht von der Kirche trennen wollten, waren bis zum reinsten Rationalismus vorgedrungen. Nicht besser erging es der Sittenlehre. Da ist nur die Lebenskraft der Kirche zu bewundern, womit sie sich in Ländern erhielt, in welchen solche gefährliche Irrungen unter den Katholiken und bis in die Seminarien hinein verbreitet wurden.

Leider muß der Verfasser im folgenden Abschnitt dem Reformkatholizismus der jüngeren Ordnung dieselbe Halbheit und dieselbe Verkehrtheit vorhalten. Manches Mißverständnis der Ausführungen über den „Reformkatholizismus der jüngeren Ordnung" wird vermieden werden, wenn man die Bemerkungen auf S. 315 und 316 mit den beiden zugehörigen Anmerkungen wohl beachtet, worin der Verfasser über die Unbestimmtheit mancher Ausdrücke klagt und sich selbst die größte Schonung der Irrenden zur Pflicht macht. Wenn eine Verwirrung stark geworden, und zumal wenn religiöse Fragen selbst in der Tagesliteratur zur Erörterung kommen, wird nur allzu leicht auf der einen oder der andern Seite ein mißverständliches Wort mit unterlaufen, welches noch keineswegs berechtigt, den betreffenden Verfasser entweder den „Hyperkonservativen" oder den „Reformern" beizuzählen. Mögen daher auch einige Angaben der Korrektur oder wenigstens milderer Auslegung bedürfen, so bleibt doch das vom Verfasser entworfene Bild des neuen Reformkatholizismus im wesentlichen richtig und wahr. Wiederum macht sich der durchaus falsche Grundsatz breit, die Verpflichtung der Unterwerfung sei auf das zu beschränken, was die Kirche ausdrücklich als Glaubenswahrheit vorgelegt habe. Man geht weiter und gibt selbst den dogmatischen Formeln nur relativen Wert, womit aller Willkür freies Spiel geschaffen wird. So traurig das Bild ist, welches der Verfasser vom älteren Reformkatholizismus entworfen hatte, so führen ihn seine eingehenden Studien zu dem allgemeinen Urteil: „Betrachtet man den Reformkatholizismus der Neuzeit im einzelnen, so fällt einem bald auf, daß er fast von Satz zu Satz oft bis zum Ausdruck den alten Reformkatholizismus erneuert"

(S. 317), er „geht mit Personen wie mit Sachen in einer Weise um, die alle Achtung vor Würde und Stand, die jede Autorität, die zuletzt den Glauben an die göttliche Stiftung der Kirche untergraben muß" (S. 368). „Das alles ist nicht mehr Reform, sondern Zerstörung, nicht mehr Erneuerung, sondern Neuerung, Auflehnung bis zur Häresie" (S. 370).

Und wozu? Um einen offenbar unmöglichen Ausgleich zwischen unversöhnlichen Gegensätzen zu versuchen, nämlich die Aussöhnung des modernen Menschen mit dem Christentum. „Der moderne Mensch ist der unbedingt alleinige und ausschließliche Herr seiner selbst, er ist der absolute Selbstherr" (S. 428). Der wird nicht dadurch zum Christen umgewandelt, daß man ihn mit Vertuschung oder gar Preisgabe von Unwesentlichem oder Wesentlichem zur Annahme einer Auswahl christlicher Wahrheiten in irgend welchem relativen Sinne bewegt. Zum Christen wird man nur durch die volle Glaubensgesinnung, d. h. die vollkommene Unterwerfung des Geistes und Willens, kurz des ganzen Menschen unter die Autorität Gottes (S. 418).

Nein, so rettet man weder die „moderne Kultur" noch das Christentum. Für ein solches zugestutztes Christentum sind keine edeln Konvertiten zu gewinnen. Was auf den Draußenstehenden Eindruck macht, was viele edle Seelen zur Kirche zurückführt, das ist die Einheit, Klarheit, Festigkeit der Kirche in ihrem Glauben, ihrem Bekenntnis, ihrem Leben. Das Wort vom Senfkörnlein hat sich an ihr bewahrheitet, sie ist im Laufe der zwei Jahrtausende allen Stürmen zum Trotz lebensfähig geblieben und hat in gleicher Weise die beiden Momente der Schönheit, die Einheit und Mannigfaltigkeit bewahrt und gemehrt. Sie ist der große Baum, ungetrennt und eins: alle Kraft kommt von der einen Wurzel, und sie treibt stets neue Zweige, Blüten und Früchte der Erkenntnis und Andacht. Wer hat das Recht, sich zu unterfangen, diesen Baum nach seiner Laune zu stutzen und den Vögeln des Himmels die Wohnung darin zu verleiden? Und doch sagt der Verfasser an einer Stelle: „Unter allen Irrtümern, mit denen das Christentum zu kämpfen hat, ist der hartnäckigste wohl der von seiner Verbesserungsfähigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit" (S. 79). Es sollen Menschenhände Gottes Werk verbessern nach Menschenplänen!

Die Sorge für die Erhaltung des Christentums ist Sache der Kirche. Allerdings sollen wir alle auch dazu mitwirken, aber wahrlich nicht dadurch, daß wir die Kirche und das Christentum nach unsern oder fremden modernen Ideen ändern wollen, sondern dadurch, daß wir ganz und voll auf dem Boden des Christentums stehen, daß wir in allem freudig mit der Kirche denken und reden, daß wir nicht nur selbst alles halten, glauben und tun, was uns Christus durch die Apostel und die Kirche lehrt, sondern mutig und entschlossen die volle Wahrheit offen vor aller Welt bekennen. Immer und überall hat die Kirche in treuer Waltung ihres göttlichen Amtes jene Lehren besonders betont, die gerade von Irrenden geleugnet und bekämpft wurden. Gewiß können und müssen wir gegen den modernen Unglauben die allen christlichen Konfessionen gemeinsamen Wahrheiten betonen, aber es ist nicht mehr wahres Christentum, wenn man die Unter-

schiede zwischen den Bekenntnissen zu vertuschen sucht. Das ist — mag es noch so wohl gemeint sein — Verrat an der eigenen Sache, an der Wahrheit; es ist Täuschung derer, welche man gewinnen will, und es ist religiöser Selbstmord. Christentum und Kirche sind von Gott gegeben zur Rettung der Menschheit. Wir retten uns nur durch volle, ganze Hingabe an die Kirche, und wir retten die Welt nicht durch Verstümmelung der Kirche. Fort mit aller Halbheit, fort mit unbefugter Reformierung, mit menschlichen Pfropfversuchen am göttlichen Baum des Christentums!

Möge das Werk fleißig gelesen und erwogen werden und alle von der Verkehrtheit, Nutzlosigkeit, ja von der schrecklichen Verantwortung solchen Unterfangens überzeugen, auf daß wir froh und freudig in voller Eintracht mit der Kirche denken, streiten, siegen.

K. Frick S. J.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Lex.-8° Freiburg 1903/4, Herder. In Orig.-Einb.: Halbfranz per Band *M* 12.50

Zweiter Band: Bonar bis Eldorado. (VIII S. u. 1760 Sp. Text mit 400 Bildern, 10 Karten, 13 Tafeln mit 170 Bildern und 7 Textbeilagen.)

Dritter Band: Elea bis Gyulay. (VIII S. und 1820 Sp. Text mit 450 Bildern, 7 Karten, 26 Tafeln und 11 Textbeilagen mit ebenfalls zusammen rund 450 Bildern.)

Als Band I des neuen Herderschen Lexikons (1903) in dieser Zeitschrift (LXIV 197 f) die verdiente Anerkennung erfuhr, stand man vor einem hoffnungsreichen Anfang; es war ein erster Schritt, ein schönes Versprechen. Heute ist das Werk trotz aller Höhe der Anforderungen, die es an sich stellt, schon zum beträchtlichen Teile verwirklicht; von den acht Bänden liegen drei vollendet vor, und der vierte ist in rüstigem Anmarsch. Die Aufeinanderfolge der Lieferungen hat nicht, wie man hätte erwarten können, nach dem ersten kräftigen Anlauf sich verlangsamt, sondern stetig beschleunigt; die äußere Zierde und die Mannigfaltigkeit erläuternder Beigaben sind mit jedem Bande reichlicher geworden, während der Inhalt nach wie vor nicht nur strenge Exigenz befriedigt, sondern häufig eine billige Erwartung noch übertrifft. Alles zeugt von einer zielbewußten Leitung und verbürgt den sichern Abschluß binnen kurzer Frist.

Das beste Lob, das sich spenden läßt, ist gewiß, daß auch die neuen Bände in vollem Maße sind, was sie sein sollen. Mit einer oft Staunen erweckenden Vielseitigkeit werden alle Gebiete und alle Nationen, alle Richtungen und Neigungen des Geistes, alle Bedürfnisse und Bedingungen des Lebens umfaßt. Durch kein anderes der existierenden Nachschlagewerke verwandter Art wird die hier ausgebreitete Buntfülle der Nomenklatur übertroffen. Persönlichkeiten, Problemen und Erscheinungen, welche in der Gegenwart die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, welchem Gebiete immer sie angehören mögen, wird besondere Rücksicht geschenkt,

und es ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, über alles Derartige sofort zuverlässige und oft reichhaltige Angaben bereit zu finden. Auch den Bedürfnissen der geselligen Unterhaltung ist durch Eingehen nicht nur auf Spiel und Sport, sondern auch auf Redensarten, Bonmots, Zitate, Scherzworte u. dgl. angenehm Rechnung getragen.

Erscheint, der Natur des Werkes gemäß, die Orientierung meist knapp in der Form und auf das Wesentliche sich beschränkend, so begegnen nichtsdestoweniger häufig auch so gründliche Darlegungen, daß sie dem Inhalte nach ganze Lehrbücher ersetzen. Schon beim ersten Bande wurde aufmerksam gemacht auf die vorzüglichen geographischen und ethnographischen Beiträge mit ihren reichen Zugaben an Karten und statistischen Tabellen. Durch die Stichworte Brasilien und China, Colombia und Ecuador, Deutschland und Frankreich, Großbritannien und Irland, Dänemark und Griechenland und endlich gar Europa war auch jetzt wieder Gelegenheit zu Kraftproben nach dieser Richtung gegeben, und sie sind glorreich geliefert worden. Es will jedoch scheinen, als sei dieser unbestrittene Ehrenpunkt des ersten Bandes in den neu vorliegenden Bänden durch die den verschiedenen Gebieten der Technik angehörenden Abschnitte noch überboten worden. Auf die ingeniös ausgedachten, überaus willkommenen chronologischen Übersichtstabellen der „Erfindungen und Entdeckungen" und der „Entdeckungs- und Forschungsgeschichte der Erde" sei nur eben hingewiesen. Aber wahre Prachtstücke finden sich in den Abschnitten über Brücke und Brunnen, Buchdruck und Buchhandel, Dampfmaschine und Dampfschiffahrt, Drehbank und Fahrrad, Fernrohr und Fernsprechwesen, Feuerlöschung und Feuerversicherung, Elektrizitätswerke und Eisenbahn, Gebläse und Gewebe, Geschütz und Festungswerke, Glasfabrikation und Gießerei, Gaskraftmaschine und dynamo-elektrische Maschine und ähnliches.

Schon diese lehrreichen Abhandlungen boten vielfältigen Anlaß, durch zweckmäßige Figuren und Abbildungen der Worterklärung zu Hilfe zu kommen. Ungleich mehr wird die Leistungskraft der Verlagshandlung in dieser Beziehung durch eine Reihe zusammenfassender kunsthistorischer Abhandlungen in Anspruch genommen, wie die über byzantinische, etruskische, griechische, gotische Kunst. Die Beilagen über gotische Kunst bilden eigentlich ein kleines Album für sich und stellen, was die Ausstattung angeht, in diesen Bänden wohl den Glanzpunkt dar. Mehr kommt darauf an, daß die verschiedenen Urteile über Kunst und Künstler inhaltlich gediegen, verständnisvoll und zutreffend sind. Die Ausführungen über Fiesole und Correggio, van Eyck und Dürer usw. erwecken denn auch in der Tat die günstigsten Eindrücke. Notizen wie die über Deger und Führich, Cornelius und Delaroche usw. kann der Kunstfreund nur mit Freuden lesen.

Einen besondern Vorzug beider Bände bilden trefflich orientierende Ausführungen auf dem Gebiete der schönen Literatur. Nicht als ob Referent persönlich sich in der Lage sähe, jeder kleinen Notiz in dieser Beziehung ohne weiteres seinen Beifall zu spenden. Weder in Bezug auf Frenssens Jörn Uhl noch in Bezug auf das „kulturgeschichtlich Wertvolle" in Casanovas liederlichen Schwindeleien, weder bei der Überschätzung von Börne, Byron oder Carlyle, noch bei der anscheinenden Unterschätzung der Bedeutung von Chateaubriands Génie du

Christianisme (II 621) u. dgl. möchte er gerade unbedingt unterschreiben. Aber weitaus die meisten und durchaus die wichtigsten Beiträge aus diesem weiten Gebiete verdienen großes Lob und können geradezu zum ernsten Studium empfohlen werden. Es genügt, Hauptnamen zu nennen wie Dante und Goethe, Calderon und Camões, Corneille und Grillparzer, Cervantes und Dickens, von neueren Literaturgrößen aller Länder nicht weiter zu reden. Manche dieser kleinen Artikel sind wahre Meisterstücke und eine treffliche Schule gesunden literarischen Geschmacks. Noch mehr ins Gewicht fallend, bei gleicher Vertrauenswürdigkeit, sind die zusammenfassenden Darstellungen über die Literaturen ganzer Völker, die dänische, deutsche, englische, finnische, französische, griechische Literatur.

Der Abschnitt über die deutsche Literatur, 16 Spalten umfassend, mit einer herrlichen Übersichtstabelle von weiteren 8 Spalten, bietet auf kurzem Raum in vollendeter Darstellung, was in keiner der vorhandenen Literaturgeschichten so reichhaltig, so zuverlässig und pragmatisch so wohl ineinandergefügt wird angetroffen werden. Derartige Meisterartikel allein schon verlohnen die Anschaffung des Lexikons. Der katholische Literaturfreund zumal wird sich keinen besseren Ratgeber wünschen können.

Mit Rücksicht auf die Ausstattung, für welche bei Werken solcher Art heutzutage so Ansehnliches geleistet wird, ist schon bei Anzeige des ersten Bandes die Beobachtung zum Ausdruck gekommen, daß in Herders Lexikon die Zweckdienlichkeit allein entscheidend erscheine, während bloß Prunkhaftes und Reklamemäßiges weise vermieden werde. Den Namen aus Tier- und Pflanzenwelt, den Aufgaben der Mechanik und Astronomie, den Kleidertrachten und liturgischen Gewändern, wie mancherlei Erzeugnissen der Kunstindustrie werden zahlreiche aber kleine und schlichte Abbildungen zur Erläuterung beigegeben. Zu Städten und Ländern finden sich gleicherweise oft Wappen, Siegel und Münzen. Reichlicher und stattlicher werden die graphischen Beigaben bei Bau- und Maschinenkonstruktionen u. dgl. wie Dach, Decke, Gewölbe, Eisenbahn und Dampfschiff. All die verschiedenen Teilgebiete der Industrie von der Brotbereitung und Fischzucht, der Bearbeitung von Gold und Eisen, der Glas- und Geschützgießerei bis zu den kompliziertesten Dampf- und Elektrizitätswerken sind mit prächtigen Abbildungen aufs reichlichste veranschaulicht. Selbst die ausgewähltesten Kartenbeilagen (wie etwa die über die Gletscher oder über die Diözeseneinteilung Deutschlands) treten in den Hintergrund gegenüber dem hier entfalteten Reichtum. Da auch aus dem Bereich der bildenden Künste wichtige Abhandlungen einen freigebigen Bilderschmuck herausforderten, so erklärt es sich, daß den 500 Bildern des ersten Bandes 900 im dritten Bande allein, den 11 Tafeln dort 26 Tafeln hier gegenüberstehen. Auch die in Farbenpracht strahlenden Tafeln sind in den neuen Bänden häufiger geworden, je nachdem der Gegenstand dazu die Veranlassung bot. Es leuchtet ein, daß Ausführungen über Buchmalerei und Glasmalerei nicht nur anziehender, sondern auch lehrreicher werden durch die farbenreichen Demonstrationsexempel. Noch mehr gilt dies von der artigen Beilage zur Erläuterung des Dreifarbendrucks. Abschnitte wie die über Flaggen und Eisenbahnsignale würden ohne solche bunte Nachhilfe wahrlich gar zu farblos sein. Daß auch einmal von

einem unserer großen Meister wie Albrecht Dürer ein Tafelbild in seinen Farben wiedergegeben wurde, ist durchaus entsprechend.

Schon nach Vollendung des ersten Bandes ist die Sorgfalt gerühmt worden, mit welcher die Verlagshandlung bei Auswahl ihrer Textillustrationen durchgehends verfahren sei, im Hinblick auf den häufigen Gebrauch, solchen Nachschlagewerken in den Familienzimmern offen und für alle zugänglich, ihren Standort anzuweisen. Das damals zugeteilte Lob kann im allgemeinen auch für die neuen Bände aufrecht erhalten werden. Wenigstens läßt bei einem der schwierigsten Fälle, den Illustrationsbeigaben zur Behandlung der griechischen Kunst, die gewissenhafte Auswahl sich nicht verkennen. Der Besonderheit dieser Kunst als der Verherrlichung der sinnlich schönen Form, zumal des menschlichen Körpers, mußte Rechnung getragen werden, und es sind dafür edle, unverfängliche Typen ausgewählt worden. Vielleicht gerade, um einem Vorwurf übertriebener Ängstlichkeit nach dieser Richtung zuvorzukommen, der, wie unberechtigt immer, bei der heutigen Strömung nicht ausgeschlossen war, sind an anderer Stelle gelegentlich ein paar der ungeberdigsten Bewohner des alten Olymp in Olympiertracht und in ihrer hergebrachten, etwas herausfordernden Haltung abgebildet worden, eine Rücksicht, durch welche die sonst unschwer entbehrlichen kleinen Bildchen des Dionysos, des Eros und des Ganymed immerhin einen Daseinsgrund erhalten.

Unbedenklich darf man sagen, daß in Wort und Bild das ganze Werk ein durchaus christliches ist, das sich klar und bestimmt auf den Boden des Christentums stellt, so offen und so konsequent, wie kein anderes bekanntes Werk ähnlicher Art. Es ist tief bedeutungsvoll, wenn den Abschnitten über Christentum und Christus eine Sammlung ausgezeichneter Christusbilder aus allen Jahrhunderten christlicher Kunst zur Zierde beigegeben worden ist: eine Huldigung aller in diesem Werke zusammenströmenden Wissenschaft und Kunstliebe an Christus den Mittelpunkt der Weltgeschichte.

Dies hindert selbstverständlich in keiner Weise, daß alle dem Bereich des Profanen und Natürlichen angehörenden Gebiete unbefangen nach dem Maßstab der Vernunfterkenntnis und nach dem Hochstande der heutigen Wissenschaft zur Behandlung kommen, daß außerchristliche Religionsbildungen ohne Voreingenommenheit, antichristliche Vertreter der Wissenschaft ohne Animosität ihre Würdigung finden. Man vergleiche nur die fast sympathisch zu nennende Darstellung des Buddhismus oder die durchaus optimistische Besprechung der Eleusinien. Die gleiche Beobachtung kann man machen an den mit so vieler Zurückhaltung geschriebenen Notizen über wissenschaftliche Zelebritäten, wie Brehm, Charcot, Diesterweg, Anselm Feuerbach usw. Das Lexikon kann somit für Gebildete jeglicher Richtung recht wohl genießbar und in allem brauchbar sich erweisen. Der gläubige Christ aber, der seine heiligsten Überzeugungen hier endlich einmal in allem geachtet findet, wird vor jedem andern Werke gleicher Art diesem den Vorzug geben müssen.

Der gläubige Protestant, sofern ihm nur das Poltern gegen katholische Anschauungen nicht gerade unentbehrlich ist, kann ein befriedigenderes Konversationslexikon für sich nicht finden. Alle namhafteren Erscheinungen des Protestantismus

sind besprochen, konfessionelle Empfindlichkeiten sind aufs sorglichste berücksichtigt. Selbst bei sehr heiklen Stichworten (Evangelischer Bund; Gustav Adolf-Verein; Calvin; Cranmer; Pastor Fliedner; Katharina von Bora; Elisabeth von Preußen u. dgl.) wird auch das gereizteste protestantische Bewußtsein nicht Anlaß zu Klagen finden. Wo vollends in spezifisch protestantischem Kreise religiöser Ernst, wissenschaftliche Leistung oder künstlerische Begabung zur Anerkennung sich darzubieten scheinen, werden, entgegen dem in diesen knapp gehaltenen Spalten sonst beobachteten Brauch, gewöhnlich besonders warme Töne angeschlagen. Es sei nur hingewiesen auf Coligny, Fischart, Casaubon, Camerarius, Chyträus, Gerok, Claudius, Bushnell und manche andere.

Dem Katholiken bietet das neue Lexikon, wie schon früher betont, den Gewinn, sich nicht mehr auf Nachschlagewerke angewiesen zu sehen, in welchen seine Religion teils gröblich entstellt oder mißverstanden, teils heimlich oder offen bekämpft wird. Ferner ist hier, soweit es bei derartigen Werken füglich geschehen kann, pädagogischen Bedenken mit Rücksicht auf Benutzung durch das unreife Alter und überhaupt der christlichen Züchtigkeit in allem gewissenhaft Rechnung getragen. Eine sehr beträchtliche Zahl von Persönlichkeiten, Fragen und Erscheinungen, die für den Katholiken in Betracht kommen, sonst aber in solchen Nachschlagewerken unberücksichtigt bleiben, finden hier die gebührende Stelle. Namentlich aber wird hervorragenderen Vertretern der katholischen Anschauung aus alter und neuer Zeit hier eine verständnisvollere und daher auch gerechter Würdigung zu teil, als sonst zu geschehen pflegt. Die prächtigen Abschnitte über Görres oder Colmar, Geissel oder Diepenbrock, Buß oder Bone, Sebastian Brunner oder Ferdinand Brunetière sind keineswegs panegyrisch übertreibende aber der Katholik kann daran Freude haben. Er findet selbst Auskunft über die führenden Männer unserer Tage, die Gröber und Daller und wie die Vertrauensmänner des katholischen Volkes alle heißen. Daß bei Fällen von Konfessionswechsel zu dem einen oder andern Bekenntnis diese Tatsache bei den betreffenden Persönlichkeiten kurz vermerkt und daß bei Schriftstellern und Dichtern ausgesprochen pietistischer, rationalistischer, kirchenfeindlicher oder auch katholisch kirchlicher Richtung dies zur Charakteristik ihrer Werke beigefügt wird, ist recht dankenswert, geschieht aber nicht zu Nutz und Frommen der katholischen Benutzer allein. Zuweilen wird jedoch auch der Bedeutung, welche eine Sache für die Katholiken insbesondere hat, mit einem Wort gedacht, so z. B. beim Bürgerlichen Gesetzbuch oder bei Vorkommnissen in England, die mit der Emanzipation der dortigen Katholiken in Zusammenhang standen. Dies sind jedoch seltene Ausnahmen, und haben solche Bemerkungen ihren Wert für alle.

Bei alledem wird jede auch nur anscheinende Bevorzugung der katholischen Seite von diesem Lexikon geflissentlich ausgeschlossen. Man braucht nur die wohlwollenden Worte über „die segensreiche soziale Wirksamkeit" der Heilsarmee unter Booth zu lesen oder die sympathische Notiz über die Brüdergemeinde, um sich von der ängstlichen Neutralität zu überzeugen.

Zu den vortrefflichsten Beiträgen gehören zweifelsohne viele der biographischen Skizzen über namhaftere Persönlichkeiten der Neuzeit (Bunsen, Döllinger usw.),

und unter diesen nehmen die über Staatsmänner wohl die erste Stelle ein. Da findet man Consalvi und Caprara, Gladstone und Disraeli, Carnot und Canovas, Franklin und Grant, Deák und Caprivi, Floquet und Grévy, Goßler und Falk und noch viele andere. Aber besonders ehrende Attribute erscheinen nur für zwei aus ihnen vorbehalten, das des „genialen Staatsmanns" und des „glühenden Patrioten" für Cavour, das des „gewiegten Politikers" für Crispi. Ein ähnliches Streben nach „Unabhängigkeit der Beurteilung" läßt sich auch in die Behandlung mittelalterlicher Geschichtsverhältnisse zurückverfolgen, wie bei der Würdigung der Friedriche aus dem Hause Hohenstaufen oder der Papststreihe der Bonifaze. Es ist die hergebrachte katholische Noblesse in Beurteilung der Feinde ihrer Sache, die einigermaßen selbst einem so verächtlichen Tropf wie Garibaldi hier zu gute gekommen ist, dem „Mann von kühner Tatenlust und nationaler Begeisterung".

Auch der Ritterlichkeit gegenüber der Frauenwelt wird Genüge getan, wie z. B. im Hinblick auf „die hochbegabte Frau und fromme Protestantin" Herzogin von Broglie, oder Kaiserin Elisabeth von Österreich, „die geistig hochstehende, sehr selbständige Frau", die „literarisch gebildete Verehrerin Heines". Der Frauenbewegung ist mit Recht eine besondere Beilage gewidmet und den Vorkämpferinnen derselben werden ziemlich häufige Notizen zu teil. Wenn aber die leidenschaftliche Liselotte von Orleans fast zum Ideal der deutschen Frau verklärt erscheint, so wird es der Ritterlichkeit etwas viel; es wirkt erleichternd, in nüchterneren Darstellungen, wie der über Elisabeth von England, ein gesundes Gegengewicht zu finden.

Jedenfalls kann nach dem Gesagten von einer katholischen Voreingenommenheit oder auch nur von bevorzugender Behandlung der katholischen Seite im vorliegenden Werke nicht die Rede sein. Immerhin bleibt aber der Umstand, daß diese allseitig treffliche Enzyklopädie durch die Initiative und die Leistungsfähigkeit unserer ersten katholischen Verlagshandlung ins Leben tritt, für die Katholiken Deutschlands ein erfreuliches und ehrenvolles Ereignis. Alle Erfahrungen und Errungenschaften bereits bestehender Werke dieser Art sind dabei nicht nur aufs glücklichste benutzt, sondern selbständig weitergebildet, ergänzt und vervollkommnet worden. Man darf, nachdem drei Bände einmal fertig vorliegen, das neue Lexikon schon jetzt als wohlgelungen und in jeder Richtung brauchbar bezeichnen.

Für die Katholiken, soweit sie auf Bücheranschaffungen einen Einfluß betätigen können, erscheint es als ein Gebot der Selbstachtung wie als Sache des eigenen geistigen Gewinnes, dieser knappen, billigen, gleichwohl aber reichhaltigsten Enzyklopädie vor konkurrierenden Werken jeder beliebigen Benennung den Vorzug zu geben und der hier aufgespeicherten Schätze des Wissens sich habhaft zu machen. Unter allen großen katholischen Unternehmungen auf literarischem Gebiete, deren seit dem Kulturkampf in Deutschland doch viele ins Leben getreten sind, ist sicherlich keines, das an moralischer Bedeutung wie an unmittelbarem Einfluß auf das Denken und Leben auch nur von weitem mit dem vorliegenden verglichen werden könnte.

Otto Pfülf S. J.

Les Missions Catholiques Françaises au XIXe Siècle. Publiées sous la direction du Père ***J.-B. Piolet*** S. J. Avec la collaboration de toutes les Sociétés de Missions. Illustrations d'après des documents originaux. Publication honorée d'une médaille d'argent par la Société de géographie de Paris. Tome VI: Missions d'Amérique. (512 avec 215 gravures et 21 grandes planches) Paris 1904, Armand Colin. Brosch. *Fr.* 15.—; geb. *Fr.* 21.—

Mit vorliegendem sechsten Bande kommt das groß angelegte und prachtvoll ausgestattete Werk glücklich zum Abschluß (vgl. die Besprechungen der früheren Bände in dieser Zeitschrift LXI 243, LXII 345, LXV 220).

Ein ziemlich weit zurückgreifender Exkurs über den amerikanischen Kontinent, seine Urbevölkerung und die Zeit der großen Entdeckungen eröffnet diesen letzten Band. Es folgt aus der Feder eines der besten Kenner der kanadischen Missionsgeschichte ein glänzendes Bild der alten Jesuitenmission in „Neu-Frankreich", an das sich eine treffliche Darstellung der neueren Oblatenmission in Britisch Nordamerika anschließt. Diese beiden Kapitel sind unstreitig die besten des sechsten Bandes. In einer Reihe kleinerer Aufsätze wird sodann der Anteil Frankreichs an der Missionierung der Vereinigten Staaten, der Antillen und Südamerikas dargelegt. Eine Ergänzung dazu bietet der Herausgeber, P. Piolet, in einer Übersicht der französischen Kongregationen und ihrer Wirksamkeit in den Ländern des „lateinischen" Amerika. Ein im feinsten Salonstil geschriebenes Schlußwort des berühmten französischen Literaten und Akademikers Ferdinand Brunetière läßt das ganze Werk in einer Lobeshymne auf die „älteste Tochter der Kirche" ausklingen.

Fassen wir nun noch einmal unser Urteil über diese in vornehmster Ausstattung vor uns liegenden sechs stattlichen, 3076 Seiten umfassenden Bände zusammen, so stehen wir nicht an, sie als einen wertvollen Beitrag zu unserer katholischen Missionsliteratur zu bezeichnen. Schon allein der fast verschwenderische, sämtlich nach Originalphotographien in technischer Vollendung ausgeführte Bilderschmuck (im ganzen nicht weniger als 1351 Textillustrationen und 112 Vollbilder) bietet sowohl in missionsgeschichtlicher wie geographischer und ethnographischer Beziehung reiche Belehrung, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß manche Bilder mit den französischen Missionen wenig oder nichts zu tun haben und daher irreführend wirken müssen. In den Text haben sich etwa 50 Mitglieder der verschiedenen französischen Genossenschaften verteilt, ein Umstand, der die Einheitlichkeit der Darstellung notwendig beeinflussen mußte. Die Beiträge sind denn auch nach Inhalt und Form von sehr verschiedenem Wert. Neben vorzüglichen Arbeiten, wie sie z. B. Pisani, Le Roy, Suau, Comte, de Rochemonteix, Grouard und Gohiet u. a. geliefert, findet sich auch viel recht Mittelmäßiges; trockene Aufzählungen einiger Daten und statistischen Angaben ohne Hervorhebung der wirklich hervorstechenden Momente, die den Wert und die Eigenart einer Mission erst klar erkennen lassen.

Alles in allem aber bringen die sechs Bände eine reiche Fülle von Belehrung und wertvoller Aufschlüsse und werden auch dem Fachmann als Nachschlagewerk gute Dienste leisten. Eine eigentliche Missionsgeschichte hat uns freilich auch diese schöne Publikation noch nicht gebracht. Bezeichnend ist die Äußerung Brunetières in seinem mit französischer Überschwenglichkeit geschriebenen Schlußwort, er habe sich beim Durchsehen der sechs Bände öfters gefragt, ob Piolet und seine Mitarbeiter mehr der katholischen Kirche oder aber Frankreich ein Ruhmesdenkmal setzen wollten. Es komme dies freilich auf dasselbe hinaus, denn le catholicisme c'est la France et la France c'est le catholicisme, ein Satz, der trotz der beigefügten Einschränkungen zumal im Augenblick geradezu peinlich berührt. Indessen soll uns dies und ähnliches die Freude an dem nun glücklich abgeschlossenen Prachtwerke nicht verderben. Gewiß haben sich der Herausgeber, P. Piolet, und seine Mitarbeiter den Dank aller Missionsfreunde erworben, und auch die Verlagshandlung, die keine Mühe und Kosten gescheut hat, um eine in technischer Hinsicht vollendete Leistung zu schaffen, verdient alle Anerkennung. Der unglückselige französische Kulturkampf, der auch den katholischen Buchhandel jenseits des Rheins tief geschädigt, hat den Verleger gezwungen, den Preis der einzelnen Bände auf 15 Frank zu erhöhen, eine in Anbetracht der splendiden Ausstattung nicht übermäßige Forderung.

A. Huonder S. J.

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage von **Elisabeth Gnauck-Kühne.** Mit sechs farbigen Diagrammen. 8° (VI u. 166) Berlin 1904, Liebmann. *M* 3.50

Jedem, der sich für die Frauenfrage interessiert — und das muß heute bei jedem ernsten Sozialpolitiker der Fall sein — können wir das vorliegende Werk der geistreichen Konvertitin aufs beste empfehlen. Dasselbe gehört unstreitig zum Besten, was über die Frauenfrage geschrieben wurde. Wir glauben auch nicht fehlzugehen, wenn wir in dem trefflichen Buche die Erklärung und Rechtfertigung der Rückkehr der Verfasserin zur katholischen Kirche erblicken.

Die Schrift geht von einem umfassenden und gut verarbeiteten statistischen Material aus, durch das man einen klaren Einblick in die gegenwärtige Lage der deutschen Frau und damit einen sichern Boden zur Lösung der Frauenfrage gewinnt. Mann und Weib sind zwei verschiedene Typen der einen Menschheitsidee, so führt die Verfasserin aus, deshalb muß das Ziel der Entwicklung nicht Gleichartigkeit sein, sondern möglichste Ausbildung der verschiedenen Typen. „Das Weib ist ebensowenig ein verzeichneter Mann wie der Mann ein mißglückter Weibversuch. Beide sind der Ergänzung bedürftig und müssen in der Gemeinschaft Vollendung suchen." Aber der Weg zur Vollendung ist nicht derselbe. Mutterschaft und Mütterlichkeit, das ist physisch und psychisch betrachtet die der Frau von der Vorsehung zugewiesene Bestimmung.

Der Schwerpunkt des weiblichen Lebens und Wirkens liegt in der Familie. Das geht zur Evidenz daraus hervor, daß gerade in den Jahren der Vollkraft (vom 30. bis 50. Lebensjahre) mehr als 77 % der Frauen durch die Ehe vom

Erwerbsleben und fast jeder nachhaltigen Tätigkeit außerhalb der Familie ferngehalten werden. Nur der Mann vermag durchschnittlich auf Lebenszeit einen bestimmten Beruf, als Arzt oder Beamter oder Lehrer u. dgl., festzuhalten; von den Frauen geben die meisten den erwählten Beruf bei der Verheiratung auf, um sich der Familie zu widmen. Trotzdem kann die Ehe nicht als lebenslänglicher Beruf und noch weniger als lebenslängliche Versorgung der Frau mit Sicherheit angesehen werden. Im Alter von 16 bis 20 Jahren sind 66 %, im Alter von 20 bis 30 Jahren 48 % der Frauen auf eigenen Erwerb angewiesen und im Alter von 50 und mehr Jahren 25 %. Zwischen Eheberuf und Erwerbstätigkeit „wird das weibliche Geschlecht hin und her geworfen. Sein Leben ist dualistisch gespalten". Dieser Dualismus erschwert das Leben der Frau, zersplittert ihre Kraft, und deshalb hat die Gesellschaft die Pflicht, „ihren Hausmutterberuf und Erwerbstätigkeit zu erleichtern".

„Geben wir das Familienleben preis, so geben wir die echte Kultur preis." „Wem aber fällt es zu, die Familie zusammenzuhalten, wenn nicht der Frau? Ist sie dieser Aufgabe nicht gewachsen oder nicht geneigt, so ist das Fortbestehen dieser Lebensform in Frage gestellt." Was aber soll die Frau im Familienheim, das nicht mehr „produziert"? „Nun, wenn die Familie nicht mehr produziert, so konsumiert sie doch, und der Konsum (im weitesten Sinne genommen) ist infolge gesteigerter Kulturbedürfnisse eine verwickelte Angelegenheit geworden. . . . Neben dieser Aufgabe steht aber die andere größere: der Familie ein Heim zu machen und die Kinder zu erziehen. Und diese Mission der Frau ist die gleiche in allen Klassen. Diese vorwiegend geistig-sittlichen Aufgaben werden von keiner Änderung der Wirtschaftsordnung verkürzt. Alle technischen Fortschritte der Welt können diese fraulichen Aufgaben nicht aufheben, wohl aber können sie sie erleichtern, indem sie die Hand der Frau entlasten und ihr Zeit sparen." „Ist das weibliche Geschlecht im stande oder gewillt, diese Aufgaben zu erfüllen? Will es auch ferner dem Familiendienste seine beste Kraft, seine besten Jahre widmen? Spricht nicht ein Geist aus der modernen Frauenwelt, der nicht die Familie, sondern sich selbst sucht, der sich nicht einordnen, sondern ‚sich selbst durchsetzen, sich ausleben' will? Wer wollte leugnen, daß Grund zu diesen Befürchtungen vorliegt? Der Geist, der sich in einem großen Teil der Literaturfeuilletons von Frauenhand zu Gehör bringt, ist nicht nur eine radikale Absage an den Geist dienender, warmherziger, opferfreudiger Mütterlichkeit, sondern auch an den alten Geist christlicher Zucht und Sitte." . . . Nicht als ob die Frauenbewegung dies beabsichtigte, aber sie protestiert nicht scharf genug gegen manche Begriffsverwirrungen und ungesunde Auswüchse. Noch ist die Frauenbewegung zu einseitig im Dienste des Geschlechtsinteresses. „Man vermißt den Hinweis, daß alle Errungenschaften schließlich dem Ganzen dienen sollen, daß man den Zusammenhang zwischen dem Ganzen und den Teilen nicht vergißt. Noch ist die Frauenbewegung die Antithese zu dem Geschlechtsegoismus der Männer; je eher sie zur Synthese kommt, zur bewußten Einordnung in die organisierte Gesellschaft mit männlicher Führung, desto eher besiegt sie alle Bedenken und erwirbt die Mitarbeit einsichtiger Männer an ihren berechtigten Zielen."

Aber was soll geschehen, um die Frauenfrage der richtigen Lösung näher zu führen? Die Verfasserin betont vor allem die Notwendigkeit einer richtigen weiblichen Erziehung. Für den häuslichen Beruf muß das weibliche Geschlecht ausnahmslos durch eine elementare hauswirtschaftliche Schulung vorbereitet werden. Für die Möglichkeit gründlicher, systematischer, allseitiger Fortbildung auf diesem Gebiete ist ausgiebig Sorge zu tragen. Außerdem muß das weibliche Geschlecht in allen Schichten zu gelernter Arbeit tüchtig gemacht werden. Das Mädchen muß, so gut wie der Knabe, eine Arbeit berufsmäßig erlernen. Für die weiblichen Erwerbstätigen aller Klassen, die dem Familienleben entrückt sind, gilt es Formen gemeinschaftlichen Lebens zu finden. Auf gewissen Erwerbsgebieten müßte die männliche Konkurrenz ausgeschlossen und die weibliche Erwerbstätigkeit genossenschaftlich organisiert werden (weibliche Zunft). Mit Hinweis auf die religiösen Genossenschaften der katholischen Kirche, denen sie einige herrliche Seiten widmet, schreibt die Verfasserin: „Die deutsche Vergangenheit bietet bewährte Muster, die für Berufsarbeiterinnen zweckentsprechend auszugestalten und Zeitbedürfnissen anzupassen sein würden." Auch der Altersversorgung des weiblichen Geschlechts ist größere Aufmerksamkeit zu schenken, da sich gerade in den Jahren des hilfsbedürftigen Greisenalters die Frauen in den europäischen Kulturstaaten in der Überzahl befinden.

Diese flüchtigen Andeutungen mögen genügen, um auf den reichen Inhalt des Buches hinzuweisen. Einige minder genaue Ausdrücke über den Ursprung der Familie und der Monogamie, über die Bedeutung der Lehre der Heiligen Schrift in Bezug auf die Stellung der Frau u. dgl. wird der theologisch gebildete Leser gern der geistvollen Dichterin und Konvertitin zu gute halten. Möge das schöne Buch viele Leser und Leserinnen finden und recht viel zur Lösung des schwierigen Problems der Frauenfrage beitragen.

Vict. Cathrein S. J.

Kreuzesblüten. Gedichte von **Arno von Walden.** 12° (50) Dülmen 1901, Laumann. 50 *Pf.*

Christus. Gedichte von **Arno von Walden.** 12° (134) Mainz 1903, Kirchheim u. Co. *M* 2.—; eleg. geb. *M* 3.—

Lorenz Krapp, der als Dichter den Namen Arno von Walden führt, nimmt unter unsern jugendlichen Poeten eine hervorragende Stelle ein, namentlich seit seine „Christusvisionen" auf den Kölner Blumenspielen 1903 preisgekrönt wurden. „Um meine Stirne wanden sie schon früh des Lorbeers Kränze", singt er wiederholt und meint sogar: „Ach, zu früh bekränzt den Scheitel stehst du." In der Tat, an poetischem Talente gebricht es dem jungen Dichter keineswegs, wohl aber an Reife und Abklärung. Er ist noch gar zu sehr in „Sturm und Drang". Dabei hat er einen Zug zum Religiös-Ernsten, fast Finstern, der beängstigend wirkt und den Jüngling immer mehr auf die Bahnen eines ungesunden Mystizismus drängt, von dem wir ihn zurückrufen möchten. In den „Kreuzesblüten" tritt das noch nicht so auffallend zu Tage wie in den Gedichten „Christus", obschon auch in der ersten Sammlung die Reue einen stolzen, bittern Beigeschmack hat:

„Mein Eden ist tot. In grauen Nächten mein Licht verloht. Ein Luzifer geht mir mein Leid durch die Seele her." Freilich, er will sich durchkämpfen bis ans Kreuz, um dort „als stiller, entsündeter Luzifer" Verzeihung zu erlangen:

„— — Noch fährt die Nacht,
Die dunkle, vorbei,
Und mein Edensschrei
Verlost in Wolken so stöhnend und sacht (!).
Mein Fuß ist müd —
Wund meine Sehnsucht und halbverglüht,
Doch ich raste nicht — —
Ich will es finden, mein Heilandslicht,
Und müßt' ich ziehen durch Meer und Ried
Und rote Wüsten, vom Tod umsprüht —
Ich will ihn gehen
Den Weg, den wehen,
Bis ich am Kreuze einst sinke her
Ein stiller, entsündeter Luzifer. . . ."

Es ist fast nur ein Gedanke, der in den verschiedensten Formen variiert wird: „Aus verlorener Weisheit Wildnis"; aus dem tollen Jubel eines Trinkgelags, aus der Gesellschaft rosenbekränzter Frauen flieht er in die Nacht hinaus und findet irgendwo ein Kreuz:

„Ein Kreuz stand hoch und starrte durch das Land,
Dran hing der Heiland weiß und tot und bloß.
Vor dem schlug heiß das Haupt ich in die Hand,
Denn meine Schuld war so unendlich groß.

Die Weiden klagten schwül (?) und wundersam,
Von grauen Pfützen dehnte sich ein Meer.
Ich tastete mich durch den fahlen (!) Schlamm,
Und meine müde Seele rief so sehr.

Denn, ob ich's raffte auch mit müder Hand,
Es wurde immer schmutziger mein Kleid,
Und immer lauter, blickzurückgewandt,
Schrie nach dem Kreuz mein altes, dumpfes Leid. — —"

Überall düstere Farben, Weltschmerz und Pessimismus, und zwar in den Jahren, in denen sonst das Herz des Jünglings von Freude und hoffnungsreicher Begeisterung überzuschäumen pflegt! Als unser Dichter seine „Kreuzesblüten" veröffentlichte, zählte er noch keine 20 Sommer, und doch schrieb er Verse wie die folgenden:

„Und durch mein Hirn da brannte ein Ahnen schwer und schwül,
Da rann zu Nacht und Grauen der Farben leichtes Spiel,
Da flossen alle Töne zusammen dumpf und wirr,
Da dünkten mir die Reden der Menschen öd' und irr'."

Und nun die viel umstrittenen, preisgetrönten „Christusvisionen", die von der einen Seite über alles Maß gelobt, von der andern mit bitterem Tadel zurückgewiesen wurden! In der Tat macht die erste Lesung auf christlich gläubige Seelen einen höchst unangenehmen Eindruck. Das ist nicht unser Christus;

das ist ein von modernem Weltschmerz durchtränktes Wesen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß in dem mystischen Christus sein bitteres Leiden durch die Bosheit der Sünde fortdauert bis ans Ende der Welt; daß er am Ölberge in dem Hinblicke auf die teilweise Nutzlosigkeit seines Erlösertodes Ekel und Überdruß empfand, und daß wir uns diese Seelenstimmung in der Verehrung des von Dornen umkränzten Herzens Jesu fortdauernd vorstellen: aber die Verquickung mit dem Lethe und mit dem heidnischen Charon ist geschmacklos, und die ganze Durchführung des Gedankens scheint uns durchaus mißglückt. Besser ist die tiefe Wahrheit, was aus der Welt ohne den Glauben an Christi Kreuz und Leiden würde, in dem Gedichte „Christi Erntegang" ausgeführt, obschon auch hier der ganz moderne Weltschmerz, den der Heiland zur Schau trägt, ein christliches Gemüt anwidert. Der „Legende vom Jahre 2000 nach Christus" mangelt es an der notwendigen Klarheit. Will der Dichter sagen: im Jahre 2000 n. Chr. wird das Christentum tot sein? Was soll dann die Verheißung Christi: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen"? Und wenn die Kirche nicht mehr wäre, woher dann das „Osterglockenbrausen" des Schlußverses? Oder will er den Gedanken durchführen, daß der sündigen Welt Christus überhaupt tot und begraben sei, trotz der ersten glorreichen Auferstehung? Was braucht es dann eine Legende aus dem Jahre 2000? Das ist heute wahr; aber Christus legt sich darum nicht „von neuem in sein Grab", sondern herrscht in Ewigkeit!

Von dem Gedichte „Nietzsche vor Christus" glaubt ein Rezensent, dessen Worte dem Büchlein als Empfehlung beigelegt sind, es liege „in diesem Gedichte eine halbe Apologetik". (Freilich meint derselbe, das Büchlein werde bei Laien und Weltmenschen heimischer werden als bei Geistlichen [!].) Ja — der Gedanke: ergo erravimus, mit dem der arme Gottesleugner im Jenseits erwacht, ist ziemlich gut ausgeführt, wenn auch der furchtbare Schrecken angesichts des gehöhnten Richters und die Erkenntnis des unsäglichen Elendes, das ein Mann wie Nietzsche durch seine Schriften für Tausende von Seelen gestiftet hat, bei weitem nicht annähernd zum Ausdrucke kommt. Ganz unwürdig ist aber die Rolle, die Christus, dem erhabenen Richter, zugeteilt wird. Er, der im Evangelium den törichten Jungfrauen sagt: nescio vos! wird einem Gottesleugner sich im Jenseits nicht „als den Gott der Gnade" offenbaren oder ihn mit seinem Segen entlassen!

Auch die Behandlung des herrlichen Evangeliums von Christus und Magdalena verdient Tadel. Man darf denn doch dem Heiland keine theologischen Unrichtigkeiten in den Mund legen, wie in der zweiten Strophe S. 13! Und eine solche geradezu herausfordernde Sprache redet die arme Sünderin im Evangelium nicht, wie sie ihr unser Dichter in den Mund legt:

„Sieh, meine Schönheit warf ich vor dir hin! . . .
Doch kennst die wilden Sommernächte du?
Die Tauben gurren, und die Sperber hadern,
Wild braust das Blut und flutet zu und zu
Heiß und berückend wirr durch alle Adern",

und wie die bombastisch klingenden Verse heißen, die mit der keineswegs reumütigen Frage dieser Theater-Magdalena schließen:

„Sag, König, konnt' ich größer, heil'ger sein?
Sag, können Lilien denn aus Sümpfen blühen?"

In der ergreifenden Szene des Evangeliums redet Maria Magdalena überhaupt nicht; statt Worte hat sie Tränen! Sie flicht dem Heiland auch nicht „Lorbeer in das Haar und Myrte"! Und Christus schließt den erhabenen Auftritt ganz anders als unser Sänger, der seine Verse sehr wenig glücklich also zum Abschluß bringt:

„Da hob er mild sie auf und sprach: ‚Mein Reich
Ist auch für dich, du heilige Verirrte.'
Und hoch und stumm und bleich schritt sie hinaus,
Schönheitumwallt, als Königin Magdalene.
Doch Christus segnete das ganze Haus
Und sagte: ‚Selig alle, die wie jene . . .'"

Gewiß wollen wir Arno von Walden nicht den Vorwurf machen, er habe absichtlich oder auch nur wissentlich seinen „Christus" also verzeichnet. Nein, es ist ihm ernst; er möchte ein Christussänger sein und uns die Gestalt des Heilandes künstlerisch näher bringen. Aber er hat sich eben viel zu sehr unter den Einfluß der „Modernen" gestellt und hascht nach hohlem Effekt. Es geht ihm gerade wie den „jungen" Malern, welche statt der Idealgestalten eines Raffael, Leonardo da Vinci, Guido Reni usw., um durch moderne Mittel zu wirken, zu den gespenstischen Christusfiguren neuerer französischer Impressionisten oder eines Wereschtschagin sich verirrten. Möge unser jugendlicher Dichter seinen Mißgriff erkennen und zur Sühne durch einen Kranz von wirklich christlichem Geiste durchdrungener Gesänge Christus, den Sieger, den König der Glorie, verherrlichen. „Großer Christus", sagt er in dem kurzen Weihegedicht, „schon rauschen Lieder, künden dich singend, auf Wolken erscheinend" — aber von diesem glorreichen Siege ist leider in diesen Liedern wenig zu lesen! Es ist ganz einseitig der scheinbare Mißerfolg hervorgehoben. Daß es ihm an Begabung nicht gebricht, bezeugen manche wirklich schöne Dichtungen in diesen beiden Bändchen. Wir nennen als Beispiele „Herbstabend", „Christus segnet die Ähren", „Mondnacht", „Nach dem Theater", „Vision im Vatikan", „Ahnung", „Frühlingsnacht" und geben zum Schlusse als Probe seiner Eigenart das schöne Gedicht „Passifloren".

Droben in dem goldnen Saal
Sprüht der weißen Lichter Strahl,
Durch die offnen Türen drängen
Lust und Lieb' in trunknen Klängen,
Und es wogt der weiche Tanz
Zu der hellen Kerzen Glanz.
Helldurchflammt von Blütenflocken
Knistern leis die dunkeln Locken.

— — Drunten in dem Dome weit
Steht im roten Heilandskleid,
Passiflorenkranzumwunden,
Still der Herr in bangen Stunden.
Einsam nur die Ampel glüht
Und die Passiflora blüht.
Durch die Nacht die Winde tragen
Weinend seine Heilandsklagen . . ."

J. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

De pulchritudine divina libri tres. Auctore Dr theol. H. Krug. gr. 8° (XVI u. 252) Freiburg 1902, Herder. *M* 4.—; geb. *M* 5.80

Die vorliegende Monographie behandelt im ersten Buche die Schönheit im allgemeinen, im zweiten die Schönheit Gottes sowohl in sich selber wie in ihrer ursächlichen Beziehung zur geschaffenen Schönheit im Weltall, in den Engeln, der Menschenseele, der Kirche, im dritten die göttliche Schönheit, insofern sie dem Sohne Gottes zugeeignet wird. Die Offenbarungsquellen werden in vorzüglicher Weise berücksichtigt. Das Werk ist sehr reich an den schönsten Väterstellen, welche nicht nur dem Theologen gute Dienste leisten, sondern auch in Predigten fruchtbringend verwendet werden können, um zur Liebe der ewigen und wesenhaften Schönheit zu entflammen und die überirdische Schönheit der Seele vor allem im Strahlenglanz der Gnade und Glorie schätzen zu lehren. Ein Mißton aber in einer schönen Melodie ist es, wenn S. 17 einem sehr verdienten wissenschaftlichen Gegner ohne Beweis andere Motive als Wahrheitsstreben unterstellt werden. Auch S. 44 fehlt in der Anmerkung die objektive Ruhe. Vom hl. Thomas durfte es S. 28 nicht heißen: Tamen argumenta eius vim probandi vix ullam habent.

Lehrbuch der Religion. Von W. Wilmers S. J. Sechste, verbesserte Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von A. Lehmkuhl S. J. 8° (I. Bd: XVI u. 698. *M* 6.25; II. Bd: XVI u. 792. *M* 7.20; III. Bd: XVI u. 680. *M* 6.—; IV Bd: XX u. 1024. *M* 9.75) Münster 1902—1903, Aschendorff.

Die Grundlage des trefflichen Werkes ist zwar von seiner ersten Auflage an bis zur jetzigen dieselbe geblieben, aber der Gesamtinhalt, die Gründlichkeit und Reichhaltigkeit in Behandlung der Einzelfragen ist bedeutend gewachsen. Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser zeitlebens dieses Werk besorgt; auch die jetzige nach seinem Tode herausgegebene Auflage ist, wie die Vorrede meldet, noch fast ganz, so wie sie vorliegt, seiner verbessernden Hand zu verdanken. Beim ersten Erscheinen des Werkes wurde dasselbe bald für viele Priesterkandidaten ein gesuchtes Hilfsmittel, um sich gründliche theologische Kenntnisse anzueignen, und für Priester und Seelsorger, die schon im Amte standen, wurde es nicht minder beliebt als Anleitung, um das theologische Wissen zu vertiefen und es praktisch in Predigt und Unterricht zu verwerten. Ein solches ist das Werk seit fast einem halben Jahrhundert geblieben; auch jetzt noch darf es, und zwar in höherem Maße, als eine ergiebige und zuverlässige Quelle angesehen werden, aus welcher der Katechet und der Prediger den Stoff holen können für den religiösen Unterricht in Kirche und Schule. Dazu darf es den gebildeten Laien als eines der gründlichsten Lehrbücher empfohlen werden, aus dem sie eine recht umfassende Kenntnis unserer heiligen Religion sich aneignen und von Zeit zu Zeit auffrischen können. Überdies ist das Werk nicht bloß für den Verstand geschrieben; durch die praktischen Anwendungen und gewählten Beispiele aus der Kirchengeschichte und dem Leben der Heiligen regt es Herz und Willen an und dient so zugleich zur christlichen Erbauung im besten Sinne des Wortes.

Nouvelle théologie dogmatique. Par Jules Souben O. S. B. I. Dieu dans l'histoire et la Révélation. 8° (104) Paris, Beauchesne et Co.

Das erste Heft dieser Dogmatik in französischer Sprache scheint uns ein guter Wurf zu sein. Die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften ist korrekt, klar und kurz dargelegt. Die Darstellung ist interessant und ansprechend, dabei würdig und edel. Den Zeitbedürfnissen ist bestens Rechnung getragen. Zunächst wird der Gottesbegriff in der Geschichte der Religionen wie der philosophischen Systeme verfolgt. Dabei gewinnt der Leser besonders in den Anmerkungen einen Einblick in wichtige Werke der vergleichenden Religionswissenschaft und der Geschichte der Philosophie. Im zweiten Teil kommen die Gottesbeweise, welche schon bei der Geschichte des Gottesbegriffs kurz skizziert worden waren, besonders zur Sprache. Die traditionellen Beweise werden durch die Argumente aus dem Entstehen des organischen Lebens, aus dem Dasein intelligenter und frei wollender Wesen ergänzt. Beim Beweis aus der moralischen Ordnung scheint uns das Moment des „Sollens und Müssens" (Gesetz) vor dem der Sanktion zu sehr in den Hintergrund zu treten. Dagegen begrüßen wir beim kosmologischen Argument freudig die glückliche Betonung der inneren Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit der Lebewesen.

Geschichte der altkirchlichen Literatur. Von Dr O. Bardenhewer. II. Band: Vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts. gr. 8° (XVI u. 666) Freiburg 1903, Herder. *M* 11.40; geb. *M* 14.—

Der zweite Band des rüstig voranschreitenden großen Werkes teilt die Vorzüge, die an dem ersten allgemein anerkannt wurden. Ein Vergleich mit dem vor kurzem erschienenen zweiten Band von Harnacks Chronologie zeigt, daß Bardenhewers Arbeit sich sehr wohl neben dem Werk des Berliner Literaturhistorikers sehen lassen kann. Auf die chronologischen Fragen geht Bardenhewer natürlich nicht so ausführlich ein wie Harnack, man findet bei ihm auch nicht die zahlreichen geistreichen Einfälle, mit denen sein Kollege den Problemen neue Seiten abzugewinnen versucht. Dafür braucht aber auch Bardenhewer nicht hinten im Anhang zurückzunehmen, was er vorn im Buche Neues aufgestellt hat, und wenn man am Schluß sich fragt, was man nun als annehmbares Ergebnis mitnehmen darf, so findet man es in fast allen Fällen auch durch Bardenhewers nüchternes und besonnenes Urteil schon festgelegt. — S. 18 Anm. ist Weish 1, 7 statt Spr 5, 3 angeführt. S. 66 fehlt Capitaines Buch über Clemens Al. Die Beurteilung des Arnobius S. 469 f scheint uns manchmal gar zu streng.

Florilegium patristicum. Digessit vertit adnotavit Gerardus Rauschen, Dr theol. et phil. 8° Bonnae, P. Hanstein. Fasciculus primus. Monumenta aevi apostolici. MCMIV (VI u. 90) *M*. 1.20 Fasciculus alter. S. Iustini apologiae duae. MCMIV. (162) *M* 1.50

Auf Anregung des hochw. Kardinal-Erzbischofes von Köln gedenkt Professor Rauschen ausgewählte Väterschriften und Väterstellen herauszugeben, um so dem Klerus die Bekanntschaft mit den wichtigsten patristischen Quellen zu erleichtern. Das erste Heft enthält die Zwölfapostel-Lehre, den Römerbrief des hl. Ignatius, das Martyrium des hl. Polykarp vollständig, außerdem einige besonders interessante

Abschnitte aus den übrigen apostolischen Vätern, alles im Urtext und lateinischer Übersetzung; Einleitung und die notwendigsten Erklärungen sind beigegeben. Das zweite Heft bietet die beiden Apologien des hl. Justin vollständig, die weniger wichtigen Kapitel indes ohne lateinische Übersetzung. Für die patristischen Studien an Universitäten und Seminarien wird die beginnende Sammlung ein sehr brauchbares Hilfsmittel abgeben können; ein ähnliches Unternehmen, das den Urtext und die neueren kritischen Anforderungen berücksichtigte, besitzen wir bisher auf katholischer Seite noch nicht.

Treu zu Kirche und Papst. Vorträge und Erwägungen. Weiteren Kreisen aller christlichen Bekenntnisse dargeboten von Georg Fell S. J. 8° (VIII u. 170) Freiburg 1903, Herder. *M* 1.50

Die Schrift enthält den mit Klarheit und Kraft geführten Nachweis der wahren Kirche Christi für solche, die noch auf dem Grunde des Bibelglaubens stehen, und damit zugleich Festigung und Ermutigung für den treuen Katholiken. Die Abschnitte V und VI geben, indem sie Einwendungen zuvorkommen, treffliche Belehrung über Fragen, in welchen auch bei Katholiken vielfach Unsicherheit herrscht, insbesondere über die Stellung der katholischen Kirche zur „Toleranz" und zum „Kulturfortschritt". Wiewohl nervige Beweisführung und überhaupt tüchtige Verstandesoperation den Hauptvorzug dieser Vorträge bildet, weiß doch die Darstellung an der rechten Stelle sie auch mit Wärme zu durchdringen und erhebt sich zuweilen zu rednerischem Schwung. Wenn der überzeugte Katholik manches Nützliche aus dem Schriftchen schöpfen kann, so noch mehr jene Seelen, die auf der ernsten Suche nach der wahren Kirche Christi sich befinden. Es wäre ratsam gewesen, bei der Wahl des Haupttitels hierauf Rücksicht zu nehmen; der jetzige gibt das erhoffte Resultat, nicht aber den wirklichen Inhalt der Schrift.

Amerikanismus, Fortschritt, Reform. Ihr Zusammenhang, Zweck und Verlauf in Amerika, Frankreich, England und Deutschland. Von Dr Karl Braun, Dompfarrer in Würzburg. 8° (80) Würzburg 1904, Göbel u. Scherer. *M* 1.—

Zu viele prinzipielle und praktische, persönliche und geschichtliche Fragen sind mit dem verkoppelt, was man unter dem verschwommenen Begriff des „Amerikanismus" zusammenfaßt, als daß man von 18 kurzen Abschnitten einer kleinen Broschüre erschöpfende Auskunft über alles erwarten könnte. Dieselbe hat aber das Verdienst, auf vieles, was dem Blick des gewöhnlichen katholischen Christen in Deutschland sich entzieht, die Aufmerksamkeit hinzulenken und vor drohenden Gefahren zu warnen, die um so größer sind, je weniger sie erkannt und verstanden werden. Die Einschmuggelung ausländischer Glaubensverfälschungen als neuer katholischer Weisheit in Deutschland, die Virtuosität der Vorkämpfer in der Kunst der Intrigue, der Reklame, der Betörung hoffnungsvoller Jugend und der berechneten Täuschung des großen Publikums, der Massenhandel mit schillernden Phrasen und vieldeutigen Schlagwörtern, endlich die trostlose Zerfahrenheit, die aus alledem sich entwickeln muß, werden gut gekennzeichnet. Eine Behandlung des Amerikanismus in Deutschland ist tatsächlich umgangen, eine solche wäre auch, obgleich nicht uninteressant, bei den bestehenden Verhältnissen überaus heikel gewesen.

Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. Zweite, durchgearbeitete Auflage. Erster Band. (I. Abteilung.) gr. 8° (XL u. 422) Mainz 1904, Kirchheim. *M* 5.—

Denifles gelehrte Lutherstudie hat sich Bahn gebrochen; trotz aller Entrüstungsstürme ist sie heute ein berühmtes Buch. Kundigere und Besonnenere unter den protestantischen Fachmännern bekennen, daß sie aus demselben zu lernen haben. Es bleibt schließlich nicht beim Poltern, sondern das Werk wird studiert, daher denn der kolossale, hochgelehrte Band binnen kurzem in der ersten, starken Auflage vergriffen war. Von der neuen Auflage liegt hier nur die erste Hälfte vor, der in sich ziemlich abgeschlossene, negative Teil, welcher die Unwahrheiten und Entstellungen entfernt, mit denen die ersten Anfänge des Luthertums umhüllt worden sind. Durch ihn soll der Leser in den Stand gesetzt werden, die verschiedenen Erklärungen Luthers über sich selbst und sein Unterfangen richtig abzuwägen. Die dogmenhistorische Untersuchung und die Darlegung von Luthers wirklichem Werdegang ist ganz für die zweite Abteilung dieses Bandes aufgespart. Auf die Auseinandersetzung mit den unglücklichen Luther-Editoren hat die neue Auflage edel verzichtet und auch zahlreiche andere polemische Zacken abgeschliffen. Hingegen ist durch geschickte Umstellungen und Unterabteilungen wie durch eingehendere Inhaltsangabe die Anordnung leichter übersichtlich geworden. An vielen Punkten ist die Position noch verstärkt, manches weiter ausgeführt, vieles neu hinzugefügt worden. Von besonders reizvollem Interesse ist das neue Vorwort (XXVII S.), ein nicht unpikantes „Zweites Wort an meine Kritiker". An Umfang wird die neue Auflage — soweit sich wenigstens nach dem Vorliegenden urteilen läßt — der alten so ziemlich gleich bleiben; an Kraft und Inhalt hat sie dieselbe noch übertroffen, für die Lesung ist sie einladender geworden.

Literarische Angezogenheit und Schlimmeres. Ein Interview beim Verfasser der „Kath. Selbstvergiftung". Von Dr rer. pol. S. Kasselbach. 8° (64) Bonn 1904, Hanstein. 80 *Pf.*

Wer die vielberufene Broschüre Falkenbergs seinerzeit mit dem Ernste nachgeprüft hat, welchen die Sache erheischt, wird Genugtuung empfinden, daß endlich eine Freundesstimme laut wird, um dem schwer Mißhandelten vor dem großen Publikum ruhiges Gehör zu verschaffen. Mit einem solchen Netz grober wie feiner Entstellungen und persönlicher Verunglimpfungen hat wohl selten ein Schriftsteller sich überfallen gesehen, der auf einem Gebiete, das er beherrscht wie wenige, in achtbarster Absicht und mit tadelloser Vornehmheit des Tones seinen Überzeugungen Ausdruck gab. Die Verdrehungen nachzuweisen und die aller guten Sitte hohnsprechenden Unbilden zurückzuweisen, war durchaus am Platz. In der Hauptsache tut das nicht Falkenberg selbst, sondern ein unter Pseudonym sich verbergender Freund, der in Form einer mit Falkenberg angestellten Unterredung die verschiedenen Klagepunkte zur Sprache bringt. Die Aufmerksamkeit wird dabei noch auf manches gelenkt, was zu wissen gut ist. Daß auch Personalien nicht umgangen werden konnten, ergab sich aus der Lage der Dinge. Trostreiche Symptome sind es nicht, welche auf dem Boden der heutigen katholischen Publizistik und Literaturpflege uns hier begegnen. Erfreulich ist nur, daß die Hoffnung besteht, mancher, der die „Selbstvergiftung" bisher nur aus den Ergüssen erregter Parteileidenschaft gekannt hat, werde durch die neue Broschüre veranlaßt werden, die arg geschmähte Schrift einer eigenen sachgemäßen Prüfung zu unterziehen.

Die volkswirtschaftlichen Anschauungen Antonins von Florenz (1389 bis 1459). Dargestellt von Dr theol. Karl Ilgner. 8° (XII u. 268) Paderborn 1904, Schöningh. *M* 5.—

Man kann den Lobeserhebungen beipflichten, die den Physiokraten und A. Smith deshalb gezollt werden, weil durch sie die Volkswirtschaftslehre in systematischer Behandlung zu einer besondern, selbständigen Wissenschaft gemacht wurde. Aber ungerecht ist es, daß die reichen Schätze echt wissenschaftlicher Erkenntnis auf wirtschaftlichem Gebiete, deren Urheber die älteren Juristen und Moralisten waren, seitens der wissenschaftlichen Nationalökonomie bisher so wenig gewürdigt worden sind. Was hier noch zu leisten ist, was hier geleistet werden kann, wenn eine geschickte Hand die Schätze hebt, das beweist Ilgners vortreffliche Schrift über die volkswirtschaftlichen Anschauungen des hl. Antoninus von Florenz. Auch der Nationalökonom des 20. Jahrhunderts wird aus diesem vorzüglichen Buche ausgiebige Belehrung schöpfen und vielleicht für jene Fragen die Lösung finden können, die (wie die Lehre vom Werte) zu den schwierigeren und schwierigsten Problemen der Volkswirtschaftslehre gehören.

Moralphilosophie. Von Viktor Cathrein S. J. Vierte, vermehrte Auflage. 8° Erster Band: Allgemeine Moralphilosophie. (XVI u. 678) Zweiter (Schluß-) Band: Besondere Moralphilosophie. (XII u. 744) Freiburg 1904, Herder. *M* 19.—; geb. *M* 24.—

Wenn der Verfasser in der Vorrede zur vierten Auflage der Moralphilosophie hervorhebt, die verhältnismäßig rasche Folge der Auflagen sei ein klarer Beweis für das rege Interesse, das man in weiten Kreisen ethischen Problemen entgegenbringe, so möchten wir unsererseits auf die unleugbaren Vorzüge des Werkes als einen weiteren Grund für die große Verbreitung, die es gefunden, hinweisen. Das Interesse allein macht es nicht aus. Es muß auch dem Interesse in der rechten Weise entsprochen werden. Gerade das versteht aber Cathrein in seltenem Maße. Vollkommene Beherrschung des umfangreichen wissenschaftlichen Stoffes, eine erschöpfende Literaturkenntnis, die logisch voranschreitende, ruhige und immer sachliche Beweisführung, die einfache, volkstümliche Sprache, mit der er die schwierigsten Probleme zur Darstellung bringt — das sind Eigenschaften, die man selten in einem so hohen Grade vereint findet wie in Cathreins Moralphilosophie. Einer ausführlichen Darlegung und Besprechung des Werkes bedarf es an dieser Stelle nicht mehr. Kurz sei nur noch darauf hingewiesen, daß auch die neueren Systeme, die zwischen Utilitarismus und Intuitionismus zu vermitteln suchen, beigefügt sind, ebenso eine Besprechung von Ratzenhofers Ethik, — abgesehen von sonstigen Änderungen und Ergänzungen, so in der Abhandlung über Sozialismus, in der Lehre von Gewissen, Recht, Gerechtigkeit, Staat.

Der Sozialismus. Von Viktor Cathrein S. J. Achte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (XVI u. 352) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.80; geb. *M* 3.50

Diese neue Auflage bietet außer dem reichen und wertvollen Stoff der früheren Auflagen abermals eine Erweiterung in der Darstellung und Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Auch dem Revisionismus wurde erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, die Darlegung des gegenwärtigen Zustandes des ausländischen Sozialismus ergänzt. Das Buch ermöglicht somit eine ebenso gründliche wie allseitige Belehrung über den heutigen Sozialismus.

Die soziale Frage. Von Josef Biederlack S. J. Sechste Auflage. 8° (X u. 290) Innsbruck 1904, Rauch. *M* 2.40; geb. *M* 3.30

Wir besitzen in der deutschen Literatur kein Buch, das so klar, so kurz und doch prinzipiell tief und sicher begründet den gesamten Stoff der sozialen Frage nach der theoretischen wie praktischen Seite behandelt, unter der Rücksicht der Ursachen der Notstände und der erforderlichen Reformen, als die vorliegende Schrift. Möge sie immer neue Freunde sich erwerben!

Il „Cursus" nella storia letteraria e nella liturgia. Da Angelo de Santi S. J. Edizione riveduta ed ampliata. 8° (94) Roma 1903, Typografia A. Befani. *L* 3.—

Unter dem Cursus versteht der Verfasser den nach bestimmten Gesetzen geregelten Tonfall, mit dem man in der Periode der sinkenden Latinität in der Prosaliteratur die Sätze oder Satzteile zu schließen liebte. Seine Hauptblüte fällt in das 5. und 6. Jahrhundert. Bestimmend war für ihn die Quantität der Silben (Cursus metricus). Eine zweite Blüte erlebte der Cursus im 12. und 13. Jahrhundert, nur daß der Tonfall nicht mehr durch Länge und Kürze der Silben, sondern den Wortakzent geregelt wurde (Cursus rhythmicus). Gegen Ende des 13. Jahrhunderts schwand er bald wieder aus dem Gebrauch. Die interessante Schrift gibt eine Geschichte des Cursus, erläutert ihn in seinen verschiedenen Erscheinungen an manchen Beispielen aus der Profan- und Kirchenliteratur und macht schließlich auf seine Bedeutung bei Abfassung neuer kirchlicher Offizien aufmerksam.

Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt. Cyrus. Von Ernest Lindl. [Weltgeschichte in Charakterbildern. Erste Abteilung: Altertum.] gr. 8° (126) München 1903, Kirchheim. *M* 4.—

Die Schrift bietet einen Überblick über die älteste orientalische Geschichte bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus (539); ein „Charakterbild" kann sie also der Natur der Sache nach nicht sein. Ebenso bringt die Kürze, deren der Verfasser sich befleißigen mußte, es mit sich, daß die Darstellung etwas trocken und schematisch ist. Doch wird man dafür entschädigt durch den interessanten Inhalt der Schrift. Sie stützt sich ganz auf die Ausgrabungen und Monumente, teilt in gedrängter Kürze deren Ergebnisse mit und vergleicht sie mit den aus der Heiligen Schrift bekannten Tatsachen. Wer in seiner Jugend die alte Geschichte noch aus Herodot und seinen Ausschreibern kennen gelernt hat, sieht sich in eine andere Welt versetzt, die Einzelheiten, die man früher als Geschichte vortrug, erweisen sich als Fabeln, während das Alte Testament sich als verläßliche Quelle erweist.

Chronik der Stadt Düren. Zweite Auflage. Mit vielen Holzschnitten und Zinkographien sowie einem lithographierten Stadtplan. Von Wilh. Brüll, Rechtsanwalt. Erster Teil: Die politische Geschichte. Zweiter Teil: Die kirchliche Geschichte. 8° (VIII u. 256) Düren 1901 u. 1904, Vetter. *M* 2.— u. *M* 1.50

Der Verfasser hat die Gabe, auf kleinem Raum sehr reichen Stoff zu vereinigen und etwas von dem vielseitigen Interesse, das ihn selbst für die städtische Vergangenheit erfüllt, auch dem Leser einzuflößen. Dies erklärt den bei solchen lokalgeschichtlichen Darstellungen seltenen Erfolg, daß die „Chronik" kaum sechs Jahre nach ihrem ersten Hervortreten (vgl. diese Zeitschrift L 465) in dreifach

verstärkter Gestalt neu erscheinen mußte. Sie scheidet sich jetzt in drei fast unabhängige Teile, von denen zwei vollendet vorliegen. Der zweite insbesondere, welcher außer der alten Martinspfarre die Geschichte der Klöster, die St Annenverehrung, die Reformationswirren usw. behandelt, verdient alle Aufmerksamkeit. Der noch ausstehende dritte Teil wird die soziale Seite des städtischen Lebens zum Gegenstand haben und für das ganze Werk das Register bringen. Hat diese neue Auflage vielleicht nicht überall die fließende Darstellung und gefällige Abrundung der früheren, so ist sie dafür um so freigebiger mit vielen wertvollen Mitteilungen und anmutig geziert mit Abbildungen und Faksimiles vom alten Düren und seinen Beherrschern.

Die Äbte des oberpfälzischen Prämonstratenserklosters Speinshart nach der Kirchenspaltung bis zur Säkularisation (1691—1803). Nach archivalischen Quellen. Von Georg Blößner, kgl. Seminardirektor in Amberg. Mit 3 Abbildungen und 8 Beilagen. 8° (VIII u. 92) Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 2.—

Spezialarbeiten über einst blühende, jetzt untergegangene Klöster sind immer sehr verdienstreich und für die Lokalforschung wichtig. Bei der vorliegenden ist nur zu bedauern, daß sie auf eine zu kurze Periode sich eingeschränkt hat. Die regen Beziehungen der Abtei zum Hofe der Brandenburger in Baireuth, die bevorzugende Pflege der Musik, die Schwierigkeiten endlich mit der störrischen Landbevölkerung gewähren der fleißigen Schrift noch besondern Anspruch auf Beachtung. Dieselbe bringt auch wieder einen Beleg, daß die bayrischen Klöster nicht an innerer Entartung, sondern bei voller innerer Gesundheit durch Gewaltakt von außen untergegangen sind. Auch diese Schrift bezeichnet eine traurige Zentenarfeier.

Jakob Balde. Ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß. Zu seinem dreihundertjährigen Geburtsjubiläum. Von Dr Jos. Bach, Direktor des Bischöflichen Gymnasiums zu Straßburg i. E. gr. 8° (XII u. 160) Freiburg 1904, Herder. *M* 4.—

Balde gewährt, solange nicht die archivalische Forschung über ihn erfolgreicher einsetzt, mehr Stoff für die literarisch-ästhetische Würdigung, für den sprachsinnigen Latinisten und Poeten als für den Biographen. Was von einem solchen aber gewünscht werden könnte: hingebendes Studium, unverdrossene Einzelarbeit, veredelter Geschmack, dichterische Empfänglichkeit, Verständnis und Teilnahme für seinen Helden, das alles findet sich in dem Verfasser aufs schönste zusammen. Er hat ein anziehendes Baldebüchlein geschaffen, knapp in der Form, aber gedrängt an Inhalt; Proben sind reichlich beigegeben, zum Teil im lateinischen Original, darunter auch ein größeres, noch ungedrucktes Stück. Die archivalischen Funde, die Dr L. Pfleger veröffentlicht hat, Urteile von Ordenszensoren über Baldes Arbeiten, finden sich bereits verwertet. Der Herr Verfasser stellt S. 35 eine weitere Publikation über den Dichter in Aussicht; möchte er der früher schon liebevoll von ihm gepflegten Balde-Forschung auch ferner treu bleiben!

Die Volksschule vor und nach Luther. Eine historische Studie. Von Dr C. Schulmann. 8° (108) Trier 1903, Paulinus-Druckerei. *M* 1.—

Die Schrift tritt anspruchslos auf und schöpft ihre Angaben aus zweiter Hand. Trotzdem ist sie eine selbständige Leistung, sehr lehrreich und in der Darstellung anziehend. Mit Recht spricht sie von „Legendenbildung auf dem Gebiete der Pädagogik", wie von der bekannten „Objektivität" katholischer Autoren gegen-

über protestantischen Größen und Errungenschaften, die „manchmal fast bis zur Selbstverleugnung gehe". In der Tat ist kaum auf einem andern Gebiet die Unterwürfigkeit und Nachbetung katholischer Fachschriftsteller angesichts protestantischer Auffassungen so schmerzlich empfindbar wie im Umkreise der pädagogischen Literatur. Es ist ein Verdienst dieser Schrift, daß sie von solcher Selbstentwürdigung sich frei erhält und sogar gegen eine weitverbreitete Schwäche leise Proteste wagt. Wertvoll durch ihren Inhalt, ist sie noch wertvoller als gutes Beispiel für die Nachfolger. Eine vollständige Geschichte der deutschen Volksschule in solchem Geiste, das wäre eine gute Gabe!

Eine moderne Pädagogin. Eine philosophisch-pädagogische Studie. Von Dr Schulmann. 8° (72) Trier 1903, Paulinus-Druckerei. 60 *Pf.*

Keinem, der dieses Schriftchen studiert, kann Zweifel darüber bleiben, daß der Gegenstand desselben an Bedeutung tief unter der Summe von Geist und Wissen steht, die zu seiner Beleuchtung aufgeboten worden ist. Aber es handelt sich darum, ernstere Geister auf ein Krankheitssymptom aufmerksam zu machen, das für unser Volksbildungswesen im großen das Schlimmste fürchten läßt. Unerfahrenen, welchen durch Lehrbücher und Maximen von der Art der jetzt nach Berlin versetzten ehemaligen Trierer Seminar-Oberlehrerin Martin die Köpfe verdreht worden sind, wird zugleich ein Heilmittel geboten. Ohnehin haben die Irrtümer und verworrenen Phrasen, die hier zerpflückt werden, heute zahlreiche Nachbeter, so daß das Schriftchen auch anderweit Dienste leisten kann. Tadellos ist die Ruhe und Vornehmheit des Tones, um so verdienstlicher, da für die sarkastische Ader, die dem Verfasser nicht ganz abzugehen scheint, oft starke Anreizung vorhanden gewesen sein muß.

Des ehrwürdigen P. Sigmund Rendecker Geistesschule für Ordensleute. Neu bearbeitet von P. Angelus Zeiner, Priester der bayrischen Franziskanerprovinz. I. Teil. 8° (X u. 368) München 1902, Lentner. *M* 2.40

Diese „Geistesschule" ist schon dadurch als trefflich beurkundet, daß sie seit fast zweihundert Jahren zur Heranbildung der Laienbrüder der bayrischen Franziskanerprovinz gedient hat. Die Form, welche ihr der 1736 gestorbene, ebenso fromme als erfahrene Verfasser gegeben hatte, bedurfte einer Erneuerung, die der Herausgeber im Auftrage seiner Obern herstellte. Der erste Teil handelt vom Ordensstande, von der Sünde, Versuchung und Beicht, von der vollkommenen gottgefälligen Verrichtung der täglichen Werke, von den wichtigsten täglichen Obliegenheiten des geistlichen Lebens (den geistlichen Übungen oder Gebeten) im einzelnen und von der klösterlichen Zucht oder Bescheidenheit. Ist nicht in Beziehung auf die Notwendigkeit der guten Meinung und auf das Aufschreiben der in der Gewissenserforschung gefundenen Fehler etwas viel verlangt und hätten nicht in dem Verzeichnis der zu „Stoßgebeten" empfohlenen Sätze kleinere Ablaßgebete eine Stelle verdient? Das Buch wird als kurze und klare Anleitung zu echter Frömmigkeit nicht nur Ordenspersonen, sondern auch Weltleuten gute Dienste leisten.

Die Übung der Demut. Herausgegeben von Joachim Cardinal Pecci, Papst Leo XIII. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von J. A. Boller, Priester der Diözese St Gallen. Fünfte Auflage. 16° (VIII u. 100) Freiburg 1903, Herder. 80 *Pf.*; geb. *M* 1.20

Seitdem dies treffliche Büchlein in dieser Zeitschrift XXXIV (1888) 596 f ausführlich besprochen wurde, hat es bereits die fünfte Auflage erlebt. Es wendet sich gegen die Grundübel unserer Zeit: Stolz und Eigenliebe, und führt in trefflicher Weise ein in die Kenntnis und Übung des Geistes Christi.

Fromme Erwägungen über das Gelübde des Gehorsams von Abbé F. Maucourant. Autorisierte Übersetzung von Walburga Veit. Durchgesehen und mit einem Vorwort von einem P. Benediktiner. 16° (272) Kevelaer 1902, Thum. Geb. *M* 1.50

Diese dreißig einfachen, sachgemäßen und wirkungsvollen Betrachtungen für Ordensfrauen über die Grundlagen des klösterlichen Lebens, den Gehorsam gegen Obere und Beichtväter zeugen für die reiche Erfahrung des Verfassers und werden bei Seelen, die guten Willens sind, viel Nutzen stiften.

Die katholische Jungfrau. Praktische Ratschläge von Amelia Terrabugio. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Antonie Walter, Stiftsdame der vereinigten königlichen Stifter von Geseke-Keppel. 8° (VIII u. 182) Paderborn 1903, Bonifacius-Druckerei. *M* 1.50; geb. *M* 2.—

Daß und warum dies Buch allen jungen Damen sehr dienlich sein wird, welche eine Pension verlassen und ins Leben treten, ist bereits 1901 bei Besprechung des italienischen Originals in dieser Zeitschrift (LX 217) dargelegt. P. Viktor Cathrein S. J. beschließt das Vorwort, wodurch er die treffliche Verdeutschung einleitet, mit dem Wunsche: „Möge das ausgezeichnete Büchlein recht viel Gutes stiften bei denen, für die es bestimmt ist." Es eignet sich sehr zum Geschenk einer Mutter an ihre erwachsene Tochter.

Schwester Euphemia Dorer, Ursulinerin. Ein Lebensbild, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Klosters St Ursula zu Freiburg i. Br. Von M. Dominica Amann, Vorsteherin des kath. Instituts. gr. 8° (XIV u. 136) Freiburg 1904, Charitasverband. *M* 2.50

Euphemia Dorer (1667—1752) war auf deutschem Boden die hervorragendste Tochter Annas von Xainctonge, deren Lebensbeschreibung vor kurzem in dieser Zeitschrift (LXV 475) besprochen wurde. Geboren zu Baden in der Schweiz und anfänglich zu Luzern in der Erziehung tätig, erbaute sie 1707—1710 St Ursula in Freiburg und teilte mit dieser Stadt die Leiden der Belagerungen von 1713 und 1744, mit ihrer äußeren Tätigkeit ein inneres Leben von lieblicher Eigenart verbindend. Die vorliegende Arbeit beruht auf umfassenden archivalischen Studien der Verfasserin; 20 gute Illustrationen erhöhen die Anschaulichkeit des mit Liebe, aber doch mit geschichtlicher Treue entworfenen Bildes.

Volksschriften der katholischen Verlagsgesellschaft in Frankenstein (Schlesien).

Eine Gesellschaft christlicher Menschenfreunde hat sich zu dem Plane geeinigt, kurze volkstümliche Schriftchen, die von Volk und Jugend mit Nutzen gelesen werden können, in hübscher Ausstattung zu den allerbilligsten Preisen zu vertreiben. Eine Anzahl derselben, die bereits vorliegt, verdient das Zeugnis, daß sie ihrem apostolischen Zwecke recht gut entsprechen. Außer einer Serie von Erzählungen der Freiin von Handel-Mazetti (in Bändchen zu 25 oder zu 10 *Pf.*) seien als Erzählungen genannt: C. Arand, Des Sanderbauern Dienstboten (10 *Pf.*), v. Ekensteen, Der Talisman (30 *Pf.*), Die Hand des Herrn (10 *Pf.*), Hochwasserfegen (10 *Pf.*), E. Lingen, Gott schickt noch immer Engel (20 *Pf.*), Mutterflehen, Ein Sternlein (15 *Pf.*). Agnes Siebelt (Silesia) hat in drei Heftchen (zu 10 und 20 *Pf.*)

lehrreiche und erbauende Bilder aus dem Leben dichterisch geschildert. Eine aus dem Portugiesischen übertragene Erzählung „Das Versprechen" von Anna Rodriguez (20 *Pf.*) werden Frauen gerne lesen. Anmutende Reisebilder bringen die „Wanderungen" von E. Huch (60 *Pf.*); über katholisches Preß- und Bücherwesen belehrt H. Agnetus, Eine moderne Kanzel (10 *Pf.*). Redeatis bietet eine spannende Erzählung, „Verschlungene Wege" (40 *Pf.*), J. Remo (Connemann) eine Novelle, „Gottes Wege" (50 *Pf.*). Für Volksbibliotheken oder Lesebedürftige, die nur über bescheidene Mittel verfügen, ist diese Sammlung guter Volksschriften wie gemacht.

Kleinere Volksschriften.

Aus dem Dornschen Verlag zu Ravensburg verzeichnen wir drei Schriften des nunmehr leider heimgegangenen F. X. Wetzel, der durch seine zahlreichen, in anziehender, populärer Darstellung geschriebenen Broschüren so viel zur Belehrung und Anregung des katholischen Volkes gewirkt hat: „Das Sonntagsglück", eine eindringliche Mahnung zur Beobachtung christlicher Sonntagsruhe (124) 25 *Pf.*, „Das Vaterhaus und seine Gegner", eine bündige Antwort auf eine von protestantischen Geistlichen ausgegangene Gegenschrift zu des Verfassers Schriftchen „Das Vaterhaus" (100) 20 *Pf.*, und „Der Herr kommt", ein ansprechendes, recht empfehlenswertes Büchlein für Erstkommunikanten.

Bei Jos. Kösel zu Kempten erschien in dritter Auflage Dr Ludwig Heinrich Krick, Domkapitular in Passau, Der kirchliche Brautunterricht, eine treffliche, für Brautleute und Eheleute, doch natürlich auch nur für diese bestimmte, in die Form einer Ansprache gekleidete Unterweisung über die Pflichten christlicher Eheleute.

Gegen die „Los von Rom"-Bewegung wenden sich drei unter dem Gesamttitel „Treu zu Rom" in der St Norbertusverlagshandlung zu Wien herausgegebene Schriftchen (Preis eines jeden 10 *h*), von denen Nr 1 eine Reihe von Verleumdungen gegen den katholischen Glauben kurz aber packend zurückweist, Nr 2 das Volk über die eigenartige Entstehung der protestantischen Konfessionen aufklärt und Nr 3 dasselbe einen Einblick in die wenig von göttlicher Stiftung zeugenden Kirchenverfassungen dieser Sekten tun läßt. Der unter dem Pseudonym P. Hilarion auftretende Verfasser ist ersichtlich ebensosehr mit dem Treiben der evangelischen Sendlinge wie mit den Bedürfnissen des ihren Wühlereien ausgesetzten katholischen Volkes vertraut.

Bachems neue illustrierte Jugendschriften. Eine Reihe fesselnder Erzählungen belehrenden Inhalts auf geschichtlicher Grundlage für die reifere Jugend. Jeder Band (kl. 4°) in vornehmer, gediegener Ausstattung, mit vier farbigen Kunstdruckbildern in starkem Kaliko-Prachtband mit Farbendruck-Bild. *M* 3.—

23/24. Bd: **Der kleine Sänger von Stratfort.** Erzählung aus der Zeit der Königin Elisabeth von England. Von J. Bennett. (316) Doppelband *M* 6.—

25. Bd: **Mit Meißel und Pinsel.** Erzählungen aus dem Leben berühmter Künstler von H. Ritter. (182)

26. Bd: **Cornelius.** Erzählung aus den letzten Tagen Jerusalems von Ad. Holdschmidt. (126)

27. Bd: **Unter dem alten Dessauer.** Eine kulturhistorische Erzählung aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges von Rob. Münchgesang. (146)

Bachems bunte Bücher für die reifere Jugend sind rasch zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsen. Neben manchem Mittelmäßigen enthalten sie auch recht Gutes und, wie es sich von einer katholischen Verlagshandlung eigentlich von selbst versteht, nichts, wogegen wir Verwahrung einlegen müßten, so daß wir die ganze Sammlung getrost empfehlen können. Die Ausstattung mit ihren farbensatten Bildern und Einbänden ist immer effektvoll; nur dürfte sich der Zeichner in der Bekleidung etwas genauer an die Kostümkunde halten; so ist z. B. die Figur des Paolo Veronese mit den nackten Beinen und den Stiefeln eines römischen Imperators (Bd 25 zu S. 126) etwas gar komisch. Der Doppelband 23/24 ist literarisch wohl der bedeutsamste der Sammlung. In der Geschichte des „Kleinen Sängers von Stratford" nach dem Englischen John Bennetts erhalten wir einen interessanten Einblick in die Zustände des englischen Bühnenwesens zur Zeit Shakespeares. Die Abenteuer des Knaben, der um seiner goldenen Stimme willen von einem Schauspieler entführt wird, sind gut erzählt. Vorzüglich ist die Hauptszene gelungen, in welcher der Knabe vor der Königin singt und als Lohn begehrt, zur Mutter heimkehren zu dürfen. Die Prachtliebe und Eitelkeit der Königin „Beß" ist dabei meisterhaft gezeichnet. Andere minder schöne Züge der Tyrannin kommen weniger scharf zum Ausdruck. Der „Mönch" (S. 244) ist ein arger Anachronismus. Unter der „guten Beß" gab es solche in England nur in Kerkern oder in Verstecken; ganz gewiß aber wurde keinem erlaubt, einen Verurteilten auf dem Henkerkarren betend zum Tode zu begleiten.

„Mit Meißel und Pinsel" (Bd 25) bringt eine Reihe recht hübscher und gut erzählter Anekdoten aus dem Leben, meist aus der Jugend, folgender großer Meister: Albrecht Dürer, Murillo, Tizian, Paolo Veronese, Michel Angelo, Correggio, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Raffael Sanzio.

Cornelius (Bd 26) leidet an den Mängeln, die wir schon einmal bei Holdschmidt tadeln mußten. Die Erlebnisse der handelnden Personen sind auch hier nicht glaubwürdig erfunden. Dafür ist der historische Hintergrund gut und fleißig gezeichnet, die Sprache wohl besorgt, manche Schilderung sogar mustergültig, die Tendenz vortrefflich.

„Unter dem alten Dessauer" (Bd 27) ist eine kulturhistorische Erzählung aus der Zeit des spanischen Erbfolgekriegs. Dabei treten die tapfern Taten der preußischen Truppen stark in den Vordergrund, wie überhaupt ein kräftiger patriotischer Ton durch die leicht erfundene und frisch erzählte Geschichte weht, welcher in Norddeutschland des Beifalls sicher sein kann. Die Kämpfe von Höchstedt (statt „Surlauben", wie die Franzosen diesen General schreiben, ist „Zurlauben" zu setzen), Cassano und bei Turin kommen dabei zur Darstellung. Nachdem der Held Erich von Sollstedt glücklich den Schlingen einer italienischen Marchesa am Gardasee, dem Dolche ihres Liebhabers und all den Säbeln und Kugeln der Franzosen entronnen ist, schließt die Geschichte mit einer Heirat und der Sühne eines Duellanten, der seinen Gegner im Zweikampf erschoß und dafür sein ganzes Leben von Gewissensbissen gefoltert wurde.

Miszellen.

Ein Urteil über neuere katholische Philosophie findet sich in der 1903 vollendeten 10. Auflage der Encyclopaedia Britannica XXX (London 1902) 689. Nachdem Professor Thomas Case in Oxford im Art. Metaphysics auf mehr als 40 großen Quartseiten einen Überblick über die verschiedenen metaphysischen Systeme des 19. Jahrhunderts gegeben hat, kommt er auch auf den Aristotelismus bei den Katholiken und auf Leos XIII. Enzyklika Aeterni Patris zu sprechen. „Vom römisch-katholischen Gesichtspunkt aus war dies Rückgreifen auf den ‚Thomismus' ein den Zeitverhältnissen entsprechender Protest gegen die moderne Metaphysik. Er hatte seine Grundlage in einem Gefühl des Mißfallens über die wachsende Neigung katholischer Schriftsteller, die Theologie nicht nur freisinnig zu behandeln, sondern auch durch Paradoxien zu verderben. So stand die französische Philosophie von Cousin bei dem Vatikan im Verdacht des Pantheismus; die deutsche Philosophie Günthers wurde zu Rom 1857 verworfen, und 1888 wurde die italienische Philosophie Rosminis, die sich an den deutschen Idealismus anlehnte, von Leo XIII. selbst verurteilt. Die Jesuiten betrachteten die moderne Philosophie als die Pathologie der menschlichen Vernunft, und sie standen hinter der ganzen Bewegung. Vielleicht waren sie nicht ganz im Irrtum. Man kann nur Bedauern empfinden, wenn man sieht, wie die Kirchen der Reformation von jedem Wind der Lehre umhergeweht werden, und wie sie nach Strohhalmen haschen, heute von Kant, morgen von Hegel, übermorgen von Lotze, oder in unserer Heimat der Reihe nach von Green, Caird, Martineau, Balfour und Ward, ohne daß sie je die Grundlage ihres Glaubens untersucht hätten, während die Katholiken sich alle Mühe geben, eine allgemeine Kirche auf ein gesundes metaphysisches System zu gründen. Aber mag es sich damit wie immer verhalten, die Bedeutung der Bewegung ist deutlich genug in der Verbreitung des Thomismus über die ganze zivilisierte Welt. . . ."

Es ist freilich manches zu beanstanden in Professor Cases Urteil. Wenn er zu Anfang sagt, der Aristotelismus, wie er durch Thomas von Aquin erklärt werde, „stehe augenblicklich in Gefahr, ein Dogma zu werden", so ist das eine Übertreibung. Auf den „Katholiken" Cousin werden wir Katholiken gern verzichten. Daß die Jesuiten alles, was neu ist in der Philosophie, in Bausch und Bogen verwerfen ꝛc., ist ebenfalls irrig. Aber im ganzen verdient der freie Blick und die Unabhängigkeit des Geistes, wie sie in Cases Urteil sich kundgeben, hohe Anerkennung. Der Verfasser ist nicht gleich so vielen andern blind gegen die Bedeutung einer Bewegung, die von Rom ausgehend Tausende in einheitlichem Geiste zusammenwirken läßt. Er hat ein Verständnis für die Erbweisheit Roms, die sich durch Tagesmeinungen und Eintagsfliegen nicht imponieren läßt. Er hat sogar der katholischen Philosophie einen Ehrenplatz in seinem Referat vorbehalten. Am Schluß desselben kommt sie zur Besprechung unter der Überschrift „Die Vergangenheit und Zukunft der Metaphysik". Des

Verfassers eigene Ansicht über die Zukunft der Philosophie geht dahin, daß wir zurückkehren müssen „nicht zur Autorität, sondern zum Studium des Aristoteles", daß mit andern Worten des Aristoteles Grundgedanken, sein Realismus im Gegensatz zum Idealismus der Modernen, auch die Grundgedanken jeder gesunden Philosophie für alle Zeiten bleiben müssen. Gleichsam als eine Einleitung zur näheren Darlegung dieser seiner Ansicht widmet Case dem katholischen Aristotelismus einige Worte, in denen man gewiß einen Ausdruck der Sympathie finden kann.

Mystisches bei Origenes. Kennt Origenes — der bekannte alexandrinische Theolog, gest. 254 — Gebetsstufen? An dieser Stelle gewiß eine merkwürdige Frage! Indes ist es doch nicht so uninteressant, über derartige Dinge einen frühchristlichen Schriftsteller zu hören [1].

Also zunächst, was versteht man unter „Gebetsstufen"? Nun, außer dem gewöhnlichen, mündlichen Gebet, wie es alle Christen üben, gibt es noch ein vollkommeneres, das betrachtende Gebet; wiederum höher als das gewöhnliche betrachtende Gebet sind die Gebetsgrade, welche man als Beschauung oder mystische Gebetsarten zusammenzufassen pflegt. Der Unterschied zwischen Betrachtung und Beschauung kann im allgemeinen dahin bestimmt werden, daß erstere unter dem Beistand der Gnade durch die natürliche Tätigkeit der menschlichen Geistesfähigkeiten sich vollzieht, während in der Beschauung die Tätigkeit des Menschen hinter die Einwirkung Gottes zurücktritt. Ohne daß eine Anstrengung oder Bemühung des Verstandes und der andern Fähigkeiten vorangegangen sein muß, verleiht Gott durch unmittelbare Einwirkung Einsichten und Erleuchtungen, und zwar auch solche, zu denen die natürlichen Fähigkeiten aus sich nicht gelangen können; ebenso zieht er durch unmittelbare Einwirkung auf den Willen diesen zur Vereinigung mit dem höchsten Gut empor. Hierher gehören also die verschiedenen Arten der Visionen, die Offenbarungen, Ansprachen usw. Offenbar

[1] Im Jahre 1901 erschien vom Unterzeichneten in dieser Zeitschrift (LX 202 ff) eine Rezension, die im jüngsten Heft der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1904, 383—399 zum Gegenstand der Kritik gemacht wird. Gegen einen Punkt in dieser Kritik möchte ich einige Worte sagen: Der Verfasser derselben sucht mir Unzuverlässigkeit im Zitieren nachzuweisen; namentlich sagt er von gewissen Ausführungen aus Origenes, sie enthielten nicht die Spur von dem, was ich damit beweisen wolle. Gegen diesen Vorwurf wende ich mich oben im Text, ich zeige, daß jene Origeneszitate richtig und beweiskräftig sind. Auch sonst kann ich gegen die Kritik meiner Zitate, z. B. S. 384 und 397 Einspruch erheben. Was das Zitat de Cain et Abel „I, 5. 19" soll, ist klar, wenn man es nachschlägt, es bedeutet lib. 1, c. 5, § 19, und das ist richtig. S. 392 wird es beim Kritiker wohl heißen müssen: „wie K. nicht meint". Einige Irrtümer in Ziffern hat der Kritiker nachgewiesen, allein es sind bloße Schreibfehler. Die Stelle seines Buches, welche der Kritiker auf S. 396 der Kritik zu retten sucht, habe ich wieder durchgelesen, ich muß meine Beanstandung aufrecht erhalten. Was auf S. 396 gegen mich vorgebracht wird, trifft einige Ausdrücke, aber es trifft nicht die Sache.

stellen diese Dinge eine höhere Gebetsstufe dar. Denn 1. sie sind Gebet, d. h. eine Erhebung des Verstandes und Willens zu Gott, eine Beschäftigung dieser beiden Geistesfähigkeiten mit dem höchsten Gut, und 2. sie sind ein vollkommeneres Gebet als das gewöhnliche mündliche und betrachtende Gebet, einmal weil die Gebetsakte in den genannten Zuständen in sich vollkommener und intensiver sind, und ferner, weil sie eine viel größere Annäherung an Gott und eine vollkommenere Einigung mit ihm zur Wirkung haben.

Hat nun Origenes um solch höhere Gebetszustände gewußt? Von ihrer Möglichkeit und von ihrer Wirklichkeit bei den Propheten und Aposteln weiß jeder, der die biblische Geschichte gelesen hat. Insofern können sie also auch dem Origenes nicht unbekannt gewesen sein. Allein in diesem Sinn ist die Fragestellung nicht zu verstehen. Es handelt sich vielmehr darum, ob Origenes jene Dinge als etwas zu seiner Zeit noch Fortdauerndes bezeugt, mit andern Worten, ob er sie aus der Erfahrung in sich oder andern Christen kannte. Daß auch diese Frage zu bejahen ist, zeigen die von uns in dieser Zeitschrift (LX 207) angeführten Stellen. Setzen wir sie hierher.

1. „Auch heute sind noch Spuren jenes Heiligen Geistes, der in Taubengestalt erschien, bei den Christen übrig. Sie treiben Teufel aus und bewirken viele Heilungen und schauen (in Gesichten) manches nach dem Willen des Wortes über die Zukunft. Und mag Celsus oder der Jude, den er redend einführt, spotten über das, was ich sagen werde, so werde ich es doch sagen, daß nämlich viele gleichsam gegen ihren Willen dem Christentum sich anschlossen, indem eine Geisteswirkung plötzlich ihr Herz vom Haß bis zur Hingabe des Lebens für dasselbe umkehrte, und indem ein Gesicht, im wachen Zustand oder im Traum, ihnen zu teil wurde. Denn von vielen auch derartigen Dingen habe ich Kenntnis. Schriebe ich sie auf, so würde ich, obschon ich dabei war und mit Augen es gesehen habe, den Ungläubigen Stoff zu lautem Lachen bieten. Sie würden dann meinen, wir hätten es erdichtet, ähnlich wie jene, von denen sie wissen, daß sie ähnliches erfunden haben. Aber Gott ist Zeuge meines Gewissens, daß ich nicht durch falsche Verkündigung, sondern durch wahre und einleuchtende Gründe verschiedener Art die göttliche Lehre Jesu bekräftigen will" (c. Cels. 1, 46. Migne, Patr. gr. XI 745).

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Origenes hier vor allem auf ein Ereignis seiner Jugendzeit anspielt. Als seine Schülerin, die hl. Potamiöna, zum Martertod geführt wurde, schützte einer der begleitenden Soldaten sie vor den Roheiten des Pöbels. Zum Dank dafür erschien ihm später die heilige Märtyrin und bekehrte ihn, so daß nun auch er standhaft den Tod als Blutzeuge erlitt.

Zweimal sind in unserer Stelle jene übernatürlichen Erleuchtungen bezeugt, in welchen die höheren Gebetsstufen sich bewegen. Allein an und für sich beweist sie nicht mehr, als daß Origenes von sporadischem Auftreten derartiger Zustände weiß, wie es sogar bei Heiden sich zeigen kann. Im Leben vieler Heiligen indes begegnet man diesen mystischen Erscheinungen nicht nur hier und da. Zum Lohn für ihre ausgezeichnete Heiligkeit sind sie vielmehr auf eine Stufe erhoben, auf welcher die Äußerungen des höheren Gebetslebens ganz ge-

wöhnlich sich zeigen. Weiß nun also Origenes von mystischen Einwirkungen Gottes auf die Seele, welche ein Lohn der Heiligkeit und dann natürlich nicht nur vereinzelt sind?

2. In seinen Homilien über das Buch der Richter bemerkt Origenes, sehr viele Richter seien in Israel aufgestanden, aber von keinem aus ihnen heiße es, er sei zugleich Prophet gewesen. Nur von Debora, also einer Frau, werde auch letzteres berichtet. „Schon der erste Wortsinn ist in dieser Hinsicht sehr trostvoll für das Geschlecht der Frauen und eine Ermunterung für sie. Mögen sie im Hinblick auf die Schwäche ihres Geschlechtes nicht verzweifeln, daß sie der Gnade der Prophetie fähig werden können, mögen sie einsehen und im Glauben annehmen, daß diese Gnade durch die Reinheit des Herzens, nicht durch die Verschiedenheit des Geschlechtes verdient wird." (In libr. iudic. hom. 5, n 2. Migne, Patr. gr. XII 970.)

Nach modernen Anschauungen würden wir das sog. fromme Geschlecht für empfänglicher für die Erhebung auf mystische Gebetsstufen halten als das männliche. Die Anschauung des christlichen Altertums scheint das nicht gewesen zu sein. Doch wie dem auch sei, es ist hier wiederum von den mystischen Offenbarungen die Rede, welche zu den höheren Gebetsstufen gehören.

3. Daß die Engel denjenigen erscheinen, welche die Engel in ihrem Gebetsleben nachahmen, sagt Origenes c. Cels. 8, 34. Migne, Patr. gr. XI 1568. Anderswo äußert er, nicht nur von schlechten Dingen, sondern auch von guten drohe uns Gefahr. „Z. B. ich habe ein paar gute Visionen gesehen, und sie werden mir Anlaß zur Überhebung. Zeichen und Wunder sind durch mich vollführt worden, und ich werde stolz." (In libr. reg. hom. 1, § 14. Migne, Patr. gr. XII 1010 a.)

Origenes kennt somit wirklich außer dem gewöhnlichen Gebet auch noch eine höhere Gebetsstufe. Auf nähere theoretische Entwicklungen geht er freilich nicht ein. Wie diese höheren Stufen wiederum weiter gegliedert sind, sagt er nicht. Aber die Existenz mystischer Gebetszustände zu seiner Zeit hat er bezeugt. Neben Cyprian kann er also als Gewährsmann aufgeführt werden.

C. A. Kneller S. J.

Der hl. Ignatius im Lichte der kritischen Forschung.

Es war zwischen den Jahren 1556 und 1560, da legte in der Kirche der Gesellschaft Jesu zu Salamanca der Rektor des Kollegiums, Bartholomäus Hernandez, die feierlichen Ordensgelübde ab. Man hatte den Bischof der Stadt, Don Francisco Manrique de Lara, gebeten, durch seine Anwesenheit die Feier zu verherrlichen. Während derselben fiel es auf, daß dem Kirchenfürsten die Tränen kamen und er nicht aufhörte zu weinen. Nach dem Gottesdienst fragte einer der Ordensmänner den Bischof, warum er geweint habe. „O", war die Antwort, „ich habe ehedem mit diesen meinen Augen in Pamplona den Ignatius gesehen, wie er auf der Straße von vorüberziehenden Leuten an eine Wand gedrängt wurde; da zog er seinen Degen und hieb ein auf die Leute, eine ganze Gasse entlang, und hätte man ihm nicht Einhalt getan, er hätte sicher einige totgeschlagen oder wäre selbst ums Leben gekommen. Nun sehe ich Gelübde ablegen in einem Orden, den dieser nämliche Ignatius gestiftet hat. Da sollte ich nicht weinen?"

Er war in der Tat ein merkwürdiger Mann, an dem man Gottes weise Führungen und grenzenlose Erbarmungen so recht mit Händen greifen konnte, dieser kampfesfrohe Ritter und streitbare Gottesheld Ignatius von Loyola. Kein Wunder darum, daß sein Leben so viel beschrieben worden ist, angefangen von dem spanischen Jesuiten Peter Ribadeneira, dessen Buch zuerst 1572, also nur 16 Jahre nach des Ignatius Hingang, lateinisch, dann sehr vermehrt spanisch, im ganzen ungefähr vierzigmal erschien, bis auf seinen holländischen Ordensgenossen Wilhelm van Nieuwenhoff, dessen gewandt und anziehend geschriebenes, 1891—1892 zu Amsterdam herausgegebenes Werk auch ins Deutsche übertragen worden ist, und den Franzosen Heinrich Joly, der 1899 in der großen, von ihm selbst geleiteten Heiligenlebensammlung Les Saints dem Stifter der Gesellschaft Jesu ein geistreich und geschmackvoll gestaltetes, wenn auch vielleicht nicht ganz einwandfreies Lebensbild gewidmet hat. Mit des Ignatius Leben und Wirken beschäftigt sich auch vornehmlich der von Nikolaus Orlandini verfaßte, im Jahre 1615 zu Rom veröffentlichte „Erste Teil der Geschichte der Gesell-

schaft Jesu". Ebenso gehört der siebte (Juli-)Band der Acta Sanctorum, von den Bollandisten zuerst 1731 zu Antwerpen ans Licht gegeben, zur Hälfte und darüber ihrem Ordensgründer. Das 19. Jahrhundert brachte dann auch die Briefsammlungen, welche in den Madrider Monumenta Ignatiana sich noch immer fortsetzen und erweitern, und vielerlei Veröffentlichungen von Denkschriften, Berichten, Tagebüchern, in welchen des Heiligen Jünger und Gefährten, wie Simon Rodriguez, Peter Faber, Johannes von Polanco, Oliverius Manareus, Petrus Canisius, ihres geliebten Meisters gedachten. Auch die deutschen Protestanten richteten ihre Blicke auf den großen Spanier. Der „Verein für Reformationsgeschichte" bemühte sich, dem protestantischen Volke das Bild des Ignatius in entsprechender Beleuchtung zu zeigen. So erschien von Professor Eberhard Gothein von Bonn 1885 das zu Halle gedruckte Heft „Ignatius von Loyola", und 1895 „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation", ein Buch von mehr als 800 Seiten; auch mancherlei ungedruckte Stücke waren verwertet; Spaniens und Portugals Schätze aber waren, wie der Verfasser selbst berichtet (S. VI), ungehoben geblieben.

Einen gewaltigen, alle Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts überbietenden Gewinn hat nun die Ignatiusforschung zu verzeichnen in dem 1902 zu Madrid gedruckten Werke des spanischen Jesuitenpaters Antonio Astrain: Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España. Tomo I. San Ignacio de Loyola. 1540—1556[1].

Die spanischen Jesuiten haben mit diesem Bande ihren zahlreichen, immer noch in regelmäßiger Folge erscheinenden Quellenveröffentlichungen zur Ordensgeschichte — Chronik des Polanco, Briefe Nadals, Vermischte Briefe, Vierteljahrsberichte, Ignatius-, Franz Xaver-, Borgias-Papiere, pädagogische Denkmäler ꝛc. — den Anfang einer durchgearbeiteten Geschichte zur Seite gestellt; dieselbe soll zeigen, was die spanischen Ordensgenossen getan und gelitten nicht nur im Mutterlande, sondern auch in Mexiko, Colombia, Ecuador, Peru, Chile, Paraguay und auf den Philippinen. Da übrigens in den spanischen Siedelländern die Niederlassungen des Ordens erst einige Zeit nach dessen Gründung sich bildeten, so beschränkt sich dieser erste Band auf Spanien selbst, einschließlich dessen, was spanische Jesuiten damals in andern Ländern Europas geleistet. Der Mittelpunkt des Buches aber ist naturgemäß der Spanier, der den Orden geschaffen, ausgebreitet, bis ins einzelne hinein verwaltet und geleitet hat, Ignatius von Loyola. Wir haben ein neues, mit Erweiterungen in der Richtung nach Spanien hin versehenes Ignatiusleben vor uns. Überlassen wir an dieser Stelle, was zunächst nur für Spanier von Belang, den Spaniern, und fassen wir ausschließlich den Stifter der Gesellschaft Jesu ins Auge.

Es gab noch manches zu tun für den Geschichtschreiber des hl. Ignatius. Nicht als ob die Alten nichts zuwege gebracht hätten. Ribadeneira war ein

---

[1] gr. 8° (XLV u. 714) Est. Tip. „Sucesores de Rivadeneyra". *Pesetas* 7.50 = *Fr.* 7—8.

Lieblingsschüler und jahrelanger Vertrauter des Gottesmannes gewesen; er hatte auch viele von dessen Gefährten für seine Schrift zu Rate gezogen; bei aller Kürze kennzeichnet dieselbe überaus treffend des Ordensgründers Geist. Daniello Bartoli hatte, als er noch vor der Mitte des 17. Jahrhunderts in klassischem Italienisch sein Ignatiusleben verfaßte, das damalige Hauptarchiv der Gesellschaft Jesu zu seiner Verfügung; vergleicht man seine Angaben mit deren Quellen, so überzeugt man sich von des Mannes Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Über Orlandini äußert sich Leopold v. Ranke [1], derselbe sei, „wie in den Geschäften des Lebens, so auch in seinem Stil, sorgfältig, sehr genau und bedachtsam" gewesen. Aber es ist zu beachten, daß in jener Zeit diese Art von Schriftstellerei vornehmlich der Erbauung diente; was auf den Diener Gottes einen Schatten werfen konnte, ward oftmals umgangen oder nur leise gestreift und schüchtern angedeutet. Dann dachte damals kaum jemand daran, für das, was er erzählte, einen Quellennachweis beizubringen so genau und eingehend, wie unsere Zeit ihn zu verlangen gewohnt ist. Endlich gab man nach der Weise der alten Römer und Griechen mehr auf die glänzenden Tatsachen als auf deren inneren Zusammenhang.

Diesen Mängeln abzuhelfen hat der neue Lebensbeschreiber sich redlich bemüht; er hat die Geschichte des Heiligen von Grund aus neu aufgebaut; er hat über die Gestalt des Ordensstifters eine Fülle bisher ungeahnten Lichtes ausgegossen.

Was die geschichtlichen Quellen angeht, so begnügte er sich keineswegs, den weit verstreuten gedruckten Stoff sorgsam zusammenzutragen; man staunt über die Massen von bisher unbekannten Briefen, Gutachten, Denkwürdigkeiten, Haus- und Provinzgeschichten, Selig- und Heiligsprechungsakten, welche innerhalb und außerhalb Spaniens auf- und durchgestöbert worden sind; dieselben werden in einer langen Einleitung nicht nur ihrer äußeren Erscheinung nach beschrieben, sondern auch auf ihren inneren Gehalt geprüft und gewertet.

Und nun das Ergebnis? Was sagen diese vielen, guten, neuen und doch alten Zeugen zu den Dingen, welche wir in dem Ignatiusleben bisher zu lesen gewohnt waren?

Vor allem ist die Antwort der Zeugen mehr als einmal Schweigen, beredtes Schweigen; sie ist das eine oder andere Mal wohl auch offener Einspruch gegen das, was da und dort erzählt und ausgemalt worden war. Blicken wir auf die Jugendgeschichte des Ignatius zurück. Ribadeneira sagt uns, der Grafensohn von Loyola habe viel auf sein Äußeres gehalten; im Laufe der Erzählung nennt er sogar den jungen Iñigo einen Menschen, „der bis über die Ohren in den Eitelkeiten der Welt steckte", einen „übermütigen, eitlen Soldaten" und läßt Ausdrücke fallen, welche auf manche jugendliche Verirrung hinzudeuten scheinen;

[1] Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten III [10], Leipzig 1900, 114.

doch das alles ist nur so im Vorübergehen bemerkt, auf Einzelheiten wird nicht eingegangen; der Eindruck verwischt sich rasch. Orlandini kennt den jungen baskischen Edelmann nur als das Muster eines spanischen Ritters, von der Natur bestens auf all das Große vorbereitet, was später die Gnade in ihm und durch ihn wirken sollte. Etwa 150 Jahre später schildert der Spanier Fluvia den jungen Iñigo wie einen fertigen Heiligen. Tatsächlich schwamm Iñigo von Loyola als junger Mann in dem breiten Strom seiner nichts weniger als heiligen Zeit. Er oblag dem Spiele; er hatte Liebesabenteuer; er war ein allezeit schlagbereiter und schlaglustiger Haudegen. Wie sich jetzt zeigt, hatte er spätestens 1515 die Tonsur genommen. Knüpfte man auch damals an einen solchen Schritt nicht ganz dieselben Anforderungen wie heute, so bleibt es doch auffallend, daß Iñigo noch im Jahr 1521 das Waffenhandwerk trieb. Einmal — man hat das bisher nicht gewußt — wurde er und einer von seinen Brüdern unter schwerer Anklage vor das Gericht von Guipuzcoa gezogen; der Ausgang des Handels ist nicht bekannt. Nun verstehen wir auch, was P. Hieronymus Nadal einmal als Ordensvisitator zu Köln gesagt hat. In einer Ansprache, welche er im Jahre 1567 an die dortigen Ordensgenossen hielt, tat er die Äußerung, Ignatius habe in seiner Jugend um Religion und Frömmigkeit sich nicht gekümmert.

Von geringerem Belang ist eine andere Verwechslung, welche in die Jugendgeschichte des Ignatius — im Streite über das Geburtsjahr entscheidet sich Astrain gegen 1495 und für 1491 — sich eingeschlichen hat. Man sagte, er sei Edelknabe bei König Ferdinand dem Katholischen gewesen; er war es bei dessen Großschatzmeister Juan Velasquez (S. 8—10). Ähnlich steht es mit dem Namen des Ordensstifters. Wenn derselbe, bei der Taufe unter den Schutz eines spanischen Heiligen, des Benediktinerabtes Iñigo, lateinisch Enecho, von Oña gestellt, später Ignatius sich nannte, so war das keine absichtliche Namensänderung zu Ehren des ihm so teuern Apostelschülers von Antiochien; er war, wie es jetzt ziemlich klar sich herausstellt, einfach der irrigen Meinung, dem spanischen „Iñigo" entspreche im Latein der Name „Ignatius" (S. 2—3).

Gothein sagt von den Jesuiten, sie verehrten die Exerzitien „wie eine Offenbarung", die dem Ignatius „von der heiligen Jungfrau zu teil geworden" sei [1]. In der Tat hat der große Geistesmann P. Ludwig de Ponte [2] solches geschrieben, und der fromme Bruder Seghers hat es bildlich dargestellt, und andere haben es nachgeschrieben und nachgemalt. Allein aus dem ganzen 16. Jahrhundert liegt kein Zeugnis vor, das eine solche Offenbarung beglaubigte. Sie müßte stattgefunden haben im Jahre 1522, spätestens im Januar 1523. Der ersten Spur begegnet man jedoch erst im Jahre 1615, eben bei de Ponte, und dieser stützt sich dafür lediglich auf eine Kundgebung aus Engelsmund, mit

[1] Eb. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation, Halle 1895, 227—228.

[2] Vita P. Balthassaris Alvarez, Societatis Iesu religiosi. Per P. Ludovicum de Ponte eiusdem Societatis. Coloniae Agrippinae 1616. Cap. 43, p. 505—507.

welcher eine Ungenannte begnadigt worden sei. Die andächtigen Bilder, auf welchen Ignatius vor Maria kniet, das Exerzitienbuch in der einen, die Feder in der andern Hand, dürften auch bisher kaum von vielen so verstanden worden sein, als habe die seligste Jungfrau die Worte des Buches dem Heiligen in die Feder diktiert. Genug, wenn es feststeht, daß das Büchlein der geistlichen Übungen seinem Hauptinhalte nach höherer Erleuchtung entstammt, welche dem Heiligen im Gebete geworden ist. Ignatius war ein glühender Marienverehrer, Maria aber gilt in der Kirche als die Schatzmeisterin und Ausspenderin der Gnaden: so haben von St Bernhard an viele Lehrer bis herab auf St Alfons von Liguori und Leo XIII. sie genannt. Da bedarf es der Annahme einer persönlichen Erscheinung nicht. Zu den Füßen der Himmelskönigin als seiner Herrin saß der Heilige, als er schrieb, und sie hat seiner Feder den Himmelssegen vermittelt.

Es fehlt übrigens im Leben des hl. Ignatius nicht an Beispielen von persönlichem und unmittelbarem Eingreifen Marias. Nur eines sei hier genannt: Bald nachdem der junge Edelmann den Entschluß der Lebensänderung gefaßt, zeigte sich ihm in seinem Ahnenschlosse die Gottesmutter, das Kind auf dem Arme. Eine Frucht dieser Erscheinung war, wie Ignatius selbst wenige Jahre vor seinem Tode bezeugte, diese, daß er seitdem an keiner fleischlichen Versuchung auch nur das leiseste freiwillige Wohlgefallen hatte (S. 26 27).

Man begreift es leicht, daß um einen so mächtigen, wundersamen Baum wie dies Ignatiusleben mit der Zeit manche Schlingpflanze unglaubhafter Erzählung sich legte. Noch ein Beispiel: Ignatius hat während seiner Studienzeit zu Paris die ersten Gefährten gewonnen, jeden für sich, ohne daß einer den andern kennt. Da beruft er sie auf einen bestimmten Tag an eine bestimmte Stelle. Sie finden sich richtig ein. Große Freude jedes einzelnen über alle andern. Begeisterte Ansprache des Ignatius. Man fällt sich gegenseitig in die Arme. Ein rührender Auftritt; aber nicht nachweisbar, ja nicht einmal wahrscheinlich (S. 113). Übertrieben sind auch die landläufigen Vorstellungen von dem Einflusse, welchen Ignatius in den Jahren 1546—1547 und 1551—1552 durch seine Schüler Laynez und Salmeron auf den Verlauf der Kirchenversammlung von Trient ausgeübt haben soll (S. 510—566).

Daß der Heilige bald nach seiner Bekehrung einmal im Hospital von St Lucia zu Manresa eine volle Woche regungslos dalag, „wie tot", ohne irgend welche Nahrung zu nehmen und ohne durch einen Blick oder ein Wort mit seiner Umgebung zu verkehren, ist durch Zeugnisse erhärtet; es fehlen aber solche für die Annahme, daß Gott ihm damals die Grundgedanken der Gesellschaft Jesu geoffenbart habe (S. 39—41). Allerdings, wer diesen berühmten Rapto im Rahmen dessen, was vorherging und was folgte, ansieht, der wird kaum des Eindruckes sich erwehren können, es hätten hier, während die natürliche Kraft den Körper verlassen hatte, geheimnisvolle übernatürliche Kräfte den Geist zu einem höheren Schauen und Wollen emporgetragen.

Zweifelhaft ist es, ob in der Burg von Loyola dem kranken Iñigo der Apostel Petrus sich gezeigt habe (S. 22). Ein Fragezeichen darf man vielleicht auch zu einigen andern Angaben setzen, welche der spanische Lebensbeschreiber als

ganz verlässig ansieht. Wir wollen hierüber mit ihm nicht rechten. Etwas mehr oder weniger tut hier beinahe nichts zur Sache.

Ohne übernatürliche Dinge ist nun einmal mit einer Erscheinung, wie dieser Lebensgang es ist, nicht fertig zu werden; entweder diejenigen, deren Tatsächlichkeit die Geschichtsforschung wissenschaftlich dartut, oder Umdeutungen, Ausflüchte, Gewaltsamkeiten und Nervenspannungen, weit unbegreiflicher und unmöglicher als alle Wunder, die Gott gewirkt hat und wirken kann. Wer an eine übernatürliche Welt nicht glauben mag, für den wird Ignatius ein unlösbares Rätsel bleiben.

So besteht denn auch des neuen Lebensbeschreibers Hauptarbeit und Hauptverdienst keineswegs darin, daß er einige unechte Edelsteine aus der Ruhmeskrone des Gottesheldeu herausgebrochen hat. Wir haben dieser Seite seines Buches vielleicht unverhältnismäßig weiten Raum gewährt; es geschah deshalb, weil sie den ernsten Forscherfleiß des spanischen Gelehrten zeigt, der auch liebgewonnene Vorstellungen der erkannten geschichtlichen Wahrheit zum Opfer zu bringen den Mut hat. Einem solchen Manne dürfen wir vertrauen, wenn er als das Hauptergebnis seiner Untersuchungen dieses uns vorlegt: Weitaus das meiste, ja geradezu das allermeiste von dem, was uns bisher über Ignatius Großes und Schönes überliefert worden ist, über seinen reinen brennenden Eifer für Gottes Ehre, seine rastlose Tätigkeit, seinen hehren Starkmut, seine Klugheit, über die vielgestaltigen und außerordentlichen Gnaden, mit welchen Gott seinen Lebensweg gleichsam besät hat, hält nicht bloß stand vor der unerbittlichen Strenge sorglichster wissenschaftlicher Prüfung; es wird durch dieselbe noch mehr gefestigt und noch heller beleuchtet. Es sei hier aus diesem einzigartigen Lebensgange nur einiges herausgehoben.

Übernatürlichen Ursprunges, Widerschein himmlischen Lichtes, Widerhall göttlicher Einsprechungen sind des Heiligen „Geistliche Übungen". Das ergibt sich schon aus der geschichtlich erwiesenen Tatsache, daß Ignatius dieses Buch voll hoher Weisheit und überwältigender Kraft der Hauptsache nach zu Manresa im Jahre 1522, wissenschaftlicher Bildung noch vollständig bar, jeglichen menschlichen Lehrers entbehrend, niedergeschrieben hat. Er selbst äußerte sich, er würde fürchten, Gott zu beleidigen, wenn er dasselbe aus einer andern Schule herleitete als aus der des Heiligen Geistes. So dachten auch seine vertrauten Genossen Camara, Polanco und Ribadeneira (S. 44 148—166). Etliche Stücke, wie die „Regeln von der Unterscheidung der Geister", reichen mit ihren Wurzeln zurück bis in das

Krankenzimmer von Loyola, wo Licht und Finsternis um die Seele des Helden von Pamplona sich stritten. Die herrlichen, heutzutage doppelt wichtigen Regeln über Bewahrung und Pflege der kirchlichen Gesinnung und einige andere Lehren sind wohl erst zwischen den Jahren 1528 und 1540 in Paris oder in Italien beigefügt worden.

Selbstverständlich hat Astrain auch den Inhalt des Exerzitienbuches eingehend dargelegt. Vergleicht man seine Worte mit den Ausführungen Gotheins [1], so tritt eine derartige Verschiedenheit, um nicht zu sagen Gegensätzlichkeit zu Tage, daß jeder sagen muß: entweder hat Astrain das Buch mißverstanden oder Gothein. Hinsichtlich Gotheins genügt es hier, auf die Bemerkungen zu verweisen, welche der inzwischen verewigte P. Wilhelm Kreiten in dieser Zeitschrift (XLIX 527 f) niedergelegt hat. Ich möchte nur eines beifügen: Xenophons „Anabase" oder Goethes „Hermann und Dorothea" kann ja ein Gelehrter, am Schreibtische seines Studierzimmers sitzend, lesen, genießen und würdigen. Des hl. Ignatius Buch von den geistlichen Übungen aber will gelesen sein mit gebeugten Knien, mit gefalteten Händen, vor dem Bilde des gekreuzigten Gottessohnes, in heiliger Stille und Einsamkeit. Nur wer selbst Exerzitien macht und zwar so, wie Ignatius es vorschreibt, kann dieses Buch genügend verstehen und würdigen.

Die Gesinnung, welche den Exerzitien wie der Duft den Rosen entströmt, taten- und opferfreudige Hingabe an Christus, begegnet uns immer wieder im ganzen Leben des großen Exerzitienmeisters von Loyola, ob er nun in seiner Höhle bei Manresa wacht, fastet und sich blutig geißelt, auf der Schulbank von Barcelona als Dreißigjähriger mitten unter Kindern die Anfangsgründe des Latein erlernt, als Pilger im Heiligen Lande unter heißen Tränen die Fußstapfen des Erlösers küßt, oder als fahrender Schüler bei den spanischen Kaufleuten von Amsterdam und London die Groschen sich zusammenbettelt, mit denen er an der Hochschule von Paris sein Leben fristet, ob er in den Kirchen Roms in gebrochenem Italienisch und doch mit unwiderstehlicher Kraft dem Volke die Anfangsgründe der christlichen Lehre erklärt, oder über die Bekehrung von Indien, die Bezwingung des Mohammedanismus, die Zurückführung Englands und Deutschlands zur katholischen Kirche, die Erneuerung der gesamten Kirchenzucht mit Königen, wie Ferdinand I. von Böhmen und Ungarn, Philipp II. von Spanien, Johann III. von Portugal es waren, brieflich verhandelt und mit Päpsten und Kardinälen, wie mit Paul III. und Paul IV. und Kaspar Contarini und Johannes Morone, vertraulich sich bespricht. Ob seines

[1] Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation 227—244.

Strebens, das Laster auszurotten und die Tugend zu pflanzen, ward er zu Barcelona halb tot geschlagen, kam zu Alcala und Salamanca in den Geruch der Ketzerei, ward er zu Paris als Ruhestörer angeklagt und zu Rom von öffentlicher Kanzel herab mit den schwersten Anschuldigungen überhäuft. Nichts machte ihn irre. Um seinen Seeleneifer über die ganze Welt und über alle Zeiten auszuspannen, faßte er den Gedanken der Gesellschaft Jesu und erlangte trotz heftigen Widerspruches im Jahre 1540 vom Papste Paul III. die Bulle, welche das Unternehmen feierlich guthieß und segnete. Zehn Jahre später folgte die Bulle Julius' III.; sie ist viel deutlicher und geht viel mehr auf das Einzelne ein; wir erfahren durch Astrain, daß der Papst dem Heiligen selbst die Fassung anheim gestellt hatte und daß dieser dabei zuvörderst seines Geheimschreibers Johannes von Polanco sich bediente. Die neue, genauere und bestimmtere „Formel des Instituts", welche sie in sich schließt, bildet für die Gesellschaft Jesu die unverrückbare gesetzliche Grundlage ihres gesamten Verfassungsbaues (S. 124—134).

Es galt nun noch, dem Orden ein eigentliches Gesetzbuch zu geben. Ignatius schuf ein solches in seinen „Konstitutionen". Auch von diesem zweiten großen Meisterstück des Heiligen, welches Astrain mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit schildert, muß man sagen: Der Grundriß ist nicht von Menschenhand, sondern vom „Finger Gottes" gezeichnet. Dieser Überzeugung hat der hl. Franz Xaver noch zu des Ignatius Lebzeiten schriftlichen Ausdruck verliehen. Die wesentlichen Züge der Ordensverfassung sind dem Gründer durch göttliche Erleuchtungen mitgeteilt worden, erst nur sehr allgemein im Jahre 1522 zu Manresa, besonders bei der Verzückung am Ufer des Baches Cardoner, dann eingehender und klarer während seiner letzten Lebensjahre zu Rom. So urteilte Ignatius selbst; so haben seine vertrauten Schüler und Freunde Johannes Polanco und Jakob Laynez sich ausgesprochen. Man kann sagen, es gebe kaum einen Abschnitt von größerer Wichtigkeit in den Ordenssatzungen, wofür Ignatius nicht irgend ein Zeichen göttlicher Billigung erhalten hätte (S. 102—113). Bei alledem befolgte der Heilige auch hier seinen Grundsatz: Er sann, fragte, versuchte, als ob Gott nichts, die Menschen alles zu tun hätten (S. 134—137).

Durch die Abfassung der Satzungen hatte Ignatius den Leib seiner Genossenschaft gebildet, in den Exerzitien hauchte er seinen Geist ihr ein. Das eine wie das andere setzte aber voraus, daß dem Meister als Stoff für sein Gebilde eine Anzahl tüchtiger Leute sich bot. Er wußte sie zu

finden. Um Ignatius folgen zu können, verzichteten Franz Xaver auf die weitausschauendsten irdischen Pläne, Franz von Borgia auf sein angestammtes Herzogtum Gandia und auf das Amt eines Vizekönigs von Katalonien, Petrus Canisius auf die Reichtümer seines väterlichen Hauses und eine lockende Zukunft. Männer, wie Peter Faber, Jakob Laynez, Hieronymus Nadal, Alfons Salmeron, Melchior Carneiro, bedeuteten jeder für sich ein geistliches Streitheer. Wenn Ignatius in Rom am 31. Juli 1556 von seinem Sterbebette aus die Erde überblickte, konnte er in mehr als hundert Ordenshäusern gegen tausend geistliche Söhne zählen, und das trotz der vielen und strengen Prüfungen, an welche er in seinen Ordenssatzungen die endgültige Aufnahme geknüpft, und trotz des weiten Tores, welches er darin für die Entlassung Unbotmäßiger offen gelassen hatte. Allerdings, wo nicht so fast böser Wille als Mangel an Einsicht und heftige Anfechtungen des bösen Feindes einem Fehltritte zu Grunde lagen, da wußte der Heilige die Strenge des Feldherrn mit der Liebe der Mutter zu vertauschen.

Einmal war einer von seinen ersten Gefährten im Begriffe, den Orden zu verlassen. Da fastete Ignatius drei Tage und drei Nächte lang, ohne auch nur einen Bissen zu genießen, und der Mann war gerettet. Ribadeneira, der in einer seiner ungedruckten Schriften dies mitteilt, nennt den Namen nicht (S. 217). Aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß es sich um den P. Simon Rodriguez handelte. Liest man Francesco Sacchinis „Vierten Teil der Geschichte der Gesellschaft Jesu", so ist man versucht, den P. Simon für einen großen Heiligen zu halten [1], um so mehr, als Sacchini stets den Ruf eines ernsten und gewissenhaften Geschichtschreibers genossen hat. Aber Sacchini war weit entfernt, den Mann mit einem Heiligenschein schmücken zu wollen. Man hat jetzt die Handschrift wieder aufgefunden, welche dem Drucke von Sacchinis Werk zu Grunde gelegt worden; da zeigt sich deutlich, daß ein ungenannter schwärmerischer Verehrer Simons jene Lobpreisungen desselben ganz gegen Sacchinis Absichten in das Buch hineingetragen hat (S. 628—629). In Wirklichkeit war der Portugiese Simon Rodriguez ein Schmerzenskind des Ordensstifters. Er gehörte zum Kreise seiner zehn ersten Genossen und bildete in dieser Versammlung gewissermaßen die „Linke", zusammen mit dem feuereifrigen Nikolaus Bobadilla [2], der im stande war, sich von einem Kardinal zu Tische laden zu lassen und dann an der Tafel ihm und den andern Kardinälen eine scharfe Strafpredigt zu halten, der auch im Jahre 1548 wegen seiner geharnischten Verwahrungen gegen Kaiser

[1] Historiae Societatis Iesu Pars quarta sive Everardus. Auctore R. P. Fr. Sacchini S. J. L. 7, n. 232—292.

[2] Siehe B. Duhr S. J., Die Tätigkeit des Jesuiten Nikolaus Bobadilla in Deutschland in „Römische Quartalschrift" XI (Rom 1897) 565.

Karls V. „Interim“ — Astrain hat deren Wortlaut gefunden (S. 572) — aus Augsburg und überhaupt aus Deutschland plötzlich hatte verschwinden müssen. Simon, bei all seiner Raschheit und Unbeständigkeit (einmal wollte er durchaus Einsiedler werden) mit vielen schönen Tugenden ausgerüstet, wurde von Ignatius zum ersten Provinzial von Portugal ernannt. Dank seiner Tätigkeit und der Sonne der Hofgunst blühte die Provinz rasch empor; im Jahre 1552 zählte man 318 Portugiesen, welche unter die Fahne des Namens Jesu sich gestellt hatten. Aber Rodriguez begann sich zu fühlen, kümmerte sich nicht mehr besonders viel um seinen General, ging in der Sorge für seine schwächliche Gesundheit über das Maß des Erbaulichen hinaus und hielt bei seinen Untergebenen mehr auf außergewöhnliche Bußübungen als auf gründliche, beharrliche Tugendübung. Die Zügel des Gehorsams entsanken mehr und mehr seiner Hand. Es kam vor, daß man einem Obern ins Gesicht sagte: „Es ist nicht gut, daß ich tue, was Sie befehlen. Einen solchen Auftrag sollten Sie mir nicht geben.“ Ignatius suchte nun seinen alten Freund auf ehrenvolle Weise von Portugal wegzubringen, indem er ihn zum Provinzial von Aragonien bestellte. Nur mit Widerstreben zog Simon ab, und es währte nicht lange, so war er mit des Ignatius Erlaubnis wieder in die Heimat zurückgekehrt. Dort richtete sein Wort und Beispiel arge Verwirrung an. Mindestens die Hälfte der portugiesischen Provinz verlor ihren Ordensberuf, während Rodriguez nicht bloß ärztliche Zeugnisse sammelte, sondern sogar Rechts- und Gottesgelehrte um Gutachten anbettelte, welche zeigen sollten, daß er in seiner Lage nicht verpflichtet sei, dem Ordensgenerale zu gehorchen. Ignatius sandte dem verblendeten Manne die Weisung, sich in Rom zu stellen, und zugleich für den Fall der Weigerung die Entlassung aus dem Orden. Glücklicherweise gelang es, ihn durch Androhung schwerer Kirchenstrafen zur Romreise zu bewegen. Der Heilige nahm ihn mit der größten Liebe auf; er war bereit, alles zu vergessen. Aber Rodriguez bestand auf gerichtlicher Untersuchung. So wurden unter beiderseitiger Zustimmung zwei Ordensgenossen als Ankläger, vier als Richter hingestellt; dem Beklagten wurden einige Wochen zu schriftlicher und mündlicher Verteidigung gelassen. Gothein weiß zu berichten, dieser Gerichtshof habe „ihn zu einer immerhin geringen Buße verurteilt“ (S. 614). Er täuscht sich. Man kennt jetzt das Urteil in seinem Wortlaute (S. 685—689). P. Simon wurde unter Anerkennung seiner großen Verdienste schuldig befunden, durch Eigensinn, Unbotmäßigkeit, zu freies Leben und andere Fehler so viel Anstoß gegeben und den Seelen so viel Schaden zugefügt zu haben, daß er sein ganzes Leben nicht genug dafür büßen könnte. Dann folgt eine Liste von Strafen. Außer verschiedenen Widerrufs- und Abbitteschreiben, die er nach Portugal schicken muß, und verschiedenen Gebeten wird ihm auferlegt, sein ganzes Leben nie mehr nach Portugal zurückzukehren; er muß sich sieben Jahre hindurch jede Woche geißeln, zwei Jahre hindurch jede Woche einen besondern Fasttag halten, darf während zweier Jahre keine andern Bücher lesen als geistliche und mit niemand anderem verkehren als mit seinem Beichtvater und einigen ihm eigens zu bezeichnenden Persönlichkeiten. Gothein sagt, Rodriguez habe sich der auf-

erlegten Buße nicht unterworfen (S. 614). Aber Richter und Kläger bezeugen, wie man bei Astrain sehen kann, mit ihrer Unterschrift, er habe sein Urteil auf den Knien liegend angehört, sich zu allem bereit erklärt und beteuert, man sei milde mit ihm gewesen; er habe viel schärfere Ahndung verdient (S. 689). Ignatius hatte sich die Bestätigung des Urteils vorbehalten; und — hier sieht man wieder die Größe seines Herzens — er strich die Strafen alle bis auf die eine, daß P. Simon nicht mehr nach Portugal gehen dürfe. Simon machte zwar auch später noch auf dem Gebiete des Ordenslebens manche unerquickliche Kreuz- und Querfahrten; doch er harrte im Orden aus. Gothein versichert, „nach Portugal sei er allerdings nie mehr zurückgekehrt", aber er hätte schon bei Sacchini und Boero finden können, daß Rodriguez im Jahre 1579 zu Lissabon starb. Des Ignatius dritter Nachfolger, der Ordensgeneral Eberhard Mercurian, hatte ihm die Rückkehr gestattet. Sein Ende war so, wie es einem Freunde der hll. Ignatius und Franz Xaver geziemte (S. 629).

Neben diesen häuslichen Schwierigkeiten, welche menschliche Armseligkeit den großen Gedanken und Zielen des hl. Ignatius bereitete, erhob sich auch viel Widerspruch von außen her, und zwar, eigentümlich genug, gerade in des Ignatius eigener Heimat, in dem damals so glaubenseifrigen Spanien, sogar von seiten derer, welche als die ersten die neue Schöpfung hätten begrüßen und befördern sollen.

Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo saß damals Don Juan Martinez Siliceo. Diesem hohen Würdenträger war der Gedanke unerträglich, daß es in seinem Sprengel Geistliche gebe, die seiner Gerichtsbarkeit nicht unterständen. Die Jesuiten hatten gut sagen, sie hätten vom Papste selbst ihre geistlichen Befugnisse erhalten, seien übrigens von Ignatius angewiesen, nur mit Bewilligung des Erzbischofes sie zu benutzen. Siliceo war nicht zu besänftigen. In Alcala hatte der Orden ein Haus an der Stadtmauer erworben; Siliceo ließ die Häuser rechts und links davon aufkaufen, damit die Jesuiten sich nicht ausdehnen könnten; der Stadtrat von Alcala hatte ihnen erlaubt, durch die Stadtmauer eine Türe zu brechen, durch welche sie in ihren dahinter gelegenen Garten gelangen konnten; als Siliceo es erfuhr, ruhte er nicht, bis die Türe wieder zugemauert war. Zum Unglück für den Orden verbreitete sich das falsche Gerücht, einige überspannte Priester, welche ihren Beichtkindern zweimal des Tages den Leib des Herrn zu empfangen erlaubten, seien Jesuiten. Auch berichtete man dem Erzbischof, in der Stadt Toledo allein lebten 500 Jesuiten, darunter auch verheiratete, und diese alle behaupteten, sie brauchten ihm nicht zu gehorchen. Nun flammte sein Unmut lichterloh empor. Allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu wurde für sämtliche Kirchen des Erz-

bistums nicht nur die Predigt und die Spendung der Sakramente, sondern sogar die Feier des Meßopfers verboten. Überdies wurden allen Priestern, welche bei den Jesuiten Exerzitien gemacht hatten, ihre geistlichen Vollmachten entzogen. Vergebens suchte Philipp II. sich ins Mittel zu legen. Erst als der päpstliche Nuntius Kardinal Poggio selbst nach Toledo kam und dem Erzbischof drohte, er werde ihn als Gefangenen nach Rom bringen lassen, nahm dieser seine ungerechten Verfügungen zurück. Ignatius schrieb nun an den zornigen Mann, dem er nichts zu danken hatte, einen Brief voll demütiger Ergebenheit und zutraulicher Liebe (S. 361—365).

Noch seltsamer ging es in Saragossa zu. Auf den Wunsch der Bürgerschaft und des Adels waren die Jesuiten dorthin gekommen, um eine Schule zu eröffnen. Man kaufte ein Haus und richtete eine Kapelle ein. Die Dominikaner von Saragossa, aufrichtige Freunde des neuen Ordens, übernahmen es, am Eröffnungstage, dem 17. April 1555, den feierlichen Gottesdienst zu halten; ihr Prior sang das Hochamt; ein Hieronymit hielt die Festpredigt. Der Vizekönig von Aragonien, einer der Inquisitoren und andere hochgestellte Männer wohnten nicht ohne Rührung der Feier bei. Ihrer wartete eine Überraschung. Während des Gottesdienstes hatte der Abt von Veruela in seiner Eigenschaft als Generalvikar des Erzbischofs von Saragossa an der Außenwand des Gotteshauses eine Verordnung anheften lassen, besagend: Er verbiete allen Gläubigen, in dieser Kapelle ihrer Andacht zu pflegen. Das Verbot widersprach schnurstracks den päpstlichen Verfügungen. So fuhren die Jesuiten fort, in gewohnter Weise die heiligen Geheimnisse zu verwalten. Aber mit dem Generalvikar, hinter welchem der Erzbischof selber sich verbarg, verband sich die gesamte Geistlichkeit der Stadt, nur die Dominikaner und die Hieronymiten ausgenommen. Am 9. Juni 1555, dem Feste der heiligsten Dreifaltigkeit, wurde in nahezu sämtlichen Kirchen und Klöstern verkündet, alle, welche seit jenem Eröffnungstage in der Jesuitenkapelle Messe oder Predigt gehört oder die Sakramente empfangen, seien dem Kirchenbanne verfallen. Man begann auch den Erlaß in Ausführung zu bringen. Wo man in der Kirche ein Beichtkind eines Jesuiten gewahrte, ward dasselbe sofort an die Luft gesetzt; wer Lossprechung von diesem Banne suchte, mußte schwören, er werde nicht mehr zu einem Jesuiten beichten gehen. Ein paar Wochen später wurden in fast allen Kirchen der Stadt vier Jesuiten von Saragossa als gebannt ausgerufen; sie waren Mann für Mann mit Namen bezeichnet.

Dagegen ließ der Beschützer der Jesuiten, der Bischof von Huesca, an verschiedenen Stellen der Stadt Bekanntmachungen anheften, in denen verschiedene Jesuitenfeinde als dem Kirchenbann verfallen bezeichnet wurden. Aber schon etliche Stunden später wurden auf Geheiß der erzbischöflichen Behörde die Schriftstücke entfernt; überall in der Stadt sah man Leute, welche sie in Fetzen rissen, obwohl der Bischof von Huesca dies unter Strafe des Bannes untersagt hatte. Am 25. Juli, dem Feste des Apostels Jakobus, bewegte sich, ein schwarz umflortes Kreuz voran, ein Zug zum Jesuitenkollegium; die Leute sangen den 108. Psalm, in Spanien damals „Fluchpsalm" genannt, und warfen Steine hinter sich, um ihren Abscheu gegen die gebannten Loyola-Jünger zu bezeigen. Tags darauf wiederholte sich die Komödie. Auch der Pöbel wollte mittun. Gassenjungen zogen zum Jesuitenhause und bewarfen dessen Insassen mit Steinen. An den Straßenecken sah man auf großen Blättern die Jesuiten von Saragossa gemalt, wie sie von Teufeln in die Hölle geschleppt wurden. Um Frieden zu stiften, übergaben die Väter am 27. Juli freiwillig die Schlüssel ihres Hauses dem Rate und verließen am 1. August die Stadt. Doch nun drehte sich der Wind. Der hl. Franz von Borgia hatte als Vorsteher der Gesellschaft Jesu in Spanien die Prinzessin Johanna, welche in Abwesenheit Philipps II. das Land verwaltete, zu Hilfe gerufen. Als sie dem Vizekönig befahl, allen jesuitenfeindlichen Geistlichen die Gehälter zu sperren, und die Inquisitoren beauftragte, dafür zu sorgen, daß der Abt und mehrere von seinen Helfershelfern zur Verantwortung vor den Königshof von Valladolid reisten oder im Weigerungsfalle gefesselt dorthin abgeführt würden, da wurden rasch die Verbote gegen den Jesuitengottesdienst zurückgenommen und die Bannflüche gegen den Orden für kraftlos erklärt, und die Väter kehrten, am Stadttor von vielen Vornehmen erwartet, zu ihrem Kollegium zurück, wo der reumütige Abt von Veruela die einzelnen umarmte und willkommen hieß. Nachdem Ignatius von dem Hergange Kunde erhalten, befahl er, daß einer von den Vätern des Kollegiums in seinem Namen dem Erzbischof die Hand küsse und ihm sage, er möge alle Ordensgenossen als seine Diener und Söhne in Christo ansehen (S. 438—464).

Nicht so lärmend, aber für den Ordensstifter vielleicht nicht minder schmerzvoll war eine andere Anfeindung. Ignatius stand von der Zeit seiner Bekehrung an mit dem Predigerorden in engen Beziehungen. Zu Manresa war ein Dominikaner sein Seelenführer; bei ihm fand er Licht und Trost in entsetzlichen Seelenängsten; eine Zeitlang genoß er sogar die liebevolle Gastfreundschaft des

Klosters. Unter den drei glänzenden Gutachten, welche der päpstlichen Gutheißung des Exerzitienbuches zu Grunde lagen, sind zwei von Söhnen des hl. Dominikus verfaßt. In den Wirren, welche P. Rodriguez erregt hatte, sollten die portugiesischen Ordensobern, so wies Ignatius sie an, einige Gelehrte um Rat fragen, und zwar an erster Stelle solche aus dem Dominikanerorden (S. 36 37 624). Wohl war Iñigo während seiner Studien zu Salamanca einmal von dem jugendlichen Subprior des dortigen Predigerklosters scharf ins Verhör genommen und daraufhin der bischöflichen Behörde überliefert worden, in deren Kerker der Arme drei Wochen auf seine Freisprechung und Freilassung warten mußte. Aber man begreift es, daß der eigenartige alte Student Verdacht erregen konnte in einer Zeit, da die Sekte der „Alumbrados" in Spanien spukte. Zudem ist jüngst auch der Name jenes Subpriors zum Vorschein gekommen; es war kein geringerer, als der ausgezeichnete, später so berühmt gewordene Petrus de Soto (S. 55—57); mochte er damals ein wenig übereifrig gewesen sein, er hat es in der Folge reichlich gutgemacht durch den Schutz und die Förderung, welche er als Beichtvater des Kaisers Karl V. und als Lehrer der heiligen Wissenschaften zu Dillingen dem seligen Petrus Canisius und dessen Gefährten angedeihen ließ. Anders stand es mit Sotos Ordensbruder Melchior Cano. Dieser sonst um die Kirche so hochverdiente Mann, das Orakel der Hochschule von Salamanca, der Verfasser des unsterblichen Buches De locis theologicis, benutzte Kanzel und Lehrstuhl zu Angriffen auf die Gesellschaft Jesu; er verfaßte sogar eine eigene Schrift gegen sie; in diesem traurigen, von Fermin Caballero, dem Lebensbeschreiber Canos, vor 30 Jahren vergebens gesuchten, von Astrain neuestens gefundenen Stücke ist Ignatius ein eitler, anmaßender Mensch; Peter Faber ist unbesonnen usw. (S. 324—328). Was trieb den Mann zu dieser Gegnerschaft? Die Einrichtung der Gesellschaft Jesu wich in einigen Dingen vom alten Klosterwesen ab. Damit konnte er sich, scheint es, nicht versöhnen. So ist nun einmal die menschliche Schwäche. Daß dabei Cano von dem Vorwurfe der Leidenschaftlichkeit nicht freigesprochen werden kann, geht, wie Astrain mit Recht bemerkt, aus den Quellen nur allzu deutlich hervor.

Canos Haltung fand im Schoße seines eigenen Ordens entschiedene Mißbilligung. P. Juan de la Peña, in Salamanca hoch angesehen, schrieb eine Abhandlung zu Gunsten der Stiftung des Ignatius; es ist wohl überhaupt die erste Verteidigungsschrift, deren die Gesellschaft Jesu sich rühmen kann (S. 333—338). Der ehrwürdige Ludwig von Granada, groß als Meister der spanischen Sprache, weit größer noch als Meister des geistlichen Lebens, eine der schönsten Zierden des Predigerordens in jenen Tagen, drückte in einem Schreiben an ein Mitglied der Gesellschaft seinen Schmerz über Canos Benehmen aus. Er tat, was er konnte, für die Jesuiten. Einmal war er eben im Begriffe, zu Evora eine Reihe von

Predigten zu halten, als der Infant Heinrich von Portugal den Entschluß kundgab, in dieser Stadt ein Kollegium der Gesellschaft zu errichten. Auf die Nachricht davon erschien er bei dem Prinzen und dankte ihm so herzlich, als ob die Wohltat ihm selbst erwiesen wäre; gleich bei der nächsten Predigt erging er sich in Lobsprüchen auf den neuen Orden. P. Ludwig von Granada, heißt es in einem Jesuitenbriefe jener Zeit, „ist uns so zugetan, daß man ihn für einen Professen der Gesellschaft halten könnte" (S. 668—670). Zu großem Troste mußte dem hl. Ignatius das herrliche, zunächst durch Canos Vorgehen veranlaßte Rundschreiben vom 10. Oktober 1548 gereichen, in welchem der General des Predigerordens, Franz Romeo, seinen Ordensbrüdern ans Herz legte, sie möchten des Ignatius Gründung unangetastet lassen, ja sie schirmen und fördern (S. 330—331).

Auch in den andern Ordensgenossenschaften Spaniens waren es gerade die großen und heiligen Persönlichkeiten, deren Herzen sich für das neue Werk erwärmten. So der hl. Thomas von Villanova, Erzbischof von Valencia. Auch er, der Augustinermönch, hatte anfangs bedenklich auf die Männer geblickt, die nie einen Psalm im Chore sangen, nie eine Kapuze über den Kopf zogen und dennoch Ordensleute sein wollten. Aber man zeigte ihm, daß der Papst alles gutgeheißen. Er war ein echter Heiliger; er schickte sich darein; er gewann die Neulinge bald lieb. In dem Testamente, das er am 3. Dezember 1555, sieben Monate vor des hl. Ignatius Tod, aufsetzte, sagt er: In diesen jüngsten Zeiten habe Gott Männer erweckt, welche sich mit Recht „Gesellschaft Jesu" nennen. In seinem Sprengel hätten sie viele Verirrte zurückgeführt und viele geistig Kranke geheilt und täten es noch immer. Dann hebt er besonders hervor: Sie hätten es zuwege gebracht, daß Leute, die ehedem kaum einmal im Jahre gebeichtet, jetzt jeden Sonntag die heiligen Sakramente empfingen. Um der Gesellschaft seine Liebe und seinen Dank zu bezeugen, vermacht ihr dann der heilige Erzbischof 2500 Dukaten zum Bau der Kollegiumskirche in Valencia (S. 657—660). Um die nämliche Zeit versicherte die hl. Theresia, die zweite Stifterin des Karmeliterordens, Gott habe ihr hinsichtlich der Gesellschaft Jesu Mitteilungen gemacht und Gesichte zu schauen gegeben, welche sie mit Bewunderung und Verehrung für diese Körperschaft erfüllten (S. 662).

Otto Braunsberger S. J.

Nationale Eigenart und geistiger Gehalt der zu Düsseldorf ausgestellten Kunstwerke.

Drei- oder viertausend alte und neue Bücher zu beurteilen, würde als schwere Last, als kühnes Unterfangen betrachtet werden. In der Kunstausstellung sind mehr als viertausend Werke der Wertschätzung dargeboten. Freilich ist ein Gemälde, eine Statue rascher betrachtet, als ein Buch gelesen. In manchem Bilde steckt jedoch mehr Arbeit, auf manches ist mehr Zeit und Mühe, mehr Talent und Studium verwendet als auf diesen oder jenen Band, den rührige Buchhändler in die Flut der Neuerscheinungen werfen. Viele Bücher beginnen ihren Weg, bevor eine sachliche Beurteilung ihnen in den Weg trat; keinem Kunstwerk haben sich dagegen die Pforten des Kunstpalastes geöffnet, ehe es von einer aus Fachgenossen zusammengestellten Jury geprüft und belobt wurde. Wie jede Mutter ihr Kind, jeder Schriftsteller sein Buch, so liebt jeder Künstler sein Werk. Nicht nur sein Herz hängt daran, auch sein Ruf, nicht nur seine eigene Existenz, sondern oft auch die seiner Familie.

Kunstwerke gerecht zu beurteilen ist nicht immer leichter, oft weit schwerer, als ein Buch zu bewerten, besonders dann, wenn Bilder und Statuen aus aller Herren Ländern zusammenkommen.

Paris beherrscht eine große Zahl der neueren Künstler in ganz Europa, ja bis tief nach Amerika hinein. Die Pariser haben sich demnach zu Düsseldorf hochfeierlich begrüßen, empfangen und dementsprechend die besten Plätze geben lassen, die sie benutzen, um der Deutschen festere Zucht und strengeres Anstandsgefühl wirksam zu bekämpfen. In dem großen Saale gleich rechts vom Haupteingange zeigen sie zahlreiche Porträts ihrer dekolletierten oder ganz ausgekleideten Demimonde.

An Sonntagen, Feiertagen und Mittwochen drängen sich in der Ausstellung deutsche Mädchen und Frauen, nicht nur Bewohner der großen Städte, sondern auch vom Lande hereingekommene, die dergleichen nie sahen und nun durch die Vertreter der neuesten Pariser Kunst gewiß nicht veredelt werden. Eine Frau vom Lande hörte man neulich bei Betrachtung dieser Gebilde zu ihrer Gefährtin sagen: „Wat send dat for Lück, so läge mer os net emohl en et Bett.“ Unter den von französischen Künstlern dargestellten Damen zweideutigsten Rufes nehmen dann jene eine bedeutende

Stelle ein, die sich in der Rückenansicht in unaussprechlicher Weise dem Zuschauer gegenüberstellen oder hinlegen, um dadurch, daß sie Niegesehenes zeigen, auf der Höhe der letzten künstlerischen Nouveauté zu stehen, die dann natürlich von strebsamen jungen Künstlern des Deutschen Reiches möglichst rasch nachgeäfft werden mußte.

Im großen Saal hinter dem Ehrenhof füllen Rodins und Bartholomés nackte Männer und Frauen nicht nur die besten Plätze, sondern auch weitaus den meisten Raum. Die Begeisterung, womit man diese Meister und deren Werke aufgenommen hat, macht allmählich einer ruhigeren Beurteilung Platz. Man einigt sich allmählich dahin, viele Sachen Rodins seien tüchtige Skizzen, Versuche, welche für ein Atelier oder für den Studiensaal einer Kunstschule Wert haben, jedoch für eine internationale Ausstellung zu unfertig, für eine von so vielen künstlerisch ungebildeten Leuten besuchte Schaustellung aber unpassend sind. Wie sehr dieser gefeierte Künstler auf Beeinflussung der Phantasie rechnet, erhellt schon daraus, daß bei einer seiner skizzierten Aktfiguren, welche er „innere Stimme" zu nennen beliebte, im Gipsabguß ein großer Teil des Knies durch Ungeschicklichkeit eines Arbeiters verloren ging. Der Meister hätte den Fehler leicht verbessern können. Er ließ ihn bestehen, weil die Skizze sich nach Ausfallen der Kniescheibe und ihrer Umgebung malerischer und rätselhafter darstellt. Viele seiner Figuren verdanken einen Teil ihres Reizes dem Mangel an Vollendung, dem Unbestimmten und der ungewöhnlichen Erscheinungsweise, also nicht eigentlichem Kunstwerte. Sie sind Effektstücke und suchen etwas zu leisten, was in der Plastik noch nie dagewesen ist, schlagen darum mit Armen und Beinen um sich herum und lehnen sich so stark nach rechts oder links, daß sie eigentlich umfallen müßten. Michelangelo, bei dem Rodin mehr als eine Anleihe gemacht hat, ohne jedoch dessen Kraft auch nur entfernt zu erreichen, hat durch sein Genie die Kunst Europas für drei Jahrhunderte auf falsche Bahnen verlockt. Rodin wird „zum Schicksal werden (für Frankreich), wie es einst Michelangelo der Kunst seines Landes wurde" [1].

Dabei darf freilich nicht geleugnet werden, daß Frankreichs Maler und Bildhauer als Erben einer alten, vornehmen Kultur Besitzer eines feinen Geschmackes und eleganter Vortragsweise sind, wodurch sie ihre führende Rolle erlangten und behaupten. Beispielsweise ist bei der lebensgroßen, in Gips gebildeten, knieenden Figur einer zum Empfange des

[1] Treu im Jahrbuch der bildenden Kunst für 1903, 86.

heiligsten Sakramentes den Mund öffnenden, die Augen schließenden „Kommunikantin" von René de Saint-Marceaux zu Paris der leichte Tüllschleier mit bewunderungswerter Fertigkeit im harten Material wiedergegeben. Es bleibt jedoch auf die Dauer nicht ansprechend, die augenblickliche, hoch gesteigerte Andacht und Hingabe des Kindes so lange festgehalten zu sehen. Dagegen verweilt man gerne immer von neuem bei seinem eindrucksvollen Grabstein für den jüngeren Alexander Dumas, der in ganzer Figur auf dem Rücken hingelagert dem Todesschlafe sich hingibt.

In seinem „Lehrling" (Apprenti) schildert Roger-Bloche in Paris ausdrucksvoll, wie ein herangewachsener junger Mann in Arbeitskleidung den schweren Hammer mit Aufgebot aller Kräfte emporhebt und fortträgt. Die schärfste Naturbeobachtung setzt auch Lefèbvres große und festgeschlossene „Gruppe von jungen Blinden" voraus. Das älteste dieser blinden Mädchen sitzt hoch in der Mitte und spielt auf der Zither; drei erwachsene Gefährtinnen und ein Kind lauschen auf deren Töne. Der Gegensatz zwischen dem aufmerksamen Hören ist in packenden Gegensatz zum Fehlen des Sehens gesetzt.

Voll Geist und Witz ist die lebensgroße, von Mercié gebildete Statue eines Volksdichters, eines gutmütig ausschauenden, behäbigen Handwerkers, der eines seiner Gedichte vorträgt, launig Gaston Schneggs kleine Terrakottagruppe, in der ein langer, spindeldürrer „Gelehrter" sich mit einem kleinen, dicken „Bürger" unterhält, abstoßend dagegen desselben wohl aus Romanlesung entstandener finsterer „Inquisitor" in der Tracht eines Dominikaners.

Französische Eleganz zeigt sich in den ansprechenden Landschaften des Pariser Claude Monet, die in der für solche Vorwürfe sehr geeigneten Punktmalerei ein Waldesgrün und ein Meeresufer schildern, in denen die Farben flimmern, wie das Licht spielt in bewegten Wellen, auf kristallenen Sandkörnern und über glatte Blätter. Feine, zur vornehmsten Zimmerausstattung passende Sächelchen sind auch die kleinen, von René Billotte aus Paris gesandten Landschaften. Noch schöner ist im Elitensaal des Professors Öder der von Dupré gemalte duftige „Wald von Fontainebleau", in dem bei Holzhauern, welche eben einige große Stämme fällten und zersägten, ein Hirt mit seiner Herde rastet.

Die in unsern westlichen Nachbarn liegende Lebhaftigkeit beherrscht einen Knaben, den Alfons Roll lustig durch das Grün traben läßt, und die ansprechende Szene „Des Kleinen Frühstück", dem die Mutter mittels

eines Löffels beim Essen einer Suppe hilft. An Frankreichs Beziehungen zu Afrika erinnert Dinet durch das wirkungsvolle Bild, worin er nur die Köpfe eines braunen Afrikaners und seines Pferdes zeigt, sowie durch Ansichten aus Kairo.

Trotz aller republikanischen und antikirchlichen Gesinnung hat jedoch Frankreich kein einziges revolutionäres Bild gesandt. Die eindringliche Vertretung sozialistischer und revolutionärer Bestrebung hat es deutschen Künstlern überlassen, den Düsseldorfern Jodokus Schmitz in jenem Triptychon der Lebemänner (vgl. S. 67 f), und Josse Goossens, der die Werbung armer, fanatisierter Leute zum Beginn des Bauernkrieges drastisch schildert, indem er unter sein zum Aufruhr aufreizendes Bild schreibt: „Nichts — denn die Gerechtigkeit Gottes."

Dem großen Saal der Franzosen folgt der kleinere der Spanier. Warum haben sie sich nicht auf Wiedergabe der Gegenden und des Volkslebens ihres Landes beschränkt? Alcala-Galiano zu Madrid zeigt zwei Nachen, mittels deren eine holländische Bauernfamilie ihr Heu auf einem Kanal in ihr Dorf befördert, Pradilla y Ortiz aber, wie lustige Italiener auf zwei Schiffen ihre Maisernte durch die Pontinischen Sümpfe nach Hause bringen. Wie reich Spanien an eigenartigen Typen, wie wenig es genötigt ist, in der Fremde Anleihen zu machen, beweisen die in einem eigenen Raum weit abseits zusammengestellten Werke Zuloagas. Ihre charakteristischen Figuren konnte nur ein Spanier erfassen und genügend schildern. Freilich geben alle im wesentlichen dasselbe, nämlich zigeunerartige, von heißer, kaum gezügelter Leidenschaft erfüllte Personen. Seine schlecht oder trotz aller Koketterie doch bunt und auffallend bekleideten Gestalten treten lachend oder grinsend dem Beschauer entgegen, bilden eine gemischte, aber bemerkenswerte, fremdartige oder unheimliche Gesellschaft. Zu ihr gehören die im Saale der Spanier ausgestellten Zigeunerinnen und Zigarettenmacherinnen von Arizmendi und Bilbao. Anders geartet ist Benlliures eindrucksvolles Gemälde „In der Kirche". Betend sitzt der alternde Vater neben seiner aufblühenden Tochter. Einig sind sie in ihrer Andacht. Er aber faltet die welkenden Hände und blickt vertrauensvoll auf zum Altare, sie dagegen heftet ihre Blicke auf ein Gebetbuch. Und doch dürfte auffallenderweise das schöne Bild eine freie Kopie des von Leibl geschaffenen Gemäldes sein, in dem Mutter, Großmutter und eine etwa achtzehnjährige Enkelin nebeneinander sitzen „in der Kirche". Bei Leibl blickt die Mutter andächtig hin zum Altare, während die Groß-

mutter und die Enkelin in ihren Büchern lesen. Benlliure hat die Sache vereinfacht, indem er nur zwei Personen zeigt, sie eindrucksvoller gestaltet und den Vater neben eine blühende Tochter setzt.

Weit gehen die Meinungen auseinander bei Beurteilung der kleineren Bilder, worin Gallegos die „Vorbereitung zur Prozession im Dome von Sevilla" und die „Lektüre eines neuen Buches", Aznar eine „Chordirektorprüfung im Jahre 1800 im Chore der Kirche El Pilar in Zaragoza", die beiden Salinas ein „Theaterfest bei Mäcenas" und eine „Eheschließung in Spanien" schildern. Alle diese figurenreichen Kabinettstücke zeichnen sich aus durch helle, klare Farben, gute Komposition und Zeichnung, ansprechenden Inhalt, treffliche Behandlung des Stofflichen und Charakteristik der Personen, geben lebenswahre Illustrationen spanischen Lebens und Treibens in der Sakristei, der Kirche und außerhalb derselben. Aber modern sind sie nicht. Sie bewegen sich in der alten Bahn, wurden mit vieler Sorgfalt, Mühe und Arbeit vollendet. Wie können sie also als zeitgemäß, wie als geniale Nouveautés im Sinne der bei der jüngeren Generation zur Freiheit hinangestiegenen Künstlerwelt bezeichnet werden? Ist es nicht unverzeihlich, daß die alten technischen Kunstgriffe mit voller Überlegung angewandt sind? Hat doch z. B. Salinas bei seiner „Eheschließung" die Köpfchen der Damen äußerst fein und miniaturartig ausgeführt, alles andere aber breiter und weniger glatt!

Der Saal der Spanier zeigt dann auch in zahlreichen Bildern jüngere Damen. Alle treten in Gegensatz zu den im französischen Saale ausgestellten durch anständige, aber einfache, helle Kleidung, erscheinen schäkernd und voll Beweglichkeit, ohne jene unverkennbare Abgelebtheit der von den Franzosen vorgeführten Persönlichkeiten, deren müder Blick an durchschwärmte Nächte erinnert. Gerne beschäftigen jene Spanierinnen sich mit ihren langen, schwarzen, aufgelösten Haaren. Leicht hingelehnt sitzen sie auf einem Stuhl oder auf einer Schaukel, behalten aber bei aller anspruchslosen Naivität ein starkes Selbstbewußtsein und ein festes Gefühl weiblicher Würde. Obgleich etwas Theatralisches im Saale der Spanier bemerkbar bleibt, finden wir doch das Echo einer ernsten, feurigen Nation, die im klaren Sonnenschein und in heller Luft von schlechten, ausländischen Einflüssen noch nicht entnervt ist, darum von einer großen künstlerischen und politischen Vergangenheit zehrt. Daß aber ein tiefer melancholischer Zug diese Lebenslust hemmt, zeigt vor allem die schöne, lebensgroße, von Bilbao y Martinez in Gips gebildete Gruppe „Witwer (alter, armer

Invalide) mit seiner (dürftig gekleideten, etwa zwölfjährigen) Tochter im Gebet vor dem Grabe seiner Frau". Sinnend betrachtet er den Grabhügel.

Dem Saale der Spanier folgen diejenigen der Belgier und Engländer. Bei letzteren ist über die meisten Bilder starker Nebel gelegt, der sie grau macht und eine heitere Stimmung nicht aufkommen läßt. Trotzdem gewinnt das kluge, von Nicholson gemalte englische Mädchen die Aufmerksamkeit der Besucher. Lavery, der Vizepräsident der Gesellschaft der Maler, Bildhauer und Kupferstecher Londons, hat das Porträt einer in Weiß gekleideten Kommunikantin ausgestellt, die in freundlicher, aber ernster, kindlicher und weihevoller Haltung dem Zuschauer entgegentritt. Noch trefflicher schildert Neven-du-Mont zu London einen Knaben, der in einem Lehnstuhl Platz nahm und von buntfarbigem Spielzeug umgeben ist, dessen grelle Farben trefflich kontrastieren zur dunkeln Färbung des Ganzen. Nur das linke Bein hängt in einer wenig schönen Linie etwas tot vom Sessel herab. Charaktervoll ist Jamiesons Bild eines zwerghaften Mannes, geistreich in zwei anstoßenden kleinen Zimmern die Sammlung bereits früher (S. 177) erwähnter englischer Zeichnungen und Aquarelle, die zum Teil zur Ausstattung von feinen Karten, von Büchern und Zeitschriften dienten. Die meisten Künstler Englands verfolgen in kräftiger Weise ihre eigenen Wege, und setzen sich im Tone ihrer Bilder nicht gerne in Gegensatz zu der meist dunkeln und nebligen Luft der Heimat. Ihre Seestücke sind echt national und etwas ahnungsvoll, manche Porträts archaistisch oder konservativ und aristokratisch gehalten. Statt des frischeren Lebens und der Blutwärme zeigen sie etwas Sinniges, in sich Gesammeltes. Wenn aber englische Meister, z. B. Abbey in seinen „Kreuzfahrern" oder Hacker in seinem „Kloster oder Welt", die Franzosen nachahmen, werden sie sentimental und weniger ansprechend.

Amerikas Saal ist einer der unerfreulichsten der Ausstellung. Überreich an häßlicher, unkünstlerischer Darstellung unbekleideter Modelle, zeigt er aus den verschiedensten Ländern Europas entliehene Vorwürfe in allen möglichen neueren Stilarten, obwohl doch das große Land so reich ist an eigenen charakteristischen Motiven. Das zu Paris gemalte Bild Melchers, „Jünger von Emmaus", ist eine in bengalischer Beleuchtung ausgeführte Parodie. Der erste Jünger erinnert an einen betrunkenen Idioten, Christi Gesicht ist ohne Geist und Hoheit. Die im Hintergrund stehende Aufwärterin aber glotzt verwundert auf den Herrn hin. Wahrscheinlich

hat sich der Maler die Modelle aus irgend einer irischen Kneipe hervorgeholt.

Um wie viel edler sind die Leistungen der Belgier und Holländer! Sie haben eine große künstlerische Entwicklung hinter sich, bauen weiter in gemäßigtem Anschlusse an das Moderne, ohne das Gute der Alten aufzugeben. Wer aus dem oberen Stockwerke, wo die lange Reihe niederländischer Landschaften, Genreszenen und Bildnisse hängt, in die Säle der Belgier und Holländer hinabsteigt, findet den alten Faden der ererbten Kunstüberlieferung nicht abgeschnitten. Selbst Israels, einer der modernsten unter den heutigen Holländern, bleibt in der Bahn der Ahnen. Wenn er auch alles dunstig und ohne starke Farbenkontraste gibt, so bildet er doch die Gestalt seines in graue Arbeitskleider gehüllten, einen Korb tragenden Mannes fest und klar. Echt holländisch sind Neuhuys' Bilder „Das neue Häubchen", worin ein heranwachsendes Mädchen nicht ohne eitle Genugtuung sich eine frische weiße Mütze aufsetzt, und dessen „Mutter und Kind", das eben angekleidet wird. In klarer Zeichnung, leichter Farbe und trefflicher Tiefenwirkung sind von Hendrik Jansen „Der Nieuwe Markt zu Amsterdam" und eine „Gasse zu Katwyk" gegeben. Starke Gegensätze lieben die Holländer nicht; sie erfreuen sich besonders an Schiffen, an kräftigen Seeleuten und einfachen Leuten aus dem Volke, an deftiger und gemächlicher Auffassung des Lebens. Schnee oder starker Sonnenschein, weiße Kleider oder helle Wolken müssen schon entschieden auftreten, bevor sie zu kräftigen Farbtönen nötigen.

Durch größere Beweglichkeit und Lebenslust nähern sich die Belgier mehr den Franzosen, ohne jedoch allzuweit von den Holländern abzurücken. Würdige Gegenbilder zu Baertsoens „Flämisches Dorf" sind ein „Gang zur Kirche" durch eine Dorfstraße und Willaerts tief in die Ferne sich erstreckender „Alter Kanal in Gent". Außerordentlich fein sind Emil Claus' „Heller Herbsttag", in dem in geblicher Beleuchtung am Wasser schlanke Birken aus dem Rasen sich erheben, und die vor einer Mauer zwischen gelben, roten und blauen Blumen aufwachsenden „Weißen Lilien" von Käthe Gilsoul-Hoppe, etwas einförmiger die „In voller Blüte" gezeigten violetten Blumen. Früchte, Gemüse und Stücke Fleisch liegen in Van Zevenberghens „Kücheninterieur" vor zwei Köchinnen. Nur eine Genreszene ist Diercx' Gemälde, worin ein Mann voll Liebe sein auf dem Schoße der Mutter sitzendes Kind betrachtet. Ein solcher Meister hätte Talent genug, uns einmal eine schön und neu auf-

gefaßte heilige Familie zu schenken, wenn er die Einzelheiten mehr idealisieren wollte.

Belgiens Künstler haben auch sehr schöne plastische Werke gesandt. Fein ist Lagaes ätherisch gebildeter Engel, der sich ruhig hingesetzt hat und aus der erhobenen Hand einen feinen Faden herabhängen läßt. Die von Lagae ausgestellten Büsten zeugen von hoher Meisterschaft der Charakteristik, vor allem die treffliche, in Lebensgröße und in zwei zusammenhängenden Brustbildern dargestellte Gruppe „Vater und Mutter". In ihrer Nähe steht Meuniers in Lebensgröße ausgeführter „Hafenarbeiter". Solche Werke beweisen, daß die plastische Schönheit des Menschen nicht auf dessen Muskulatur beschränkt bleibt und daß auch gute Bildhauer noch etwas anderes darzustellen finden als Leute, die keine Kleider angezogen, dagegen alles feinere Gefühl für christliche Sittsamkeit abgelegt haben.

Im Saale der Russen versucht ein Bild einen Jahrmarkt mit zwei Karussells zu schildern. Dicke Farbflecken sind über die weiße, Schnee darstellende Fläche so verteilt, daß die meisten Besucher der Ausstellung nicht im stande sind, zu erkennen, was denn eigentlich dargestellt sei. Neben diesem buntscheckigen Farbenrätsel hängt eine Leinwand, die hohe laublose Bäume im winterlichen Schnee und Eis darstellt. Als stilisierte Füllung einer Wandfläche dürfte sie immerhin annehmbar sein, nicht jedoch als eigentliches Gemälde. Wie einfach manche Russen sich Gemälde denken, tut Maliutin dar, der in konsequenter Weiterentwicklung dazu übergegangen ist, das „Schloß des Berendei" nicht mehr in Ölfarben auf Leinwand, sondern aus zusammengeleimten Holzstücken darzustellen. Er hat den Endpunkt jener Richtung erreicht, welche nicht mehr mit flüssigen Farben und Pinseln, sondern mit Haufen gefärbter Ölmassen und mit der Maurerkelle ihre Kunstwerke vollendet. Natürlich trocknen diese Ölhaufen ein und werden Risse nicht ausbleiben. Wie wird nach Jahrhunderten eine Leinwand aussehen, die bei ihrer Vollendung gute Einzelheiten zeigt, weil ihre dicken Farbmassen Schatten werfen oder Lichter festhalten, die aber verschwinden oder sich ändern, sowie die Farbe eingeht!

In vielen Bildern der russischen Abteilung treten französische Einflüsse so stark, so unverkennbar auf, daß kein nationales Gepräge mehr bleibt und die Sachen für den Kunstkritiker wertlos geworden sind. Das ist um so auffallender, da Rußland nicht wie Nordamerika einer eigenen Kultur und Kunst entbehrt, also nicht nötig hat, sich mit fremdartigen

Entlehnungen zu begnügen. Es ist sehr bedauerlich, daß seine religiöse Kunst auch nicht durch das geringste Werk vertreten ist. Wäre es nicht angenehm und lehrreich gewesen, zu sehen, wie man im Reiche des Zaren den alten, jetzt so hoch gehaltenen byzantinisch-russischen Stil mit modernen Anforderungen in Einklang bringt? Gerade dadurch ist ja der eigenartige Saal der Polen so beachtenswert, weil in ihm moderne Strömungen mit altererbten Überlieferungen sich zu einem neuen Ganzen zu verbinden streben.

Aus allen von den Polen ausgestellten Werken spricht tiefe Trauer. In ihren unschönen Gestalten eint sich finsteres Brüten mit ärmlichem Auftreten und gedrückter Stimmung. Die Farben sind meist düster. Wo sie sich stärker gegeneinanderstellen, fehlt Vermittlung durch Übergänge. Dazu kommt ein phantastischer Zug. Ist doch z. B. Falats „Eisenbahnzug" hauptsächlich gemalt, um die eigenartigen Gebilde zu zeigen, welche durch langhingezogenen Dampf der eilenden Lokomotive entstehen. Rosenblums „Schneestudien" wollen dartun, wie der auf geneigten Ästen lastende Schnee die merkwürdigsten Formen annimmt. Alles beweist, daß der Geist des polnischen Volkes durchaus nicht erstickt ist, sondern grollend in der Verborgenheit arbeitet.

Norwegen tritt in der Ausstellung tiefsinniger und feinfühlender auf. Es bevorzugt das Märchen in Munthes Werken. Des letzteren „Vision des hl. Ansgarius, das jüngste Gericht", erinnert an die in der kunsthistorischen Abteilung liegenden, um das Jahr 1200 mit zahlreichen Miniaturen versehenen „Visionen der hl. Elisabeth", welche aus dem Rupertskloster zu Bingen in die Wiesbadener Landesbibliothek kamen. Voll Geist ist Kittelsens „Märchen". Es stellt ein heftiges Schneegestöber dar, in dem zwei alte Weiber in rasender Wut gegeneinander losgehen. Feine Farbengebung herrscht in desselben „Norwegischer Volksglaube", dessen Sinn aber wohl kaum einer der hunderttausend Besucher der Ausstellung zu erraten vermochte.

Enttäuscht wurden fast alle im Saale der Ungarn, wo gleich beim Eintritt Nuditäten abstoßend wirken. Es ist sehr bezeichnend, daß Kernstock, der „Meine Modelle" vorstellt, ein Mädchen ohne jede Hülle neben zwei vollständig bekleidete Männer hinsetzt; denn er beweist dadurch, daß viele Maler nicht durch die Formen des menschlichen Körpers zu Aktstudien bewogen werden, sondern durch andere Beweggründe, und dann weiter auf niedrige Gesinnung derer rechnen, denen sie ihr Werk zeigen

wollen. Häßlich ist Vaszarys „Dame vor dem Spiegel". Schmurrs „Schönheit der Form" mit ihrer nie dagewesenen Ansicht des Rückens einer möglichst platt auf dem Boden hingelagerten Person ist in Kunfys „Verzweiflung" ins Gemeine übertragen.

Doch fehlt es bei den Ungarn auch nicht an edleren Werken. Fein fließt in Kezdi-Kovacz' duftiger „Frühlingslandschaft" ein Bach durch den Wald. Fenyes' „Altes Weib" bleibt trotz des verunglückten Titels beachtenswert wegen des Ernstes, womit die traurige Not einer alten Bettlerin geschildert ist.

Wiens Künstler haben in einem Saale ausgestellt, der von dem der Ungarn so weit abliegt, als ob ein Meer die beiden Hälften der österreichischen Monarchie trennte. Dadurch tritt der Unterschied zwischen den Künstlern dieses Reiches weniger grell hervor; denn Wiens Saal ist reich an vornehm aufgefaßten Bildern und paßt zu einer alten Residenz der Kaiser, in der keine gewalttätige Revolution zwischen der älteren und neuesten Zeit einen Riß erzeugte. In seinen Bildern herrscht meist saubere Technik neben vorsichtigem Benehmen bei Aufnahme moderner Errungenschaften. Geistreich und zart hat Seligmann „Werden und Vergehen" aufgefaßt, indem er einen abgelebten Greis darstellt, der sich ein Grab gräbt, während neben ihm ein aufwachsender Enkel spielt. Eduard Veiths „Huldigung" erinnert in Ton und Darstellung an phantasiereiche Märchendichtungen und an die obengenannten feinen Genreszenen der Spanier. Doch verhält sich sein Werk zu jenen früher erwähnten märchenhaften Darstellungen der Norweger wie ein hochkultivierter Salon zur einfachen Stube eines poesievollen Naturkindes.

Temples „Festtag bei Professor von Zumbusch" führt in eine Bildhauerwerkstätte. Eigentümlich ist eine ganz in Weiß gekleidete, „Immaculata" genannte Dame in nonnenartigem Kostüm von Zewy, schön das von de Angeli gemalte Porträt, artig Grills „Kleine Klara". Kraftvoll und echt tirolerisch sind Egger-Lienz' Bild: „Ein Abschied in Tirol 1809", das einen am Grabe eines gefallenen Kameraden betenden Schützen zeigt, und dessen Studie zum Bilde: „Ave Maria nach der Schlacht am Berge Isel 1809, Tirol", worin doch mehr Urwüchsigkeit liegt als in jenen Kreuzesrittern im Saale der Engländer. Wiener Leben schildern Gellers „Markt am Donaukanal in Wien" zur Winterszeit und das durch zahlreiche kleine Figürchen belebte Aquarell von Tomec „Am Praterstern". Einer Perle gleich ist die durch Farbengebung und Darstellung aus-

gezeichnete, von Ruß gemalte Brücke über einen Wildbach „In der Klamm" im Salzburgischen.

Verrät sich zu Düsseldorf im Saale der Wiener der Einfluß des kaiserlichen Hofes, so herrscht in den Sälen der Münchener trotz aller Museen und Antiquarien der Isarstadt, trotz aller Bemühungen königlicher Mäzenate bayrische Volkstümlichkeit. Echt bayrisch wird der Beschauer angemutet durch Schuster-Woldans hübsche und lebensfrohe „Phantasie zum heiligen Dreikönigsabend", worin drei als Könige gekleidete Leute herankommen durch die Straße eines Dorfes, umringt von der lustigen Schar singender, musizierender und tanzender kleiner Mädchen, angestaunt von andern Kindern, welche in den Türen und an den Fenstern der Bauernhäuser erscheinen. Realistischer ist Voigts „Volksfest" mit den drei Bauersfrauen, die etwas mehr Bier tranken als gewöhnlich. Um wie viel mehr Volkstümlichkeit liegt in diesem Gemälde als in jenem doppelt so großen Triptychon mit der wüsten Tanzmusik oder in dem sechsmal so großen, schlüpfrigen Naturfeste (vgl. S. 67).

Daß Münchens Künstler der Versuchung, doch etwas zu tief herabzusteigen, nicht immer genugsam widerstehen, beweist auch Püttner, der in einem Bilde nur rohe Karnevalsmasken, im zweiten buntes Kinderspielzeug, im dritten einen alten, neben einem Waschbecken stehenden Stiefel malt. Da in München religiöse Malereien von Bedeutung auch jetzt noch entstehen, durfte man erwarten, in Düsseldorf solche zu finden. Alle bekannteren Namen fehlen jedoch im Katalog. Haben die Träger derselben nicht gewagt, der Hoffnung Raum zu geben, angenommen zu werden, und darum ihre Werke für die in Regensburg während der Katholikenversammlung zu veranstaltende Ausstellung zurückbehalten? In Exters „Pietà" kniet oder sitzt eine alte, häßliche Frau vor einer Leiche, deren Kopf kaum skizziert ist. Zur Seite wachsen aus dem grünen Grase des Bodens zwei Kreuze etwa einen Fuß hoch auf, an denen man die lebensgroß gemalten Füße der Schächer erblickt, aber nichts mehr. Ein mit dunkelblauer Farbe gemalter Hintergrund soll an Luft und Himmel erinnern. Das Ganze gehört zu jenen Malereien, von denen Koeppen[1] sagt: „Der historisch-kritische Sinn unserer Zeit, wie er durch die Schriften von Renan und Strauß mehr oder minder weit verbreitet wurde, kommt in der Hülle des religiösen Vorwurfs durch diese

[1] Die moderne Malerei in Deutschland, Bielefeld 1902, Velhagen, 86.

Werke zum Ausdruck. Der Stoffkreis der religiösen Malerei ist daher innerhalb der modernen Malerei auch ein beschränkter geblieben. Es sind zumeist nur die Leidensszenen, wie die Kreuzigung, Grablegung, Pietà." Böcklin hat dementsprechend im „poetisch-phantasievollen Inhalt" seiner Pietà „die erhabene Majestät des Todes und die Tragik des Schmerzes wunderbar vereint". Gleiches suchten Stuck und Klinger in ihren Darstellungen der Pietà [1].

Man muß solche Äußerungen festhalten, um nicht Bilder als Werke christlicher Kunst anzusehen und zu kritisieren, welche das durchaus nicht sein wollen, wenigstens nicht im Sinne der Orthodoxen oder gar der Ultramontanen.

Fein, weich, wie von blauem bengalischen Licht umflossen ist Kaulbachs „Jungfrau" mit der Beischrift: „Und er wird dein Sohn sein." Der katholischen Auffassung einer von Gott auserwählten Jungfrau entspricht aber dies Gebilde einer auf neue Errungenschaften ausgehenden Phantasie nicht. Weit ansprechender sind wegen ihrer stilistischen Geschlossenheit und Kraft Schuster-Woldans Gemälde „An den Pforten der Dämmerung" mit den Brustbildern dreier fast verblühter junger Damen und Schäfers „Vier Elemente". Munter und erfreulich sind Kricheldorfs „Stilleben" mit einem Hummer und mit reicher Jagdbeute. Es liegt doch mehr wahre Freude an der Natur und an ihren Gaben in solchen nicht übergroßen und sich mit einem kleinen Eckchen begnügenden Gemälden als in jenem „Naturfest", das einen ganzen Saal beherrscht und in so aufdringlicher Weise eine seiner großen Wände füllt.

Daß ein Maler gleich Franz Stuck sich und seine Frau so leblos und steif in Lebensgröße auf eine Leinwand stellen konnte, wie er in Nr 1490 tat, ist schwer verständlich. Erinnert die Dame doch allzusehr an eine aus Rohr geflochtene große Puppe, welche im Schaufenster einer Modehandlung mit neu angekommenen Kleidungsstücken behangen worden ist. Welcher Unterschied zwischen dieser Leistung eines der Führer der Modernen und Lenbachs vornehmen Bildnissen der Gräfin Léonie Wedel! Um wie viel mehr Leben herrscht in Bouchés Porträt eines Fräuleins, in der von Papperitz lebensgroß gemalten Darstellung „zweier Schwestern", oder in dem sinnigen von Gabriel Max gesandten Kinderbildnis „Rosenmund"! Treffliche Charakteristik zeigt Margarete Krügers armer, bittender

[1] Ebd. 112 113 124.

„Italienerbube" und Defreggers Bild eines „auf dem Anstand stehenden", lauernden Schützen.

Gehaltvolle, tiefer aufgefaßte Porträts sind kleine Essays zur Kulturgeschichte, Echos der Zeit und Umgebung der Porträtierten. Ein Gang durch die Ausstellung beweist es, besonders dann, wenn man die in vielen alten Gemälden dargestellten Stifterbildnisse und die porträtartig gegebenen Heiligenfiguren hinzunimmt. Deutsche Kraft und Züchtigkeit, Energie und Charakter liegen in denjenigen des 15. Jahrhunderts. Um 1500 tritt Ermüdung und Erschlaffung, Übersättigung und ein gewisser Mißmut ein, der nicht einmal in den geistvollen Köpfen des Meisters des Hausbuches fehlt. Die Bildnisse vornehmer Herren, z. B. Van Dycks Graf von Arenberg, zeigen im 17. Jahrhundert, daß die Herren und Damen in ihrer sorgenvolleren Zeit durch neue Aufgaben in Anspruch genommen sind. In den holländischen, dem Bürgerstand entnommenen Köpfen aber treten Berechnung und gesteigerte Geselligkeit hervor. Koketterie und Ziererei, sorgfältigere Beachtung der Kleidung und Standesunterschiede sind im 18. Jahrhundert begleitet von kleinlicherer Zeichnung und leichterer Farbengebung.

Die Porträts unserer Zeit sind so verschiedenartig wie die Menschen einer Übergangsperiode, welche entweder noch stark am Alten hangen oder sich der Gegenwart hingeben, um sie auszunutzen. Die meisten der von Münchener Künstlern gemalten Porträts sind kräftiger als die Pariser, feiner als die Düsseldorfer, aber nicht so aristokratisch wie die Wiener. Viele von Düsseldorfern ausgestellte erscheinen etwas gar zu bürgerlich und gewöhnlich, wenig über die nichtssagende Art erhoben, in die jemand in unbewachten Augenblicken oder in unbeschäftigter Stellung herabsinkt. Eine eigentümliche, flutende Stilisierung der Kleider bringt Gandara in seine Bilder hinein. Überdies setzt er seine Dame in so gewundener Stellung auf einen Stuhl, daß sie an Insekten erinnert, deren Oberkörper kaum mehr mit dem Unterkörper zusammenhängt. Heller in München hat das von jenem Pariser Maler gegebene flutende Motiv wenig verändert wiederholt, ebenso Sartorio in Rom (vgl. Nr 618, 739 und 1342).

Lassen häßliche, unbedeutende Menschen sich malen, so ist das ihre Sache. Wenn aber ein Maler in deren Gestalt nichts hineinzulegen oder an ihnen nichts anderes zu zeigen weiß als das Vermögen, einen unbedeutenden Augenblick ihres wertlosen Lebens zu erfassen, gehören sie

dann in die Räume einer internationalen Ausstellung? Eines Tages sah man mehrere Damen suchend durch die Ausstellung herumwandeln, überall den aufdringlichen Duft ihrer Parfümerien hinterlassend. Nach langen Irrfahrten rief eine aus: „Da ist sie." Rasch eilten die übrigen herbei, um das minderwertige Porträt einer Freundin zu bewundern. Man ersieht daraus, daß Ausstellungen nicht nur ideale, sondern auch sehr reale Zwecke fördern. Sie haben die nicht zu unterschätzende Bedeutung als Reklamemittel und als Kunstmärkte zu dienen. Trotzdem haben die Düsseldorfer Künstler den weitaus größten Raum und nicht die schlechtesten Plätze Auswärtigen überlassen und sich dadurch in etwa in den Schatten stellen lassen.

(Schluß folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Ein Buch über Mystik.

Im Jahre 1901 erschien ein scheinbar unmodernes Buch, ein kurzer Inbegriff der Lehre über ein geheimnisvolles Gebiet des höheren Lebens. Das Buch führt den Titel „Gebetsgnaden"[1]. Es ist ein wertvoller Beitrag zur aszetischen Literatur und wirklich eine gute, nutzreiche Arbeit nicht bloß wegen der Durchsichtigkeit, Verständlichkeit, Bündigkeit und Gediegenheit der Lehren und Anschauungen über die mystischen Zustände, sondern auch wegen der Fülle kostbarer Belehrung über das ganze geistliche Leben.

Der Verfasser beleuchtet vor allem das vielfach unaufgehellte Reich der Mystik, und zwar nicht an der Hand spekulativer, philosophisch-theologischer Erörterung, sondern anschaulich, praktisch, beschreibend von Fall zu Fall, ohne jedoch die spekulative Belehrung durch Begriffsbestimmung, übersichtliche Einteilung und Begründung der Lehrsätze vermittelst innerer Gründe und gewichtiger Zeugnisse von Gottesgelehrten, heiligen und

[1] R. P. Aug. Poulain d. l. C. d. J., Des grâces d'oraison. Traité de Théologie Mystique. 18° (XI u. 414). Paris, Rue Bonaparte 82, 1901. Victor Retaux. Besprochen in dieser Zeitschrift LXI 554.

mystischen Schriftstellern außer acht zu lassen (S. v vii). Sehr verdienstvoll ist es, daß der Verfasser so manche Ausdrücke und Redewendungen der alten Mystiker erklärt, ausgleicht und in neue, verständliche Sprache umsetzt (vgl. S. 32 49 58 111 115 116 118 203 ff). Man könnte das Buch füglich mit einem praktischen Arzneibuch zum Hausgebrauch vergleichen, in dem die Krankheiten mit ihren bestimmten Anzeichen und Heilmitteln kurz und deutlich ausgeführt werden. Meister und Schüler können sich mit dem Leitfaden helfen und zurechtfinden. Wenn vielleicht etwas auszusetzen wäre, dann sind es die häufigen Sperrwörter, Abteilungen, Einteilungen und Bezifferungen, die etwas unruhig wirken. Der Verfasser ist seines Zeichens Mathematiker, der Erde und Himmel, Körperliches und Geistiges in den Bereich seiner Zahlen und Zirkel zu ziehen sich für berechtigt hält.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: Vorfragen, Mystische Erscheinungen im allgemeinen, im besondern, Offenbarungen und Visionen und endlich Nachträgliches. Wir wollen das Anziehende und Wissenswerte aus dem Lehrgehalt jedes Abschnitts kurz herausheben und dann anfügen, was sich Wertvolles für das geistliche Leben überhaupt in dem Buche vorfindet.

I.

1. Die Vorfragen beschäftigen sich in ihrem ersten Teil mit der Begriffsbestimmung der Mystik. Unter Mystik versteht man im allgemeinen das höhere, außerordentliche übernatürliche (geistliche) Leben. Wir unterscheiden nämlich zwei spezifisch voneinander getrennte Gebiete des geistlichen Lebens. Das erste Gebiet umfaßt die Strebungen und Betätigungen des geistlichen Lebens, wie sie unter dem Beistand der gewöhnlichen Gnade zustande kommen und jedem Christen geläufig sein können, bzw. auch müssen. Es ist dies das gewöhnliche christliche Leben. Das zweite Gebiet bezeichnet Betätigungen des geistlichen Lebens, zu denen besondere Gnaden erforderlich sind, die nicht jedem zur Verfügung stehen, ohne welche diese Betätigungen in keiner Weise, weder dem leisesten Anfang, noch der kleinsten Zeitdauer nach möglich sind, Gnaden, die das Besondere an sich haben, daß man von ihrem Dasein und göttlichen Ursprung eine fühlbare Gewißheit hat. Jedem Christen ist es nämlich möglich, mit der Gnade Gottes, die ihm zur Verfügung steht, Glauben, Reue, Liebe und andere Tugenden zu üben, ohne von der übernatürlichen Beschaffenheit dieser Gnadenhilfe ein sicheres Bewußtsein zu haben. Niemand aber ist

imstande, ohne einen besondern Gnadenbeistand auch mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte Gott oder einen Engel zu sehen oder zu prophezeien. Es ist dies bloß der Mystik eigen, die nicht nur ein übernatürliches, sondern auch im Bereich des Übernatürlichen ein außergewöhnliches, bloß durch besondere Gnade zu ermöglichendes Erkennen und Wirken ist, bei dem sich Gott mehr tätig, der Mensch mehr empfangend als wirkend verhält. Daraus folgt, daß, streng genommen, Aszese und Mystik nicht dasselbe sind. Jene befaßt sich mit dem gewöhnlichen christlichen Leben, diese mit dem außergewöhnlichen. Die mystische Theologie ist also die Wissenschaft, welche die mystischen Zustände zum Gegenstand hat (S. 1—7).

Der zweite Teil der Vorfragen berührt kurz die gewöhnlichen Arten des betrachtenden Gebets und hierbei ziemlich eingehend das sogenannte affektive Gebet und das Gebet der aktiven Ruhe (oraison affective, de simplicité, du simple regard, quiétude active), die beide auch „erworbene Kontemplation" genannt werden. Ohne schon zu den eigentlichen Betätigungen der Mystik zu gehören, sind diese beiden Gebetsarten die Krone und die Vollendung der gewöhnlichen Gebetsweise und schon ein leiser Anklang der mystischen Begabung. Ihr Wesen besteht darin, daß sich die Verstandesarbeit überhaupt bedeutend abkürzt, so wie sich auch der Gegenstand dieser Verstandesarbeit vereinfacht, so daß man sich in einem Gegenstand gefällt und bei demselben fast ausschließlich mit Vorliebe verweilt. Das ist das affektive Gebet. Entsprechend dehnt sich gegenüber der Abkürzung der Verstandesarbeit auch die Tätigkeit des Willens aus, indem sie nach und nach einen Mittelpunkt und einen Lieblingsgegenstand umkreist, der dann ziemlich das ganze geistliche Leben beherrscht und färbt. Das ist das Gebet der tätigen Ruhe. Die Tätigkeit des Verstandes und des Willens und selbst der Phantasie hört nicht gänzlich auf, sie vollzieht sich nur einfacher, ruhiger und mit größerer Vertiefung des Willens und Gemütes. So vereinfacht sich der ganze Inhalt des geistlichen Lebens und nimmt die Gestalt einer von Liebe getragenen, stillwirkenden Sammlung an (S. 8—16).

Wem Gott dieses Gebet verleiht, der wird großen Nutzen aus ihm ziehen sowohl für die Erkenntnis, weil der Verstand mehr, schneller und tiefer erfaßt, als auch besonders für den Willen vermittelst der Liebe, welche durch diese Gebetsweise mächtig angeregt wird, und zwar nicht bloß zur Gefühlsseligkeit, sondern praktisch und tätig zur Besserung der Fehler, zur Übung der Tugend und zur Erfüllung der Standespflichten. Es ist

erstaunlich, wie Gott vermittelst dieser Gebetsweise sich unseres Willens bemächtigt und unmerklich, man weiß nicht wie, seinen Widerstand bricht, ihn dahin treibt, wohin er anfangs nicht wollte, ihn mit süßem Trost über Ungunst und Widerwärtigkeit hinausträgt und mit tiefgehendem Zauber umstrickt, dessen Erinnerung das Herz selbst im äußeren Wirken nicht ganz verläßt.

Diese Gebetsweise ist gar nicht so ungewöhnlich bei denen, die sich mit Ernst dem geistlichen Leben ergeben. Sie gehört, wie bereits bemerkt ist, noch nicht zu den Betätigungen der Mystik und ist eigentlich nichts anderes als die praktische Befolgung mancher Anweisungen, welche die Lehrer des geistlichen Lebens zum guten Erfolg des gewöhnlichen betrachtenden Gebetes geben. Solche Anweisungen sind: es komme nicht so viel darauf an, viele Gedanken und Erwägungen zu haben, sondern die einzelnen durchzubetrachten und durchzukosten; man müsse nach und nach dem Willen und dem eigentlichen Gebet mehr Zeit einräumen als den Erwägungen des Verstandes; man solle wiederholt auf dasselbe zurückkommen und da stehen bleiben, wo man mehr Erleuchtung und Trost wahrgenommen[1]. Einfache, sinnige und minnige Seelen, überhaupt Angehörige des beschaulichen Berufes haben im ganzen mehr Geschick für diese Gebetsart als gelehrte, lebhafte und nach außen wirkende Geister, obgleich vielleicht gerade diese in der besagten Gebetsweise ein Gegengewicht gegen die Gefahren ihrer Eigenart und ihrer Berufsstellung finden möchten. Wer also Neigung, Leichtigkeit und wirkliche, namhafte Nutzbarkeit in dieser Gebetsbeschäftigung findet, der soll sich derselben nur hingeben, vorausgesetzt, daß er schon gehörige Fortschritte im geistlichen Leben und in der gewöhnlichen Betrachtungsweise gemacht hat.

2. Im zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser nach einer kurzen Übersicht der verschiedenen Grade der mystischen Vereinigung die allgemeinen und gemeinschaftlichen Kennzeichen und Charakterzüge derselben.

Gemeinsam ist vor allem sämtlichen Graden und Erscheinungen, daß die Gegenwart Gottes in der Seele nicht bloß gedacht, sondern vermittelst eines geistigen Gefühlseindrucks (sensation spirituelle) unmittelbar und sicher empfunden wird. An die Stelle der abstrakten Erkenntnis und ihrer entsprechenden Gewißheit tritt die Gewißheit der wahrnehmbaren Empfindung und die experimentale Gewißheit, daß Gott da ist und der

[1] Der hl. Ignatius im Exerzitienbüchlein.

Urheber der Seelenrührung ist (S. 54). Nicht der Grad der Liebe, Freude und des Trostes ist es, was die mystischen Begabungen von der gewöhnlichen Liebe unterscheidet, sondern die Liebe, die entspringt aus der gefühlsmäßig empfundenen Gegenwart Gottes. Es ist etwas ganz anderes, liebend des Freundes gedenken, als ihm in der Tat liebend die Hand drücken (S. 56). Diese Gefühlsempfindung besteht in den unteren Graden der mystischen Vereinigung nicht in einer Art von Sehen und Hören, sondern im Gefühl ruhigen, sichern Besitzens und Genießens, wie wir es z. B. haben von dem Besitz unseres Leibes, wenn wir ihn auch nicht ansehen oder antasten. Ein innerer, geistiger Tastsinn sagt uns, daß unsere Seele den Leib besitzt und beseelt.

Hier spinnt der Verfasser eine anziehende Ausführung an, wie unsere Seele ganz entsprechend dem leiblichen Organismus ihre Sinne hat und geistigerweise sehen, hören, tasten und genießen kann, und entwirft dann ein sehr liebliches und anschauliches Bild unserer Seligkeit im Himmel und wie dort Gott selbst unser Farbenlicht, unsere Freudenharmonie und unser süßer, beseligender Genuß in uns und um uns sein wird (S. 76 82). Was uns hienieden diesen Freudengenuß in etwa vermittelt, ist namentlich die Gabe der Weisheit, die nichts als eine süße, beseligende Kenntnis Gottes ist.

Das ist der Hauptcharakterzug aller mystischen Vorgänge. Andere beiläufige Besonderheiten sind folgende. Die mystischen Zustände entschlagen sich ganz und gar dem Machtgebot unseres Willens. Man kann diese Empfindungen weder verstärken, noch geradezu innerlich unterdrücken und ersticken, weil es Einwirkungen Gottes sind, gegen die wir nichts vermögen (S. 100). Ferner bleibt die Erkenntnis, die wir durch diese mystischen Mitteilungen schöpfen, immer dunkel und geheimnisvoll, weil sie doch nie über die Ordnung des Glaubens hinausgehen. Diese Erkenntnis wird uns auch nicht mitgeteilt durch Vernunftschlüsse und Phantasiebilder, sondern durch unmittelbares Innewerden und Gefühlsempfinden. Was unsere Fähigkeiten dazu beitragen, ist nur nebensächlich, begleitend und ergänzend (actes additionnels, S. 108). Daraus folgt, daß der Ungelehrte dieser Erkenntnis ebenso fähig ist wie der Gelehrte, weil der Ungelehrte ebenso wie der Gelehrte Gefühlseindrücke erhalten, ihrer gewiß sein und sie genießen kann. Bezeichnend für die mystischen Einwirkungen Gottes ist auch, daß sie in stetem Wechsel von Gehen und Kommen, von Steigen und Fallen begriffen sind. Sie können von großer Verschieden-

artigkeit der Gemütsbewegungen wie der Liebe, des Friedens und der Freude, so auch, außer dem Gebete wenigstens, von Empfindungen des Zweifels, der Unruhe, des Mißtrostes und einer unerfüllten Sehnsucht begleitet sein.

Ganz charakteristisch aber für die mystischen Begnadigungen ist ein mächtiger Antrieb zur wahren Tugend, zum Opfergeist und namentlich zur Demut. Ja, man kann sagen, der Antrieb zur Tugend ist um so mächtiger, je erhabener der Grad der mystischen Vereinigung ist, und um so handgreiflicher und augenscheinlicher ist auch der Fortschritt in der wahren Tugend und Vollkommenheit. Das alles erklärt sich und folgt von selbst aus dem Wesen der Liebe, die eine natürliche Wirkung der mystischen Vereinigung ist, und aus der Wahrheit, daß der Urheber dieser Begnadigungen Gott ist, der nie von einer Seele Besitz nimmt, ohne den Segen der wahren, inneren Heiligung mit sich zu bringen. Wirklicher und wahrnehmbarer Fortschritt in der Tugend ist und bleibt das untrügliche Wahrzeichen der Wirkung Gottes (S. 140 ff). Endlich ist nicht zu übersehen, daß diese mystischen Zustände namentlich in den höheren Graden wunderbare Wirkungen und Gaben mit sich bringen, wie dies bei ekstatischen Heiligen an den Tag tritt, ja daß diese göttlichen Einwirkungen oft für die Seele und den Gebrauch der natürlichen Fähigkeiten eine gewisse, mehr oder weniger sich geltend machende Gebundenheit, nicht aber vollständige Unterdrückung der Mitwirkung zur Folge haben (S. 164 ff); geht doch das Wesen der Mystik dahin, das natürliche Wirken, ohne es ganz aufzuheben, durch die göttliche Tätigkeit zu ergänzen und zu erhöhen.

3. Dieses wird besonders ersichtlich aus dem dritten Abschnitt, der von den einzelnen Graden und Erscheinungen der Mystik handelt.

Ausgehend von dem Vorbild und Ziel aller übernatürlichen Begnadigungen, der unmittelbaren Anschauung Gottes im Himmel, deren Gegenstand ein doppelter ist, nämlich Gott in sich selbst und die Dinge außer Gott, unterscheidet der Verfasser in der mystischen Vereinigung zwei Hauptgruppen, je nachdem sich ihr Gegenstand entweder auf Gott selbst oder auf die Dinge außer Gott bezieht. Diese zwei Hauptgruppen scheidet er nach dem Vorgang der hl. Theresia in vier verschiedene Grade, je nachdem die mystische Vereinigung mit Gott zunimmt und fortschreitet, nämlich: die nicht vollkommene, die vollkommene, die ekstatische und die umgestaltende Vereinigung mit Gott (S. 43). Die Hauptsache bei all diesen Graden ist die Vereinigung mit Gott durch Erkenntnis und Liebe.

Die Vollkommenheit dieser Vereinigung bestimmt das Wesen der einzelnen Stufen. Alles andere ist Nebensache.

Nun noch einige Bemerkungen zu den verschiedenen Graden.

Der erste Grad ist die nicht ganz vollkommene Vereinigung oder das Gebet der passiven Ruhe (S. 190). Die Vereinigung mit Gott auf diesem Grad, obwohl innig, geht doch nicht so weit, daß Zerstreuungen ausgeschlossen sind. Gewöhnlich tritt dieser Zustand ein nach dem Gebet der aktiven Ruhe. Das Gebet ist viel inniger, und die Vereinigung macht sich einerseits auch während des äußeren Tuns geltend, anderseits tritt zeitweise die Windstille der Trockenheit, des Mißtrostes und die Trübsal der Verdunkelung und Finsternis ein, die eine harte Probe der Geduld und Ausdauer sind[1] (S. 203). Visionen und Offenbarungen pflegen in diesem Grade nicht vorzukommen (S. 197).

Der zweite Grad, die vollkommene Vereinigung, ist eine allseitige Vertiefung des ersten (S. 226). Die Selbsttätigkeit ist unmerklich, die äußeren Sinne, obgleich noch tätig, sind wie vom Traum befangen; die Zerstreuungen sind ausgewiesen; die Gewißheit der Gegenwart Gottes ist mächtiger, und die Vereinigung mit Gott dehnt sich auch auf das ganze äußere Tun aus.

Der dritte Grad ist der ekstatische Zustand, der Zustand der hohen und vollkommenen Beschauung. Die freie Sinnesbetätigung ist teilweise oder ganz aufgehoben. Visionen und Offenbarungen, sowie ein gewisses geistiges Schauen der Gottheit vermittelst geistiger Bilder, was den niedern Graden nicht eigen ist, scheinen eine Eigentümlichkeit dieser Stufe zu sein. Die Ekstasen können Stunden und Tage andauern (S. 236 287).

Die letzte Stufe endlich ist ein gewisses Übergehen, Umgeformtwerden in Gott. Die Vereinigung mit Gott ist ununterbrochen. Zerstreuungen, Trostlosigkeit und unfreiwillige läßliche Sünden sind ausgeschlossen. Eigentümlich ist diesem Grade sowohl ein gewisses Schauen der heiligen Dreifaltigkeit, als auch eine besondere Gewißheit und ein eigenartiges Bewußtsein, daß Gott vermittelst der heiligmachenden Gnade und besonderer Gnadeneinwirkungen der Urheber und das Prinzip unseres übernatürlichen Lebens, gleichsam die Seele unserer Seele und unseres Tuns ist. Es ist dies die höchste Mitteilung des Lebens Gottes hienieden in uns, eine

[1] Der hl. Johannes vom Kreuz nennt diesen Zustand die erste Seelennacht. Sie spielt gewöhnlich um diesen Grad herum (S. 203).

wahre Vorausnahme der himmlischen Seligkeit (S. 271). Für gewöhnlich scheinen Ekstasen in diesem Zustande seltener vorzukommen.

Sehr anziehend in der Behandlung dieser Zustände sind die geschichtlichen Angaben über die Zahl der Stigmatisierten (S. 159) und die Zeit des Eintretens der ekstatischen Zustände bei verschiedenen Heiligen (S. 138); ferner die Regeln des Verhaltens bei der Schwierigkeit gewissen äußeren Gebetsformeln, Gebetspflichten und mündlichen Andachten Genüge zu tun (S. 169 173); dann die Bemerkungen über das Zurückrufen aus ekstatischen Zuständen durch den Seelenführer (S. 247); über die trügerischen Nachahmungen und modernen Erklärungen der Stigmatisation und der Ekstase (S. 160 253) und endlich die Abfertigung des übelberatenen Mystizismus, der über die Menschheit des Heilandes hinwegsehen zu können glaubt (S. 178).

4. Den Offenbarungen und Visionen widmet der Verfasser eine eigene Abhandlung in dem vierten Abschnitt.

Bezüglich der Natur der Visionen und Offenbarungen unterscheidet der Verfasser drei Arten: sinnlich wahrnehmbare Worte und Erscheinungen, dann imaginative durch Worte und Bilder, die bloß der Phantasie vernehmbar sind, und endlich intellektuelle oder Bilder und Ansprachen ohne sinnliches Bild und Wort, die dem Verstande bloß erfaßbar sind ungefähr nach der Art, wie die Engel die Materie wahrnehmen (S. 286). Die wahren, göttlichen Ansprachen und Erscheinungen kennzeichnen sich durch Klarheit, allseitige Schicklichkeit und die Kraft, das auch zu bewirken, was sie beabsichtigen. Manchmal bewirken sie plötzliche Lebensänderung. Gewöhnlich begleiten diese Erscheinungen bloß den ekstatischen oder den dritten Grad der mystischen Einigung. Sehr richtig wird bemerkt, die mystische Einigung mit Gott sei an und für sich viel bedeutsamer für die Heiligung der Seele, als Ansprachen und Erscheinungen, aber weil diese Vereinigung nicht viel zum Beschreiben biete, werfen sich die Verfasser der Heiligenleben gewöhnlich mit Vorliebe auf Erzählen von Visionen, Offenbarungen und Wundern (S. 285).

Was nun deren Glaubwürdigkeit betrifft, braucht man die Visionen und Offenbarungen der Heiligen, abgesehen von göttlichen Wundern, die zu deren Bestätigung erfolgen, nicht zu glauben, weil immerhin Täuschung unterlaufen kann, und zwar auf mehrfache Weise: entweder ist der Sinn der Offenbarung nicht richtig aufgefaßt worden, namentlich bei geschichtlichen Mitteilungen, in denen Gott oft Geistiges durch ein sinnliches Bild

uns nahe bringen will; oder es mischen sich persönliche Anschauungen bei, die in der Zeit, in dem Orden oder in der Schule, welcher der Begnadete angehört, begründet sind; oder es treten hinterher Veränderungen ein, sei es durch den Begnadigten selbst oder durch Abschreiber seiner Aussagen.

Daraus ergibt sich nun im allgemeinen die Art eines gesunden Verhaltens gegenüber den Offenbarungen und Visionen. Unbedingte Gewißheit des göttlichen Ursprungs der Visionen und Offenbarungen gibt es nur infolge von wahren Wundern. Selbst die kirchliche Gutheißung mancher Heiligenleben bietet in dieser Hinsicht bloße Wahrscheinlichkeit, nicht mehr. Als Zeichen für die Wahrheit der Visionen und Offenbarungen können gelten die natürliche Zuverlässigkeit und die Heiligkeit des Begnadigten, haben doch diese Gunstbezeigungen auch den Zweck, den Empfänger derselben zu heiligen; ebenso gibt Zuversicht der Inhalt der Offenbarungen, wenn sie nicht bloß Alltägliches und Gemeinverständliches besagen; sowie der Zweck derselben, der ebenso ein innerer, nämlich ein Erweis besonderer Liebe und Vertrautheit Gottes gegen den Empfänger, als auch ein äußerer sein kann, wie Trost und Aufmunterung der Kirche in bedrängten Zeiten, Stiftung eines Ordens, Einsetzung einer großen Andacht oder eines wichtigen Werkes. Eine Bekräftigung ist es namentlich, wenn dieser Zweck wirklich erreicht und durch denselben namhaft viel Gutes gestiftet wird für die Seelen (S. 317). Der Seelenführer insbesondere sei klug und vorsichtig, er überdenke alles wohl, arbeite an der Heiligung des vorgeblich Begnadeten und lasse sich durch nichts von vornherein einnehmen (S. 328); der Begnadigte aber waffne sich gegen jede Täuschung durch großes Mißtrauen gegen sich, mit völliger Unterwerfung gegen den Seelenführer und Benutzung aller Gnadenbezeigungen zum eigenen wahren Fortschritt (S. 332).

5. In dem Nachtrag handelt der Verfasser erstens von dem Verlangen nach mystischen Begnadigungen, zweitens von den Eigenschaften des Seelenführers, drittens von dem Quietismus.

Man muß bei diesen Begnadigungen ein Doppeltes unterscheiden, insofern sie nämlich eine höhere Vereinigung mit Gott einschließen und insofern sie außerordentliche Bevorzugungen, Auszeichnung und Ehrenvorzüge bei den Menschen mit sich bringen. Im ersten Fall kann und darf man die Vereinigung mit Gott, ob man sie schon genossen oder nicht, wünschen und selbst begehren, natürlich mit aller Ergebenheit und Ehrfurcht, weil die Vereinigung mit Gott ein unbedingtes Gut ist und weil

die Mystik außerordentlich große Vorteile für die Heiligkeit bietet, nur muß man sich an dem Wege der Demut und in der Übung der Tugenden und der Standespflichten halten. Im zweiten Falle aber tut man im Geiste der Heiligung besser, solche Gunstbezeigungen, wie Visionen und Offenbarungen, von sich abzuweisen und sie nicht zu wünschen wegen der großen Gefahr der Täuschung, der Überhebung und Vernachlässigung des gewöhnlichen Tugendweges (S. 337).

Der erforderlichen Eigenschaften des Seelenführers auf den mystischen Wegen sind vier: richtiges Urteil, Erfahrung, Gelehrsamkeit und Herzensgüte. Wenn nicht alle drei erstgenannten sich in einem Manne zusammenfinden, suche man einen Führer, der wenigstens die zwei ersten, solides Urteil und Erfahrung, besitzt; fehlt das zweite und ist die Wahl zwischen einem Gelehrten und einem mittelmäßig geistlichen Mann, wähle man den ersten; fehlen alle Eigenschaften, so warte man ab, bete und eile nicht mit der Wahl. Herzensgüte ist wichtig, notwendig und Sache der Gerechtigkeit. Scheinbar darf man wohl zeitweise und nur vorübergehend die Güte hintansetzen, um das Beichtkind, wenn keine andern Mittel zur Hand sind, zu prüfen. Man muß auch nicht alle denselben Weg treiben wollen (S. 364). Ist der Seelenführer von kirchlicher Obrigkeit gesetzt, so muß man ihm in allen guten Stücken gehorchen. In zweifelhaften Fällen beten und seine Bedenken äußern, ist immer erlaubt. Hat man frei einen Seelenführer gewählt und alles getan, um recht zu wählen, und ist man bereit, die Führung zu ändern, falls es das Gewissen zu fordern scheint, so muß man auch ruhig gehorchen in allem, was nicht den allgemeinen Grundsätzen der Aszese und Mystik widerspricht (S. 372).

Der Quietismus ist eine Art von Aftermystik, und namentlich eine traurige Verdrehung und Entstellung des Gebetes der Ruhe. Er geht von dem verkehrten Grundsatz aus, daß die menschliche Natur im Grunde verderbt ist und aus sich nichts tun kann als sündigen. Folgerichtig ist seine erste Anforderung, möglichst jede menschliche eigene Tätigkeit zu unterdrücken und sich der Tätigkeit Gottes in uns ganz zu überlassen. Bleibe diese Tätigkeit Gottes aus, brauche man nichts zu tun und könne sich allen seinen Trieben überlassen. Im Gebet selbst habe man nichts zu leisten, als sich Gott allgegenwärtig zu denken und sich in Ruhe Gott zu überlassen. Diese unsinnige Hingabe an Gott nannten die Schüler des Molino (1627—1696) das vollkommene Leben, die wahre Selbstverleugnung und Abtötung, Selbstabsterben, Kreuzliebe und die Vernichtung

der Selbstsucht, und betrogen mit diesen Redensarten nicht wenige Seelen. Die verhängnisvolle Geistesverwirrung, die das ganze Christentum in eine Art buddhistischer Sekte verkehrte und weder vor der Vernunft, noch vor dem Glauben und dem Gewissen bestehen konnte, wurde von der Kirche verdientermaßen verurteilt (1687) und für immer an den Pranger gestellt (S. 374).

II.

So weit sind wir dem Verfasser in seinen Ausführungen gefolgt und haben damit einen Standpunkt gewonnen, von dem aus wir das gesamte Gebiet der Mystik und deren Beziehungen zum ganzen geistlichen Leben übersehen können. Der Verfasser bemerkt zwar, es sei nicht seine Absicht, sich mit der Aszese zu beschäftigen (S. VII). Das hindert ihn aber nicht, gelegentlich über deren Gesamtinhalt gründliche Belehrungen auszustreuen.

Das gesamte geistliche Leben ist seiner Bedeutung und seinem zweckmäßigen Wert nach nur eine Vorbereitung auf unser Ziel im Himmel, die unmittelbare Anschauung und den wirklichen, liebesseligen Besitz und Genuß Gottes, und zwar durch Betätigungen, die diesem letzten und höchsten Ziel entsprechen. So ist also die ganze Fülle und der Gesamtinhalt des irdischen geistlichen Lebens ein Streben nach der Vereinigung mit Gott durch Erkenntnis und Liebe. Die Hauptmittel dazu sind die Übung der Tugend und Standespflichten und das Gebet (Prd 12, 13. Dt 6, 5. Mt 22, 37).

Der Notwendigkeit der Selbstheiligung durch Tugend und Übung der Standespflichten nun redet dieses Buch über die Mystik manch inhaltschweres und beherzigenswertes Wort. Die Mystik ist, wie bereits gesagt worden, streng genommen nicht die Aszetik. Diese lehrt, was der Mensch tun soll, um zu Gott zu gelangen, jene aber, was Gott tut, indem er sich huldvoll zum Menschen herabneigt und ihm zu Hilfe kommt (S. VIII); diese ist das gewöhnliche christliche Leben in Vermeidung der Sünde, in Übung der Tugend, in Demut und Selbstverleugnung, um dem Wirken Gottes in uns Eingang und Platz zu schaffen, jene ist die Ausnahme und die ausnahmsweise Höhe. Aber beide hängen wie Berg und Tal zusammen, namentlich kann die Mystik der Aszese in keinem Fall entraten. Verdächtig ist die Mystik, bei der keine kräftige, ernste Aszese und kein namhafter Fortschritt in derselben zu bemerken ist. Ja, man kann wohl sagen, je höher die mystische Begnadigung ist, um so ernster ist der Ausdruck des sittlichen Strebens. Im Gegenteil können ge-

wonnene Grade in der Mystik verloren gehen durch Nachlassen des Tugendstrebens. Das ist die Ansicht der Heiligen (S. 46 190). So schließt auch die Kirche nie die Heiligkeit eines Dieners Gottes aus dessen Visionen und Offenbarungen, im Gegenteil die Glaubwürdigkeit derselben aus dessen Heiligkeit (S. 322). Es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, anzunehmen, daß die mystische Begnadigung die Seele von der ernsten Pflege der gewöhnlichen Tugenden enthebe, und daß sie einen andern Weg weise und zu gehen hätte, als den das Evangelium vorzeichnet, und auf dem alle Christen wandeln und den Himmel gewinnen müssen.

Dagegen ist die mystische Vereinigung ein außerordentliches Mittel und eine mächtige Handreichung Gottes zur Tugend und Heiligkeit. Die mystische Vereinigung ist eine huldvolle Annäherung Gottes, und Gottes Nahen begleiten immer hohe Gnaden. Die mystische Vereinigung ist Liebe, hohe Liebe zu Gott, und die Liebe will Gott gefallen und sich bewähren durch Taten und Opfer. Die mystische Vereinigung ist endlich Gebet, viel Gebet und höheres Gebet, und niemand schöpft tiefer und reichlicher aus dem Gnadenschatz als das Gebet. Es ist sicher und durch die Erfahrung bestätigt, daß das höhere Gebet die Erkenntnis und die Willensmacht des Menschen wunderbar erhebt und erweitert. Umwandlungen vollziehen sich, zu denen sonst Jahre nicht reichten (S. 141 ff 293). Die mystischen Wege sind endlich für gewöhnlich ein Dornenweg von Leiden, Versuchungen, von Kreuz und Widerwärtigkeiten, so daß ein Ertragen derselben schon einen Heiligen machen kann.

Was nun das Gebet, das andere große Betriebsmittel des geistlichen Lebens, betrifft, so ist das vorliegende Buch dem ganzen Inhalt nach eine mittelbare und unmittelbare Empfehlung und Anleitung zu demselben. Wie großartig enthüllt sich vor unsern Augen in den verschiedenen Stufen der mystischen Zustände die Gnadenherrlichkeit des Gebetes! Man könnte sie eine Übersicht und Rundsicht aller huldvollen Wege und Annäherungen Gottes an die Menschen zum Heil der Welt und der Kirche nennen. Alle diese Begnadigungen Gottes an die Menschenwelt finden und gehen ihren Weg durch die Vermittlung des Gebetes. Das Gebet ist das große Verkehrsmittel Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott, die wahre goldene Leiter, auf welcher die Engel der Begnadigung auf- und absteigen, und auf deren seliger Höhe Gott selber thront und sich glänzend und beseligend enthüllt (Gn 28, 12). Die Erhebungen der Mystik sind wirklich die heiligen Berge, auf denen Gott mit den Menschen-

kindern wandelt, die Inseln der Seligen, von wenigen gesucht und gefunden, und doch so überreich an himmlischen Schätzen und irdischem Segen!

Der Inhalt des Buches bewirkt aber nicht bloß Lust und Antrieb zum Gebet, sondern zeigt auch Wege, auf denen wir zu besserer und ausgiebigerer Gebetsübung gelangen können. Selbst für das mündliche Gebet gibt es uns nützliche Winke und Methoden (S. 12 37) und spinnt sie dann aus zum betrachtenden Gebet (S. 8), namentlich zum sog. affektiven, das gar nichts Geheimnisvolles und Ungewöhnliches ist (S. 12), das nicht einmal zur eigentlichen Mystik gehört (S. 8 18 42, Nr 1), zu dem nicht wenige Christenmenschen mit einigen Mühen gelangen (S. 19), und das von gediegenen Geisteslehrern, unter andern von Rodriguez[1], vom hl. Ignatius in dem Exerzitienbüchlein empfohlen wird. Man muß sich allerdings nicht mit Gewalt zu dieser Gebetsart zwingen, aber man kann sich ohne Gefahr ihr hingeben, wenn man Neigung dazu verspürt und Nutzen aus ihr zieht (S. 24 26).

Was wir endlich aus den Ausführungen des Verfassers schöpfen können, ist die richtige Ansicht von der christlichen Mystik. Sie ist das höhere christliche Leben, die höhere Aszese des Christentums, sie ist eine wunderbare Vereinigung mit Gott schon hienieden, begleitet von allen Segnungen der Heiligkeit und des Gebetes. Die Mystik schließt als solche ein unbedingtes Gut ein, und deshalb müssen wir sie hochschätzen. Sie war auch immer in unserer Kirche heimisch, selbst die alttestamentliche Vorkirche hat in dieser überirdischen Herrlichkeit geglänzt; sie ist eine Ausstrahlung des inneren übernatürlichen Wesens des Christentums und eine glorreiche Verähnlichung mit dem Gottmenschen Jesus Christus, dessen Gottheit in reichlicher, glorreicher Strahlenfülle das demütige Gewebe der Menschengestalt durchdrang, und der diese Herrlichkeit seiner wahren und einzigen Braut, der Kirche, als dauerndes Erkennungsmerkmal gleich einem kostbaren, funkelnden Schmuck hinterlassen. Also hochschätzen können und müssen wir die Mystik, insofern sie das unbedingte Gut der Vereinigung mit Gott in sich schließt. Wir können sie selbst als solche wünschen und verlangen dem Prinzip und der spekulativen Schätzung nach. In der Praxis aber ist es weit besser, Gott alles zu überlassen wegen der vielen Gefahren und der Täuschungen, die so leicht mitunterlaufen können, namentlich bei

[1] Übung der christlichen Vollkommenheit: Erster Teil, 5. Abschnitt: Über das Gebet, Kap. 12: Wie wichtig ist es, in den Akten und Anmutungen des Willens zu verweilen.

den höheren Graden der mystischen Begabung (S. IX). Es ist deshalb kein gesundes Zeichen, sich viel in Gedanken und Wünschen der mystischen Wege zu ergehen, sich, man möchte sagen, mit Gewalt hineinzudrängen in diese hohe, geheimnisvolle Welt, zu untersuchen, welche Grade man bereits inne hat, viel von diesen hohen Graden zu sprechen, andere dafür gewinnen zu wollen, und Mittel auszudenken, sich für höhere Begabung zu befähigen.

Das alles ist unnütz und gefährlich. Es gibt kein natürliches Mittel, aus sich auch nur einen Grad der wahren mystischen Vereinigung zu gewinnen, wenn Gott nicht selber ruft und die Hand reicht. Bloß vorbereiten können wir unser Herz. Und diese Vorbereitung ist einzig, die Sünde meiden, die Tugend üben, demütig und abgetötet werden, seine Standespflichten ernst erfüllen, Zerstreuungen fliehen, das Gebet möglichst suchen und den Gnaden, die uns werden, großmütig entsprechen (S. 145, Nr 9). Was Gott vor allem will, ist die Heiligkeit; sie ist das Ziel, alles andere ist Mittel. Gerade die Heiligen sind es, die sich dieser Begnadigungen für unwürdig halten, die sie nicht wünschen, die eine natürliche Furcht hegen und einen angebornen Instikt besitzen gegen alles Außerordentliche und Auszeichnende. Das ist das Wahrzeichen der Heiligkeit (S. VIII). Wir können und müssen wünschen und erbitten, daß wir zur vollkommenen Liebe Gottes gelangen, die Wege dazu überlassen wir besser Gott selbst. Gerade darin liegt der Wert und die Vorzüglichkeit der Aszese überhaupt, und namentlich der des hl. Ignatius, wie er sie in seinem Exerzitienbüchlein niedergelegt hat. Verständigkeit, Natürlichkeit und praktische Brauchbarkeit sind die Charakterzüge dieser Aszese. Nichts ist dem heiligen Ordensstifter mehr zuwider, als Phantasterei und Gefühlsschwärmerei. Schon dadurch entspricht seine Aszese ganz der wahren und guten Mystik. Noch kräftiger arbeitet sie ihr aber vor, indem sie mit der Gnade Gottes die Seele zur höchsten Heiligkeit anleitet und zwar auf dem Weg des Evangeliums, durch Selbstverleugnung und Demut. Voll Liebe das Auge auf den göttlichen Heiland gerichtet, bereitet die Aszese des Heiligen die Seele durch Wegräumung der Hindernisse auf die göttliche Wirksamkeit und die Aufnahme der Ansprache Gottes vor. Das ist die einzig richtige und versprechende Bereitung auf das Wirken des Heiligen Geistes für eine Seele, die noch außer dem Bereich der Mystik steht. Der hl. Ignatius begeht nicht den Mißgriff, in seine Aszese Winke und Anleitungen aufzunehmen, die nur für die mystischen Zustände passen (S. IX X).

M. Meschler S. J.

Die Bevölkerung der modernen Großstadt.

(Schluß.)

Die geistige Bedeutung der Großstadt ist wohl darin zu sehen, daß ein gewisser Einfluß auf das Geistesleben von ihr auf das übrige Land ausgeht, wenn man darum auch nicht ein geistiges Überlegensein der Großstadtbevölkerung unterschiedslos zuzugeben braucht, wie einige es möchten[1]. Nachdem jahrhundertelang die ehrwürdigen Abteien die Erbstücke der Weisheit des klassischen Altertums treulich gehütet hatten, entstanden die Universitäten, welche jene geistigen Schätze weiteren Volkskreisen zugänglich machten und naturgemäß dort ihre Heimstätte suchten, wo sie am ehesten auf eine größere Hörerzahl rechnen konnten, in den Städten. Paris, Bologna, Oxford, Prag wurden die Mittelpunkte einer neuen Geisteskultur. Während aber früher auch Mittel- und Kleinstädte häufig ihre Universitäten hatten (wie Altdorf, Dillingen, Helmstädt), sind in der neuesten Zeit die Hochschulen mehr in den größeren Städten heimisch geworden. Von den gegenwärtigen 21 deutschen Universitätsstädten sind sieben eigentliche Großstädte im statistischen Sinne, die übrigen haben (außer Jena, Marburg und Tübingen) zum wenigsten über 20000 Einwohner. Es ist dies begreiflich. Früher brauchte die Universität bei der geringen Spezialisierung der Wissenschaften nur eine geringe Zahl von Professoren und weniger umfangreiche Lehrmittelsammlungen, infolgedessen auch nur ein kleineres Budget, für welches eine weniger volkreiche Stadtgemeinde schon aufkommen konnte. Die heutzutage zu einer Hochschule erforderliche Anzahl von ordentlichen und außerordentlichen Professoren, der Bedarf an vielem praktischen Demonstrationsmaterial weisen die Universitäten mehr und mehr an die größeren Städte, zumal diese auch ein immer größeres Kontingent von Studierenden stellen, für die es eine große Ersparnis bedeutet, wenn sie ihre Studien am Heimatsorte absolvieren können. Vollends die modernen Hochschulen, die seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit den alten Universitäten rivalisieren, die Polytechniken, die Berg-, Forst-, Landwirtschafts- und Handelsakademien haben mit Vorliebe die Landeshauptstädte aufgesucht,

[1] Vgl. Die Großstadt (Vortrag von Th. Petermann), Dresden 1903, 209 ff.

oder doch die wichtigsten Industrie- und Handelszentren. So sind die größeren Städte tatsächlich mehr als früher Zentralstätten der Geistesbildung geworden.

Auch durch das geschriebene Wort üben die Großstädte einen mächtigen Einfluß aus auf das übrige Land. Zwar sind die Verlagsorte nicht identisch mit den großen Städten; die Verleger konnten sich bei der Entwicklung des Zwischenhandels mit Büchern bei der heutigen Leichtigkeit des Transports ihren Sitz nach Gutdünken wählen. Aber der Druck konzentriert sich doch mehr auf die große Stadt. Wie die meisten Industrien, so hat auch das Buchdruckereigewerbe seinen Sitz vornehmlich in der Stadt, wo das meiste Kapital sich findet für einen so umfassenden maschinellen Betrieb, wie ihn die heutigen großen Buchdruckereien benötigen. Das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen — und das beschäftigt die Druckereien heute weit mehr als der eigentliche Buchdruck — sucht noch aus einem andern Grunde die Großstadt auf. Hier erhält man die neuesten Nachrichten rasch und sicher; und die Zeitung gilt ja vielfach als die beste, welche die Neuigkeiten am schnellsten bringt. Hier findet die Zeitung ferner die höchste Abnehmerzahl, den günstigsten Markt: ein wichtiger Punkt für manche, mit großem Kapital angelegte Zeitung. Daß bei der ungeheuren Ausdehnung der großstädtischen Presse eine große Anzahl von Schriftstellern und Literaten hier ihren Sitz aufschlug, ist selbstverständlich, und die stattliche Reihe von Autorennamen, die in Kürschners deutschem Literaturkalender unter Berlin, Dresden, Leipzig, München, Wien angeführt wird, beweist es hinlänglich.

Für die Bedeutung der Großstädte als Kunststädte ist ein ähnlicher wirtschaftlicher Grund entscheidend, wie für die städtische Presse[1]. Die Künste sind, nationalökonomisch betrachtet, Luxusgewerbe und können sich daher keinen günstigeren Standort wünschen als die Großstadt, in der beträchtliche Kreise dem Genuß leben. Das gilt zunächst von den Künsten, deren Produkte gar nicht transportabel sind, von den redenden und tönenden Künsten. Schauspielkunst und Musik verdanken zwar in vielen Residenzstädten das Entstehen ihrer Institute der Freigebigkeit der

[1] Es mag für wahre Kunstfreunde verletzend wirken, wenn die Bedeutung der Kunst nach nationalökonomischen Gesetzen bemessen wird. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß bei der heutigen, auf Erwerb ganz und gar gerichteten Zeitströmung, die alle Stände beherrscht, auch für Kunst und Wissenschaft ihre ökonomische Stellung, ihre Erwerbstüchtigkeit von größerer Bedeutung ist als früher.

Fürstenhöfe, aber sie sind doch häufig in ihrem Fortbestehen ebenso abhängig von den Eintrittsgeldern des großstädtischen Publikums als von der Zivilliste des Fürsten. Ein großes leistungsfähiges Theater ist überhaupt in kleineren Städten, selbst wenn es Residenzen sind, kaum denkbar. Müssen so die ausführenden Künstler dem großen Publikum nachgehen, so sind Dramen- und Tondichter nicht ebenso an die großen Städte gebunden, wenngleich viele von ihnen ein Leben an dem Orte vorziehen, wo ihre Kunst gepflegt und anerkannt wird. Dasselbe ist zu sagen von den Belletristen, deren Tätigkeit vielfach aufgeht in der Mitarbeit an Zeitschriften, und die aus diesem Grunde, dann aber um persönliche Anregung zu empfangen, den Erscheinungsort ihrer Publikationen als Aufenthalt vorziehen. — Die bildenden Künste, soweit ihre Produkte transportabel sind, folgen wiederum den Gesetzen des Luxusmarktes, die sie wieder an die zahlungsfähigere und genußsüchtigere Bevölkerung der Großstadt weisen. Soweit die Produkte nicht transportierbar sind, entstehen sie auch vorzugsweise in den großen Städten. Schöne Bauten können daselbst eher praktischen wie ästhetischen Zwecken dienen und finden auch mehr Würdigung und Anerkennung als auf dem Lande. Darum kann aber der geniale Architekt doch auf dem Lande wohnen.

Im ganzen läßt es sich wohl nicht leugnen, daß infolge der Entwicklung des modernen Staats- und Volkslebens viel geistige Elemente in der Stadt zusammengedrängt sind, wenn auch viele von ihnen — ganz dem materialistischen Zuge unserer Zeit entsprechend — mehr das tägliche Brot durch ihre geistige Tätigkeit suchen als eine wahre Förderung von Kunst und Wissenschaft. Es kann daher nicht befremden, wenn unter den in der Großstadt angesammelten Literaten und Künstlern viel minderwertige sind. Diese geistige Minderwertigkeit kam einmal treffend zum Ausdruck in der französischen Kammer. Die liberale Opposition nannte in einer Debatte Paris, das sie gewählt hatte, „das Gehirn Frankreichs". Sofort rief ein Deputierter das bon mot dazwischen: „aber ein verbranntes Gehirn!" — und die Majorität spendete ihm Beifall.

Immerhin bleibt es wahr, daß von der modernen Großstadt viel geistige Anregung und geistige Beeinflussung auf das Land ausgeht. Aber es wäre falsch, wenn man deshalb das durchschnittliche geistige Niveau der städtischen Bevölkerung höher einschätzen wollte als das der ländlichen. G. Schmoller meint zwar, das Land liefere einfachere, schlichtere, bescheidenere, kräftigere Menschen, die Stadt klügere,

beweglichere, geistig entwickeltere, körperlich schwächere, aber nervös ausgebildetere Menschen[1]. Das mag zugegeben werden, wenn man unter Klugheit Geschäftskundigkeit und „Geriebenheit", unter geistiger Entwicklung die Gewohnheit, über alles zu urteilen, oft mit einer gewissen Art von Witz zu urteilen versteht. In Bezug auf wahre geistige Veranlagung und Denktätigkeit kann man das nicht sagen. Der Städter empfängt allerdings inmitten des äußerst rege pulsierenden Großstadtlebens von Jugend auf viel mehr Eindrücke, als der Landbewohner. Aber die Vielgestaltigkeit und Flüchtigkeit der Eindrücke schadet ihrer Tiefe. Geistige Selbständigkeit und schöpferische Kraft sind daher beim Großstädter nicht zu suchen. Die vielfache Berührung mit dem Leben veranlaßt ihn leicht, sich über vieles ein Urteil zu bilden, was seinem Gedankenkreise ferner liegt, wobei die über alles unterrichtende Tagespresse ihm zu Hilfe kommt. Eine Folge dieser Erscheinung ist der sprichwörtlich gewordene städtische Witz, aber auch die Gefahr, im Urteil oberflächlich zu werden. Man braucht nur einen Blick in die wie Pilze aus der großstädtischen Erde hervorschießenden Witzblätter zu tun, um dafür Belege zu finden. Sie urteilen über allerlei, aber mit geringen Ausnahmen kann man von ihren Autoren sagen, daß sie von Sachkenntnis nicht erdrückt werden. — Die raschlebige, oberflächliche Art des Großstädters läßt meistens eine reifliche Erwägung ernster Fragen, eine gründliche Behandlung großer Probleme, eine wahrhaft schöpferische Tätigkeit des Geistes nicht zu, weshalb das Wort des Dichters noch immer seine Geltung behält: „Es bildet ein Talent sich in der Stille." Professer Schäfer in Heidelberg[2] wagt sogar die Behauptung, daß „bis jetzt eine Großstadt einen großen Mann nicht hervorgebracht hat. Sie kann und muß die Stätte seines Wirkens sein, sie ist nicht die Stätte seines Werdens. Wenn bezweifelt wird, daß die Großstadt sich selbst erhalten kann ohne Zuzug vom Lande, so ist kaum zu bezweifeln, daß ihr geistiges Leben ohne solchen verflachen würde. Nur unter den einfachen, aber großen und tiefen Eindrücken, die der innige Verkehr mit der Natur und dem Menschenleben in die Seele des Werdenden senkt, kann jene Kraft und Nachhaltigkeit, jene Entwicklungsfähigkeit des geistigen Lebens gewonnen werden, die unerläßlich sind für wahrhaft selbständige und schöpferische Tätigkeit".

[1] G. Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, erster Teil, Leipzig 1901, 277.

[2] Jahrbuch der Gehe-Stiftung, 9. Vortrag von D. Schäfer, 280.

Mag man aber auch noch so sehr den vorteilhaften Einfluß des Großstadtlebens auf Verstandes- und Gemütsbildung betonen, mag man noch so viel reden von einer glücklichen Mischung des ländlichen und des städtischen Elements, von „neuen durch das Großstadtleben erzeugten Menschen, deren hervorstechender Charakterzug höchste geistige Wachheit, deren Daseinsprinzip größte Lebensintensität in Arbeit und Genuß geworden ist“: über den *sittlichen Tiefstand* der Großstadtbevölkerung hat die vox populi längst ihr Urteil gefällt, das übereinstimmend lautet für die antike wie für die moderne Großstadt. Der hl. Petrus nennt (1 Petr 5, 13) die römische Weltstadt „Babylon“, und die Christen verstanden den Ausdruck, weil in Rom, ähnlich wie im alten Babel, Götzendienst und Lasterhaftigkeit aufs höchste gestiegen waren. Ganz in demselben Sinne spricht man aber auch von einem modernen Seine-Babel u. ä.

Land und Kleinstadt haben denn auch tatsächlich große Vorzüge gegenüber der Großstadt hinsichtlich der *Sittenreinheit und Willensbildung*. Dort leben die Menschen in kleinen festgeschlossenen und abgegrenzten *Verbänden* zusammen. Familie, Nachbarschaft, Verwandtschaft, Dorfgemeinde, Pfarrei sind uralte Verbände, die über ihren ursprünglichen Rahmen in der Regel nicht hinauswachsen, groß genug, um ein geordnetes Zusammenleben zu ermöglichen, klein genug, um von jedem einzelnen übersehen zu werden. Häufige Begegnungen und Berührungen der mannigfachsten Art führen den einzelnen fast mit allen Gliedern der Gruppe zusammen; keiner bleibt dem andern auf die Dauer gänzlich unbekannt. Je enger aber die Zusammengehörigkeit ist, je kleiner der Kreis ist, der unser Milieu ausmacht, desto sorgfältiger wachen die einzelnen und wacht die ganze Gemeinschaft über die Leistungen, die Lebensführung, die Gesinnungen des Individuums. Eine derartige Kontrolle in kleinen Verhältnissen wirkt in der Tat höchst wohltätig auf sittliches Verhalten und sittliche Entwicklung der Einzelpersonen, sie wird zur wirksamsten Sittenpolizei.

Solcherlei beengende *Schranken fallen nun in der Großstadt weg*. Der älteste und natürlichste Personenverband, die Familie, wird stark gelockert. Die vornehmlich im städtischen Erwerbsleben immer fortschreitende Arbeitsteilung, die Vater, Mutter und Kinder an die verschiedensten Arbeitsstätten führt, reißt die Familienglieder gewaltsam auseinander. Jeder ist tagelang, zuweilen gar wochenlang sich selbst über-

lassen. — Die über die Familie hinausreichenden Gemeinschaften aber verlieren sich gleich ins Ungemessene: die städtische Kommune wird zum kleinen Staat, die städtische Pfarre zur Riesenpfarre. Fremd stehen sich die allermeisten Gemeindeglieder gegenüber. Die gegenseitige Kontrolle, ein höchst wichtiges ethisches Moment, kommt gänzlich in Wegfall.

„Stadtluft macht frei": so rühmte sich im Mittelalter der Städter gegenüber dem Bauern. Und doch war er eingeengt auch in der Stadt durch Zunft und Gilde, durch kirchliche Gemeinschaft und Bruderschaft: alles kleine Kreise, in denen er gekannt, geachtet oder getadelt wurde. „Stadtluft macht frei": so kann der Großstädter von heute mit viel mehr Recht sagen. Wenngleich von Häusern und Menschen stets umgeben, setzen ihm die meisten keinerlei Schranken, da jegliche Beziehungen zu ihnen fehlen; mitten im dichtesten Stadtgewühl fühlt er sich ungekannt und in gewisser Hinsicht frei.

Freiheit und Ungebundenheit in der Großstadt sind schon vielen ein Fallstrick geworden; weit mehr aber noch sind der Macht der Verführung erlegen, die im Stadtleben viel stärkeren Einfluß gewinnt als in andern Verhältnissen. Daß an einem Ort, wo viele Menschen dicht zusammenwohnen, auch mehr schlechte Menschen sind als anderswo, ist von vornherein klar. Daß die Schlechtigkeit sich auch dreister an die Öffentlichkeit wagt als das die Verborgenheit liebende Gute, ist ebenso sicher. Aber die Stadt ist — und das macht sie dem Lande gegenüber viel gefährlicher — sehr häufig der Anziehungspunkt für schlechte Elemente. Die Not, das Verlangen nach Arbeit, nach höherem Erwerb führt viele in die Stadt, aber sehr viele auch die Aussicht auf mühelosen Erwerb, auf ein freies, ungebundenes Leben. Diese letzteren kann man vielfach als die minderwertigen Elemente vom Lande bezeichnen, die Degenerierten, die einen Trieb zum Vagabundieren und einen Hang zur Kriminalität haben und in der Stadt sehr bald dem Laster anheimfallen. Sie alle zusammen stellen durch ihr Beispiel allein, selbst wenn sie nicht systematisch auf die Verführung ausgehen, bereits eine große Verführungsmacht in der Stadt dar. Schlimmer noch und viel verbreiteter ist die Verführung durch Schrift und Bild. Die Großstädte hat man wohl Mittel- und Ausgangspunkte alles geistigen Lebens im ganzen Lande genannt wegen ihrer Vorherrschaft im Buchhandel und Zeitungswesen. Die Städte haben jedoch diese Art geistiger Herrschaft durchaus nicht zur sittlichen Hebung ihrer eigenen oder der übrigen Landesbevölkerung be-

nutzt. In den letzten Jahren namentlich haben so viele Bücher und Zeitungen, Witz- und illustrierte Blätter sich in den Dienst des Lasters gestellt, daß eine totale Korruption vor allem der städtischen Jugend ernsthaft zu befürchten ist[1]. Wie sehr in den letzten Jahren diese Gefahr angewachsen ist, bekunden am besten jene Stimmen, die sich vor vier Jahren noch anläßlich der Lex Heinze für eine freie Bewegung der Kunst aussprachen, jetzt aber auch Schranken gegen eine allzu freie Richtung wünschen. So schreibt die „Münchener Allgemeine Zeitung", die damals „für den Künstler kein anderes Gesetz der Moral bestehen ließ, als seine eigene Empfindung", heute angesichts der gegenwärtigen sittlichen Korrumpierung: „Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Budapest hier in Deutschland zusammenströmt. Es ist geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist. Durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher. Kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt"[2]. — Freilich ist nicht zu leugnen, daß die von der Stadt ausgehenden Kloaken ihre schmutzigen Fluten mehr und mehr über das platte Land ergießen, daß unsittliche Lektüre und Darstellung auch auf dem Lande immer mehr Verbreitung finden. Aber in der Stadt, vollends in der Großstadt, fallen der Verführung doch mehr zum Opfer: hier kann eben jeder sehen, jeder lesen, jeder mittun. Das Theater, durch welches das geistige Gift vorzugsweise verbreitet wird, ist zudem im großen und ganzen der Stadt vorbehalten. Und wenn nach Angabe des H. Roeren die Zahl der Besucher der Variété- und Spezialitätentheater in den deutschen Städten auf durchschnittlich täglich 100000 sich beläuft, so

[1] Vgl. H. Roeren, Die öffentliche Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung, Köln 1904, und O. von Leixner, Mahnwort und Aufruf zum Kampf gegen den Schmutz, Leipzig 1904.

[2] Auch die deutschen Goethebunde, welche anläßlich der Lex Heinze entstanden sind, nehmen allmählich Stellung gegen die überhandnehmende pornographische Literatur und haben auf dem letzten Delegiertentage in Dresden eine dahingehende Resolution angenommen. Vgl. Germania, 9. April 1904.

mag man ungefähr ermessen, bis zu welcher Tiefe der Stand der Sittlichkeit allmählich herabsinken muß.

Was so die Stadt in sittlicher (oder vielmehr entsittlichender) Hinsicht bietet, findet günstige Aufnahme in den Anschauungen und Bestrebungen der Städter, die im allgemeinen in einer sehr materialistischen Richtung sich bewegen. In der Stadt ist die alles beherrschende Parole: Erwerben, Werte schaffen. Der Kampf ums Dasein ist hier nicht bloß ein solcher gegen die Natur, er ist ein erbarmungsloser Kampf gegen die Menschen, der um so erbitterter geführt wird, je mehr Menschen sich dorthin drängen, die alle das Höchstmögliche erwerben wollen. W. Lombart bezeichnet diesen Kampf als den „ewigen Krieg um die besten Futterplätze": ein kühner Ausdruck zwar, aber recht bezeichnend für den materialistischen Zug im städtischen Erwerbsleben. In der Tat fragt man in der Stadt nur nach dem Wieviel, nach Eigenart und Qualität der Dinge fragt man wenig, am allerwenigsten nach dem sittlichen Werte. Alles bringt man auf den Generalnenner „Geld". Die Dinge schwimmen alle mit gleichem spezifischem Gewicht im ewig bewegten Geldstrom[1]. Andere als Geldwerte schätzt man kaum, am allerwenigsten aber sittliche Werte. So kommt es, daß echte Großstädter, nicht alle zwar, aber doch sehr viele, verlernen, an ihr Tun und Treiben den Maßstab der Sittlichkeit anzulegen, was andere, deren Leben weniger materiell verläuft, fast gewohnheitsmäßig tun.

Das hier Ausgeführte findet seine Bestätigung durch die Statistik. Man wird dem Moralstatistiker A. von Oettingen recht geben, wenn er meint: Für die Sittlichkeit im engeren Sinne mögen auf dem Lande die unehelichen Geburten ein annähernd richtiger Maßstab sein; in städtischen Verhältnissen bietet eher die niedrige Geburtsziffer und die Ausdehnung der Prostitution einen solchen Maßstab[2]. Es ist nun schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie auffallend gering im allgemeinen die Geburtenziffer der Großstadt gegenüber der des Landes ist[3]. Ein höchst betrübendes Resultat ist es vollends, wenn R. Boeckh berechnet, daß Berlin infolge seines geringen Geburtenzuwachses ohne Zuzug vom Lande nicht einmal im stande wäre, seine Bevölkerung stationär zu erhalten, und wenn

[1] Vgl. G. Simmel, Philosophie des Geldes, Leipzig 1900.

[2] A. v. Oettingen, Moralstatistik[3], Erlangen 1882, 204 ff.

[3] „Entstehung und Wachstum der Großstadt" in dieser Zeitschrift, oben S. 55 ff.

G. von Mayr diesen Satz auf die größten unserer Großstädte ausdehnt! — Hinsichtlich der Prostitution hat schon Parent Duchatelet in seinem Werke De la prostitution dans la ville de Paris (1857) die Großstädte als Seuchenherde bezeichnet, und neuerdings konnte wiederum festgestellt werden, daß dies Laster zunimmt mit der Größe der Stadt[1]. Die Zahl der prostituierenden Frauen und Mädchen wird in Berlin auf 40000, in Wien auf 25000, in Paris auf weit über 40000, in London auf 60000 geschätzt. Das Verbrechen des homosexuellen Verkehrs wird von Moll, der auf diesem Gebiete umfassende statistische Untersuchungen angestellt hat, in Berlin von 20000 Personen angenommen[2].

Ein grelles Licht auf die sittlichen Zustände in den Großstädten wirft auch die Statistik der venerischen Krankheiten[3]. Eine exakte Statistik liegt hier in den meisten Ländern nicht vor, wenn man von den Zahlen der Armeen und verschiedener (kaufmännischer und studentischer) Krankenkassen absieht. Von diesen für Soldaten, Kaufleute und Studenten gewonnenen Zahlen, die geradezu erschrecklich sind, auf die ganze Bevölkerung zu schließen, würde aber nicht angehen. Die allerbeste, vielleicht die einzig brauchbare Statistik der venerischen Krankheiten haben Norwegen und Dänemark, weil hier die Mehrzahl der venerischen in den Krankenhäusern verpflegt wird, und zwar auf Staatskosten, so daß eine Verheimlichung der Krankheit nicht in vielen Fällen zu fürchten ist. Eine der dänischen Statistik entlehnte Tabelle zeigt nun, daß im Jahresdurchschnitt in Kopenhagen auf 1000 Einwohner 20,1 venerisch Erkrankte kommen, in den Provinzialstädten 3,02, auf dem platten Lande dagegen nur 0,38. A. Blaschko sagt dazu auf Grund langjähriger Beobachtungen und Erhebungen in städtischen Kliniken usw., daß die Kopenhagener Zahlen als Prototyp der Verhältnisse in irgend einer modernen europäischen Großstadt anzusehen sind, und kommt für Europa zu folgendem Gesamtergebnisse: Die Großstädte, Industrie- und Handelsplätze, Garnisonorte und Universitäten sind ziemlich stark durchseucht. Die kleineren Provinzstädte sind weniger befallen, die Landbevölkerung ist noch verhältnismäßig frei (mit Ausnahme von Rußland und den Balkanländern, wo vorherrschend in den ländlichen Bezirken die Syphilis als verheerende Volksseuche auftritt). Was diesen sittlichen Tiefstand der Großstädte noch

[1] C. Ströhmberg, Die Prostitution, Stuttgart 1899.
[2] F. Wachenfeld, Homosexualität und Strafgesetz, Leipzig 1901, 85.
[3] Vgl. A. Blaschko, Hygiene der Prostitution, Jena 1900, 19 ff.

viel bedenklicher und für das ganze übrige Land gefahrvoller erscheinen läßt, ist der Umstand, daß gerade jene Bevölkerungsklassen am meisten infiziert sind, die sich nur vorübergehend in der Stadt aufhalten, später vielfach in andere Verhältnisse zurückkehren und auch dorthin Laster und Krankheit verbreiten: Studenten und Soldaten weisen neben Kellnerinnen und Kaufleuten die höchsten Zahlen auf. Blaschko hat auf Grund der durch studentische Krankenkassen bekannt gewordenen Krankheitsfälle berechnet, daß in Berlin im Jahresdurchschnitt 25 % der Studenten als Opfer ihrer Ausschweifungen erkranken (woraus er den freilich etwas gewagten und allzu theoretischen Schluß zieht, daß „in 4 Berliner Studienjahren jeder Student mindestens einmal an einer Geschlechtskrankheit erkranken würde"!). In einigen deutschen Garnisonen, wie in Metz, München, Danzig, beträgt die Zahl der venerischen Erkrankungen in der Armee durchschnittlich mehr als 40 ‰, in vielen andern, wie in Straßburg, Königsberg, Stettin, Breslau, mehr als 30 ‰, in der ostasiatischen und Nordseebesatzung der deutschen Marine betrug die Zahl 1881/82 284,5 ‰, d. h. mehr als ein Viertel der ganzen Besatzung war venerisch infiziert. Die Großstädte sind in sittlicher Hinsicht wahre Seuchenherde zu nennen. Sie ziehen die besten Kräfte des Landes an, die dort geistige oder militärische Ausbildung suchen, und entlassen sie vielfach, durch Sünde und entehrende Krankheit gebrochen!

Daß die Kriminalität — in Deutschland wenigstens, nicht so sehr in Frankreich und Italien — in den großen Städten besonders stark ausgeprägt ist, lehrt ebenfalls die Statistik. So kommen in Deutschland auf je 100000 Strafmündige der großen Städte mit mehr als 20000 Einwohnern 134,2 Bestrafte, auf die dazu gehörigen ländlichen Gebiete dagegen 96,6[1]. Jedoch gestattet die Kriminalstatistik keine untrüglichen Schlüsse in Bezug auf den sittlichen Wert eines Volkes. Sie ist eben nicht die Statistik der Verbrechen, sondern der Erwischten.

Mehr Beachtung verdient in dieser Hinsicht die Selbstmordstatistik. A. von Oettingen[2] entrollt hier ein trübes Bild, indem er für sechs größere Städte die relativ höhere Selbstmordziffer in prozentualem Verhältnis zur Selbstmordfrequenz des betreffenden Landes angibt. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß für den Zeitraum 1878—1880 die Zahl der

[1] G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, Heidelberg 1903.

[2] Moralstatistik 762 ff.

Selbstmorde in London um 22 % die Durchschnittszahl der Selbstmorde in England übertrifft, die Selbstmordzahl in Leipzig um 35 % die sächsische Durchschnittsziffer, die in Berlin um 99 % die preußische, die in Wien um 123 % die österreichische, die in Paris um 151 % die französische Durchschnittszahl der Selbstmorde überragt. Mag der Abstand zwischen Stadt und Land in dieser Hinsicht nicht immer so auffallend groß sein[1], darin wird man von Oettingen beistimmen können, daß der Selbstmord in der Stadt regelmäßig häufiger als auf dem platten Lande und daß er in den großen Weltstädten, welche die Zentren der geistigen und materiellen Interessen ihrer betreffenden Länder sind, häufiger wie in den kleinen Städten ist, ja daß die Großstädte ansteckend auf ihre nächste Umgebung wirken, wo daher der Selbstmord weit häufiger vorkommt als in den entlegenen Landesteilen. Französische Statistiker haben aus diesem Grunde Paris, Marseille, Lyon Selbstmordherde genannt. Diese Erscheinung mag man zum Teil erklären durch die verzweifelte wirtschaftliche Lage vieler Großstädter, sie ist aber auch ein bedenkliches Anzeichen dafür, daß das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit im Taumel des Großstadtlebens vielfach erheblich abgeschwächt ist.

Daß das religiöse Leben, die Teilnahme am Gottesdienst und der Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel in den Städten im allgemeinen lange nicht so erfreulich ist wie auf dem Lande, ward von katholischer wie evangelischer Seite in gleicher Weise beklagt. Ein katholischer Stadtpfarrer schildert den gegenwärtigen Zustand mit folgenden Worten: „Es entwickelte sich ein tiefgehender religiöser Notstand in unsern mittleren und großen Städten und unsern Industriezentren bis hinein ins Land. Tausende besuchen keine Kirche mehr; ein ansehnlicher Prozentsatz katholischer Paare verzichtet auf katholische kirchliche Trauung und Kindertaufe: Indifferentismus und Kälte nehmen überhand; die Jugend wächst verwildert auf.“[2] Welcher Unterschied im evangelischen Kirchenbesuch zwischen Stadt und

[1] Im Jahre 1898 kamen in den deutschen Großstädten auf je 1000 aus bekannter Ursache im Alter von 60 und mehr Lebensjahren Gestorbene 9,1 Selbstmörder, im ganzen Reiche 8,0. Im Jahre 1897 war das Verhältnis 9,5 in den Großstädten, 8,0 in der Gesamtheit der Staaten. — In den jüngeren Lebensaltern überwiegt jedoch die Selbstmörderzahl in den Großstädten in weit stärkerem Grade jene vom Lande. — Vgl. Medizinalstatistische Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt VI, Berlin 1901.

[2] Artikel „Seelsorge und Charitas-Organisation“ von K. Brettle in der Monatsschrift „Charitas“, 9. Jahrg., Nr 1 und 2.

Land besteht, zeigt in sehr auffälliger Weise eine innerhalb der hannoverschen Landeskirche angestellte Statistik. Während im Jahre 1892 in der ganzen Provinz Hannover 14,1 % der evangelischen Bevölkerung an gewöhnlichen Sonntagen durchschnittlich die Kirche besuchten, betrug für dasselbe Jahr in der Stadt Hannover die Durchschnittsziffer der Kirchenbesucher 6,15 %[1].

Die Gründe für diese und ähnliche Erscheinungen sind teilweise dieselben, die wir oben für den sittlichen Tiefstand der Großstadt angeführt haben. Außerdem spielen aber noch andere Momente mit.

Wenn in früheren Zeiten in Stadt und Land ein reges kirchliches Leben blühte, so beruhte das zum guten Teil auf dem fest gefügten, von der Kirche genau geregelten Pfarrsystem. Die Grenzen der Pfarrei waren in der Regel so gezogen, daß der Pfarrer als guter Hirt seine Schäflein kennen, überwachen und leiten konnte. Als aber die Städte in ganz ungeahnter Weise wuchsen, da sammelte sich innerhalb des alten Pfarrgrenzbezirkes rasch die doppelte und mehrfache Zahl von Pfarrangehörigen an; es gab bald Pfarreien von 30 000—40 000 Seelen. Der Pfarrer verlor bald die Übersicht über seine Gemeinde, für welche die alte tridentinische Bestimmung: qui (parochus) eas (oves) cognoscere valeat[2], zur Unmöglichkeit geworden war.

Die so dringend notwendig gewordene Errichtung neuer Pfarreien mit neuen, geräumigen Kirchen war nicht so leicht zu bewerkstelligen. Es fehlte, namentlich vor der Einführung von Kirchensteuern, an Mitteln für die neu zu kreiernden Stellen wie für die Kirchenbauten; einflußreiche und leistungsfähige Kirchenbauvereine gab es bei den Katholiken nicht. Und wenn man schließlich zur Teilung der Riesenpfarreien, zur Abpfarrung schritt, auch dann war eine genaue Kenntnis und Einzelleitung der Gläubigen dem Pfarrer in der Stadt infolge des beständigen Fluktuierens der Bevölkerung, namentlich der ärmeren, sehr erschwert. — Dann stellte sich in den Städten bald Mangel an seelsorglichen Kräften ein. Die Geistlichen waren zudem häufig über ihre Kräfte angespannt, da sie weit mehr als früher an der Lösung neuer charitativer und sozialer Aufgaben mitarbeiten mußten, die das gänzlich veränderte Wirtschaftsleben in der Stadt mit sich brachte.

---

[1] P. Pieper, Kirchliche Statistik Deutschlands, Freiburg i. B. 1899.

[2] Conc. Trid. sess. 24. De ref. c. 13.

Die geistliche Seelsorge fand auch früher mehr als jetzt eine Verstärkung durch die Ordensgeistlichen, deren Kirchen meistens beim Volke sehr beliebt und zahlreich besucht waren. Durch die verschiedenen im verflossenen Jahrhundert gegen die Orden entfesselten Stürme stehen ihre Kirchen teils verödet da, teils sind sie in fremden Besitz übergegangen, die Tätigkeit der Orden ist überall sehr erschwert: ein empfindlicher Ausfall gerade für die großstädtische Seelsorge.

Die Gläubigen in der Stadt leben ferner in einem Milieu, das durchaus nicht danach angetan ist, das religiöse Leben zu stärken und anzuregen. Während in ländlichen Gegenden die Konfessionen meist so verteilt blieben, wie es vor drei Jahrhunderten die historische Entwicklung mit sich brachte, während in einem geschlossenen Gebiete durchweg auch nur eine Konfession herrschte (cuius regio, eius religio), trat in der Großstadt infolge der unaufhörlichen Zu- und Abwanderung bald eine starke Mischung der Konfessionen ein. Das erzeugte naturgemäß einen Indifferentismus gegen Konfessionen und christliches Leben, der sich in keiner Erscheinung getreuer widerspiegelt als in den gemischten Ehen. Daß die Großstädte hier weit stärker beteiligt sind, als das sie umgebende Land, zeigt die preußische Statistik. Während beispielsweise in der Rheinprovinz in dem Jahrzehnt 1891—1900 auf 1000 Eheschließungen 96,02 Mischehen kamen, waren in Köln im Jahre 1901 unter 1000 Ehen 181,79 und in Düsseldorf gar 229,08 Mischehen. Schlesien hatte in dem eben genannten Jahrzehnt unter 1000 Ehen 138,82 Mischehen, in Breslau dagegen kamen im Jahre 1901 auf 1000 Ehen 330,89 gemischte[1]. Daß die Mischehen speziell den Indifferentismus auf katholischer Seite fördern, beweist die höchst beklagenswerte Tatsache, daß weitaus die meisten Kinder aus diesen Ehen in der Großstadt der evangelischen Konfession zugeführt werden. Während z. B. in Berlin 42062 Kinder aus Mischehen evangelisch werden, gehören dem katholischen Bekenntnis nur 13690 an. Und in Breslau steht der Zahl von 19747 evangelischen Kindern die von 15032 katholischen gegenüber[2]: ein Abstand, wie er in ländlichen Bezirken im allgemeinen nicht vorhanden ist.

Derartige Mißstände abzustellen, der großstädtischen Bevölkerung ihre höchsten und idealsten Güter zu erhalten, ist die ständige Sorge der kirch-

[1] Preußische Statistik Hft 177, I.

[2] Vgl. H. A. Krose S. J., Konfessionsstatistik Deutschlands, Freiburg i. B. 1904.

lichen Behörden und der Seelsorgsgeistlichen. Notwendig ist vor allem die Anstellung von mehr Geistlichen und die völlig freie, ungehinderte Wirksamkeit von Welt- und Ordensklerus. Außerdem aber werden auch Vorschläge gemacht, die mehr den modernen veränderten Verhältnissen Rechnung tragen sollen, und auf die wir auch hier kurz hinweisen möchten. Der persönliche Verkehr des Pfarrers mit seinen Pfarrkindern ist in der großen Stadt geradezu unmöglich; aber er kann einigermaßen ersetzt werden. An verschiedenen Orten hat man mit Glück den Versuch gemacht, den Pfarrangehörigen eine gedruckte Orientierung über alles das in die Hand zu geben, was zu einer regen Teilnahme am kirchlichen Leben wissenswert ist und unter den obwaltenden Umständen leider vielen gänzlich unbekannt bleibt [1]. Auf diese Weise sind wenigstens diejenigen, die katholisch leben wollen, auch unter den erschwerenden städtischen Verhältnissen hierzu in stand gesetzt. — Es kommt in unserer an leichten Verkehr und rasche Erledigung gewöhnten Zeit auch viel darauf an, daß die Pfarrangehörigen sich möglichst schnell mit der Geistlichkeit in Verbindung setzen können. Es dürfte daher in keinem großstädtischen Pfarrhause ein Telephon fehlen, selbst auf die Gefahr hin, mehr als streng notwendig „angeklingelt" zu werden.

Die Statistik sollte ferner mehr in den Dienst der Seelsorge gestellt werden. Die ziffermäßige Zusammenstellung von so viel Gutem, das im Laufe des Jahres geschieht, aber auch von so vielem, das geschehen sollte und unterlassen wird, die greifbare Darstellung des Fortschritts oder Rückschritts in der Gemeinde wirkt aufklärend und anregend für Klerus und Volk. In England und auch anderswo ist eine solche sorgfältige Statistik über jährliche Beichten und Kommunionen, über Kirchenbesuch, über Taufen, Eheschließungen, Mischehen und Kinder aus den letzteren in Angriff genommen und verdient in allen Großstädten Nachahmung [2].

---

[1] Für Berlin und die fürstbischöfliche Delegatur ist vom Berliner Charitas-Sekretariat ein „Amtlicher Führer" herausgegeben (Berlin, Verlag der Germania), der Beachtung und Nachahmung verdient. Das Büchlein enthält in übersichtlicher Ordnung: 1. Kirchen, Geistlichkeit und Gottesdienstordnung; 2. Katholische Schulen bzw. Religionsunterricht; 3. Charitativ-soziale Einrichtungen; 4. Vereinswesen. In einem Anhang ist die Verteilung der Straßen und Stadtbezirke auf die einzelnen Pfarreien angegeben. — Ähnliche gedruckte Orientierungen, häufig in Form eines Kalenders, sind in andern Großstädten zur Verteilung gelangt, so in Köln, Dortmund, Hannover.

[2] Vgl. C. Krieg, Wissenschaft der Seelenleitung, Freiburg i. B. 1904, 463. — Bezüglich der Statistik über kirchliche Verhältnisse in England s. Dictionary

Vorwürfen, wie dem des evangelischen Statistikers P. Pieper: „Hinsichtlich ihrer Lebensbetätigungen lassen uns die äußerst dürftigen Veröffentlichungen der römisch-katholischen Kirche auf dem Boden des Deutschen Reiches im Stich“ [1], müßte doch der Grund entzogen werden.

Neuerdings ist auch verschiedentlich die Heranziehung von Laienkräften zu seelsorglicher, charitativer und sozialer Mitarbeit als ein geeignetes Mittel zur christlichen Wiederbelebung in den Städten empfohlen worden. Dies Laienapostolat darf nicht ohne weiteres abgelehnt werden. In der Kirche hat es in gewissem Umfange auch früher bestanden, freilich stets in völliger Abhängigkeit von der Geistlichkeit, der die eigentliche Seelsorge und Leitung früher wie jetzt in vollem Umfange zusteht. Wir erinnern an die Vinzenz- und Elisabethenvereine, in denen die Laien mit dem Priester und für ihn arbeiten. Auch in den Marianischen Kongregationen läßt sich ein Hervortreten des Laienelements nicht verkennen. Heute muß die Mitarbeit der Laienwelt mehr erwünscht sein als früher; einmal wegen des Mangels an hinreichenden seelsorglichen Kräften, dann aber auch weil die Aufgaben des Seelsorgers in der Großstadt häufig nicht rein seelsorglich, sondern derart kompliziert sind, daß er nicht gut der Hilfe von Laienkräften entraten kann. Die Aufgaben des Stadtgeistlichen liegen häufig auf Gebieten, auf denen der Laie mehr zu Hause ist und leichter und sicherer arbeitet als der Priester. Denken wir nur an die Verwaltung der Vereinshäuser, an die Ausführung von Fürsorge- und Zwangserziehung, die Sorge für Kinder, Arbeiterinnen und Wöchnerinnen. Natürlich müßte das ganze Laienapostolat unter sich organisiert sein, in steter Fühlung mit der Pfarrgeistlichkeit und unter ihrer beständigen Oberleitung arbeiten. Von Interesse ist, wie sich ein Mann der Praxis zu diesem Vorschlage stellt. Stadtpfarrer Brettle in Karlsruhe sagt in dem oben zitierten Artikel der „Charitas“: „Von prinzipieller Bedeutung ist die Laienarbeit für unsere Zeit. Es entspricht dem Zuge des heutigen öffentlichen Lebens, mit dem Volk und durch das Volk die religiösen Interessen vertreten zu lassen.“ [2]

Durch die vorausgegangenen Ausführungen über sittliche und religiöse Verhältnisse in der Großstadt soll jedoch nicht behauptet werden,

catholic. Vgl. auch die Resolution betr. „Bureau für kirchliche Statistik“ auf der Katholikenversammlung in Osnabrück 1901.

[1] P. Pieper, Kirchliche Statistik Deutschlands 268.

[2] Charitas, 9. Jahrg., Hft 1 und 2.

daß hier alles gänzlich korrumpiert und entchristlicht sei. Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß es — oft in überraschend großer Anzahl — auch sittenreine und religiös eifrige Großstädter gibt, deren Tugend um so höher eingeschätzt werden muß, als sie nicht durch Gewohnheit und Umgebung wie auf dem Lande, erhalten und gefördert wird. Es kommt hier darauf an, zu zeigen, in welche Richtung die heutigen großstädtischen Verhältnisse einen großen Teil der Bevölkerung hineindrängen, zum mindesten hineinzudrängen geeignet sind. Und da muß jeder Unbefangene sagen, daß in der Großstadt nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß neben dem farbenprächtigen, lichtvollen Bilde, das einige von kulturellen und technischen Fortschritten berauschte Nationalökonomen von der Großstadt[1] entwerfen, doch auch jenes düstere Bild noch seine Bedeutung hat, das der hl. Johannes von der antiken Weltstadt gibt, wenn er Babylon die mater fornicationum et abominationum terrae[2] nennt.

Wenn der Gesamteindruck, den wir nach den bisherigen Ausführungen von der modernen Großstadt gewonnen haben, nicht ein so günstiger ist wie derjenige, den die Dresdener Städteausstellung im Jahre 1903 hervorzurufen geeignet war, so mag uns dabei der Gedanke trösten, daß die Großstadt zwar ein notwendiges Ergebnis der modernen ökonomischen und sozialen Entwicklung ist, daß aber die gerügten Mißstände durchaus nicht notwendig zum Wesen der Großstadt gehören. Sie konnten — zum größten Teil wenigstens — vermieden werden und wären vermieden worden, wenn nicht einseitige liberal-individualistische Lehren auch in den Ratstuben der Städte im verflossenen Jahrhundert geherrscht hätten, und wenn einer christlichen Anschauung mehr Raum gegönnt gewesen wäre. Sie werden in Zukunft in dem Maße abgestellt oder doch abgeschwächt werden, als die staatliche und die städtische Verwaltung ihre

---

[1] S. namentlich: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Dresden 1903.

[2] Offb 17, 5. Vgl. außerdem 14, 8; 16, 19; 18, 2 ff. — Der heilige Seher versteht hier unter Babylon die gottfeindliche, entchristlichte Weltmacht (s. A. Rohling, Erklärung der Apokalypse des hl. Johannes, Iglau 1896). Weil diese aber am meisten zu uneingeschränkter Herrschaft gelangt in der Großstadt, hat er zu ihrer Bezeichnung Babylon, die bekannteste Weltstadt des Altertums, gewählt. Die heiligen Väter, aber auch neue Exegeten, wie A. Hirscht (die Apokalypse und ihre neueste Kritik, Leipzig 1895), erblicken darin das heidnische Rom, der Oratorianer Fr. W. Faber will in dem Bilde London erkennen.

Aufgabe darin erblickt, „für alle Stände und Bevölkerungskreise, die nicht aus eigener Kraft ihre geistige und materielle Lage so zu gestalten vermögen, wie wir es auf der Basis christlicher Moral stehend und im Interesse der Gemeinschaft selbst wünschen müssen, helfend und fördernd einzugreifen". So sprach sich auf dem Dresdener Städtetag der Oberbürgermeister Beutler aus[1].

Wir möchten insbesondere noch hinzufügen: auch das religiöse Leben muß gekräftigt, von lästigen Einschränkungen befreit und den Verhältnissen entsprechend organisiert werden. Denn aus der tiefsten Tiefe sittlichen und des vielfach damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Elends kann die Großstadtbevölkerung sich emporringen nur durch eigene innere Kraft, die ihr das religiöse Leben einhaucht.

Große Aufgaben sind von den verschiedenen Verwaltungen zu lösen. Eine *Milderung des scharfen Konkurrenzkampfes* und *Stützung der wirtschaftlich Schwächeren*, der Lohnarbeiter sowohl wie der Mittelstände (vorbildliche Behandlung der städtischen Lohnarbeiter und Angestellten, Aufhebung des Submissionswesens, Schutz der kleineren Kaufleute gegenüber den Warenhäusern), eine *Hebung des materiellen wie geistigen Wohles durch eine entsprechende Wohnungsreform*, ein *Ausgleich der sozialen Gegensätze* durch größere Inanspruchnahme auch der Besitzlosen und Abhängigen in der städtischen Verwaltung, *Fürsorge* für eine der *gesamten Stadtbevölkerung zu gute kommende Bildung*, die aber auch den Charakter bildet, zum mindesten sittlich nicht schädigt, eine *Kräftigung des religiösen und kirchlichen Lebens*: das sind die wichtigsten Zielpunkte, die eine Großstadtreform nicht aus dem Auge lassen darf. Es sind große Probleme, deren praktische Schwierigkeiten von jenen am wenigsten geleugnet werden, die diese Fragen ernstlich untersucht und — oft freilich in ganz verschiedener Weise — beantwortet haben. Aber die Zukunft darf an diesen Problemen nicht vorübergehen, wenn die Großstädte nicht parasitenartig die ganze Kraft des sozialen Körpers allmählich vernichten, sondern Zentralen sein sollen, von denen frisches, frohes Leben in die ganze Bevölkerung ausgeht.

[1] *Adickes* und *Beutler*, Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte, Leipzig 1903, 94.

H. Koch S. J.

Joseph de Maistre.

Eine literarische Skizze.

Was Chateaubriand fehlte: Klarheit, einheitlich systematisches Wissen, logische Konsequenz und unbeugsame Festigkeit des Charakters, das besaß in reichstem Maße sein etwas älterer Zeitgenosse, der Graf Joseph Marie de Maistre, seiner Abkunft nach ein Savoyarde, seiner Stellung nach piemontesischer Staatsmann, als Schriftsteller aber durch und durch Franzose, von den Franzosen selbst als eine Zierde ihrer Literatur betrachtet. Er steht am Anfang des 19. Jahrhunderts als der klarste, ausgeprägteste Vertreter folgerichtiger und ungemischter katholischer Anschauungen da, als der geistig bedeutendste und tadellosteste Bannerträger des ganzen und vollen Christentums in der Literatur, eine heldenhafte Lichtgestalt, deren Blick weit in die Zukunft hinausschaute und an welcher man sich heute noch in den wichtigsten Lebensfragen zurechtfinden kann. Durch ihn erst haben die fruchtbaren Anregungen Chateaubriands einen festen Rückhalt gewonnen und sind zum Ausgangspunkt einer durch und durch katholischen Richtung geworden [1].

Als Sohn des savoyischen Senatspräsidenten am 1. April 1754 zu Chambéry geboren, wurde er in früher Jugend schon für die Magistratur bestimmt und demgemäß erzogen, diente von der Pike auf und ward 1788 Mitglied des Senats, der obersten Gerichtsbehörde. Die Eroberung Savoyens durch französische Truppen riß ihn 1792 aus seiner angesehenen Stellung wie aus den glücklichsten Lebensverhältnissen heraus, brachte ihn um Hab und Gut und machte ihn zum armen Flüchtling. Er ließ sich mit seiner Familie erst in Lausanne nieder, dann 1796 in Turin, mußte 1798 von hier nach Venedig flüchten, wurde als oberster Justizbeamter (Kanzleipräsident) für einige Zeit auf die Insel Sardinien gesandt, im Herbst 1802 aber von seinem, fast aller seiner Staaten beraubten König zum Gesandten in St Petersburg bestimmt. Hier

[1] Enfin, quelle que soit la place qu'on occupe soi-même dans la grande bagarre humaine dont nous faisons tous partie, on ne peut plus méconnaître en lui (de Maistre) un philosophe politique du premier ordre, un de ceux qui, en nous éclairant sur l'esprit d'organisation des anciennes sociétés, donnent le plus à penser sur les destinées et la direction future des sociétés modernes (Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 150 f). Morley erzählt in seiner Gladstone-Biographie: Amongst the names that he was never willing to discuss with me — was Joseph de Maistre, the hardiest, most adventurous, most ingenious and incisive of all the speculative champions of European reaction. In the pages of de Maistre he might have found the reasoned base on which the Ultramontane creed may be supposed to rest (The Tablet, 12. March 1904).

vertrat er von 1803 bis 1817 in drückendster Armut[1], unsäglichen Schwierigkeiten, von seiner Familie getrennt, mit heldenhafter Treue die Interessen seines Monarchen in all den Wechselfällen, welche die damalige Weltpolitik herbeiführte, gewann durch seine hohen Geistesgaben die Achtung und Gunst des Zaren Alexander I. sowie seiner bedeutendsten Staatsmänner, ließ sich aber durch die glänzendsten Anerbieten nicht aus dem Dienste seines eigenen Fürsten locken, obwohl dieser ihm seine Treue nur schlecht vergalt. Durch seine Schriften erlangte er einen nachhaltigen Einfluß in den höchsten Kreisen Europas und arbeitete mit unermüdlichem Eifer an der Wiederherstellung der christlichen Ordnung. Nach Turin zurückberufen (1817), ward er zum Staatskanzler und Minister ernannt, begann aber bald zu kränkeln und starb schon am 26. Februar 1821.

„Um ihn richtig zu schätzen", sagt Heinrich von Sybel, „muß man nicht seine Bücher, sondern sein Leben aufschlagen: er selbst hat den Inhalt desselben in der Devise seines Wappens zusammengefaßt: fors l'honneur nul souci."[2] Auch seine Bücher aber muß man aufschlagen. Denn auch hier verleugnet er den tadellos blanken Schild seiner Ritterehre nicht; sie aber zeigen uns erst den geistigen Gehalt, die innere Harmonie dieses ritterlichen Kämpfers für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, die Wurzeln seiner Kraft und seiner unbeugsamen Festigkeit. Er hat den Geist, den Witz, die Sprachgewandtheit und die Weltgewandtheit eines Voltaire. Er hat keine langen, schwerfälligen systematischen Traktate geschrieben, und das mag manche versucht haben, ihn mehr für geistreich als für tief zu halten. Aber wenn man seine anscheinend leichten Causerien ernstlicher prüft, gewahrt man bald, daß ihnen nicht nur immer ein tiefernster Gehalt, sondern, bei dem weitesten geistigen Horizonte, eine einheitliche prinzipielle Welt- und Lebensanschauung, eine vollständige Übereinstimmung, eine eherne Folgerichtigkeit zu Grunde liegt. In seinen Gedankengängen sind keine Lücken und Sprünge, keine Inkohärenzen und Widersprüche. Keiner seiner kleinen Essays steht mit dem andern in Gegensatz oder etwa schiefer Stellung[3]. Sie sind wohl der Gelegenheit angepaßt, aber verleugnen nie die prinzipielle Haltung des überlegenen Taktikers. Voltaire und die Enzyklopädisten, gelegentlich auch Pascal werden mit ätzender Schärfe nach Hause geschickt, aber der Schütze, der den Bogen führte, spielt nicht mit bloßen Fechterkünsten, er hat festen Boden unter sich und braucht nicht zu fürchten, daß das Geschoß auf ihn zurückprallt.

---

[1] Quelquefois le repas du plénipotentiaire ne se composait que d'un morceau de pain et d'un verre d'eau; mais à ce prix, le carrosse et le laquais, indispensables à la dignité de sa mission, n'étaient pas congédiés (De Falloux, Madame Swetchine, Paris 1861, 55).

[2] H. v. Sybel, Graf Joseph de Maistre (Historische Zeitschrift I [1859] 153—198).

[3] A l'exception de Bossuet, il n'est pas d'écrivain français dont l'oeuvre soit d'une unité plus frappante que celle de Joseph de Maistre (A. Cahen bei Petit de Julleville. Histoire de la langue et de la littérature française. Paris 1899, VII 36).

Den jansenistischen Verdrehungen und Advokatenkniffen Pascals steht hier die reinste, klare Sachlichkeit gegenüber, der Lügenhaftigkeit und Leichtfertigkeit Voltaires die lauterste Wahrheitsliebe und der ruhige, überlegene Ernst eines Ehrenmannes. Es ist hier auch keine Spur von jener krankhaften Unsicherheit und Ängstlichkeit, mit der Pascal schlotternd zu der sog. „Wissenschaft" aufschaut und jeden Augenblick bangt, daß sie dem Glauben den Garaus machen könnte. De Maistre, der weit größere Gebiete des Wissens beherrscht, ist sich wohl bewußt, daß die wahre Wissenschaft nie und nimmer in wirklichen Konflikt mit der Offenbarung kommen kann, da beide derselben göttlichen Quelle entstammen, daß über kurz oder lang das Reklamegeschrei eines ganzen Jahrhunderts wie eine Seifenblase platzen und als Absurdität entlarvt wieder der Wahrheit das Feld räumen muß. Er ist längst gewohnt, die geistigen Erscheinungen und Strömungen der Gegenwart nicht in ihrem künstlichen Eintagsschimmer aufzufassen, sondern ihren Ursachen und Verkettungen nachzugehen. Er läßt sich von den Phrasen eines Montesquieu und Condorcet nicht blenden. Er hat die sog. „Philosophie" in ihren englischen Quellen studiert, bei den Deisten, bei Hume und bei Locke, dessen Essay on human understanding er das „schlechteste Buch" seiner Zeit nennt. Das kalvinistische Genf ist ihm die eigentliche Brutstätte der Rebellion, die mit dem religiösen Zwiespalt auch die politische Auflehnung in das französische Staatsleben hineingetragen hat. Aus der inneren Zersetzung des Protestantismus ist jene fortschreitende Negation hervorgegangen, welche, Autorität um Autorität niederreißend, in der Revolution zuletzt alle Dämme durchbrochen und die gesamte bestehende Ordnung zerstört hat.

Im Gegensatz zu den schwindelhaften Federhelden des 18. Jahrhunderts, die schon lehren wollten, ehe sie etwas gelernt hatten, und die Welt unausgesetzt mit ihren Schmierereien überschütteten, ist er erst als gereifter Mann und von den Umständen gezwungen als Schriftsteller aufgetreten. Aus seiner Jugend sind nur zwei Gelegenheitsreden erhalten [1], die eine ist nicht einmal gedruckt. Bei aller Überzeugungstreue, die ihn schon damals auszeichnete und später nie verließ, spricht er sich in der einen gegen religiöse Verfolgungssucht aus, in der andern für den Befreiungskampf der Amerikaner.

Erst 15 Jahre später, als die Revolution selbst ihn aus seiner friedlichen Lebensstellung herausriß (1793), bereits 39 Jahre alt, mischte er sich mit einzelnen Gelegenheitsschriften in die Ereignisse des Tages. Es sind meisterliche Proteste eines königstreuen Savoyarden gegen die nichtswürdige Eroberungspolitik und Miliztyrannei der französischen Republikaner, gegen welche drei seiner Brüder im Felde standen [2]. Einen jungen Mitkämpfer derselben, der mit 16

[1] Éloge de Victor Amédée III, bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen (1775), und Caractère extérieur du magistrat (1777).

[2] Adresse de quelques parents des militaires savoysiens à la Convention nationale des Français (1793). — Quatre lettres d'un royaliste savoysien à ses compatriotes (1793).

Jahren als Verteidiger seines Königs fiel, feierte er in einer schwungvollen Rede und knüpfte daran die herrlichsten Mahnungen über religiöse Erziehung und unwandelbare Treue gegen Gott und Religion [1]. Es ist ein tiefergreifendes Einzelbild aus den ungeheuern Katastrophen jener Zeit, über deren Schrecken nur der Glaube das entsetzte Gemüt emporzutragen vermag: „Denken wir daran, daß der Name des ‚Allgütigen' notwendig mit dem des ‚Allerhöchsten' verbunden ist, das ist uns genug. Wir begreifen, daß unter der Herrschaft des Wesens, das diese beiden Eigenschaften vereint, alle Übel, deren Zeugen oder Opfer wir sind, nur Akte der Gerechtigkeit oder ebenso notwendige Mittel einer Regeneration sein können. Hat er uns nicht durch einen seiner Gesandten gesagt: ‚Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt'? Dieses Wort muß uns als allgemeine Lösung für alle Rätsel dienen, die unserer Unwissenheit zum Anstoß gereichen könnten."

Diese lebendige Glaubensüberzeugung hielt den wackern Mann ungebeugt aufrecht in all den Stürmen der Zeit. Mitten in den größten Drangsalen, auch unter den peinlichsten Entbehrungen hat er seinen kernhaften Humor nicht verloren. Das zeigt die köstliche Flugschrift, welche er auf die Bitte von Geistlichen an das Landvolk von Savoyen richtete, um es über die Torheit der französischen Eindringlinge und ihrer revolutionären Neuerungen aufzuklären und in seiner alten Königstreue zu erhalten: „Adresse des Jean-Claude Tétu, Bürgermeisters von Montagnole, an seine Mitbürger, die Bewohner des (Kreises) Mont-Blanc" [2]. Über die Steuern heißt es da:

„Man erfreut euch auch damit, daß man euch die Unterdrückung der Steuern in Aussicht stellt. Zweifelsohne wagt man nicht, das Volk in diesem Augenblick in üblen Humor zu bringen, mit gutem Grund; aber wäret ihr so einfältig zu glauben, daß, sobald man seiner einmal ordentlich Meister ist, man euch nicht belasten wird wie die Maulesel auf dem Mont-Cenis? Der Nationalkonvent hat so viel Assignaten fabriziert, so viel Assignaten, daß, wenn man sie alle an den Rändern aneinanderklebte, man ganz Frankreich mit dem Papier bedecken könnte: ohne das, was man in allen Zeitungen verbrannt hat, bleiben davon noch 14 Milliarden. Wißt ihr, was das heißt: 14 Milliarden? Um diese Summe in Geld auszuzahlen, brauchte es ebensoviel Louisdor, als Getreidekörner in 455 Säcke gehen, nach dem Maß von Chambéry und von denen jeder 140 Mark-Pfund wiegt. Der Bürger Ginollet, vordem Steuereinnehmer, der das Rechnen loshat wie sein Vaterunser, hat mir das auf meiner Tafel vorgerechnet. — Aber all diese Papierverschwendung kann sich nicht auf die Dauer halten; und um schließlich zu zahlen, wird man euch das Geld abverlangen, das ihr habt, und selbst dasjenige, das ihr nicht habt."

---

[1] Discours à Mme la Marquise de Costa sur la vie et la mort de son fils (1794).

[2] Adresse de Jean-Claude Tétu, maire de Montagnole, à ses concitoyens, les habitans du Mont-Blanc (1795).

Die Rede enthält so viel Witz als manches Stück Molières. Die liberale Bauernfängerei ist kaum je so ergötzlich verspottet worden. Mit nicht minder Witz, aber viel feinerer Ironie, hat de Maistre einige Jahre später (Venedig 1799) meist nach wirklichen Vorlagen ebenfalls in einer fingierten Rede das Phrasentum der revolutionären Demagogen wahrhaft typisch bloßgestellt: „Rede des Bürgers Cherchemots, Kommissär der Exekutivgewalt bei der Zentralverwaltung zu M. Am Festtage der Volkssouveränität“ [1]. Sie beginnt also:

„Bürger! Und auch ich komme, um meine Stimme in die melodischen Jubelrufe zu mischen, die heute von allen Seiten widerhallen; auch ich komme, um die Volkssouveränität mitzufeiern. Ich werde versuchen, das Bürgertum meiner Mitbürger zu aktivieren, indem ich vor ihnen die Flammen emporlodern lasse, die ein reiner Republikanismus in meinem Herzen entfacht. Das Volk hat seine unverjährbaren Rechte wiedererobert; es hat wieder zu dem von den Tyrannen usurpierten Szepter gegriffen. O unsterbliche Revolution! Die Throne sind gefallen; die Völker sind Könige! es gibt keine Untertanen mehr!“

Der Schluß lautet:

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Möge das Dröhnen unserer Jubelrufe die Wolken zerstreuen, die sich über unsern Häuptern ballen und uns mit einem Gewitter zu bedrohen scheinen. Ich — ich habe meine Aufgabe erfüllt; ich habe die Freiheit verherrlicht; ich habe ihre Feinde signalisiert; ich habe auf ihre Häupter die Blitze der Nation herabgerufen. Wenn ich im Drange meiner Rede mitunter die Gedanken und selbst die Worte der großen Männer der Revolution gebraucht habe, so war es nur, um ihrem Genie zu huldigen, um auch über die Provinz das Licht der Hauptstadt auszugießen, um mein schwaches Lämpchen an dem Vulkan ihrer Beredsamkeit anzuzünden.“

Ein wahres Kreuzfeuer von Witz und Humor entwickelt de Maistre in den fünf Paradoxen, die er während seiner Verbannung in Lausanne (1795), erst als eigentliche Causerie zum besten gab, dann auf Wunsch einer ebenfalls emigrierten Dame niederschrieb [2]. I. „Das Duell ist kein Verbrechen“. II. „Die Frauen sind besser zur Regierung der Staaten geeignet als die Männer“. III. „Das Nützlichste für den Menschen ist das Spiel“. IV. „Das Schöne ist eine bloße Konvention und eine Gewohnheitssache“. V. „Der Ruf der Bücher hängt nicht von ihrem Verdienste ab“. Nach allen Seiten hin wird hier die Haltlosigkeit, Frechheit, Torheit der revolutionären Ideen in ihren inneren Widersprüchen dem Gelächter preisgegeben. Das erste Paradoxon ist hauptsächlich auf Rousseau gemünzt, eine vernichtende Persiflage des Sozialkontrakts. Die zwei folgenden irrlichtelieren lustig in der tollen Verwirrung herum, welche die Revolution in allen Verhältnissen angerichtet hat. Das vierte gibt ein Bild der vollständigen Prinzipien- und Geschmacklosigkeit, die an Stelle der früheren

[1] Discours du citoyen Cherchemots, commissaire du pouvoir exécutif près l'administration centrale du M. . . . Le jour de la fête de la souveraineté du peuple, Venise 1799.

[2] Cinq Paradoxes, à Madame la Marquise de Nov . . . (1795).

Bildung getreten. Das fünfte endlich schildert drastisch die Reklame als den eigentlichen Kern der sog. Bildung des philosophischen Jahrhunderts. Der französische Nationalcharakter hat das Treiben dieser literarischen Charlatane überaus begünstigt:

„Ihre Franzosen sind, mit Verlaub, ein wenig so angelegt: für sie ist Frankreich die ganze Welt, und Paris ganz Frankreich. Haben sie einmal eine Apotheose beschlossen, so kommt es ihnen nicht in den Sinn, daß es Ungläubige geben könnte; es herrscht übrigens in ihrer Bewunderung etwas Fanatisches, etwas Idololatrisches; sie stehen immer unter der Führung einiger Männer, welche sie blenden und sie beherrschen; sie haben auf dem Piedestal immer irgend ein ‚goldenes Kalb', um welches sie wie Rasende tanzen. Erst wenn der Paroxysmus vorüber ist, dulden sie, daß man, wenn man will, das Idol in ein ‚Gefäß der Schmach' verwandle; aber das Übel ist dann schon geschehen, und, guter Gott, wer wollte erhoffen, mitten im tollen Reigen von 30 Millionen Menschen Gehör zu finden?

„Ich weiß, daß der Fehler, von dem ich rede, mehr oder weniger allen Völkern eigen ist; aber bei den Franzosen springt er mehr in die Augen als anderwärts. Wollt ihr den nationalen Täuschungen entrinnen? Befragt die Fremden; denn jede Nation ist für die andere eine gleichzeitige Nachwelt. Geht man über die Grenze, besonders über die französische, da sehen die Dinge gleich ganz anders aus, man erkennt sie oft kaum mehr wieder." [1]

Noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Königsmordes und der Schreckensherrschaft ist de Maistre zuerst 1796 als Publizist im größeren Stile aufgetreten, indem er in der Verbannung zu Lausanne seine Considérations sur la France veröffentlichte. Er erlangte damit europäischen Ruf. Bonaparte und die größten Politiker der Zeit griffen zu der packenden Schrift, die den Verfasser als Verteidiger der gottgewollten Ordnung neben Burke und Mallet du Pan in den Vordergrund rückte. Aber während diese nur den politischen Charakter der Revolution kritisierten, ging er mit seltener Tiefe auf die religiös-theologische Seite derselben ein und wies in ihr schlagend ein göttliches Strafgericht nach.

„Der Mensch ist frei geboren, und überall sehe ich ihn in Ketten". So hatte vor 34 Jahren der „Bürger von Genf" seinen „Sozialkontrakt" begonnen. „Wir sind alle dem Throne des höchsten Wesens verknüpft durch eine leichte Kette, die uns zurückhält, ohne uns zu Sklaven zu machen". So antwortet der beredte Anwalt des göttlichen Rechtes. „Das Wunderbarste in der allgemeinen Ordnung der Dinge ist das Handeln der freien Wesen unter der göttlichen Hand. Freiwillig Sklaven, handeln sie zugleich freiwillig und mit Notwendigkeit: sie tun wirklich, was sie wollen, aber ohne den allgemeinen Weltplan stören zu können. Jedes dieser Wesen bildet den Mittelpunkt einer

[1] Cinquième Paradoxe. Sur la réputation des livres. (Lettres et Opuscules II 106—107.)

Tätigkeitssphäre, deren Durchmesser nach dem Belieben des höchsten Geometers verschieden ist, der dem Willen freieren oder engeren Spielraum gewähren, ihn hemmen oder lenken kann, ohne seine Natur zu verändern."

Das ist der feste, intransigente Standpunkt de Maistres. Die Pioniere der Revolution gehen überall vom Menschen aus, er von Gott. Auf Gott, auf das in ihm wurzelnde ewige Gesetz, baut er wie die physische, so auch die moralische und politische Ordnung. Von Gott leitet er den Ursprung der Familie, der Gemeinde, des Staates, der Kirche her. Der Ewige, der Unendliche, der höchste Herr und König hat nicht abgedankt, sondern führt noch jetzt in dem ganzen menschlichen Gesellschaftsleben das höchste Regiment. Von ihm stammt jede Autorität und Souveränität, von ihm die Verschiedenheit der menschlichen Individuen und Stände, der gesellschaftlichen Funktionen und Beziehungen. Wie er die Fürsten einsetzt und krönt, so straft und rächt er auch ihre Vergehen; er straft die Völker wie die einzelnen, indem er sie ihren rebellischen Gelüsten überläßt. So hat er auch seine Hand in den Revolutionen und großen Katastrophen der Weltgeschichte. Aber er zertrümmert nur, um wieder aufzubauen. Getragen von dieser tief philosophischen und religiösen Auffassung hat de Maistre den Mut, schon drei Jahre nach dem Königsmord die Wiederherstellung des Königtums zu erwarten, ja wie etwas Selbstverständliches zu besprechen. Als die Schrift 18 Jahre später wieder aufgelegt wurde, hatten sich seine Voraussagungen und politischen Betrachtungen in merkwürdiger Vollständigkeit erfüllt.

Ein Seitenstück zu den Considérations bildet die Schrift Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, welche, im selben Jahr (1796) veröffentlicht, in 66 kurzen Paragraphen seine Staatstheorie in einen übersichtlichen Abriß zusammendrängt.

Auch hier tritt er wieder hauptsächlich dem Grundirrtum der sog. „Philosophen" entgegen, welche alle gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse von ihrem Studiertisch aus a priori aus bloßen Begriffen konstruieren wollten, und darum immer vom „Menschen" in abstracto redeten. „Es gibt keinen ‚Menschen' in der Welt", erwidert er sehr treffend. „Ich habe während meines Lebens Franzosen, Italiener, Russen usw. kennen gelernt, aus Montesquieu weiß ich sogar, daß man ein Perser sein kann: aber was den ‚Menschen' betrifft, so erkläre ich, daß er mir noch nie in meinem Leben begegnet ist; wenn er existiert, ist er meiner Kenntnis entgangen. . . ."

„So ist es auch mit den Staatsverfassungen."

„Betrachten wir eine beliebige politische Verfassung, z. B. die englische. Sie ist sicher nicht a priori gemacht. Nie sind Staatsmänner zusammengetreten und haben gesagt: ‚Schaffen wir die Gewalten; bringen wir sie so ins Gleichgewicht, daß usw.' Daran hat kein Mensch gedacht. Die Verfassung ist ein Werk der Umstände, und die Zahl der Umstände ist unendlich. Die römischen Gesetze, die Kirchengesetze, die Feudalgesetze; das sächsische, normannische, dänische Gewohnheitsrecht; die Privilegien, Vorurteile und Forderungen aller Stände; Kriege, Empörungen, Revolutionen; die Eroberung; die Kreuzzüge; alle Tu-

genden, alle Laster, alle Kenntnisse, alle Irrtümer, alle Leidenschaften, kurz, alle diese Elemente haben, indem sie zusammenwirkten und in ihrer Mischung und gegenseitigen Einwirkungen millionen-, ja myriadenfache Kombinationen eingingen, nach mehreren Jahrhunderten endlich die komplizierteste Einheit und das schönste Gleichgewicht der politischen Kräfte herbeigeführt, die man je in der Welt gesehen."

Mit Recht machte er sich über die oberflächlichen Schöngeister des 18. Jahrhunderts lustig, die meinten, eine Verfassung lasse sich ebenso leicht zurecht machen, wie eine Ode oder eine Tragödie. „Ich glaube, es hat keinen Jüngling von einigem Talent hervorgebracht, der nicht beim Verlassen des Kollegs gleich drei Kunststücke lieferte: ein neues Kinderspiel, eine Verfassung und eine Weltanschauung."

Wie aber die Souveränität von Gottes, nicht von Volkes Gnaden stammt, so sind auch die verschiedenen Verfassungsformen, in welchen sie sich verkörpert, keine zufälligen, von menschlicher Willkür erzeugten Gebilde. Auch sie stammen von Gott, der sie aus der Natur der Völker, ihren physischen und moralischen Anlagen, ihren geographischen Bedingungen, ihrer historischen Entwicklung hervorwachsen läßt. Der Mensch kann durch Zustimmung und Vereinbarung, Annahme und formelle Erklärung und in mannigfacher anderer Weise dazu mitwirken; aber sie einfach schaffen, erhalten oder von Grund aus umgestalten kann er nicht. Gottes Schöpferwille und Vorsehung haben den Hauptanteil daran. Je mehr die Mitwirkung der Menschen sich an ihn anschließt, desto mehr wird die Staatsorganisation ihrem wirklichen Zwecke entsprechen. Je mehr sich der Mensch der natürlichen Gottesordnung und der sie vervollkommnenden übernatürlichen Ordnung entzieht, desto mehr werden die Elemente der Auflösung und Zerstörung im politischen Organismus die Oberhand gewinnen und schließlich alles zusammenstürzen, was, von Willkür eingegeben, nur auf Willkür gebaut ist. Das bestätigt der Verlauf der großen Revolution, den de Maistre in den letzten Paragraphen mit erhabener Wucht der Rede also schildert:

„63. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Gottlosigkeit wirklich eine Macht. Man sieht sie anfänglich sich nach allen Seiten ausdehnen mit einer unbegreiflichen Tätigkeit. Vom Palast bis zur Hütte, überall schleicht sie sich ein, alles steckt sie an; sie hat unsichtbare Wege, eine verborgene aber unfehlbare Wirksamkeit, so daß der aufmerksamste Beobachter, Zeuge der Wirkung, die Mittel nicht immer aufzudecken weiß. Durch einen unbegreiflichen Zauber gewinnt sie sogar die Liebe derjenigen, deren tödlichste Feindin sie ist; und die Autorität, welche sie hinzuschlachten im Begriffe steht, umarmt sie töricht, bevor sie den Todesstreich empfängt. Ein einfaches System wird bald zur formellen Verbrüderung, die sie in raschem Stufengang zum Komplott und endlich zu einer großen Verschwörung umgestaltet, die ganz Europa umspannt.

„64. Da zeigt sich zum erstenmal dieser Charakter der Gottlosigkeit, der nur dem 18. Jahrhundert eignet. Das ist nicht mehr der kalte Ton der Gleichgültigkeit oder höchstens allenfalls die boshafte Ironie des Skeptizismus, es ist ein tödlicher Haß; es ist der Ton des Zornes und oft der Wut. Die Schrift-

steller dieser Epoche, zum wenigsten die hervorstechendsten, behandeln das Christentum nicht mehr als einen menschlichen, belanglosen Irrtum, sie verfolgen es wie einen Todfeind, sie bekämpfen es aufs äußerste; es ist ein Krieg auf Tod und Leben; und was unglaublich scheinen möchte, wenn wir nicht die traurigen Beweise vor Augen hätten, das ist, daß mehrere dieser Leute, die sich ‚Philosophen' nannten, sich vom Hasse des Christentums bis zum persönlichen Hasse gegen seinen göttlichen Urheber verstiegen haben. Sie hassen ihn wirklich, wie man einen lebenden Feind hassen kann. Zwei Männer vorab, welche für immer der Fluch der Nachwelt überschütten wird, haben sich durch diese Art des Verbrechens hervorgetan, das selbst über die Kräfte der entartetsten Menschennatur hinauszugehen scheint.

„65. Da indes ganz Europa durch das Christentum zivilisiert worden ist und die Diener dieser Religion in allen Ländern eine große politische Existenz erlangt hatten, hatten sich die bürgerlichen und religiösen Institutionen in einer staunenswerten Weise gemischt und gleichsam amalgamiert, so daß man mit mehr oder weniger Wahrheit von allen Staaten Europas sagen konnte, was Gibbon von Frankreich gesagt hat, daß dieses Königreich das Werk der Bischöfe ist. Es war also unvermeidlich, daß die Philosophie des Jahrhunderts auch die sozialen Institutionen haßte, welche sie nicht von dem religiösen Prinzip zu trennen vermochte. Das geschah: alle Regierungen, alle Einrichtungen Europas mißfielen ihr, weil sie christlich waren; und in dem Grade als sie christlich waren, bemächtigte sich eine geistige Unbehaglichkeit, eine allgemeine Unzufriedenheit aller Köpfe. Vor allem in Frankreich kannte die philosophische Wut keine Grenzen mehr, und bald hörte man nur eine Stimme, in der sich so viele Stimmen vereinigten, und die mitten in dem schuldvollen Europa laut aufschrie:

„66. ‚Weiche von uns! Soll man denn ewig vor den Priestern zittern und von ihnen den Unterricht entgegennehmen, den sie uns zu bieten belieben? In ganz Europa ist die Wahrheit durch die Wolken des Weihrauchfasses verhüllt; es ist Zeit, daß sie aus dem verhängnisvollen Gewölk hervortrete. Wir wollen unsern Kindern nichts mehr von dir sagen; wenn sie Männer geworden, mögen sie selbst wissen, was du bist und was du von ihnen verlangst. Alles Bestehende mißfällt uns, weil dein Name auf allem Bestehenden geschrieben steht. Wir wollen alles zerstören und alles ohne dich umschaffen. Hebe dich aus unsern Ratsversammlungen, hebe dich aus unsern Akademien, hebe dich aus unsern Häusern: wir können ganz gut ohne dich fertig werden, die Vernunft genügt uns. Weiche von uns.'

„Wie hat Gott diesen verruchten Wahnwitz gestraft? Er hat ihn gestraft, wie er das Licht schuf, mit einem einzigen Worte. Er hat gesagt: Fiat! — Und die politische Welt brach zusammen.

„So vereinen sich diese beiden Arten von Demonstration, um auch auf die schwächsten Augen Eindruck zu machen. Einerseits führt das religiöse Prinzip den Vorsitz bei allen politischen Schöpfungen; anderseits schwindet alles dahin, wo es sich zurückzieht."

Trotz des gewaltigen Eindrucks, den seine Schriften machten, ist der Graf de Maistre auch während seines langen St Petersburger Aufenthaltes kein eigent-

licher professioneller Schriftsteller geworden, wie es Voltaire und die Enzyklopädisten waren. Unermüdlich bildete er sich weiter, an den griechischen und lateinischen Klassikern (bes. Plato, Cicero, Tacitus), wie an den Kirchenvätern, an älteren Philosophen und Theologen, an den französischen Klassikern und Historikern, an der gelehrten und schöngeistigen Literatur der europäischen Kulturvölker, deren Sprachen er sämtlich beherrschte. Fünf davon sprach er geläufig, zwei konnte er mit Leichtigkeit lesen und lächelte darum mit Recht über den Kardinal Maury, der ihm eines Tages erklärte: „Die Sprachen sind die Wissenschaft der Dummköpfe", der nie ordentlich Italienisch schreiben lernte und das Studium des Englischen nach kurzem Versuche aufgab, weil er fand, daß er von Humes „Geschichte" in Übersetzung 40 Seiten lesen konnte, während ihm schon 12 Seiten des englischen Originals dieselbe Zeit kosteten[1]. Große Kollektaneen waren der einzige Schatz, den de Maistre aus der Heimat mit nach Rußland gebracht hatte und hier unablässig vermehrte. In der Literatur des 18. Jahrhunderts wie in der zeitgenössischen französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen ist er wie kein zweiter auf dem laufenden; nur der deutschen scheint er ziemlich fremd geblieben zu sein, obwohl er auch Deutsch verstand. Es erklärt sich das teilweise aus der Gegnerschaft, in welcher Österreich zu Sardinien stand, und welche den sardinischen Diplomaten zu steter Abwehr nötigte, aus der gründlichen Verachtung, welche ihm der Josephinismus einflößte, und aus der tiefen Abneigung, welche er von Jugend auf gegen den Protestantismus hegte. Um sich mit den katholisierenden Velleitäten und den mittelalterlichen Kunstschwärmereien der deutschen Romantiker zu befreunden, war er ein viel zu klarer prinzipienfester Kopf. Er liebte das Mittelalter, nicht weil es so schön und romantisch war, sondern weil es die volle katholische Wahrheit besaß. Nur diese wünschte er zurück, nicht Zustände und Verhältnisse, die sich überlebt hatten.

Lamartine, der sich im Anfang seiner poetischen Laufbahn sehr um die Gunst de Maistres beworben hatte, suchte ihn später, auf die irren Bahnen des seichtesten Liberalismus geraten, in seinen Confidences möglichst herabzusetzen. Madame de Swetchine, welche de Maistre schon in den ersten Jahren seines Petersburger Aufenthalts kennen und schätzen gelernt hatte, ergriff sehr wirksam seine Verteidigung. Sie wies Lamartine nach, daß er nicht einmal Statur und Gestalt des Mannes richtig gezeichnet hatte. Dann kommt sie zu der geradezu lächerlichen Behauptung: „Er wußte nichts außer aus Büchern und hatte deren sehr wenige gelesen", und sagt: „Wo hat Herr von Lamartine denn her, daß Herr de Maistre sehr wenig gelesen habe? Ich habe ihn lange vor Herrn von Lamartine gekannt und ich habe gesehen, daß er während langer Jahre zwölf bis fünfzehn Stunden täglich dem Studium widmete, wobei das Lesen einen guten Teil einnahm. Herr de Maistre las ungeheuer viel; Bücher überhäuften seinen Tisch und immer neue. Diese Verwendung seiner Mußestunden im vorgerückten Alter war schon seit seinen Jugendjahren durch die klassischen Studien vorbereitet, wie sie die großen Geister des 17. Jahrhunderts

[1] Son Ém. le Cardinal Maury, Venise 1799. (Lettres et Opuscules II 128.)

gemacht hatten, diese Nahrung, die so geeignet ist, kräftige und gesunde Geister heranzubilden. Die Laufbahn der Magistratur, der sich Herr de Maistre widmete, veranlaßte ihn zu nicht weniger ernsten Studien und der unbesiegliche Hang seines Genius machte es ihm nicht nur zur Pflicht, die Religion an ihren Quellen zu studieren, sondern auch in die Tiefen der Theologie einzudringen und damit die schwierigsten Punkte der kirchlichen Wissenschaft zu verbinden. An der Grenze zweier Länder geboren, früh mit ihren zwei Sprachen vertraut, machte er sich zwei Nationalliteraturen zu eigen. Die italienische, obwohl nicht bevorzugt, hatte sich doch in ihren Rechten behauptet; eine lange Bekanntschaft mit den Schönheiten derselben hielt sie seinem Geiste gegenwärtig; außer dem, was alle Welt liest und bewundert, und was er besser als sonst einer zu lesen und zu bewundern wußte, bewahrte sein Gedächtnis tausend unbekannte Dinge, Perlen, die er entdeckt oder gerettet hatte. Was die französische Literatur betrifft, nahm sie ganz und voll Anteil an seiner Vorliebe für alles Französische, einer Vorliebe, die noch stärker war, als sie sich äußerte und die sich durch die Schärfe des Tadels ebensosehr verriet als durch die Leidenschaftlichkeit des Lobes. Racine, Montaigne, Molière, Lafontaine, Corneille waren beständig auf seinen Lippen; von Voltaire hatte er alles gelesen, alles behalten, alles, selbst ohne das auszunehmen, was man kaum gesteht. Das Talent stimmte ihn bis zu einem gewissen Grade milder, entwaffnete ihn wenigstens; es war in ihm etwas von dem Gelehrten, der einem um des Horaz willen verzieh. Selbst der Beredsamkeit Rousseaus hatte er sich nicht völlig zu entziehen vermocht."

Lamartine verstieg sich noch weiter, indem er von de Maistre behauptete: „Es war eine rohe Seele (une âme brute), aber eine große Seele, eine wenig disziplinierte Intelligenz, aber eine weitangelegte Intelligenz, ein roher Stil, aber ein kraftvoller Stil." Darauf erwidert die feingebildete Russin: „Was soll eine ‚rohe Seele' bedeuten, wenn es sich um de Maistre handelt? Eine Seele, erstarkt im Christentum, dem Familienleben zugetan, in ihm die gewinnendste Liebenswürdigkeit und Anmut entfaltend, voll Zartgefühl in allen freundschaftlichen Beziehungen, die Pflichten des Untertans zur höchsten, edelsten Loyalität erhebend, das soll eine ‚rohe Seele' sein! Es ist wahr, Herr de Maistre hat den Ideen, den Impulsen seiner Zeit Widerstand geleistet. Es war der Mut der Ehrlichkeit, der ihm diese wunderbare Eigenart des Stiles verliehen und erhalten hat, die, nach Herrn v. Lamartine selbst, im Altertum, seinem ersten Lehrer, und an den großen Vorbildern, seinen ständigen Freunden, herangeschult, doch nichts von bloßer Nachahmung an sich hat."

Endlich erhob Lamartine noch gegen de Maistre den Vorwurf eines haltlosen Mystizismus: „Sich so selbst überlassen, war seine ganze Philosophie nichts weiter als die Theorie seiner religiösen Instinkte." Darauf erwidert Madame Swetchine: „Ich würde eher annehmen, daß die erkannte Wahrheit der Grund seiner Instinkte und seiner Tendenzen war und daß sie zuerst sich an seine Intelligenz wandte. Gehorsam und Ehrfurcht hatten ihm von Kindheit auf das Gesetz Gottes in seinen ersten Umrissen eingeprägt; zu dem Alter gelangt, seine göttliche Weisheit zu würdigen, erfaßten ihn alle seine Lichtblicke auf einen Schlag.

Allen Forderungen seiner Vernunft entsprechend, allen Bedürfnissen seines Genies genügend, stand das katholische System stets in lebendiger, vollgültiger Beweisführung vor ihm, und nie vielleicht hat die Macht des Katholizismus sich größer und unbedingter zur Geltung gebracht. Der Glaube war dermaßen die eigenste Natur seines Geistes geworden, daß er außer demselben mit gutem Gewissen nur Mangel an Erkenntnis, enge Gesichtspunkte, bösen Willen oder eine geheime Strafe Gottes annehmen konnte. Die Idee beherrschte in ihm alles und unterwarf auch sein Herz, das mehr offen und ehrlich, als natürlicherweise zur Frömmigkeit geneigt war." [1]

Nur langsam reifte in Petersburg, zwischen trost- und hoffnungslosen diplomatischen Verhandlungen, in stillen, ernsten Arbeitsstunden sein Hauptwerk heran, das seinen Namen für immer der Kirchengeschichte und der Literaturgeschichte einverleiben sollte, das berühmte Buch „Vom Papste". Der Wiener Kongreß hatte bereits ein neues Europa aus den Trümmern der napoleonischen Herrschaft herausgearbeitet und auch den alten Kirchenstaat wiederhergestellt, als 1817 das Buch erschien und den Regenten und Staatsmännern die Bedeutung des Papsttums als Fundament und Schlußstein der gesamten politischen Ordnung erklärte. Es ergänzt zugleich seine früheren Considérations zum vollständig abgerundeten, einheitlichen politischen wie kirchenpolitischen System. Es fußt auf einer gründlichen, umfassenden Gelehrsamkeit, die zu einem dickleibigen gelehrten Werke ausgereicht hätte; aber der gewandte Schriftsteller hat das weitschichtige Material in die kurzen Kapitelchen eines leicht faßlichen Essays zusammengedrängt, die der moderne Leser sich ohne schlaflose Nächte zu Gemüte führen kann. Teilung und Gruppierung sind so einfach wie möglich, die Sprache klar und sonnenhell, die Darlegung fesselnd und von klassischer Schönheit. Das Ganze ist in vier Bücher geteilt.

Im ersten Buch behandelt de Maistre „das Papsttum in seinen Beziehungen zur katholischen Kirche". An die Spitze rückt er jene Tatsache, die noch ein halbes Jahrhundert später die ganze „moderne" Wissenschaft und Diplomatie in Aufruhr bringen sollte, als das Vatikanische Konzil sie dogmatisch feststellen wollte. Ihm war sie damals schon sonnenklar [2]. Es muß in der Kirche eine letzte, inapellable Instanz geben, die in Sachen des Glaubens und der Sitten aburteilt und diese Instanz muß unfehlbar sein. Die Infallibilität ist das Postulat der höchsten Souveränität des Lehramtes, von Gott selbst durch feier-

[1] De Falloux, Madame Swetchine, 5e éd., Paris 1861, I 441—444.

[2] Es ist ihm deshalb die Ehre zu teil geworden, daß seine wuchtigen Demonstrationen während des Konzils selbst in die erregten Debatten über die päpstliche Unfehlbarkeit hineingezogen worden sind. Bischof Dupanloup von Orléans bot seine ganze glänzende Beredsamkeit auf, um ihren Eindruck herabzumindern. Erzbischof Dechamps von Mecheln wies schlagend nach, daß de Maistre durchaus richtig argumentiert habe, wenn auch nicht in strikt theologischer Form (Deuxième Réponse de Monseigneur Dechamps, Archevêque de Malines, à Monseigneur Dupanloup, Évêque d'Orléans, Paris 1870. Vgl. Th. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils, Freiburg i. B. 1903, II 305).

liche Verheißung dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern zugesagt, von der Überlieferung aller Jahrhunderte dem Papste praktisch zuerkannt. Die allgemeinen Konzilien stellten wohl eine solche höchste Instanz dar, aber nur eine intermittierende, in weiten Zwischenräumen funktionierende, die für die beständige Regierung der Kirche nicht ausreicht. Auf den Konzilien selbst übt der Papst nicht nur eine Ehrenpräsidentschaft aus, er beruft sie, leitet sie, bestätigt sie. Auf ihm ruht die formelle Einheit des Konzils. Mit ihm vereint steht das Konzil einigermaßen über dem Papst; aber schließlich steht das Haupt innerhalb des Organismus doch wieder diesem vor. Außerhalb des Konzils aber ist der Papst für sich der permanente infallible Inhaber der höchsten Lehrgewalt, der Träger der kirchlichen Souveränität. Dafür führt de Maistre nun die Zeugnisse aller Jahrhunderte an, des Orients und Okzidents, das widerwillige Zeugnis der Jansenisten und Gallikaner, bisher wenig bekannte Zeugnisse der Griechen und Russen und die vielsagendsten Tatsachen der Kirchengeschichte. Die wichtigsten Einwürfe werden schlagend zurückgewiesen, jener aus der sog. Honoriusfrage mit einer für jene Zeit glänzenden Erudition. Mit durchschlagendem Erfolg führt er gegen Bossuet die Zenturiatoren ins Feld. Ein herrlicher Exkurs über die lateinische Kirchensprache, diese „Sprache der Zivilisation", schließt das erste Buch.

Im zweiten legt de Maistre das Verhältnis des Papsttums zu den weltlichen Souveränitäten dar. Die Unabhängigkeit der staatlichen Gewalt innerhalb ihrer natürlichen Grenzen erkennt er unumwunden an, und es ist eine bloße Flunkerei, wenn man sein System als mittelalterliche Theokratie verschreit. Schlagend weist er aber nach, daß die Staatsgewalt im Papsttum die sicherste Stütze zugleich und in sittlich-religiöser wie politischer Hinsicht das heilsamste Gegengewicht findet; daß die mittelalterlichen Kämpfe der Päpste gegen die Kaiser nur die höchsten sozialen Güter, wie die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Ehe, die Sittlichkeit des Klerus, die Unabhängigkeit der kirchlichen Satzungen und die berechtigte Freiheit der Völker zum Ziele hatten. Die schiedsrichterliche Gewalt, welche die mittelalterliche Gesellschaft dem Papste über die Völker zusprach, leitet er aus geschichtlichen Ursachen ab, er läßt die Frage offen, ob sie ihm kraft göttlichen Rechtes zukomme, und macht keinen Versuch, das Staatsrecht des Mittelalters in die Neuzeit zu übertragen. Aber mit gutem Grund verspottet er die lächerliche Furcht der Imperialisten, welche heute noch vor der Papalgewalt zittern und wider ihre Übermacht toben. „Wie blind sind wir", sagt er[1], „der Papst entbindet nicht mehr vom Eide der Treue, aber die Völker entbinden sich selbst davon; sie empören sich; sie setzen die Fürsten ab; sie erdolchen sie; sie lassen sie das Blutgerüst besteigen. — Ja sie tun noch Schlimmeres, ich widerrufe nicht; sie sagen ihnen: ‚Ihr entsprecht uns nicht mehr, packt euch von hinnen!' Sie proklamieren laut die ursprüngliche Souveränität der Völker und das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Ein konstitutionelles Fieber, ich glaube, man kann sich so ausdrücken, hat sich aller

[1] L. 2, c. 11 (Oeuvres III 275).

Köpfe bemächtigt, und man weiß noch nicht, was dabei herauskommen wird. Die Geister, jedes gemeinsamen Mittelpunktes beraubt und in der drohendsten Weise auseinanderstrebend, stimmen nur in einem Punkte zusammen, darin, die Souveränität einzuschränken. Was haben also die Souveräne mit diesen so vielgepriesenen Aufklärungen gewonnen, die sich alle gegen sie richten? Da ist mir der Papst doch lieber!"

Das dritte Buch entwirft ein gedrängtes Bild von den Beziehungen des Papsttums zur Zivilisation und zum Glücke der Völker, seinen Verdiensten um die Ausbreitung des Christentums und um die Garantie der bürgerlichen Freiheit, den sozialen Vorteilen des Zölibats, dem Anteil der Päpste an dem Aufbau der europäischen Monarchien, an der persönlichen Bildung und Hebung der Fürsten, an der Stärkung der souveränen Macht, an der friedlichen Gestaltung der sozialen Verhältnisse. De Maistre berührt sich hier in vielem mit Chateaubriand, aber seine Ausführungen sind weit gehaltvoller und tiefer. Ein Blick auf Rußland und den Orient leitet zum vierten Buche über, in welchem speziell die Beziehungen des Papsttums zu den sog. schismatischen Kirchen zur Sprache kommen. Ursprung, Entwicklung und gegenwärtige Lage derselben sind auf Grund sorgfältiger Studien, teilweise persönlicher Beobachtung geschildert, ihre Verwandtschaft mit dem Protestantismus wie ihre Verschiedenheit von demselben klargelegt, ihre doktrinellen Ausflüchte zurückgewiesen, der Unionsgedanke nach allen Seiten neu belebt. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß de Maistre hier den ihm persönlich befreundeten Zaren im Auge hatte. Wie nie seit vielen Jahrhunderten hatten die napoleonischen Kriege Ost- und Westeuropa einander nahegerückt und der begeisterte Apologet der Kirche erblickte in der Rückkehr der Getrennten mit Recht den vollsten Sieg über die Revolution, während die heilige Allianz ihm nur als eine trügerische Illusion über die fortdauernde innere Zersplitterung und den weiteren religiösen und inneren Verfall der europäischen Völker erschien.

Das Schlußwort des Werkes gehört zu den schönsten Monumenten französischer Beredsamkeit, zu dem Schönsten, was je über Papsttum und Kirche gesagt worden ist. Er drängt hier in hinreißender Glut alles zusammen, um Protestanten und Schismatiker zur Wiedervereinigung mit der Kirche zu gewinnen, „der unsterblichen Mutter der Wissenschaft und der Heiligkeit" [1].

Ein fünftes Buch, welches das Werk nach dem ursprünglichen Plane noch enthalten sollte, zweigte de Maistre als eigene Schrift von demselben ab: „Die Gallikanische Kirche in ihrer Beziehung zu dem Papst". Das Vorwort ist vom August 1820. Obwohl sonst ein begeisterter Verehrer Bossuets, dessen Vorzüge er von allen französischen Schriftstellern am nächsten kommt, sagt er sich hier in einem höchst wesentlichen Punkte von ihm los, und zwar in demjenigen, der Bossuets Größe, Einheit und Folgerichtigkeit eigentlich allein beeinträchtigt, seine schiefe Stellung zum päpstlichen Primat. Der Ursache des Gallikanismus nachgehend, hat de Maistre auch seinen Vorläufer, den Jansenismus, in den Rahmen

[1] Oeuvres IV 68—99.

seiner Betrachtungen gezogen und an ihm eine strenge, aber gerechte Kritik geübt. Er war der erste, der mit rücksichtsloser Hand die schwindlerische Lobesassekuranz durchbrach, mit welcher Jansenisten, Protestanten und Ungläubige vereint Port-Royal auf Kosten der Kirche, besonders der Jesuiten, zu einem welthistorischen Zentralpunkt der Bildung aufgebauscht hatten. Auch hierin weist er wieder ein Werk des ketzerischen Parteigeistes und der künstlichen Reklame nach, in Bezug auf welche die Jansenisten gewissermaßen als Vorläufer und Lehrer der „Philosophen" betrachtet werden können. In den Resten des Jansenismus und Gallikanismus, welche sich auch nach den großen Weltkatastrophen wieder in Frankreich zu regen begannen, sah de Maistre mit Grund eine der größten Gefahren, welche sich der geistigen Wiedergeburt entgegenstellten. Die berühmte Deklaration von 1682 war nach ihm „das große Anathem, das auf dem französischen Priestertum lastete, der schuldvollste Akt, den es nächst einem formellen Schisma gibt, die fruchtbare Quelle der größten kirchlichen Mißstände, die Ursache der sichtlichen und stufenweisen Erschlaffung des kirchlichen Lebens; eine verhängnisvolle und einzigdastehende Mischung von Stolz und Unbedachtsamkeit, Krankheit und Schwäche, endlich das unglückseligste Beispiel, das in der katholischen Welt den Völkern und den Königen gegeben worden."

Bekannter als durch alle diese Schriften ist de Maistre durch „Die Abendunterhaltungen von St Petersburg" geworden, die erst nach seinem Tode erschienen sind, elf Dialoge, welche mit wahrhaft platonischer Feinheit und Anmut der Form den tiefsten religiös-philosophischen Gehalt verbinden. Man hat die Schrift wohl als eine „Theodicee" bezeichnet. Das ist sie nicht. Sie handelt unmittelbar weder von der Existenz noch von den Eigenschaften noch von der Erkenntnis Gottes, sondern nur von jenen Welträtseln, welche dem Dasein des physischen und moralischen Übels entspringen und welche nur teilweise aus natürlichem Prinzip, einigermaßen befriedigend nur aus dem Zusammenhang der natürlichen und übernatürlichen Weltordnung, aus den großen Dogmen von der Erbsünde, der wirklichen Sünde, der Erlösung, der solidarischen Verbrüderung der Menschen in Adam und Christus, des Opfers, der stellvertretenden Genugtuung, der Buße und des Ablasses, der providentiellen Führung Gottes in der Menschengeschichte annähernd gelöst oder wenigstens einigermaßen aufgehellt werden können. Nichts hatten Voltaire und die Enzyklopädisten so boshaft untergraben und verspottet, wie dieses Walten der Providenz, den inneren Zusammenhang der Heilsökonomie. Rat- und hilflos stand der Menschengeist nun den ungeheuern Katastrophen gegenüber, welche im Gefolge der Revolution über die Menschheit hereinbrachen. Die Kulturträumereien Voltaires wie die Naturschwärmereien Rousseaus gingen auf in Blut, Krieg, Zerstörung, Not und Jammer. Aus dem Pessimismus heraus zeigt de Maistre den einzigen wirklichen Ausweg an der Hand der altkirchlichen Philosophie und Theologie, aber auch hier wieder nicht in schwerfälligen Ausführungen, sondern im Tone des liebenswürdigsten, geistreichsten Gespräches.

Als schlagfertiger Dialektiker liebt er es, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und so hat er sich den Spaß gegönnt, gleich im Anfang seiner Dialoge

die von Rousseaus Unschuld, Natur, Liebe, Philanthropie, Empfindsamkeit wie von Öl und Butter triefenden Zeitgenossen mit einer Lobrede auf den Henker als den wohlbestellten Anwalt göttlicher und menschlicher Strafgewalt, wie auf den Krieg als eine in der Sündhaftigkeit des Menschen wurzelnde, von Gott selbst zugelassene, in ihren Wirkungen heilsame Straf- und Zuchtanstalt aufzuschrecken. Alle philanthropischen Zuckerseelen gerieten darüber in Alarm, alle liberalen Menschenfreunde sahen nur mehr dieses rote Tuch und verschrieen den sardinischen Diplomaten als einen Barbaren, ein reaktionäres Ungeheuer, als den Herold des Henkers, des Krieges und der Inquisition. In vielen Büchern steht er nur so, als die schauerlichste Vogelscheuche der Reaktion, verzeichnet. Die Fülle von Einsicht, Geist, echter Gottes- und Menschenliebe, welche die Schrift durchweht und sie zu einer wahren Trostschrift, einem Heilmittel gegen den modernen Pessimismus gestaltet, haben diese oberflächlichen Kritiker gar nicht bemerkt. Von den herrlichen Exkursen, welche sie enthält, sei nur auf jenen über die Psalmen hingewiesen: da spricht das lieberfüllteste, gottbegeistertste Dichterherz, aber auch das tiefste Verständnis für Gottes Größe, Gerechtigkeit und Majestät.

Ein anderes nachgelassenes Werk de Maistres schlägt in die Geschichte der Wissenschaft und speziell jene der Philosophie, bedeutet aber zugleich wieder ein Stück Apologetik von einer andern Seite her. Es ist seine „Kritik der Philosophie Bacos". Bei seiner staunenswerten Belesenheit hatte er herausgefunden, daß Baco zu seiner Zeit noch wenig Einfluß ausübte, seinen Weltruhm erst den Enzyklopädisten dankte, welche ihn als Bahnbrecher bei jeder Gelegenheit verherrlichten. Eine französische Übersetzung seiner Schriften in 15 Bänden von A. Lasalle (1800—1803) hatte soeben das Publikum wieder auf ihn gelenkt und wurde von den Freigeistern willkommen geheißen. De Maistre kannte ihn längst im Original sowie die wichtigste englische Spezialliteratur, die sich mit ihm beschäftigte. Schlagend wies er nach, daß Baco gar nicht der vielgepriesene Bahnbrecher war, daß die Reihe der großen Entdeckungen längst vor ihm begonnen hatte, daß er die großen Entdecker wie Kopernikus, Tycho, Kepler, Viette, Fermal, Boyle, Hook, Galilei, Descartes u. a. nicht einmal ordentlich kannte und zu würdigen wußte, daß er selbst mit seiner phantasiereichen Methode gar nichts entdeckt hat, sondern in Bezug auf Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Physik, kurz sämtliche exakten Wissenschaften noch bis über die Ohren in allen Narrheiten der Alchimie und Astrologie befangen war. Nicht im Anschluß an ihn, sondern an die großen Forscher haben sich die Naturwissenschaften zu so hoher Blüte entwickelt. Er selbst hat nur haltlose Faseleien an die Stelle der alten Theodicee, Psychologie und Kosmologie gesetzt, die Metaphysik und die Theologie aus dem organischen Verbande der übrigen Wissenschaften herausgerissen, die Physik willkürlich an die erste Stelle gesetzt und so Einseitigkeit und Verwirrung in allen Wissensgebieten angerichtet. In Schlagfertigkeit und Schärfe, Wissen und Witz gibt de Maistre einem Lessing gar nichts nach. Die Schrift hat heute noch Wert, da neue Forschungen seine Angriffe meist bestätigen, seine Kritik sich gelegentlich auch auf den Kantianis-

mus ausdehnt und lehrreiche Streiflichter auf viele Abwege der modernen Wissenschaft wirft.

Derselbe Mann, der Bacos vielgerühmte Weisheit an seinen eigenen Werken, an den Texten der altgriechischen Philosophie und an den Werken der berühmtesten Physiker zu prüfen imstande war, besaß auch auf dem Gebiete der Geschichte äußerst umfassende Kenntnisse. Die Ergebnisse seiner eingehenden Studien über die spanische Inquisition sind im wesentlichen durch die Leistungen der tüchtigsten Spezialforscher bestätigt worden. In Bezug auf „Biblische Chronologie" hat er die Schwindelrechnungen zeitgenössischer Freidenker mit bewundernswertem Scharfsinn zerpflückt und Gesichtspunkte aufgestellt, die heute noch Beachtung verdienen. Ein 1805 in Moskau erschienenes kirchengeschichtliches Werk des Erzbischofs Methodius von Twer besprach er 1812 in einer eingehenden lateinischen Abhandlung, die er dann auch in französischer Sprache veröffentlichte. Ein Muster von feinsinniger Literarkritik ist der Essay, den er über die 1806 erschienene neue Ausgabe der Briefe der Frau de Sévigné schrieb. Noch heute bedeutsam und nicht weniger interessant sind die fünf Briefe, welche er 1810 „Über die öffentliche Erziehung in Rußland" an den damaligen Unterrichtsminister Grafen Rasumowsky richtete und durch welche er dem Jesuitenkolleg in Polozk 1811 die Rechte einer Universität verschaffte.

Noch heute gelesen zu werden verdienen seine Briefe: „An eine protestantische Dame über den Grundsatz, daß ein Ehrenmann nie seine Religion wechselt" (1809); „An eine russische Dame über die Natur und die Wirkungen des Schismas und über die katholische Einheit" (1810); „An den Marquis ... über den Stand des Christentums in Europa" (1819).

Sein „Briefwechsel", erst lange nach seinem Tode veröffentlicht, hat selbst die schroffsten Gegner seiner religiösen und politischen Grundsätze entwaffnet[1]. Sie gestanden, daß der geniale Polemiker und Publizist nicht bloß einen durchdringenden Verstand besitze, sondern auch ein warmes, fühlendes Herz, nicht bloß den Geistesflug eines Propheten, sondern die Bescheidenheit und Einfalt eines Kindes. Nie sinkt die gerechte Entrüstung des gewaltigen Kämpfers zu düsterem Unmut herab. Sein ätzender Spott trifft nur Leute, die ihn reichlich verdienen; er selbst bleibt bei unbesieglichem, kerngesundem Humor, und die tiefsinnigsten, weittragendsten Weltbetrachtungen wecken in ihm nicht den leisesten Orakelstolz. „Glaube mir", schreibt er einem Freunde, „was hemmend zwischen den Menschen und Gott tritt, das ist nur der Stolz. Reiße mutig diesen verfluchten Katarakt herunter, und es wird Licht werden!" Und wenige Jahre vor seinem Tode sagt er in einem Briefe:

„Ich weiß nicht, was das Leben eines Schuftes ist, ich bin es nie gewesen; aber dasjenige eines Ehrenmannes ist abscheulich. Wie wenige Menschen gibt

[1] Longtemps on ne crut avoir dans le comte Joseph de Maistre qu'un homme d'un esprit supérieur et qu'un cerveau de génie, aujourd'hui on est heureux de trouver tout simplement en lui un homme et un coeur. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 165.

es, deren Hingang über diesen närrischen Planeten mit wahrhaft guten und nützlichen Akten bezeichnet ist! Ich werfe mich vor demjenigen nieder, von dem man sagen kann: Pertransivit benefaciendo; denjenigen, der seinesgleichen unterrichten, trösten, erleichtern konnte; denjenigen, der der Wohltätigkeit große Opfer gebracht; diesen Helden der schweigenden Barmherzigkeit, die sich verbergen und nichts von dieser Welt erwarten. — Aber was ist die Durchschnittszahl der Menschen? und wie viele Tausende gibt es, die sich ohne Schrecken fragen können: Was habe ich auf dieser Welt getan? Wodurch habe ich die allgemeine Aufgabe vorangebracht? und was bleibt von mir an Gutem oder an Bösem?"

A. Baumgartner S. J.

Rezensionen.

Die Fugger in Rom 1495—1523. Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit. Von Dr **Aloys Schulte**, o. Professor der Geschichte an der Universität Bonn. I. Bd: Darstellung. Mit einer Lichtdrucktafel. II. Bd: Urkunden. Mit zwei Lichtdrucktafeln. 8° (XII u. 308, XII u. 248) Leipzig 1904, Duncker u. Humblot. *M* 13.—; in Halbfranzband *M* 15.40

Das Buch bringt Neues, teilweise Unerwartetes, und bringt es reichlich. Es ist die Ausbeute unverdrossener und glückbegünstigter Forschung, zugleich die Frucht angestrengter Arbeit. Über Fragen, die den ernsten Historiker, den heimatliebenden Deutschen, den kirchentreuen Christen bis ins Innerste zu erregen vermögen, ergießt sich hier ungeahntes Licht. Einen ganzen Band füllen Dokumente, den andern ein eingehender Kommentar, klar und schlicht; jeder Satz verrät den scharfblickenden und rechtlich denkenden Mann; viele ausgezeichnete Bemerkungen offenbaren den gründlichen Gelehrten. Mag die Darlegung auch vieles enthalten, was dem seiner Kirche ergebenen Katholiken peinvoll zu lesen ist, man wird das Studium des gelehrten Werkes trotzdem nicht ohne innere Genugtuung zum Abschluß bringen und nicht ohne dem Herrn Verfasser als Menschen wie als Gelehrten einen Zoll vermehrter Hochachtung dargebracht zu haben.

Der Haupttitel verspricht nur ein einzelnes Blatt aus der Geschichte der berühmten Augsburger Handelsfirma, die zur Zeit Karls V. nicht bloß den Markt, sondern nahezu die Welt beherrschte. Das Werk selbst bietet mehr; es schildert das Emporkommen der Familie, die Ausbreitung des Geschäftes über Länder und Meere, und bleibt haften bei der Zeit seiner höchsten Blüte.

Im Jahre 1368 erscheint in Augsburg der erste Fugger, ein einfacher Weber aus Langen auf dem Lechfelde. Kaum aus dem Dunkel emporgetaucht, scheinen Namen und Stamm wieder zu verschwinden, da folgt in die Stadt 1382 des Vorgenannten Bruder. In wenig Jahren hat Hans Fugger sich emporgearbeitet; seine zwei Söhne teilen das Geschäft und begründen zwei Hauptlinien, von denen jedoch nur die jüngere, die Fugger mit der Lilie, zu dauernder Bedeutung emporzusteigen bestimmt war. Jakob Fugger, das jüngste der 11 Kinder von Hans Fuggers jüngerem Sohne, sollte das Haus auf die Höhe seines Rufes wie seines Reichtums erheben. Mit dem Barchenthandel beginnend, den sie stets schwunghafter auszugestalten verstehen, bringen die Fugger durch die Verbindung mit den Thurzos allmählich den Betrieb der Kupferbergwerke Oberungarns in ihre Hände. Bald

beherrschen sie den gesamten Kupferhandel und gleichzeitig leiten sie die Ausbeutung der ergiebigsten Silberbergwerke Tirols. Die Fuggerschen Faktoreien in Nürnberg, Mailand, Breslau, früh schon nachweisbar, verzweigen sich bald über den größten Teil der Länder Europas. Das große Handelshaus mit seinem weltumspannenden Netze von Niederlassungen und Korrespondenten wird naturgemäß zum Bankhause. Seit 1487 ist die Firma Fugger eine politische Bank, treu kaiserlich, stets auf seiten der Habsburger; seit 1495 wenigstens findet sie sich auch in ständigem Verkehr mit den Finanzbureaus der Kurie in Rom. Unter Julius II. schon haben die Fugger am Sitz des Papsttums alle italienischen Konkurrenten überflügelt, unter Leo X. sind sie die Bank des Papstes, die große finanzielle Hilfsmaschine für die verschiedenen kameralistischen Angelegenheiten der obersten Kirchenbehörde.

Neben der oft die Schicksale bestimmenden Finanzmacht und dem wunderbar vielgestaltigen Geschäftsbetrieb ist auch dem Kunstmäzenat des großen Kaufhauses Aufmerksamkeit geschenkt und ein eigenes Kapitelchen gewidmet worden, desgleichen der Fuggerschen Verwaltung der päpstlichen Münze. Außergewöhnliche Umstände verleihen diesem Stück Münzgeschichte ein besonderes Interesse, und schon die beiden prächtigen Tafeln mit ausgesuchten Stücken sichern dem Verfasser den Dank der Numismatiker. Über die Familie der Fugger selbst und ihre einzelnen Glieder wird mannigfache Auskunft erteilt, vor allem über Jakob, dem das Haus die Begründung seiner Größe verdankt. Schon in dieser Zeit erscheinen wenigstens zwei aus der Familie Fugger als Angehörige des geistlichen Standes; beiden war nur kurze Lebensdauer beschieden. Allein nicht nur hier berühren sich in der Geschichte der Fugger Kirche und Welt.

Dank dem eigentümlichen, heute uns fast grotesk erscheinenden Ineinanderverwachsensein von geistlichen und weltlichen Interessen unter der Hochsonne der Renaissancezeit erzählt dasselbe Werk fast in einem Atem neben den Schicksalen und Leistungen des berühmten Bankhauses auch von der ersten Ausstellung des heiligen Rockes in Trier und den mit Rücksicht auf diese große Reliquie gewährten Ablässen, von dem Bau des Stephansturmes in Wien und des Domes in Konstanz, von den Siechenspitälern in Straßburg und Nürnberg und den Deichbauten in Holland, von den kühnen Plänen des Dominikanerklosters in Augsburg und dem Brückenbau in Breslau, von den Bedrängnissen der Deutschen in Livland und von der wachsenden Türkengefahr im Osten. Fromme Unternehmungen in Bayern, Tirol und Schweiz kreuzen sich mit Ablaßpredigten und politischen Missionen in den skandinavischen Reichen. Und über all diese Dinge bringt das Fugger-Werk Neues und Beachtenswertes.

Mit der Ordensorganisation und den führenden Persönlichkeiten der Franziskaner-Observanten in jener Zeit sieht sich der Leser gleichfalls näher bekannt gemacht und erhält Einblick in die Verhältnisse des Predigerordens, vor allem den Universitätsplan der Augsburger Dominikaner mit seinen der Neuzeit angepaßten Zielen des höheren Unterrichtes. Eine Reihe von Männern, die in der großen Tragödie der Kirchentrennung schon bald eine Rolle zu spielen berufen waren, erscheinen hier, und aus bisher verborgenen Archivalien gewinnt man nähere Kenntnis ihres Vorlebens. Da stehen neben Eck und Cochläus die Ablaßprediger Arcimboldi und Tetzel, neben Hadrian VI. und seinem Vertrauten Enckenvoirt, Giulio Medici, (nachmals Klemens VII.) und Sadolet. Am meisten vielleicht, da es doch einmal um einen Beitrag zur Handels- und Finanzgeschichte zu tun ist, verweilt der Blick bei zwei der gewandtesten Geschäftsmänner ihrer Zeit, dem Kardinal Lorenzo Pucci,

dem Finanzgenie der Medizäerpäpste, und bei Joh. Fink, dem gleichzeitigen Faktotum der Firma Fugger in Rom. Überaus reichlich sind die neuen Mitteilungen über Joh. Ingenwinkel, einen der Vertrauensmänner des Papstes Hadrian VI., der, obgleich ein Deutscher, unter Klemens VII. sich in Amt und Vertrauen erhalten hat und als Datar im Dienste dieses Papstes verstorben ist. Aber ungleich wertvoller erscheinen die Angaben und Dokumente über Johann Blankenfeld, nachmals den ersten Vorkämpfer der katholischen Sache in Livland. Referent, der schon 1897 in diesen Blättern (LII 522 f) auf die hervorragende Bedeutung Blankenfelds aufmerksam gemacht und damals Notizen über denselben zusammengesucht hat, weiß vielleicht mehr als andere zu würdigen, was Schulte hier an Neuem beibringt. Das rätselhaft erscheinende Miliensis (I 278 u. II 168) kann im gegebenen Zusammenhang nichts anderes sein als eine Korruption (bzw. Lesefehler) für Oesiliensis. Es handelt sich um das Bistum Ösel-Wiek.

Voll Geist und Feinheit ist das Charakterbild, das von den einzelnen Päpsten entworfen wird. Man lese (S. 55 f) über Julius II., (S. 201) über Leo X., (S. 229) über Hadrian VI. Wenn irgendwo in dem Werke, so bekunden sich hier Blick und Griffel des echten Historikers. Einen Zug freilich vermißt man in dem sonst so lebensvoll gezeichneten Gemälde Leos X. Es hätte unter all den Lichtreflexen irdischer Pracht und Herrlichkeit wohl mit einem Wort dem falschen Eindrucke begegnet werden dürfen, als sei Leo persönlich unfromm, um Glaube und Religion unbekümmert gewesen. Denn bei aller Weltlichkeit der Geschmacksrichtung und bei aller beklagenswerten Geldverschwendung hat es der große Mäzen der Künste und Wissenschaften in Fragen des Glaubens ernst genommen, und seine Neigung zur Frömmigkeit war den Zeitgenossen wohlbekannt.

Wenn hingegen über einige der fähigsten und einflußreichsten seiner Kurialbeamten die furchtbaren Verdikte der damals Lebenden registriert werden, so erinnert doch der Verfasser selbst daran, wie leicht bei dem Italiener der Renaissancezeit Übertreibungen mit unterlaufen konnten. Es ist sicherer, hier nur auf die Ergebnisse eigener Forschung das Urteil zu stützen, wie es der Verfasser tut. Ein energischer und erfolgreicher Finanzbeamter, zumal wenn er das geistliche Kleid trug, konnte sehr rasch in den Ruf ungebührlicher Härte und Selbstsucht kommen, und man weiß, was die Italiener zu allen Zeiten an solchen Verdammungsurteilen geleistet haben.

All die vielen bis jetzt genannten Dinge, soviel sie Aufmerksamkeit verdienen, bilden jedoch in dem vorliegenden Werke fast nur Beigaben; die Hauptbedeutung desselben liegt in dem näheren Eingehen auf die mannigfache Beteiligung des Bankhauses Fugger an der Einziehung kirchlicher Gelder für die Kurie im allgemeinen wie insbesondere auf seine Dienstbeflissenheit bei Betreibung und Ausnützung der Ablaßverkündigungen. Von den neun Kapiteln des ersten Bandes sind die vier umfangreichsten und inhaltsschwersten (S. 33—197) gerade dieser Seite des Fuggerschen Geschäftsbetriebes gewidmet. Den Mittelpunkt der ganzen Darstellung und den Höhepunkt des Interesses bildet die Geschichte jenes Mainz-Magdeburgischen Ablasses für den Bau der Peterskirche, welcher, dem neuerwählten Kurfürsten Albrecht bewilligt, der äußere Anlaß werden sollte, von dem die unselige Zerreißung der Kirche ihren Ausgang nahm. Hier vor allem hat Professor Schulte völlig Neues zu Tage gefördert, was er ohne Rückhalt bloßlegt und ohne Rücksicht seinem Urteilsspruche unterwirft.

Dabei unterläßt er es aber nicht, mit der Selbstbescheidung, die gerade dem großen Gelehrten so wohl ansteht, darauf aufmerksam zu machen (S. 182), daß das endgültige und entscheidende Urteil in manchen dieser Fragen dem geschulten Theologen vorbehalten bleiben müsse, und daß er seinerseits nur festzustellen unternimmt, in welchem Lichte „dem nicht theologisch geschulten Autor die Dinge erscheinen wollen". Ebenso findet sich bereits an der Spitze des Vorworts der bedeutsame Wink, daß eigentlich das ganze schöne Werk aus einem Exkurs zur Geschichte des mittelalterlichen Handels und des Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien herausgewachsen sei. Es ist vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, die finanzielle und staatsökonomische Seite all dieser Fragen, auch über das Ablaß- und Pfründewesen, welche den Historiker hier beschäftigt (vgl. die diesbezügliche Bemerkung S. 159 Mitte).

Daraus erklärt sich, wie es kommen konnte, daß der Verfasser eine Menge der kostbarsten Bausteine zur Geschichte des Ablasses aufeinander schichtet und sie mit gehaltreichen Bemerkungen und wertvollen Beobachtungen begleitet, und doch die großen Ablaßpredigten und den Ablaß selbst nur unvollständig und mit einer gewissen Einseitigkeit ins Auge faßt. Bald erscheint ihm die Gewinnung des vom Papste kraft der Schlüsselgewalt verliehenen Ablasses von Seite des gläubigen Volkes gleichwertig mit einer „Selbstbesteuerung", einer freiwillig übernommenen Steuer für irgend einen gemeinnützigen Zweck (vgl. S. 46 173 179), bald kommt es ihm auf eine Art von Lotterie für Kirchenbau hinaus (S. 184). Zweifelsohne sind ja in Bezug auf das finanzielle Ergebnis manche Vergleichungs- oder Berührungspunkte wirklich vorhanden, und waren in vielen Fällen die treibenden Beweggründe zur Erbittung einer Ablaßbewilligung kaum verschieden von denen, die in heutigen Verhältnissen zu Veranstaltung einer Lotterie für Kirchenbau den Anstoß geben würden. Allein damit hört der Ablaß doch nicht auf, vor allem und seinem Wesen nach eine Zuwendung geistlicher Güter, eine Gnadenbewilligung zu sein, und die Verkündigung eines päpstlichen Ablasses, zumal in der ganzen Art, wie sie vor sich ging, blieb für das gläubige Volk ein mächtiges und im ganzen vielfach segensreiches Mittel der außergewöhnlichen Seelsorge. Dies brauchten die Bewerber um Verleihung des Ablasses nicht erst ausdrücklich zu betonen. Für sie wie für die bewilligende Kirchenbehörde verstand sich dieses ganz von selbst, es war als selbstverständlich immer und überall vorausgesetzt, und mit dem bewilligten Ablaß übernahm der Empfänger auch die naturgemäße Verpflichtung, die Verkündigung desselben nach dem Geist der Kirche und nach den Regeln und Erfahrungen einer gesunden Pastoral geschehen zu lassen. Es ist daher kaum begründet, wenn der Verfasser daran Anstoß zu nehmen scheint, daß bei Bitten um Ausschreibung eines Ablasses dieser Gesichtspunkt nicht mehr in den Vordergrund gerückt und in ausdrücklichen Worten hervorgehoben zu werden pflegt.

Eine solche Ablaßverkündigung bedeutete für das Volk eine hohe kirchliche Feier. Auswärtige, auserwählte Prediger kamen, über die Geheimnisse des Glaubens, über Buße und Beicht, Reue und Nachlaß von Sünde und Strafe das Volk eindringlicher zu belehren. Auswärtige Beichtväter, mit besondern

Vollmachten ausgerüstet, standen den Gläubigen zu Diensten, schon die erhebende gottesdienstliche Feier, das Zusammenströmen des frommen Volkes stimmten zur Andacht und bereiteten das Herz. Man braucht nur die mitgeteilte Konstanzer Ablaßinstruktion zu lesen oder die schon früher bekannte Mainzer, um sich zu überzeugen, daß die großen Ablaßverkündigungen jener Tage doch eine weitergreifende Bedeutung für das christliche Leben hatten, als wie der Verfasser meint: „zunächst eine Belohnung für schwere gute Werke . . . dann eine Anreizung für leichtere Mühe“ . . . in allen Fällen „eine erwünschte Gegengabe für fromme Spende“. Unbekannt mit der Wohltat, welche durch solche Gelegenheiten der außerordentlichen Seelsorge vielen geängstigten und gewiß auch manchen verhärteten Gewissen zu teil wird, will gerade hier der Verfasser nur Schatten erkennen. Unter „die größten Übelstände“ des damaligen Ablaßwesens rechnet er es (S. 184), daß „die lokale Seelsorge durch die Herbeiziehung fremder Beichtväter durchbrochen wurde“. Es bedürfte aber nur eines genaueren Eingehens auf die Konstanzer Ablaßinstruktion (II 42 43), um sich zu überzeugen, wie sorgfältig alle Ansprüche des forum externum und die Rechte des Diözesanbischofs gewahrt, und wie die Beichtväter streng an den Bereich des Gewissensforums allein gebunden wurden. Auch von einer Erschlaffung oder Verweichlichung der kirchlichen Disziplin kann da nicht die Rede sein, wo so, wie in der Konstanzer Instruktion, für die sorgfältigste Behandlung der einzelnen Gewissensfälle Vorkehrung getroffen war.

Hier wie bei andern Gelegenheiten tritt wieder recht klar zu Tage, welcher Vorsicht es bedarf, auch für den tüchtigsten und redlichsten Geschichtsmann, wenn er von seinem speziellen Arbeitsfeld auf das theologische Gebiet hinüberzugreifen sich veranlaßt glaubt. Gewiß mutet es z. B. den Theologen etwas sonderbar an, wenn S. 182 mit der Frage über die Art der Ablaßzuwendung an die Verstorbenen die theologischen Schulstreitigkeiten über Attritio und Contritio in unmittelbaren Zusammenhang gebracht werden sollen, die lediglich die hinreichende Vorbereitung auf den Empfang des Bußsakramentes zum Gegenstand haben.

Durchaus billig und einsichtsvoll äußert sich Professor Schulte (S. 180) über das päpstliche Besteuerungsrecht im allgemeinen, und wenn er von „vielen Auswüchsen“ spricht, so weiß er doch den Anschauungen, Bedürfnissen und gemeinsamen Schwächen der Zeit gebührend Rechnung zu tragen. Er gedenkt auf der andern Seite der reichen materiellen Unterstützungen, welche die Päpste dem Ordensstaate in Preußen und Livland von jeher zugewendet hatten, ihrer vielfachen Bemühungen und Opfer für Abwendung der drohenden Türkengefahr, ihrer stets hilfsbereiten Fürsorge für Ungarn, Polen und Schlesien, die Vormauern des deutschen Ostens. Er verkennt auch keineswegs den großen Gedanken Julius' II., über dem Grabe des Apostelfürsten einen Weltdom sich wölben zu lassen, zu dem die Völker der Erde dereinst pilgern würden und den die Almosen der ganzen Christenheit sollten erbauen helfen. Der Verfasser erwähnt auch solcher päpstlichen Ablässe, welche ohne jede Geldspende verliehen wurden, solcher welche, ohne allen Gewinnzuwachs für die Kurie oder die heimischen Prälaten, der Abhilfe lokaler Übelstände oder den Werken der Charitas zu dienen bestimmt waren,

wie auch bei päpstlichen Ablaßverkündigungen jeder Art der besondern Rücksichtnahme auf Arme und Gefangene. Er tritt sogar manchen landläufigen Anklagen gelegentlich kurz entgegen, wie denen auf unbefugte Selbstbereicherung der Ablaßprediger, und weist verschiedene schwere Inzichten als unbegründet zurück, die von Parteifanatikern bald gegen Tetzel, bald gegen Leo X. erhoben worden sind. Trotzdem begegnen auch bei dem so gewissenhaft prüfenden Historiker Sätze, denen nicht beizupflichten ist. Wenn es z. B. S. 186 heißt: „Um 1516 hat die einst so stürmisch begehrte römische Gnade in den Augen des Volkes bereits an Wert eingebüßt; die Mißbräuche wurden überall gesehen", so sind für eine solche Verallgemeinerung genügende Belege doch nicht erbracht. Weit mehr noch wird der Widerspruch herausgefordert, wenn die dem neugewählten Kurfürsten Albrecht bei Gelegenheit einer bis dahin exorbitanten Dispensbewilligung auferlegte größere Geldspende als simonistisch bezeichnet und gegen Papst und Kurfürst emphatisch die Anklage auf Simonie erhoben wird. Auf einer einzigen Seite (121) wird dieser Vorwurf dreimal mit Nachdruck wiederholt, innerhalb von zehn Seiten kehrt er wenigstens achtmal wieder. Und doch, wie unsympathisch immer jene Abmachungen der deutschen Gesandten mit den geheimen Finanzräten der damaligen Camera apostolica uns heute berühren mögen, die Zahlung jener Gebühr war keine Simonie und die Bewilligung des Ablasses zu ihrer Deckung war es noch weniger. Der Kauf oder Verkauf einer geistlichen Sache um Geld oder Geldeswert kam den Beteiligten auch nicht einmal in den Sinn.

Schon bald nach Erscheinen des Schulteschen Werkes hat Professor Dr Schrörs in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" (1904, Nr 14 und 15) unter dem Titel „Die Ablässe zum Neubau der Peterskirche in Rom" den wichtigsten Teil desselben inhaltlich wiedergegeben in der vollendeten Weise, die man von ihm gewohnt ist. Nicht nur als Historiker von Fach, sondern zugleich als Theologe und Kanonist hat er den Vorwurf auf Simonie der Prüfung unterzogen und mit aller Bestimmtheit denselben abgewiesen. Seine Erklärung der Sache ist so durchaus zutreffend, daß es genügt auf dieselbe hinzuweisen, und es ist nur auffallend, daß trotz einer solch gediegenen und lichtvollen Darlegung wenige Monate später dieselbe Germania (Nr 154 Beilage, 10. Juli 1904) die abgetane Anklage wieder auf den Schild erheben konnte.

Herrn Professor Schulte selbst ist es auffallend gewesen, daß über die von ihm angenommene Simonie weder bei den deutschen Gesandten, noch bei den Prälaten der Kurie damals irgendwelche „religiöse Skrupel" sich äußerten. Dagegen will er solche entdeckt haben in einem Worte, das Kurfürst Joachim kurz vor Abschluß der Verhandlungen an die Prokuratoren seines geistlichen Bruders nach Rom richtete: über die Frage der Beibehaltung des Stiftes Halberstadt neben zwei Erzbistümern müsse schließlich Albrecht sich selbst entscheiden, „denn der Artikel betrifft die Conscienzien und Geld an", in Bezug auf das Geld sei er dem Bruder zu Hilfe bereit. Aus dieser flüchtigen Berührung des Gewissenspunktes glaubt Professor Schulte erwiesen, daß Kurfürst Joachim die simonistische Natur der ganzen Abmachung durchschaut und dieselbe mißbilligt habe. Nun bedarf es aber doch nicht des Verbrechens der Simonie, damit die Frage der

Beibehaltung eines großen Bistums neben zwei sehr bedeutenden Erzbistümern für einen 25jährigen Prinzen eine Frage des Gewissens würde. Eine solche Kumulierung der wichtigsten kirchlichen Ämter und Pfründen war bis dahin unerhört, und es ist bekannt, daß in Bezug auf Pluralität der Benefizien überhaupt unter den älteren Theologen auch recht strenge Ansichten ihre Vertreter hatten. Während des 13. Jahrhunderts waren in den Kirchen von England und Frankreich lange, heftige Kämpfe hierüber geführt worden, und mehr als einmal hatte die Pariser Sorbonne gegen die Erlaubtheit ihren feierlichsten Spruch gefällt. Mochte man zu Beginn des 16. Jahrhunderts in solchen Dingen auch nachsichtiger urteilen, ganz konnten die schweren Bedenken der Vorzeit noch nicht vergessen sein, und es bedurfte wahrlich nicht der theologischen Streitfragen, um die gleichzeitige Übernahme von drei ausgedehnten und wichtigen Bistümern zu einer Sache des Gewissens zu machen. Die Gewissensverantwortlichkeit liegt hier zu sehr in der Natur der Dinge. Später freilich, bei veränderten Verhältnissen und unter dem Einfluß neu entstandener Rücksichten, ist es mit der Kumulierung von Bistümern in Deutschland weniger ängstlich genommen worden. Aber dem Historiker liegt es ob, die Zeiten mit ihren Anschauungen wohl auseinanderzuhalten. Völlig ausschließen ließ sich bei Übernahme mehrerer Bistümer der Gewissenspunkt niemals.

Was nun aber die Höhe der Summe angeht, welche bei Gelegenheit der Dispenserteilung dem neuerwählten Erzbischofe von Mainz zu entrichten auferlegt wurde, so ist nicht zu übersehen, daß es sich zugleich um eine Art von Schadloshaltung handelte, indem das nicht unbeträchtliche servitium commune aus den beibehaltenen Bistümern den Einnahmen der Kurie unter den gegebenen Umständen diesmal entgehen mußte, und auch die Aussicht auf solche Erträgnisse verringert wurde.

Wenn demnach einzelne der Urteile des Herrn Professor Dr Schulte im vorliegenden Werke zur Ablehnung nötigen, so soll dies nicht entfernt einen Schatten werfen auf den männlichen Freimut und den vornehmen Sinn, mit denen er Angelegenheiten der fraglichen Art, soweit er sie in den Quellen angedeutet fand, durchwegs behandelt hat. Den Abscheu gegen jedes schmutzige Gebaren, gegen jede unehrenhafte Machenschaft, gegen jede ungeistliche Behandlung geistlicher Dinge, zumal bei Angehörigen des Klerus oder gar der hohen Prälatur, werden alle überzeugten Katholiken von Herzen mit ihm teilen. Zwar wird die allgemeine Geldbedürftigkeit und Geldkrankheit jener Tage, wie sie Schulte selbst (S. 181 f) so anschaulich gezeichnet hat, und auch die kindliche Unverfrorenheit des Italieners in Geldsachen, die einmal vom Nationalcharakter schwer zu trennen ist, für manches als Erklärung oder mildernder Umstand in Anschlag kommen dürfen. Aber viele der Schatten, die der Verfasser im Gebaren von Geistlich wie Weltlich aus jenen Tagen nachgewiesen hat, verdienen wirklich, mit jener edeln Entrüstung gebrandmarkt zu werden, welche er bei ihrer Mitteilung bekundet. Sollte aber auch manches herber klingen, als es der streng abwägenden Gerechtigkeit ganz entspricht, es wäre dies kein Grund, das Erscheinen des inhaltschweren Geschichtswerkes zu beklagen. Im Gegenteil darf man von allen

Seiten und in hohem Maße dem Verfasser dafür dankbar sein. Mag mit den paar neu enthüllten Flecken an den einstigen menschlichen Organen der Kirche die konfessionelle Hetze ihre Geschäfte aufzubessern suchen, von der Wahrheit, soweit es wirklich Wahrheit ist, hat die Kirche Christi nichts zu fürchten. Arbeiten von echten, gründlichen und weitschauenden Historikern werden stets zuletzt der Sache der Kirche zu gute kommen; sie seien stets freudig willkommen geheißen. Auch der Herr Verfasser hat, trotz vielleicht des gegenteiligen Scheines, nicht bloß um die Geschichtsforschung, sondern auch um die Kirche sich hier verdient gemacht.

Otto Pfülf S. J.

Geschichte der bildenden Künste. Von Dr **Adolf Fäh**, Stiftsbibliothekar in St Gallen. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit einem Titelbild, 36 Tafeln und 940 Abbildungen im Texte. Lex.-8° (XX u. 786) Freiburg 1903, Herder. *M* 20.40; geb. *M* 25.—

In kaum mehr als Jahresfrist ist die zweite Auflage von Dr Fähs Grundriß der Geschichte der bildenden Künste unter dem entsprechenderen Titel: „Geschichte der bildenden Künste" in zwölf Lieferungen fertiggestellt und ausgegeben worden. War schon die erste Auflage, wie die Kritik allgemein anerkannt hat, eine tüchtige, von großer Sachkenntnis und reifem Urteil zeugende Leistung und ein durchaus brauchbares Handbuch der Kunstgeschichte, so gilt das noch weit mehr von dieser zweiten, die in mehrfacher Hinsicht die verbessernde und bereichernde Hand an sich erfahren hat. Die Anordnung des Stoffes ist freilich im ganzen dieselbe geblieben. Der Kunst des Orients folgt die griechische, die italische und die altchristliche Kunst, die Kunst des Islams, die romanische Kunst, die Gothik und zuletzt die Renaissance. Ebenso ist der Wortlaut des Textes im allgemeinen nach Möglichkeit beibehalten worden. Doch gewahrt man allenthalben die Spuren der bald sichtenden und ausscheidenden, bald erweiternden und vervollständigenden Tätigkeit des Verfassers. Neu ist die Einleitung, welche von den primitiven Formen der Kunst und der Kunst der von europäischem Einfluß unberührten Volksstämme Mittel- und Südamerikas handelt, neu der Abschnitt über die Kunsttätigkeit Chinas und Japans, neu namentlich der sorgfältig gearbeitete zehnte Abschnitt, der eine vortreffliche Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen auf den Gebieten der Architektur, Plastik und Malerei während des an wechselnden Kunstströmungen so reichen 19. Jahrhunderts gibt, neu endlich das Glossar technischer Ausdrücke, durch welches das bloße Verzeichnis derselben, wie es die erste Auflage bot, zum großen Vorteil des Werkes ersetzt worden ist. Aber auch in den aus der ersten Auflage herübergenommenen Abschnitten finden sich manche Stellen, welche die bedeutungsvolleren, gesicherten Resultate neuerer Forschung wiedergeben, so in den Kapiteln über die Kunst der Inder, die Kunst der Phönizier u. a. Auf die in den letzten Dezennien so stark ventilierte sogen. byzantinische Frage, auf die gerade in den letzten Jahren lebhaft geführten Erörterungen über die deutschen Miniaturenschulen und die von Strzygowski mit Eifer verfochtene These von der Beeinflussung der abendländischen Kunsttätigkeit durch

asiatische und koptische Vorbilder ist der Verfasser nicht eingegangen, nicht mit Unrecht, da ja noch unter Fachleuten keine Einigkeit erzielt ist. Immerhin hätten einige orientierende Bemerkungen nicht geschadet.

Als vielleicht ebenso wichtig wie die ergänzende hat sich übrigens die sichtende Tätigkeit des Verfassers erwiesen. Bei einer Kunstgeschichte, welche nicht für Fachleute, sondern für die weiteren Kreise solcher Gebildeten bestimmt ist, die ihre Mußestunden den künstlerischen Bestrebungen früherer Zeit weihen wollen, kommt es nicht darauf an, alle möglichen Einzelheiten dem Text einzufügen und das Detail im Übermaß zu häufen. Erforderlich ist, in klaren Zügen ein Bild der Entwicklung des Kunstschaffens in seinem Aufsteigen und seinem Niedergang zu geben, in festen Linien die charakteristischen Merkmale der jeweiligen Kunstepochen darzustellen und die wesentlichen Eigentümlichkeiten der Schulen, Meister und Kunstrichtungen an klassischen Beispielen darzulegen. Wird dieser Anforderung entsprochen und daneben hier und da gelegentlich auf bemerkenswertere Erscheinungen von minderer Wichtigkeit hingewiesen, so genügt das vollauf. Was darüber hinausgeht, dient nicht zur Förderung der Klarheit, sondern erdrückt und verwirrt. Von diesen Gesichtspunkten hat sich denn auch der Verfasser bei der Durcharbeitung der zweiten Auflage leiten lassen und zum Vorteil des Buches manche entbehrlichen Einzelheiten an Namen, Daten und Reflexionen ausgeschieden. In welchem Umfang solches geschehen, beweist am besten der Umstand, daß das Werk trotz bedeutendster Vermehrung des Bilderschmuckes und trotz so mancher Erweiterungen noch nicht um 80 Seiten zugenommen hat. Vielleicht ist sogar der Verfasser im einzelnen etwas zu gründlich vorgegangen. So hätte ich den Mailänder Palliotto, das großartigste Werk der Goldschmiedekunst des 9. Jahrhunderts, welches man mit Unrecht einer späteren Zeit hat zuschreiben wollen, um seiner eminenten Bedeutung willen nicht gestrichen gewünscht.

Eine noch größere Sichtung und Verbesserung als der Text haben die Illustrationen erfahren. Manche der Abbildungen der ersten Auflage wurden ganz ausgeschaltet, andere in verkleinertem Maßstab aufgenommen oder durch zweckdienlichere ersetzt und der so gewonnene Bestand dann noch um etwa die Hälfte vermehrt. Als Folge hiervon weist die neue Auflage im ganzen 940 Textbilder und 35 Tafeln gegenüber 458 Textillustrationen und 27 Einschaltbildern der ersten auf. Von den Textbildern stellen eine Anzahl vorzügliche farbige Reproduktionen dar. Aber auch in Bezug auf das übrige Illustrationsmaterial hat der Verlag in anerkennenswertester Weise dafür Sorge getragen, daß es vollauf dem Stand der heute so fortgeschrittenen Reproduktionstechnik entspreche.

Die zweite Auflage der Fähschen Kunstgeschichte ist mit großer Sorgfalt vorbereitet worden. Ungenauigkeiten von irgend welchem Belang sind mir nicht aufgefallen. Das in Betracht kommende Material ist dem Zweck entsprechend in völlig genügendem Maße zur Aufnahme und zur Verarbeitung gelangt, die Sprache liest sich angenehm, die Darstellungsweise ist klar, übersichtlich und gefällig, der Bilderschmuck mit großem Verständnis ausgewählt, kurz die zweite Auflage darf als vorzüglich geeignet zur Einführung in die Kunstgeschichte bezeichnet und darum allen Interessenten auf das wärmste empfohlen werden. Insbesondere

sei hervorgehoben, was bei Katholiken gewiß mit ins Gewicht fallen sollte, daß sie vor manchen akatholischen Kunstgeschichten, denen sie nach Inhalt und Illustrationsmaterial sicher ebenbürtig ist, dadurch sich auszeichnet, daß sie mit vollem Verständnis für die christlich-religiöse Kunst geschrieben ist, nirgends etwas enthält was verletzen könnte und auch im Bilderschmuck die nötige Dezenz walten läßt, ohne dabei übertriebener Ängstlichkeit zu huldigen.

Jos. Braun S. J.

La solidarité sociale, ses nouvelles formules. Par ***M. Eugène d'Eichthal.***

La solidarité sociale comme principe des lois. Par ***M. Charles Brunot.*** 8° (154) Paris 1903, Picard et Fils.

Die auf biologischer Grundlage aufgebaute „organische" Solidarität Durkheims, welche die „mechanische" der Urzeiten abgelöst, sich aber lediglich auf Arbeitsteilung und Vertrag stützte — eine Solidarität, bei der auch der entfesselte Kapitalismus seine Rechnung finden konnte — hat das Schicksal der meisten sozial-biologischen Theorien geteilt: Fuimus Troes et ingens gloria Teucrum! Doch was zunächst lag: Rückkehr zur christlichen Solidarität — sagte wenigstens Léon Bourgeois nicht zu. Er suchte die Brücke zwischen der faktischen Solidarität und der juridisch-moralischen in einer Weise zu schlagen, wie es dem Geschmacke der Freunde der Laienmoral entsprach: Der Mensch — er mag wollen oder nicht — ist durch Geburt Mitglied der Gesellschaft. Er wird geboren als deren Schuldner. Die Nahrung, die er verzehrt, ist die Frucht einer langen Kultur, die Sprache ein Erbgut; die Ideen sind zum großen Teil von den Vorfahren aufgehäuft; die Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel, — kurz alles, was das Glück der heutigen Kultur und Zivilisation ausmacht, ist Bestandteil der Errungenschaften der Gesellschaft, allen gegenwärtigen Gliedern der Gesellschaft zu ihrem Wohle hinterlassen — von der Gesellschaft. Schon durch die Tatsache seiner Geburt, seiner Existenz kontrahiert daher der Mensch eine Schuld, eine Verpflichtung von der Art, wie das Zivilrecht sie als Quasi-Kontrakt bezeichnet. Durch diesen Quasi-Kontrakt ist der Mensch verpflichtet, nicht nur seine Kräfte für die Erhaltung der Gesellschaft einzusetzen, sondern auch von dem Seinigen abzugeben an diejenigen Glieder der Gesellschaft, die in dem Genuß der Erbschaft zu kurz gekommen sind. Das Almosen ist also nicht etwa ein Akt der Liebe, sondern eine Pflicht der Gerechtigkeit, eine Restitution, die Bezahlung einer Schuld. Als logische Folge aber ergibt sich hieraus, daß der Staat, die öffentliche Gewalt, welche die Erfüllung der Rechtspflichten erzwingt, für den Ausgleich in dem Genuß der Erbschaft, für die Erfüllung der quasi-kontraktlichen Verpflichtungen aufkommen muß. So wird die quasi-kontraktliche Solidarität schließlich zur Grundlage des positiven Rechtes und aller sozialen Verpflichtungen.

Mit dieser neuen Formulierung der Solidarität beschäftigt sich nun diese vom Institut de France, Académie des sciences morales et politiques,

herausgegebene Schrift. E. d'Eichthal erklärt sich gegen Bourgeois, Ch. Brunot verteidigt die quasi-kontraktliche Solidarität. Die am Schlusse beigefügten Bemerkungen der Mitglieder der Akademie (Passy, Leroy-Beaulieu, Levasseur, Sorel, Inglar, Boutroux, Cheysson, Rostand, de Tarde, Glasson, Stourm) sind durchgängig ablehnend.

Zur Würdigung der Theorie sei kurz folgendes hervorgehoben:

1. Die Bezugnahme auf Art. 1370—1371 des Code civil ist völlig verfehlt. Dort wird von Verpflichtungen gegen Dritte gesprochen, die sich an freiwillige Handlungen einer Person anknüpfen können. Der Quasi-Kontrakt Bourgeois' aber schließt sich an die Tatsache der Geburt, die notwendige Zugehörigkeit zur Gesellschaft an, Momente, die von dem freien Willen des Menschen völlig unabhängig sind, so daß die Anwendung des Kontraktsbegriffs in jeder Form ganz widersinnig erscheinen muß.

2. Wohin führt diese Solidarität? Offenbar zum Kollektivismus. Die Ungleichheiten, die in der Gesellschaft bestehen, sollen ausgeglichen werden vermöge einer den Gliedern obliegenden quasi-kontraktlichen Rechtspflicht zur Begleichung einer Schuld; der Staat mit seiner Gesetzgebung muß für die Durchführung aufkommen. Wo ist die Grenze? Bourgeois' Theorie kennt eine solche nicht, er mag sagen, was er will. Mit logischer Notwendigkeit wird erst Halt gemacht werden, wenn keine Ungleichheit mehr besteht. Das ist aber der Kommunismus, die Auflösung der Gesellschaft. Denn die Gesellschaft beruht gerade auf der Ungleichheit, der gegenseitigen Ergänzungsfähigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit.

3. Die Theorie setzt eigentlich eine kommunistische Auffassung schon voraus. Die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks „Gesellschaft" dient dazu, das zu verhüllen. Und doch, wenn die „Gesellschaft" gewissermaßen als Erblasserin sich darstellt, dann erscheint die Gesellschaft eben als rechtliches Subjekt aller jener Güter, die sie uns hinterläßt. In Wahrheit sind es die Einzelnen, die als Urheber, Erwerber, Spender jener Güter zu gelten haben, die Einzelnen allerdings inmitten der Gesellschaft.

Daß uns Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft obliegen, lehrt auch das christliche Sittengesetz, aber denn doch in ganz anderer Weise als Monsieur L. Bourgeois. **Heinrich Pesch** S. J.

Licht und Wahrheit. Ein Sang für alle, auf welche das Ende der Welt gekommen ist. Von **Friedrich Nandsen.** 8° (424) Berlin 1903, Walther. Brosch. *M* 5.—; geb. *M* 6.50

Ein Mystiker in unserer realistischen Zeit, der in einem Sang von über 1200 Stanzen allen, „auf welche das Ende der Welt gekommen ist", Buße und Bekehrung predigt! Daß es ihm dabei bitter Ernst ist, kann nicht bezweifelt werden. Welche Mühe muß es ihm gekostet haben, diese etwa 10000 Reime zu „schmieden" in einem so schwierigen Versbau, und er hat sich dabei keinerlei Freiheiten gestattet. Schon um dieses riesigen Fleißes willen soll es uns nicht verdrießen, sein Opus durchzuarbeiten — „genießen" kann man wohl kaum sagen,

denn es ist und bleibt eine anstrengende Lektüre. Nun, man kann schließlich auch von Klopstocks „Messias", von Dantes „Göttlicher Komödie" und von manchen andern ernsten Dichtungen nicht gerade behaupten, daß sie eine leichte und unterhaltliche Lesung seien.

Naudsen ist Protestant (wohl Prediger?); doch neigt er stark zur katholischen Kirche hin; ja er nimmt sogar die Unfehlbarkeit des Papstes an. Aber es bleibt ihm manches in der katholischen Lehre unklar und unverstanden. Überhaupt ist Klarheit nicht seine starke Seite; das hängt wohl mit seiner mystischen Geistesrichtung zusammen. Er scheint überzeugt, daß das Ende der Welt nahe ist, predigt Buße und schildert die Zeit des großen Abfalls und des Sieges von „Licht und Wahrheit" unter einem großen Papste, um den sich der Rest der treuen gläubigen Gemeinde in einer neuen Peterskirche schart.

Skizzieren wir kurz den Inhalt der Dichtung. Sie ist in zwei Teile von je 10 Gesängen zerlegt; doch ist diese Einteilung eine rein äußerliche, wie ja auch ihre Titel „Licht" und „Wahrheit" synonyme Ausdrücke sind.

Im 1. Gesang (Fehlgeburten) sucht der Dichter als ein neuer Diogenes Menschen in diesen unsern letzten Zeiten. Nachdem er die Schönheit der Natur besungen hat, deren Krone der Mensch sein sollte, kommt er zu dem traurigen Ergebnis, daß sein Suchen umsonst sei. Die Menschen haben ihrer gottgewollten Würde vergessen, ja sie sehnen sich nicht einmal nach der verlornen Würde.

„Ich suche Könige in Macht und Ehren,
Und finde nur der Schranzen feil Geschlecht.
Ich suche Meister, welche Weisheit lehren,
Und höre Narren fälschen Licht und Recht.
Ich suche Starke, die sich kräftig wehren,
Und seh' in schwerer Fron den feigen Knecht.
Ach wenn sie seufzten wenigstens und schrien:
‚O könnten Nacht und Banden wir entfliehen!'" (I 1 18)

Alle huldigen der „Tierheit", dem „Lügengeist", der „Heuchelei": mit derben Zügen wird der moderne Sinnenmensch gezeichnet. Das sind wirklich, verglichen mit ihrer erhabenen Bestimmung, traurige „Fehlgeburten". Doch läßt der Dichter nicht jede Hoffnung sinken. Auf seiner weiteren Suche findet er in einem „Dichter und Staatsminister" einen „Unmenschen", vielleicht richtiger den modernen „Übermenschen". Der Christushaß und die innere Hohlheit dieser Genuß- und Ehrenjäger wird scharf gezeichnet. „O möcht' ein Blitzstrahl doch das Kreuz zerschmeißen!" Das ist ihr Wunsch. Das Fest bei dem „Dichter-Minister" ist eine bittere Satire:

„Wie laut die Schwätzer doch und Schmeichler lärmen
Von ihm, der Dichter größestem Gestirn!
Wie zart die kleingehirnten Damen schwärmen
Von dem umlockten großen Denkerhirn! . . . (I 2 24)

Der „Übermensch" entwickelt in langer Rede seine Grundsätze:

„Du darfst niemals an uns den Maßstab legen,
Wie an die Laster in dem niederen Volk"

sagt er in nicht sehr poetischer Sprache, muß aber gestehen, daß das Ende seines Genußlebens der Selbstmord, Fausts „Giftphiole", sein werde. Das ist also auch nicht der Mensch, den unser Dichter sucht; doch:

„Wer Licht ersehnt, ich gebe es dem Blinden,
Wer Menschen sucht, fürwahr, er soll sie finden!"

so wird ihm am Ende des 2. Gesanges „von oben gleich Donnerschlägen" zugerufen, und so findet er denn im 3. Gesange endlich „Menschen".

Er trifft einen schlichten Landmann, der ein Frühlingslied singt. Die Stanze ist eine der schönsten des ganzen Gedichtes, und wir wollen sie hersetzen; dennoch ist zu bedauern, daß Nandsen nicht, wenigstens zur Abwechslung in der ermüdenden Stanzenreihe, bei solchen lyrischen Stellen ein leichteres Versmaß wählte.

„Der linde Lenz zieht ein in das Gelände.
Von Eis und Schnee befreit ist Fluß und Feld.
Die Herrschaft des Gestrengen hat ein Ende;
Ein Keimen, Regen geht durch alle Welt.
Es fliegt die Lerche himmelan behende,
Zum Preise des, der alles trägt und hält.
Das Schlüsselblümlein spricht an Bächleins Borden
Zum Quell: ‚Freu dich, 's ist Frühling worden!'" (I 3 1)

Dieser Landmann-Sänger und, wie es sich bald zeigt, Priester ist „ein wahrer Mensch". Er geleitet den Dichter in seine Hütte und erzählt ihm seine Geschichte. Er ist aus Italien eingewandert und die Vereinigung von Romane und Germane scheint unserm Dichter das Ideal des Menschen:

„Heiß glüht des Welschen Herz gleich Ätnas Schlünden,
Kühl wie der Quell des Deutschen Haupt erst wägt . . .
Wo beide sich aufs innigste vereinen,
Dort, denk ich, müßt' ein ganzer Mann erscheinen."

Die Gemeinde entspricht diesem Priester, der nun im 4. Gesang in einer Predigt dem Dichter das Bild des „Idealmenschen" entwirft; es ist der durch Gnade und Wahrheit geadelte Mensch, der Christ. Manch schönes und geistreiches Wort wird da über Gnade und Wahrheit gesprochen; aber die Predigt — eine solche ist es, wächst zu sehr ins Breite und manches darin, z. B. was über die Ehe gesagt wird, bedürfte der Korrektur. In diesem und dem folgenden Gesange verliert die Muse immer mehr die Führung; viele und auch längere Stellen sind eben doch nur gereimte Prosa. Die Bekehrung (5. Gesang), zu der sich der Dichter auf diese Predigt hin entschließt, soll ernst genommen werden durch volle Weltentsagung und Nachfolge des gekreuzigten Heilands. Die Bekehrung in letzter Stunde ist ihm „gewiß nur Schein" (Str. 31); auch das heilige Öl kann, wie er meint, da nicht mehr vor den Höllenflammen retten (Str. 34). In diesen und ähnlichen Stellen unterschätzt der Protestant die übernatürliche Wirksamkeit der Sakramente; doch ist er begeistert für die heilige Beicht und will durchaus nichts davon wissen, daß es genüge, Gott seine Schuld zu bekennen:

„O sel'ge Reue, heil'ges Selbstverklagen,
Damit der Herr von Schulden ledig spricht!
O schöne Scham, zerknirschtes Brüsteschlagen,
Wenn durch die Tränenwolk' die Gnade bricht!
O demutvolles Zagen, Ratbefragen,
Das Flehn um Unterweisung, Trost und Licht!
Nur wer vor Menschen hat die Deck' zerrissen
Verborgner Schmach, nur der zeigt ein Gewissen." (I 5 48)

Aber mit der Lossprechung ist es nicht genug; die verziehene Sünde erheischt Buße, und so sendet der Priester den Büßer „nach des Baltschen Meeres Borden" in einen Wald, um sich in der Weltflucht, in Arbeit, Buße und Gebet zu üben. Im 6. Gesang „Die Reise" begleiten wir ihn „zum Aufgang zwischen Ost und Norden durch Germanien" in diesen Wald. Unterwegs sehen wir, wie er die Versuchung des schönen Gärtnermädchens zur Ehe, des Hufschmieds und des Bauern zu bürgerlichem Wohlstand, des Soldaten zu Ruhm und Ehren, eines schönen, klugen Knaben — wohl eine Personifikation der Dichtkunst — zu eiteln Träumereien überwindet, und schon nahe seinem Ziel erinnert ihn noch einmal ein Findelkind an die Laster der Welt, der er jetzt entsagt.

Mit Begeisterung begrüßt der Dichter (7. Gesang) bei der Ankunft im Walde die Stätte seiner Vorbereitung auf ein neues Leben:

„Sei mir gegrüßt, Natur, du heil'ge, schöne,
In deiner Einsamkeit so hehr und groß!
Sieh, suchend kommt hier einer deiner Söhne
Nach Fried' und Ruh in deinem Arm und Schoß,
Daß hier er, ferne von dem Weltgetöne,
Genieß der Menschenferne lieblich Los,
Daß er durch deinen Vorhof möge steigen
Zum Himmelschor der sel'gen Engelreigen." (I 7 1)

Da umfangen ihn „der Gottesnähe Schauer mehr noch als zu Jerusalem und Rom". Da baut er sich in rüstiger Arbeit seine Einsiedelei, die recht poetisch beschrieben wird; da hängt er in seiner Zelle das Bild des dorngekrönten und gekreuzigten Heilands auf und besingt sein bitteres Leiden in sieben Liedern, eigentlich mehr Betrachtungen, die den 8. Gesang Salve caput cruentatum bilden. Manche dieser Strophen sind wirklich tief empfunden. Andere Betrachtungen in seiner Einsamkeit bieten Nandsen „Die Heiligen" (9. Gesang) und die Erinnerung an die Toten (10. Gesang), wobei er episodenartig seiner Eltern und seines Jugendlebens gedenkt. Sein Glaube siegt über seine Trauer; begeistert ruft er den Abgeschiedenen zu:

„Ihr seid nicht tot! Wenn eure Zeit erfüllet,
Dann weckt euch Gott aus Grabesruh und -nacht
Dann werdet ihr, im Strahlenkleid gehüllet,
Zur Stätte seiner Herrlichkeit gebracht,

Wo seine Hand die Kummerträne stillet
Und aus dem Weinen eitel Freude macht.
Dort strahlt die Sonne seiner Gnad' und Wahrheit.
Durch Todesdunkel gehts zur Himmelsklarheit." (I 10 48)

So lebt der Einsiedler in Arbeit den Garten bestellend und frommer Betrachtung; er hört auf das Lied, das ihm die Erde, das Rauschen des Windes im Wald, das Brausen der Meereswellen vorsingen; die Flüchtigkeit der Zeit, die Jahreszeiten lassen ihn im Wandel der Zeiten (II. Teil, 1. Gesang) den Unwandelbaren finden:

„Ob auch den Sinn des Lenzes Pracht berücket,
Du sei mir Schmuck und Freude, Glanz und Zier,
Der Sommer mit dem Ährenkranz sich schmücket,
Du, Lebensquell, nach dir steht mein Begier.
Ob sonst die Hand im Herbste Früchte pflücket,
Die meine hebe ich hinauf zu dir,
Daß durch des Winters allgemeines Sterben
Du mich zur Freude führest deiner Erben." (II 1 55)

Nachdem der Büßer also zu seiner Sendung sich vorbereitet, erscheint ihm Christus im Traume und erteilt ihm die Weihe (II. T., 2. Ges.). Als Prophet soll er dem Papste eine Botschaft überbringen:

„Dem Fuße schaffe dein Gehorsam Flügel,
Bis der Apostelfürsten heil'gen Ort
Du hast erreicht, die Stadt der sieben Hügel,
Der ew'gen Wahrheit diamantnen Hort.
Was deinem Geist mein Geist dort zugerufen,
Sprich laut und frei es an Sankt Petri Stufen." (II 2 13)

Er macht sich also auf, nachdem seine Zelle und der Wald ringsum beim Baue einer Bahnlinie zerstört wurden, und zieht über die Alpen, deren Schönheit er in ein paar recht guten Stanzen schildert. Wie ihm dabei die Natur das Symbol des Seelenlebens ist, mag die folgende Strophe zeigen:

„Wie doch die Nebel wogen und sich ballen!
Das ist der Stolz in seiner Nichtigkeit,
Wie doch die Bäche sieden, kochen, wallen!
Das ist die Seele in des Lebens Streit.
Das Hüttlein wankt, wenn die Lawinen fallen,
Das ist des Erdenglücks Unsicherheit.
Es blinkt das Edelweiß an Felsenschlüften,
Das ist die Freude an den Totengrüften." (II 2 52)

In Rom angekommen hält er sofort seine Rede vor Sankt Peter (II. T., 3. Ges.).

„Der du vom heil'gen Geiste überkommen
Der Gnad' und Wahrheit ewigen Gehalt,
Der du Sankt Petri Schlüssel übernommen,

Zu binden und zu lösen die Gewalt ...
O Vater sprich den Spruch, den unfehlbaren,
Zu Heil und Segen deiner Christenscharen!" (II 3 1—2)

So redet er ehrfurchtsvoll den Papst an. Was er aber dann als Botschaft Gottes ihm vorträgt, ist im ganzen sehr verwunderlich, wenn auch manches Körnchen Wahrheit in seiner Rede enthalten ist. Die spanische Inquisition, die Bartholomäusnacht, die Bedrängung der Protestanten in Österreich unter Kaiser Ferdinand, die Verurteilung Giordano Brunos und ähnliches kennt er offenbar nur in protestantischer Beleuchtung. Er zieht daraus den Schluß, man dürfe sich nicht fleischlicher Waffen im Kampfe für die Wahrheit bedienen, obschon er anderseits der Kirche die Pflicht zuspricht, falsche Lehren zu verdammen. Man soll nach der Bibel das Unkraut im Weizen wachsen lassen. Dann fordert er den Papst auf, das Bibellesen, und zwar der ganzen Heiligen Schrift, allen Katholiken zur Pflicht zu machen: „Befiehl es, Seelenhirte, deiner Herde!" (II 3, 43.) Dabei eifert er aber auch gegen das bloße Bibelchristentum der Protestanten. Ferner will er, der Papst solle sorgen, daß die katholische Predigt „biblischer" werde, ohne „eitle Wundermären", doch auch formvollendeter. Die Lutheraner predigen besser. Chrysostomus und die großen französischen Prediger werden als Muster vorgestellt. Endlich verlangt er für Schwache, denen die Bürde des Priestertums zu schwer wird, die Erlaubnis in den Laienstand zurücktreten zu dürfen und schließt seine Predigt also:

„Wenn erst die Kirch' der Sakrament und Gnaden
Mehr die des Schriftworts und der Predigt wird,
Den Priestern auf den allzuschmalen Pfaden
Mehr Freiheit gibt der Kirche erster Hirt, ...
Wenn erst der Papst herrscht über *freie* Christen
Kann er getrost zum Sieg der Welt sich rüsten!" (II 3 62)

Was der Papst zu dieser Rede sagt, wird uns nicht verraten, dagegen nimmt sie der römische Pöbel sehr ungnädig auf. Da scharen sich — neun graue Schwestern von Berlin um den „Propheten" und retten ihn in das Refektor ihres römischen Klosters! Und da erfährt er nun, daß, während er weltabgeschieden im Walde am Baltischen Meere weilte, der alte fast hundertjährige Papst gestorben ist (NB. Das Gedicht ist vor dem Tode Leos XIII. geschrieben). Jetzt sitzt ein deutscher Papst auf Petri Stuhl, unterrichtet die Kardinäle in der Bibel, geht offen „im schwarzen, nicht zu langen Priesterrocke" in Rom umher, besucht die Predigten und spendet Lob und Tadel, je nach ihrem Gehalt; anderseits aber verbietet er den Protestanten die Benützung der Archive, empfängt keine Andersgläubigen, auch keine akatholischen Fürsten, und hat soeben König und Minister exkommuniziert! Und während die „Äbtissin", „die Leiterin Matrone", diese wunderbare Märe erzählt, wird der Papst auf Befehl des exkommunizierten Ministers an Petri und Pauli Fest am Altare vom römischen Pöbel überfallen und aus dem Petersdom verjagt.

Unser Prophet eilt an die Seite des Papstes und wohnt dieser „*Vertreibung aus dem Tempel*" (II. T., 5 Ges.) bei. Nach der Rede des

Ministers und dem feierlichen Protest des Vergewaltigten, ergreift der Papst die Monstranz und schreitet durch die tobende Menge aus den Räumen des Domes:

„Den schwarzen Papst seht ihm zur rechten Seiten,
Zu seiner Linken den Propheten gehn,
Und hinter ihm die Kardinäle schreiten" (II 5 55),

und wie die Prozession aller Mönche und treuen Gläubigen aus dem Portale schreitet, da öffnet sich, allen sichtbar, der Himmel,

„Zur Rechten von Maria und zur Linken
Sah'n Pauli Schwert wir, Petri Schlüssel blinken" (II 5 59),

und in der Schar der Seligen erblickt er Buonarotti, den Erbauer der Riesenkuppel, der in heiligem Zorne den Hammer gegen sein Werk schwingt, es zertrümmernd. Ein glücklicher poetischer Griff.

Der Papst flüchtet das heiligste Sakrament in eine Privatwohnung und hält dann eine Rede (Ges. 6), die in dem Satze gipfelt „die Herzen seien unser Königreich!" nachdem aller äußere Prunk ihm genommen ist. Die treue Gemeinde leistet ihrem Hirten einen begeisterten Treuschwur, dann glaubt der Dichter durch den Anschlag seiner Thesen an der ehernen Pforte (Ges. 7) feierlich Stellung gegen alle spezifisch protestantischen Lehren, namentlich die lutherische Rechtfertigungslehre, nehmen zu müssen. Es scheint uns aber, es sei ihm nicht gelungen, diesen spröden Stoff dichterisch zu gestalten. Packender ist der folgende Gesang „Das Eselsfest". Statt mit den Sansculotten der Vernunft göttliche Ehre zu erweisen, beten die Fortschrittschristen als Symbol der Gottheit den Esel an, weil er, wie ihr Gott, sich ohne Sträuben alle Schmach aufbürden läßt. Es ist ein furchtbar derber Hohn auf die Philosophie des Unglaubens, der Esel wird also angeredet (II 8 31 34 f):

„Der du geschaffen hast das Rund der Welten,
Vielleicht dem Werden auch nur zugesehn,
Und thronest in des Himmels goldnen Zelten,
Vielleicht auch nur auf Nirgendheimes Höh'n,
Wenn du nicht bist, so sollst du uns doch gelten
Als Herrscher . . ."
„Du höchster Gegenstand für die Gedanken,
Zwar nicht bestehend, sondern nur Begriff,
Gibst zwar nicht Maß den Dingen, Ziel und Schranken
Doch als tiefsinnig Wort den letzten Schliff . . ."
„Mag sein, du kannst nichts tun und nichts vollbringen,
Dein Leben hängt an unserem Bestand,
Dich als den Ordner von den Erdendingen
Nur das Bedürfnis unseres Geists erfand . . .
Ob wir von dir nichts wissen und nichts kennen,
So wollen wir dich dennoch Vater nennen," usw.

Zu diesem modernen „Glaubensbekenntnis" sagt der Esel „Ja", wird aber endlich ungebärdig und teilt seinen Anbetern Hustritte aus. Endlich öffnet sich

der Boden „wo einst lag Petri heiliges Gebein“ und verschlingt den Esel samt dem zehnten Teil seiner Anbeter.

Die tiefste Verirrung des Menschengeistes ist unserm Dichter aber der Philosoph Nietzsche; ihm und seinem traurigen System widmet er den 9. Gesang des 2. Teiles: Also sprach Zarathustra. Er ist ihm „hirnverletzt von eines Esels Hufen“, „der mit dem hufgetroffenen Gehirn“, weil er „das Tier in uns als Gottheit verehrt“. Aber trotz seines „Gott verhöhnenden Gebelfers“ will er ihn doch vor Gericht verteidigen, weil er nur offen ausgesprochen, was andere denken. Nicht ohne Mitleid schildert er seinen Wahnsinn und Tod.

Als lichter Gegensatz zu der traurigen Verirrung der von der Kirche Abgefallenen strahlt das Schlußbild der kleinen aber treuen Gemeinde in dem letzten Gesange: Das Fest des Lammes. Aus Liebe legen sie ihre Gaben zusammen zum Bau eines neuen St Petersdomes. Umsonst will der Papst zuerst die Summe „nicht Prunk, nur Liebe und Barmherzigkeit“ zuwenden; doch muß er sich dem frommen Drängen der Christenheit fügen, und rasch steigt der herrliche Bau himmelan. In einer Reihe schöner Stanzen wird seine Pracht uns geschildert und mit dem Kirchweihfest kommt der Sang von Licht und Wahrheit zum Abschluß. Er endet mit einem erhabenen Gebete des Papstes also:

„O Herr, den Sünde an das Kreuz gebunden,
Mach uns von Schuld und Macht des Teufels frei!
Um deine Striemen, deine Todeswunden,
Steh' uns im Tode, treu'ster Heiland, bei!
Der du beim Vater Preis und Ruhm gefunden,
Die Herrlichkeit des Himmels uns verleih'
Durch deine Gnade und in deinem Namen!
Und alle Frommen sprechen: Amen! Amen!“

Nur halbbefriedigt wird man das Buch beiseite legen. Trotz mancher schöner Stellen kann man es als Dichtung nicht für ein gelungenes Werk bezeichnen. Es fehlt die poetische Gestaltung; die auftretenden Personen sind wie in Nebel gehüllt und statt zu handeln ermüden sie durch endlose Reden, die leider nur zu oft nichts als mühsam gereimte Prosa sind. Auch wirken manche Plattheiten des Ausdrucks störend. Dennoch wird das Ganze ernste Leser, wenn auch nicht vollkommen befriedigen, so doch durch seine Originalität unterhalten und oft, namentlich wo er der modernen Genußsucht und Afterphilosophie den Spiegel vorhält, ihres Beifalls sicher sein. Fromme Leser werden sich an Nandsens Liebe zum gekreuzigten Heiland erbauen, dem wirklich viele schöne Stanzen gewidmet sind. Lesern dagegen, die nur nach Genuß haschen, ist das Buch nicht zu empfehlen; bei ihnen würde gewiß das Wort in Erfüllung gehen, welches der „Dichter-Minister“ im 2. Gesang unserem „Propheten“, dem „närrischsten der Narren“, sagt:

„Sollst reden, und kein Mensch soll dich verstehen,
Begeistrungsvoll, und sie verspotten dich!“

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Summa theologica. Tom. 5: Tractatus de Deo-Homine. Pars altera. Mariologia-Soteriologia. Auctore L. Janssens O. S. B. 8° (XXXIV u. 1022) Friburgi 1902, Herder. *M* 12.—; geb. *M* 14.80

Auch in diesem Bande mit seinem Reichtume spekulativer Untersuchungen und positiven Materials lehnt sich der bewährte Dogmatiker eng an den hl. Thomas an. Dies hemmt zwar, wie der Verfasser selbst erklärt, in etwa den freien Lauf; es bietet aber Gelegenheit, ein tieferes Verständnis des großen Meisters anzubahnen. Die Behandlung der Geheimnisse des Lebens unseres Herrn und der allerseligsten Jungfrau wird unter der Hand des Verfassers zu einer reichen Quelle für Predigt und Katechese. Hierhin gehören die schönen Diskurse über die göttliche Mutterschaft, über den hl. Joseph, die verschiedenen Namen des Herrn, über die Vorbilder der Gottesmutter usw. Auch eine solide aszetische Selbstbildung hat der Verfasser vor Augen. Ihr dienen nicht bloß eine Reihe herrlicher Stellen aus der Liturgie und den Vätern, sondern auch eigentliche aszetische Zusätze. Die Diskurse über einzelne Lehren des hl. Bonaventura und des hl. Anselmus, des Paschasius Radbertus und Ratramnus bedeuten entschieden eine Vertiefung des Verständnisses für die Theologie des Mittelalters.

Aber auch den Bedürfnissen der Jetztzeit sucht Janssens gerecht zu werden. Die Anhänge: De B. M. V. ortu, dotibus ac nomine, De cantico B. M. V. wie besonders die ganze Abhandlung über die Jungfräulichkeit Mariä zeigt, daß der Verfasser die modernen Erscheinungen nicht aus dem Auge verliert. Wir wünschten, daß die Bezugnahme auf dieselben eine noch mehr kontinuierliche wäre. Dagegen könnten andere Partien gekürzt werden. Fragen, welche keiner soliden Antwort Raum bieten, dürften ruhig ungestellt bleiben (S. 201). Bei den Namen des Herrn hätten wir eine eingehendere Behandlung des Servus Domini und des Filius Hominis freudig begrüßt. An Materialien würde es nicht fehlen. Ebenso wird der Leser beim descensus Christi ad inferos nur ungern eine Darlegung der Stelle 1 Petr 3, 18 vermissen. Möge es dem Verfasser gelingen, das vortreffliche Werk bald zum Abschluß zu bringen.

Minges, Parthenius O. F. M.

I. **Compendium theologiae dogmaticae generalis.** 8° (VIII u. 290) Monachii 1902, Lentner. *M* 4.—

II. **Compendium theologiae dogmaticae specialis,** pars prior. 8° (VIII u. 282) Ebd. 1901. *M* 4.—

III. **Compendium theologiae dogmaticae specialis,** pars posterior. 8° (VIII u. 222) Ebd. 1901. *M* 3.20

Das vorliegende Kompendium erhält einen besondern Wert durch eingehendere Berücksichtigung des hl. Bonaventura und des Duns Scotus. Den letzteren nimmt es gegen die Anschuldigungen der Protestanten in Schutz. Der Verfasser folgt im ganzen, wie der Lehre, so auch der Methode der Scholastik, ohne sich jedoch in Bezug auf letztere sklavisch zu binden. Eine Reihe von dogmenhistorischen Fragen

sind organisch mit den Thesen verknüpft. Die Darstellung ist durchsichtig und klar. Bei den grundlegenden Thesen ist das Schriftargument eingehend dargelegt; bei andern Thesen hätten wir in dieser Beziehung etwas mehr gewünscht. Der Verfasser ist in Darlegung der Streitfragen unter katholischen Schulen sehr irenisch, nur bei der Frage über die Analysis fidei klingt das Urteil über die Ansicht von Mazzella, Pesch und andern etwas hart. Ein Mißverständnis liegt wohl vor, wenn Minges sagt: censent in ipso actu fidei motivum fidei directe et formaliter non ab intellectu sed a voluntate obtineri. — Wenn alle drei Bände das Lob korrekter Doktrin, glaubenswarmer Darstellung, praktischen Sinnes verdienen, so müssen wir doch dem zuletzt erschienenen Bande Theologia generalis eine ganz besondere Anerkennung spenden. Der Verfasser zeigt große Belesenheit im Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft und ebenso in den Kontroversfragen der Lehre über die Kirche, ihre Entstehung, Verfassung und Ausbreitung. Die Sicherheit, mit der Minges die Irrungen Harnacks und anderer aufzeigt, die siegreiche Ruhe, mit der er die Tatsachen reden läßt und die Gegner mit ihren eigenen Waffen schlägt, gibt der Darstellung einen eigenen Reiz.

Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod. Von J. Stufler S. J. kl. 8° (IV u. 430) Innsbruck 1903, Rauch. *M* 4.—

Das Werk nimmt besondere Rücksicht auf die Lehren des Würzburger Gelehrten Dr Hermann Schell. Bei der eminenten Wichtigkeit der Sache war eine solche Monographie sehr erwünscht. Der erste Teil bietet grundlegende Voruntersuchungen über die Verstocktheit der Verdammten; der zweite befaßt sich mit der spekulativen Erklärung des Problems. Hier bringt Stufler einen eigenen Lösungsversuch, der annehmbar erscheint, jedoch der thomistischen Ansicht weniger schroff gegenübersteht, als der Verfasser selbst annimmt. Der dritte, weitaus größte Teil beschäftigt sich mit dem Problem des ewigen Todes bei Schell. Stufler weist nach, daß die früher von Dr Schell geäußerten Ansichten über das Wesen der Todsünde, die Dauer der Höllenstrafen, eine mögliche Apokatastasis der Geister mit der Lehre der Heiligen Schrift, der Väter und den kirchlichen Lehrentscheidungen sich nicht vereinen lassen. In kleineren und nebensächlicheren Fragen scheinen uns mildere Urteile wohl möglich.

La très sainte Eucharistie. Exposition de la foi des douze premiers siècles de l'Église sur le dogme de la présence réelle d'après les écrits des pères. Par Mgr Béguinot, Évêque de Nimes. 8° Tome I (XVI, 544) Tome II (556) Paris 1903, Lethielleux. *Fr.* 12.—

Der heutigen religiösen Unwissenheit gegenüber möchte der Verfasser auf die Quelle des Glaubens hinweisen, der heutigen Scheu gegen das Übernatürliche die Art und Weise gegenüberstellen, in welchen die Väter gerade diese Seite des Christentums betonten. Es werden zu diesem Zweck aus den Sammlungen von Migne, Assemani, Pitra Auszüge aus 191 Schriftstellern von den Evangelien bis zum hl. Franz von Assisi zusammengestellt, denen dann noch die Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Konzils von Trient beigefügt werden. Den Anforderungen der kritischen Geschichtswissenschaft sollte in höherem Grade Rechnung getragen sein.

Die wahre Kirche Christi. Von Dr Andreas Brüll. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Professor Joseph Brüll. 8° (VI u. 46) Freiburg 1903, Herder. 60 *Pf.*

Die Schrift beweist in klarer, durchsichtiger Sprache aus dem Ursprung, aus den Eigenschaften und aus der Lehre der römisch-katholischen Kirche, daß diese die wahre Kirche Christi sein muß. Ein Hauptvorzug derselben neben der Klarheit ihrer Form und der Wärme der Darstellung ist die Benutzung neuester Werke, wie Grisars Geschichte Roms und der Päpste, und die Berücksichtigung neuester Tagesereignisse. Auch dem Laien ist das Büchlein nur zu empfehlen.

Grundlinien idealer Weltanschauung. Aus Otto Willmanns „Geschichte des Idealismus" und seiner „Didaktik" zusammengestellt von Professor Dr J. B. Seidenberger. 8° (VIII u. 300) Braunschweig 1902, Vieweg. *M* 3.—; geb. *M* 3.80

Die beiden Hauptwerke Willmanns, in diesen Blättern wiederholt gewürdigt, gehören zweifellos zu dem Bedeutendsten und Erhebendsten, was die noch christliche Literatur Deutschlands in den letzten 50 Jahren zu verzeichnen hatte. Der Umfang dieser Werke und die Anforderungen, die sie an den Geist des Lesers stellen, mußten den Kreis derer, die aus denselben Nutzen schöpfen konnten, notwendig einschränken. Es war daher ein sehr berechtigtes Unternehmen, das Wertvollste in einem kürzeren Auszuge zusammenzudrängen. Die eigenartig formschöne Darstellung ist dabei möglichst gewahrt; die sprudelnde Fülle von Wissen und Ideen hat keinen Eintrag erlitten. Auf 111 Seiten entrollt sich an den großen Erscheinungen der Vorzeit die Geschichte des Idealismus; zwei folgende Abteilungen beleuchten im Lichte der idealen Weltanschauung das dreifache Gebiet, das ihr offen liegt: Glaube, Forschung, Leben. In einer Zeit, da edler strebenden Geistern oft jede Orientierung im Bereiche der Philosophie unheilvoll abgeht und schmerzlich vermißt wird, empfiehlt sich von selbst ein solches Lehrbuch echter Weltweisheit.

Le culte des Saints dans l'Afrique chrétienne d'après les inscriptions et les monuments figurés par Dr Gaston Rabeau, Prêtre de l'Oratoire. 8° (84) Paris 1903, Fontemoing.

In den ehemals so volkreichen, heute wüst liegenden Provinzen Nordafrikas hat man etwa 300 altchristliche Basiliken mit Altarresten und Inschriften auf Heilige oder Reliquien aufgefunden. Die vorliegende Schrift stellt alle diese Funde nach Kategorien zusammen. Am meisten verehrt waren in Afrika die römischen Heiligen, die Märtyrer der Heimat genossen meist nur einen lokalen Kult. Die Anrufung der Heiligen ist auch auf afrikanischem Boden bezeugt (S. 25); nicht ganz wenige Inschriften reden von den Reliquien des Kreuzes Christi. Viele Märtyrer, von deren Verehrung die Inschriften reden, sind später völlig vergessen worden und heute gänzlich unbekannt. Noch in einer andern Beziehung beweisen die Inschriften die Lückenhaftigkeit unserer geschichtlichen Quellen: die hll. Cyprian und Stephanus, deren Kult in Afrika so verbreitet war, sind auf den Inschriften nur je einmal genannt.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret. Époque Moderne. Tome troisième: XVIIe siècle. Phases historiques. 8° (VI u. 520) Paris 1904, Picard. *Fr.* 7.50

Im engen Anschluß an das vorhandene, zum Teil ungedruckte Aktenmaterial verzeichnet vorliegender Band die wichtigeren Vorkommnisse im Leben der berühmten

Fakultät während des 17. Jahrhunderts. Da verketten sich ineinander die Kämpfe des Jansenismus und des Gallikanismus, des Cartesianismus und des Quietismus, in welche alle die Fakultät verwickelt wurde. Der Streit über die Unfehlbarkeit des Papstes füllt das ganze Jahrhundert, und die Adoptierung der Deklaration des Klerus von 1682 ist nur der Schlußstein einer langen Entwicklung. Mit Entschlossenheit verteidigt die Fakultät den Aristoteles und die Lehre über Materie und Form gegen mutwillige Angriffe der Neologen, fast leidenschaftlich gebärdet sie sich in der Verurteilung von du Boulays dreibändiger Geschichte der Universität Paris. Den für die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit eifernden Brachet de la Milletière zensuriert sie wegen seiner unpraktikablen Vorschläge, den Dominikaner Rigal, weil er molinistisch klingende Sätze verficht, einen Theatiner, weil er theologische Anschauungen in allzu verschwommene und hochtönende Phrasen kleidet usw. Die Hauptkosten des Bandes müssen aber die Jesuiten tragen, gegen welche als Rivalen die Universität von ihrem ersten Erscheinen an den Kampf auf Leben und Tod eröffnet hatte. Hier macht es sich recht fühlbar, daß der Darstellung ausschließlich Berichte der einen Seite zu Grunde liegen. Auch bei durchaus loyaler Gesinnung des Verfassers und zweifellos authentischen Aktenstücken bleibt die Einseitigkeit nicht zu vermeiden. Mit vollem Rechte sind mehrere Schriften, welche Jesuiten zu Verfassern hatten, durch die Fakultät zensuriert worden, allein auch diese Schriften und die ihnen zu teil gewordenen Zensuren müssen im Lichte der geschichtlichen Entwicklung, nach dem derzeitigen Stande der Disziplin, welcher sie angehören, wie im Zusammenhang mit den übrigen, die Zeit bewegenden Fragen gewürdigt werden. Auch manche der allgemeinen Erwägungen des wohlmeinenden Verfassers (z. B. S. 342 u. 382) geben einer Einsprache Raum. Die klägliche Rolle, wie anscheinend in den Akten der Fakultät, haben tatsächlich die Jesuiten im damaligen Frankreich nicht gespielt. Beachtung verdient die Äußerung des Kardinals Richelieu (S. 147) über das Schulmonopol. Für die früheren Bände des groß angelegten Werkes vgl. diese Zeitschrift LVIII 223; LX 452; je weiter es voranschreitet, desto mehr gewinnt es an Schätzbarkeit und Brauchbarkeit.

Die pfarramtlichen Aufzeichnungen (Liber consuetudinum) **des Florentius Diel zu St Christoph in Mainz** (1491—1518). Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Dr Franz Falk. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. IV. Bd, 3. Heft.] 8° (VIII u. 66) Freiburg 1904, Herder. *M* 1.40

So gering der Umfang, so groß ist die Bedeutsamkeit dieser neuen Veröffentlichung des vielverdienten Historikers. Die Aufzeichnungen eines braven Mainzer Pfarrers, teils zum Zweck der regelmäßigen sonntäglichen Ankündigungen, teils zu nützlichen Anhaltspunkten für den Seelsorger selbst, gewähren tiefen Einblick in die Art der Pfarrseelsorge und des kirchlichen Lebens im Volke während der letzten Jahrzehnte, welche den Reformwirren vorausgingen. Nicht nur Gemeindegottesdienst und Kirchenjahr, Machtbereich des Pfarrers und Vergünstigungen des Ordensklerus, sondern die ganze kirchliche Praxis in Buße und Beicht, Ablaß und Abgabe, Eucharistie und Predigt spiegelt sich hier mit lebenstreuer Unmittelbarkeit. Um das hochinteressante Schriftstück auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist die deutsche Übersetzung vorangestellt worden. Daß aber nicht, wenigstens im lateinischen Text, auch der zweite, liturgische Teil zur vollständigen Mitteilung kam, ist sehr zu

beklagen. Zuweilen, wie S. 20 u. 32, ist die Übersetzung nicht ganz glücklich. Stellen, wie die über die hl. Eucharistie S. 15 aus der verschrieensten Zeit der „Veräußerlichung" und „Verderbtheit" der Kirche, sind eine wahre Erquickung.

Braunau und der dreißigjährige Krieg. Geschichtliche Studie von Laur. Wintera. Gymnasialprogramm 1903. gr. 8° (88) Braunau 1903.

Bereits in seiner „Geschichte der protestantischen Bewegung in Braunau" (Prag 1894) hat der Verfasser den historischen Irrtum richtig gestellt, welcher die Schließung der protestantischen Kirche in Braunau durch den dortigen Abt an die Spitze der Verwicklungen stellt, die zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges geführt haben. Mit verstärkten Waffen tritt er hier abermals der noch immer allgemein verbreiteten Annahme entgegen, entrollt aber zugleich von den Schicksalen Braunaus während des Krieges ein Bild, mehr als alles andere geeignet, jene grauenhafte Heimsuchung des Vaterlandes richtig ermessen zu lehren. Die Schrift ist inhaltsschwerer, als ihr Umfang erwarten läßt; man möchte sagen: wer sie nicht gelesen, weiß nicht ganz, was der Dreißigjährige Krieg gewesen ist. Des Verfassers Einseitigkeit für Wallenstein ist harmlos und leicht verzeihlich.

Der Kurfürstentag zu Mühlhausen 18. Okt. bis 12. Nov. 1627. Von Dr Karl Breuer. 8° (122) Bonn 1904, Universitäts-Buchdruckerei.

Derartige Spezialuntersuchungen über wichtige Kreuzungspunkte im Verlauf großer geschichtlicher Verwicklungen sind stets lohnend, um so mehr, wenn, wie es hier der Fall, neue archivalische Quellen zur Verwertung kommen. Bemerkenswert dürfte der Antrag der vereinigten Kurfürsten sein (10. Nov. 1627), Tilly in Anerkennung seiner Verdienste in den Fürstenstand zu erheben. Ein entscheidender Einfluß wird dem Tage zuerkannt in Bezug auf die bayrische Kurwürde wie den Erlaß des Restitutionsediktes. Im übrigen waren nach dem späteren Worte eines Teilnehmers „alle Räusch' umsonsten getrunken". Wie in einer Schrift über diese Periode des Dreißigjährigen Krieges, welche sich doch mit älteren Werken wie Gindely, Hurter, Opel fortwährend auseinandersetzt, das viel bedeutendere von Onno Klopp völlig ignoriert werden durfte, ist schwer erklärlich.

Wohnungs- und Besitzverhältnisse der einzelnen Bevölkerungsklassen im Kölner Kirchspiel St Kolumba vom 13. bis 16. Jahrhundert. Von Dr Jos. Greving, Privatdozent an der Universität Bonn. [Sonderabdruck aus Annalen des Hist. Vereins f. d. Niederrhein LXXVIII.] 8° (80) Bonn 1904, Hanstein.

Die hübsche, mit vielen trefflichen Tabellen erläuterte Untersuchung bildet die Fortsetzung einer früheren über „die Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln" (1900), welche in diesen Blättern LX 588 die verdiente Anerkennung gefunden hat. Den damals zum Teil schon ausgebeuteten Listen ist hier eine Reihe neuer Momente abgewonnen worden; auch noch andere ergiebige Archivalien, wie die Herdsteuerliste von 1582, das Verzeichnis der gottesdienstlichen Lokale, gefertigt vom Pfarrer Peter Hausmann 1691, und die Kommunikantenliste von 1716, sind recht glücklich herangezogen. Die Zusammenstellungen über die Bauart der Häuser, über die Hauszeichen, die Niederlassung von Fremden, die Hauskapellen, das Verhältnis der verschiedenen Berufsarten, unter welchen die der Metallarbeiter (Schwertfeger, Harnischmacher usw.) es allen andern weit zuvortun, könnten die

Wißbegierde auch weiterer Kreise reizen. Im ganzen zeigt die Schrift wieder, wie viel Gewinn aus den schlichtesten archivalischen Beständen gezogen werden kann, wenn zu ihrer Bearbeitung liebevolle Hingabe mit wissenschaftlicher Einsicht sich verbindet.

Three-Quarters of a Century (1807 to 1882). Vol. III: Forty years in the United States of America. By the late Rev. Augustus J. Thébaud S. J. 8° (360) New York 1904, published by the United States Catholic Historical Society.

Diese Aufzeichnungen eines scharf beobachtenden, kenntnisreichen französischen Priesters, der von 1838 bis 1885 unablässig in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten gewirkt und an dem wunderbaren Aufschwung der katholischen Kirche daselbst den lebendigsten Anteil genommen hat, bieten für den katholischen Amerikaner außerordentlichen Reiz und reiche Belehrung nach vielen Seiten hin. Manches ist auch für den ferner Stehenden der größten Beachtung wert, so die Darstellung des amerikanischen Sklavenwesens vor dem Sezessionskriege, die Erfahrungen mit der Negerbevölkerung, die wohlwollende Würdigung der deutschen Einwanderung, der Eigenschaften und Verdienste der zugewanderten deutschen Katholiken, die außerordentlichen Schwierigkeiten für das wissenschaftliche Emporkommen der höheren katholischen Schulen u. dgl. Auch über mehrere der hervorragendsten Bischöfe finden sich wertvolle Urteile oder Mitteilungen. Der Verfasser hat einen eigenen Blick, überall das Gute herauszufinden, und findet Freude daran, es anzuerkennen. Er ist mit Leib und Seele Amerikaner, doch dabei zu gediegen katholisch, um von amerikanischen Abirrungen auch nur den leisesten Anflug bemerkbar werden zu lassen. Der trefflich geleiteten United States Catholic Historical Society macht es Ehre, daß sie diesem Teile der Aufzeichnungen Thébauds zur Veröffentlichung verholfen hat, der für die Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten die Bedeutung einer sehr schätzenswerten Quellenschrift für immer behaupten wird. Der Umstand, daß die gegenwärtige Publikation ausdrücklich als „dritter Band" bezeichnet wird, erscheint als eine Art Versprechen, daß auch die vorausgehenden Teile, Thébauds Erinnerungen an Frankreich und Rom, dem Publikum geschenkt werden sollen.

Klare Köpfe. Charakterzeichnungen deutscher Protestanten, die katholisch geworden sind. Skizziert von Friedrich Beeß. kl. 8° Heft 1—13. Aachen 1902—1903, Schmidt. Jedes Heft 40 S. Einzeln 25 *Pf.*; Subskriptionspreis 20 *Pf.*

Die hier gebotenen Konvertitenbilder sind kurze Auszüge aus den größeren Werken von Räß und Rosenthal. Jedes Bändchen enthält zehn Charakterbilder, die ganze Sammlung soll deren 300 umfassen. Die „Konvertiten" von Räß und die „Konvertitenbilder" von Rosenthal verdienen es in der Tat, in der kürzeren Form von Skizzen in die weitesten Kreise getragen zu werden. Sie sind auch eine Apologie der Kirche, und zwar eine ebenso leicht faßliche wie packende. Klar und ruhig denkende, ehrenhafte Protestanten, welche nach reiflicher Überlegung und meist unter Überwindung großer Hindernisse und manchen Opfern die Konfession, in der sie groß geworden waren, verließen, um zur katholischen Kirche zurückzukehren, weil sie eben diese als die wahre erkannt hatten, sind unzweifelhaft lebendige Beweise für deren Göttlichkeit, Wert und Wahrheit.

Ein kleines Schriftchen von demselben Verfasser: **Fixsterne.** Untrüglicher Wegweiser für Katholiken und Protestanten (kl. 8° [111] Aachen 1902, Schmidt. 60 *Pf.*), bietet eine Zusammenstellung der katholischen Glaubenswahrheiten an der Hand des apostolischen Glaubensbekenntnisses nebst kurzer Begründung aus der Heiligen Schrift und eine Reihe von Aussprüchen hervorragender Protestanten über die katholische Kirche und deren Einrichtungen. — Ein im gleichen Verlage erschienenes Büchlein von A. Wettstein, Pfarrer: **Zurück zur katholischen Kirche?** (kl. 8° [118] 1903. 75 *Pf.*) behandelt in solider, ansprechender Weise die Kontroverslehren. Es kann Konvertiten als Lektüre sowie beim Konvertitenunterricht als Unterlage empfohlen werden.

La Mission de M. de Forbin-Janson ... auprès du Grand Duc et de la Grande Duchesse de Toscane. Mars—Mai 1673. Récit d'un témoin. Par C. Douais, évêque de Beauvais. 8° (VIII et 204) Paris 1904, Picard.

Margarete von Valois, zweite Tochter von Ludwigs XIII. bekanntem Bruder Gaston, war nach Mazarins Staatsweisheit 1660 als 15jährige mit dem Erbprinzen von Toskana vermählt worden, und alle äußeren Verhältnisse wie die natürlichen Gaben der beiden Gatten schienen Glück zu verheißen. Allein ärgerlich, nicht eine Königin geworden zu sein, und verdrossen über die vom Pariser Hofe durchaus verschiedenen Gebräuche in Florenz, verlegte sich die Prinzessin darauf, durch Unarten, Bosheiten und Launen ihrem braven Gatten zum grausamsten Quälgeist, für den ganzen Hof zum bösen Kobold zu werden, schlimmer noch als später Mlle de Montpensier, die Tochter des Regenten (gerade in Margaretes Todesjahr 1721 mit dem Prinzen von Asturien vermählt), für den Hof von Madrid. Nach 12jähriger Ehe, in welcher sie Cosimo III. drei Kinder geschenkt hatte, entfernte sie sich unter dem Vorwande eines Ausflugs dauernd von ihrem Gatten, und um dessen bekannte Gewissensängstlichkeit zu foltern behauptete sie jetzt die Ungültigkeit ihrer Ehe wegen Mangels an Einwilligung. Ihr Vetter Ludwig XIV. stand eben auf der Höhe der Macht, und mit Rücksicht auf ihn legte der Hof von Florenz heldenmütige Geduld und Mäßigung gegen das böse Weib an den Tag. Der König schickte einen seiner gewiegtesten Diplomaten, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Von dem vertraulichen Berichte eines Beteiligten über diese völlig gescheiterte Mission ist die zweite Hälfte, nur in einer einzigen Handschrift erhalten, in den Privatbesitz des gelehrten Bischofs von Beauvais gekommen, der hier den ganzen Bericht und eine Anzahl damit zusammenhängender Schriftstücke aus verschiedenen Archiven verwertet, um zu der von Rodocanachi 1902 veröffentlichten Biographie der Prinzessin eine Ergänzung zu bieten. Die 43 beigegebenen Briefe enthalten auch sonst Bemerkenswertes.

Hagiographischer Jahresbericht für die Jahre 1901 u. 1902. Zusammenstellung aller im Jahre 1901/1902 in deutscher Sprache erschienenen Werke, Übersetzungen und Artikel über Heilige, Selige und Ehrwürdige. Im Verein mit mehreren Freunden der Hagiologie herausgegeben von L. Helmling O. S. B. 8° (VIII u. 204) Kempten 1903, Kösel. *M* 3.—

Eine erfreuliche Weiterentwicklung des Unternehmens seit dem Erscheinen des Jahresberichtes für 1900 (vgl. diese Zeitschr. LXI 559) ist unverkennbar. Die zur Verzeichnung kommenden Arbeiten, löblicherweise diesmal numeriert, sind

beträchtlich zahlreicher, und bei der Mehrzahl der Besprechungen, soweit sie wirklich hagiologische Leistungen betreffen, kann man sagen „kurz und gut". Im allgemeinen soll nicht nur die Kritiklosigkeit, sondern auch die achtungs- und schonungslose Hyperkritik bekämpft werden. Auch die direkt auf das Praktische abzielenden hagiographischen Darstellungen finden, sofern sie nicht zu sehr auf Abwege geraten sind, entsprechende Würdigung. Protestantische Arbeiten sind zahlreich besprochen, stets mit jener Rücksicht, welche die Gebräuche der Gastfreundschaft fremden Gästen zugestehen. Dem Verzeichnis der besprochenen Arbeiten, das nicht gerade zum Vorteil in 4 Abteilungen (weil getrennt für 1901 und 1902) auseinanderfällt, geht eine Abteilung voraus, welche prinzipiellen Erörterungen vorbehalten ist, und eine andere mit „Abhandlungen und Untersuchungen über einzelne Heilige". In letzteren ist von Dr B. Sepp recht Brauchbares niedergelegt. Das ganze Unternehmen bietet neben anderem Nutzen jedenfalls das Gute, daß es auf manche wertvolle Erscheinungen und Resultate aufmerksam macht, die sonst, in kleinen Splittern durch die ganze Literatur hin zerstreut, leicht dem Blicke sich entziehen.

Sancti Antonii de Padua Vitae duae, quarum altera hucusque inedita. Edidit, notis et commentario illustravit Léon de Kerval. 8° (XIV et 314) Paris 1904, Fischbacher. *Fr.* 10.—

Nachdem Abbé Lepitre 1901 (St. Antoine de Padoue, vgl. diese Zeitschr. LXI 332) die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt hatte, wie sehr in der unermeßlichen Antoniusliteratur die Kenntnis und richtige Bewertung der Quellen in Abstand gekommen sei, war es ein großer Dienst der Wissenschaft wie auch der frommen Antoniusverehrung erwiesen, daß diese Quellen selbst, kritisch genau bearbeitet, allgemein zugänglich gemacht wurden, wie es hier in zweckdienlichster Weise geschieht. Den Band eröffnet die legenda prima, wahrscheinlich 1232 verfaßt, die allen, auch den ältesten Darstellungen zu Grunde liegt, von der aber eine kritisch genügende Ausgabe fast unzugänglich war. Eine spätere legenda „Benignitas", um 1316 von einem Minoriten zu Padua hergestellt, bringt zu dieser legenda prima mannigfache Ergänzungen, welch' letztere, rein mechanisch ausgehoben und zusammengestellt, in einem Manuskripte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erhalten sind. Die ganze legenda „Benignitas", wie es scheint, in etwas erweiterter Form, hat noch Surius vorgelegen, der sie in seinen Lebensgeschichten der Heiligen frei überarbeitete. Nach sachgemäßer Würdigung und diplomatisch genauer Mitteilung dieses wichtigen Fundes folgt an dritter Stelle eine kritische Zusammenstellung und Abschätzung der sämtlichen Quellenschriften zum Leben des hl. Antonius, d. h. der ganzen älteren Literatur bis zum 15. Jahrhundert. Die berechtigte Freude über die gediegene Leistung wäre, wenn nicht größer, doch gewiß ungetrübter gewesen ohne die zahlreichen oft scharfen Seitenhiebe, die nicht notwendig waren und die nur das Gegenteil des etwa bezweckten Nutzens bewirken können.

Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von Kapitän O. Sverdrup. Mit 225 Abbildungen, darunter 69 Separatbilder und 9 Karten. 2 Bände. 8° (XII u. 576 und X u. 542) Leipzig 1903, Brockhaus. Geb. *M* 20.—

Vorliegendes Werk schildert die zweite Nordpolfahrt des durch Nansen so berühmt gewordenen „Fram". Die Leitung der vierjährigen Forschungsreise übernahm diesmal Nansens einstiger Gefährte Sverdrup. So grimmig und energisch

der Kapitän auf dem Titelbilde dreinschaut, so humorvoll und anschaulich weiß er zu erzählen. An kühnen und oft aufregenden Abenteuern und Kämpfen ist kein Mangel. Das Werk liest sich wie ein Stück alter Wikingerfahrten in moderner Umgestaltung. Man lernt aus demselben aber auch den eigenartigen Reiz verstehen, den diese Nordlandsfahrten auf kühne, eiserne Männerseelen auszuüben im stande sind, und die reichen Ergebnisse für die Kartographie unseres Erdballs, die Aufschlüsse über die meteorologischen, geologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse dieser einsamen mächtigen Inselgruppen nordwestlich von Grönland lassen den Aufwand von Kosten und Mühen, die gerade Schweden und Norwegen an die Polarforschung gesetzt, durchaus gerechtfertigt erscheinen. Die treffliche Ausstattung ist die bekannte aller Brockhausschen Publikationen. Es ist das unbestreitbare Verdienst der Leipziger Weltfirma, der Reihe nach die wichtigsten und bedeutungsvollsten Entdeckungs- und Forschungsreisen der Neuzeit dem deutschen Publikum rasch und in musterhafter Form vermittelt zu haben, und „Neues Land" stellt sich den hochinteressanten Vorgängern würdig an die Seite.

Geschichte der Nationalökonomik in vier Monographien über Colbert, Turgot, Smith, Marx nebst einer philosophischen Systematik der Nationalökonomie. I. Merkantilismus von Colbert. Von Franz August Schweizer. 8° (VIII u. 64) Ravensburg 1903, Dorn (Alber). *M* 1.35

Eine fleißige und belehrende, auf Quellenstudium beruhende Monographie. Der Colbertismus erscheint hier zwar vor allem als ein wirtschaftspolitisches System, beherrscht durch den einheitlichen nationalwirtschaftlichen Gedanken in der speziellen Ausgestaltung jener Zeit: Reichtum der Nation im Dienste des Königs! Die absolutistische Staatsidee beeinflußt natürlich die Wahl der Mittel zur Erreichung der wirtschaftspolitischen Ziele. Im allgemeinen kann der Colbertismus als die bessere Form des Merkantilismus gelten. Spekulativ veranlagte Leser werden mit Interesse die allgemeinere nationalökonomische Auffassung des Verfassers, die nicht nur Geist, sondern auch tieferes Verständnis bekundet, zur Kenntnis nehmen und dabei, in der Voraussetzung einer teilweise notwendigen Klärung der Ideen und des Ausdrucks, mannigfache Anregung und Belehrung empfangen können.

Die ersten Elemente der Wirtschaftslehre. Nach der neunten Auflage der Primi Elementi di Economia Sociale von Dr Luigi Cossa, bearbeitet von Dr Ed. Moormeister. Vierte, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr Karl Görres. 12° (VI u. 182) Freiburg 1903, Herder. *M* 1.70; geb. *M* 2.10

Die Stellung Cossas in der Wissenschaft und die Vorzüge seiner bei aller Kürze des Ausdrucks allseitigen „Elemente der Wirtschaftslehre" sind bekannt. Hier handelt es sich nicht nur um eine Übersetzung, sondern um eine Bearbeitung, die namentlich in ihrer neuesten Fassung die deutsche Gesetzgebung ausgiebig berücksichtigt. Eine trefflich gegliederte Bibliographie am Schlusse des ausgezeichneten Buches erhöht nicht wenig dessen Wert.

Annuaire-Almanach. De l'Action populaire. Guide social 1904. Administration de l'Action populaire. 8° (XXXII et 384) Lille-Paris, Lecoffre; Lyon-Paris, 1904, E. Vitte. *Fr.* 1.50

Wer bei den vielen trüben Nachrichten, die in letzter Zeit aus Frankreich kommen, sich versucht fühlt, Gegenwart und Zukunft des unglücklichen Landes als

eine in jeder Hinsicht trostlose aufzufassen, der wird sein Urteil doch einigermaßen berichtigen müssen, wenn er hier das Gesamtbild jenes echt sozialen Strebens überblickt, wie es gerade in den treu katholischen Kreisen mehr und mehr zur Geltung gelangt. Im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit sei es offen gesagt: alle Achtung vor jenen durch Geist, Gesinnung, Betätigung hervorragenden Männern, die hier ihre Grundsätze, aber auch, was in reicher Fülle, auf dem Gebiete der Organisation, im großen und im kleinen geleistet wurde, dem Leser vorführen. Da ist nicht nur die Rede von christlicher Nächstenliebe, von Patronage, von der der Verchristlichung der einzelnen Gesellschaftsglieder. Nein, jene Männer (de Mun, Goyau, de Seilhac, Veuillot, Blondel usw.) scharen sich um das Banner der sozialen Gerechtigkeit, fordern eine Besserung der gesellschaftlichen, innerstaatlichen Verhältnisse, indem sie ganz richtig von der Voraussetzung ausgehen, daß in einem schlechten sozialen Milieu das Christentum der Massen der Bevölkerung nur Schaden leiden kann.

Der dreißigjährige Petroleumkrieg. Eine handelswissenschaftliche Studie, mit einer Weltkarte der Petroleumsproduktionsgebiete und einer Karte der Petroleumfelder Rumäniens. Von Dr Freiherr Osw. v. Brackel und Josef Leis. 8° (XVI u. 464) Berlin 1903, Guttentag. *M* 7.—; geb. *M* 8.—

Das Werk bietet nicht nur interessante Aufschlüsse über die Petroleumsproduktion im allgemeinen und die rumänische Produktion insbesondere, sondern darf auch als eine beachtenswerte handelspolitische Studie bezeichnet werden, insofern es den Schutz des deutschen Konsums gegen die mächtige Monopolistengruppe der Standard Oil Company zum Gegenstande seiner Untersuchung macht.

La Terre et l'Atelier: Jardins ouvriers. Par M. Louis Rivière. [Bibliothèque d'Économie sociale.] 12° (VIII u. 220) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 2.—

L'Enfance coupable. Par M. Henri Joly. [Bibliothèque d'Économie sociale.] 12° (223) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 2.—

Beide Schriften verdienen Beachtung auch in Deutschland. Die erstere behandelt verschiedene Mittel und Wege, wie namentlich in den Städten die Möglichkeit, ein kleines Grundstück, einen Garten zu erlangen, der Arbeiterbevölkerung geboten werden kann und teilweise schon geboten wird. In der zweiten beschäftigt sich der Verfasser auf Grund reicher Erfahrung mit den Maßregeln der Hilfe und Vorbeugung gegenüber den Gefahren, welchen heute die Jugend der ärmeren Klassen insbesondere ausgesetzt ist.

La Coopération. Par M. P. Hubert-Valleroux. [Bibliothèque d'Economie sociale.] 12° (228) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 2.—

In wenigen Schriften, die sich mit dem Genossenschaftswesen beschäftigen, ist ein so umfassendes Material auf kleinem Raume zusammengestellt, die geschichtliche Entwicklung der Coopération zugleich so klar, lebendig, umfassend geschildert, wie hier. Selbstverständlich berücksichtigt der Verfasser vor allem Frankreich und Belgien, daneben werden aber auch über England, Deutschland, die Schweiz Mitteilungen gemacht.

L'Art à Toulouse. Matériaux pour servir à son histoire du XVe au XVIIIe siècle. Par C. Douais, évêque de Beauvais. 8° (214) Paris 1904, Picard.

Aus den Archivbeständen einstiger Toulouser Notariate werden 96 Kontrakte aus der Zeit von 1452 bis 1725 über Anfertigung von Kunstgegenständen oder Ausführung künstlerischer Aufträge in lateinischem, französischem oder romanischem Wortlaut mitgeteilt, jedesmal unter Voranstellung der kurzen Inhaltsangabe. Da die bestellten Kunstwerke meist bis in die Einzelheiten beschrieben sind und die Verträge zum großen Teil noch dem 15. und 16. Jahrhundert angehören, so versteht sich der Wert von selbst. Die ersten 80 Seiten sind der kirchlichen Kunst gewidmet und bringen Abmachungen über Paramente und Kirchengefäße, Glocken und Orgel, Kirchenbau und Gemälde u. dgl. Die Anfertigung eines Taufbrunnens (S. 154) und das mit Skulpturen verzierte Portal des Inquisitionsgebäudes (S. 140) hätten wohl auch hierher gehört. Der zweite der Profankunst vorbehaltene Teil berichtet über den Bau von Brücken und Sänften, die Marmortransporte für den König (Heinrich II.), den Abbruch alter Bauwerke, besonders aber über die Arbeiten für die Wohnungen vornehmer Herrschaften, u. a. für das erzbischöfliche Palais. Wie im ersten Teil der Bau einzelner Kirchen zu kleinen Exkursen über den Verlauf der Baugeschichte Anlaß bot, so werden im zweiten Teil die Herrschaftshäuser der Vornehmen der Anstoß für recht anziehende und lohnende familiengeschichtliche Studien. Richtig mahnt der um die wissenschaftliche Forschung hochverdiente Verfasser, daß zu weiterreichenden und endgültigen Urteilen die Zahl der hier gegebenen Dokumente noch nicht ausreiche.

Das Taubensymbol des Hl. Geistes (Bewegungsdarstellung, Stilisierung, Bildtemperament). Von Walter Stengel. Mit 100 Abbildungen. 8° (32) Straßburg 1904, Heitz. *M* 2.50

Wie das Studium kleiner Einzelheiten auch in der Kunstgeschichte oft ungeahnte Belehrung bringt, beweist diese eingehende Untersuchung über die Art, wie die Taube des Heiligen Geistes besonders in Bildern der Verkündigung, der Taufe und des Pfingstfestes, sowie in Darstellungen der heiligsten Dreifaltigkeit und Gregor d. Gr. von den Künstlern gebildet wurde. Man kann die Entwicklung, welche die bildliche Wiedergabe eines abwärts fliegenden und eines aufrecht in der Luft schwebenden Vogels im Verlaufe der Kunst durchgemacht hat, der Geschichte einer Blume vergleichen. In den ältesten christlichen Bildern scheinen die Flügel der abwärts fliegenden Taube ausgebreiteter gewesen zu sein, wie am Schlusse des Tages die Blume ganz entfaltet ist. Am Abend schließt sich die Blüte, sie bleibt während der Nacht geschlossen. So sind im Mittelalter die Flügel der Taube wie gebunden, zur Hälfte eingezogen, einer Knospe gleich, die mit dem Beginn der neuen Zeit aufblüht und sich entfaltet. In der Mittagsschwüle verflattert die Blume. Das Gefieder der Taube, das bis ins 16. Jahrhundert meist zu einer einheitlichen Fläche zusammengebunden war, wird häufig von den Vertretern des Barock an den Spitzen auseinandergezerrt. Die Eigentümlichkeiten seiner Zeit beherrschen den Maler selbst in der Darstellung der Nebensachen. Seine Werke sind Bilder seines von der Umgebung stark beeinflußten Geistes. Der Verfasser vollendet hoffentlich noch manche Arbeiten solcher Art, welche durch ihre in die Einzelheiten eindringende Beobachtung neue Einblicke in die Entwicklung der Kunst eröffnen.

Der liturgische Choral. Von Dr Benediktus Sauter O. S. B., Abt von Emaus in Prag, herausgegeben von seinen Mönchen. 8° (86) Freiburg 1903, Herder. Brosch. *M* 1.—; geb. *M* 1.50

Das Werkchen will nicht über die technische Seite des Choralgesanges und seine rein künstlerische Ausführung sprechen, sondern „jenes geistige, innerliche, übernatürliche Moment in Erwägung ziehen, das dem Choral seine wahre Bedeutung, Würde und Weihe verleiht und ihm das Anrecht gibt, nicht etwa bloß Kirchengesang zu sein, sondern so recht eigentlich ‚der Gesang der Kirche' zu heißen, ja selbst einen integrierenden Teil der Opferhandlung zu bilden". Die Schrift ist recht geeignet, das Verständnis und die Wertschätzung des Chorals zu fördern.

Die Wahrheit in der gregorianischen Frage. Choral nach den Handschriften und den Schriftstellern. Von G. Gietmann S. J. kl. 8° (76) Paderborn 1904, Schöningh. 80 *Pf.*

Die Schrift ist veranlaßt durch die Arbeit des Seckauer Benediktiners P. Virell: „Der gregorianische Gesang" und eine Entgegnung auf darin gemachte Aufstellungen. Es sind zwei Hauptfragen, die in ihr zur Behandlung kommen. Stimmt der Rhythmus, wie ihn die Schule von Solesmes lehrt, der sog. freie oder oratorische Rhythmus, zu den Zeugnissen der älteren, mittelalterlichen Musikschriftsteller und zu den Zeichen der Handschriften, und gibt es stichhaltige Gründe, für die mündliche und schriftliche Überlieferung des ältesten Choralgesanges die Treue und Beharrlichkeit anzunehmen, welche man ihr wohl zuschreiben möchte? Der Verfasser verneint das eine wie das andere. Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn er gleich eingangs die beiden strittigen Hauptpunkte genau fixiert und einer eingehenden Erläuterung unterzogen hätte, da solches das Verständnis der Untersuchung nicht unwesentlich erleichtert hätte. Aber auch so bildet die Schrift mit ihren ruhigen, sachlichen Erörterungen einen wertvollen Beitrag zum Studium des altehrwürdigen Chorals und eine willkommene Ergänzung zu den Ausführungen, die der Verfasser in seiner trefflichen Kunstlehre (III 283 ff) dem Rhythmus im Choralgesang widmet.

Über die Geschichte und Pflege des katholischen deutschen Kirchenliedes. Von Ernst von Wildenburg. 8° (42) Bregenz, Teutsch. 45 *Pf.*

Der Verfasser tritt mit warmen Worten für die Pflege des deutschen Kirchenliedes ein. Das deutsche Kirchenlied hat sich in seinem geschichtlichen Werden einen Platz beim Gottesdienst erobert, und es wäre nicht bloß unberechtigt, sondern auch von größtem Nachteil für die Anteilnahme der Gläubigen am kirchlichen Leben, es daraus verdrängen zu wollen. Wo nach Vorschrift der Kirche der liturgische Choral gesungen werden muß, soll natürlich auch nur dieser ausgeführt werden. Im übrigen aber ist es ein sehr verdienstliches Werk, nach besten Kräften den deutschen Volksgesang zu pflegen.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. Herausgegeben von Artur L. Jellinek (Wien). I. Band. 8° (IV u. 78) Berlin 1903, Duncker. *M* 6.—

Das Unternehmen ist gedacht als Beiblatt der von Dr M. Koch zu Breslau begründeten „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte", die in den Vierteljahrsheften ihrer beiden vollendeten Jahrgänge bereits eine Zusammenstellung der einschlägigen Neu-Erscheinungen zu geben pflegten. Gleich den „Studien" wird die

„Bibliographie" in vierteljährlichen Heften ausgegeben, deren jedes gleichmäßig nach den vier Rubriken sich zerlegt: Allgemeines und Theoretisches; Stoffe und Motive; Literarische Beziehungen und Wechselwirkungen (im allgemeinen); Einfluß und Fortleben einzelner Autoren. Besonders zu beachten ist, daß nicht bloß Titel gegeben werden, und zwar mit großer Umsicht von überall her gesammelt, sondern oft auch recht dankenswerte Winke und Verweisungen beigefügt sind. Der vorliegende I. Band gibt die zur Literatur Bezug habenden Erscheinungen von Mitte 1902 bis Mitte 1903. Die Anordnung ist von gefälliger Übersichtlichkeit; ein dreifaches Register tut vorzügliche Dienste; nur die Zerlegung in vier getrennte Abteilungen, wenn auch augenblicklich vielleicht dem Abonnenten willkommen, bewährt sich für ein Nachschlagewerk auf die Dauer weniger günstig. Übrigens ist dieses Nachschlagewerk auch jetzt ein treffliches Hilfsmittel, das sich dem Fachmann unentbehrlich, aber auch den Vertretern anderer wissenschaftlichen Gebiete überaus nützlich erweisen wird.

Mathematische Geographie. Ein Leitfaden, zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, bearbeitet von Professor Dr A. Hoffmann. Fünfte, verbesserte Auflage, bearbeitet von J. Plaßmann. Mit 50 in den Text gedruckten Figuren und einer großen Sternkarte. 8° (VIII u. 172) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 2.—

Aus der Praxis der Schule herausgewachsen, verrät das Buch durch geschickte Anlage, Kürze und Klarheit, gute Figuren, beigefügte Verständnisfragen und Übungsaufgaben überall den tüchtigen Lehrer. Zu Selbstunterricht und rascher Orientierung ist es sehr geeignet. Die Neuauflage ist in die allerbewährtesten Hände gelegt worden, durch welche das Buch nicht nur auf der Höhe des heutigen Wissens erhalten wurde, sondern auch formell praktisch manchen Gewinn davontrug. Bei den dankenswerten kurzen historischen Anmerkungen wären S. 101 die Jahreszahlen zu berichtigen, S. 52 einiges über Joh. Kepler.

Katechetisches. Im Junfermannschen Verlag zu Paderborn ist in dritter verbesserter Auflage das zunächst für die Diözese Paderborn bestimmte, aber auch anderswo sehr brauchbare „Hilfsbüchlein zum kleinen Katechismus" von Seminardirektor J. Schröder (8° [256] Brosch. *M.* 2.—) erschienen. Die rasche Folge dreier Auflagen bestätigt, was dieser Zeitschrift LXIII 323 bei erstem Erscheinen des Büchleins zu dessen Lob gesagt wurde. Auch die für den Gebrauch von Lehrerseminaren geschriebene, für Schulzwecke überhaupt recht dienliche Kleine Kirchengeschichte desselben Verfassers (vgl. diese Zeitschr. LVII 216) konnte bei F. Schöningh in Paderborn in vierter Doppelauflage erscheinen (8° [VI u. 128] M. 1.40). Aus dem Köselschen Verlag zu Kempten verzeichnen wir zwei weitere Bändchen der katechetischen Handbibliothek: Nr 36, Pröblein aus den Sonntags-Episteln von A. Stanislaus (12° [332] Brosch. *M.* 1.80) und Nr 38, „Die siebenfache Gnadenquelle", Katechesen über die Sakramente im Allgemeinen von Benedict Nepesny, Benefiziat (12° [208] Brosch. *M.* 1.20). Die „Pröblein" sind keine zusammenhängende Erklärung der Episteln, sondern nur los aneinandergereihte Bemerkungen zu einzelnen Sätzen oder Worten, die vielfach selbst mit dem Text nur in äußerlicher Verbindung stehen. Nichtsdestoweniger kann das Büchlein, in dem an treffenden, originellen Gedanken kein Mangel ist, bei der Katechese gute Dienste leisten, freilich nicht bei der Schule, wohl aber der Volkskatechese. Der

„Kontrovers-Katechismus" des weil. P. Scheffmacher S. J., der in neuer Ausgabe aus dem Verlage von Gustav Schmidt zu Aachen (12° [142] Geb. 60 *Pf.*) uns vorliegt, ist zwar zunächst nicht für den katechetischen Unterricht bestimmt, indessen kann er auch den Katecheten bestens empfohlen werden. Die beständige Hetzerei gegen die Kirche und ihre Lehre in Schrift und Wort, der zunehmende Indifferentismus, die fast notwendige Folge des Verkehrs mit Andersgläubigen, und andere Ursachen erheischen gebieterisch mehr denn je eine scharfe Betonung der Kontroverspunkte in der Katechese. Wird das Kind in ihnen nicht genügend unterrichtet und gefestigt, so ist Gefahr, daß es später beim Eintritt ins Leben entweder völlig Schiffbruch am Glauben leidet oder doch religiöser Gleichgültigkeit verfällt. Die „Abschiedsworte an die Jugend bei Entlassung aus der Schule" von Prof. P. Muck 16° [54] (Mainz, Kirchheim. 50 *Pf.*) sind als Geleitbüchlein für die Schuljugend, zumal höherer Schulen, beim Abschluß der Schuljahre gedacht und zu diesem Zweck in der Tat recht empfehlenswert, doch scheint uns der Preis für das kleine Schriftchen zu hoch. Der „Ehekatechismus" von P. J. Höller C. SS. R. (16° [72] Dülmen i. W., Laumannsche Buchhandlung. 20 *Pf.*) soll ein Leitfaden für Braut- und Eheleute sein, kann aber auch bei Erteilung des Brautunterrichtes und Volkskatechesen über das Sakrament der Ehe mit Nutzen zu Grunde gelegt werden.

Von der französischen Übersetzung des **Volkskatechismus von Spirago**, die bei F. X. Leroux u. Co. in Straßburg von Abbé N. Delsor herausgegeben wird, verzeichnen wir den dritten (Schluß-) Teil, der von der Gnade und den Gnadenmitteln handelt.

Ausgeführte Katechesen über Kirchengebote, Sünde, Buße für das 4. Schuljahr. Bearbeitet von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. kl. 8° (IV u. 312) Kempten u. München 1904, Kösel. Brosch. *M* 2.40; in Leinwand geb. *M* 3.—

Die vorliegenden Katechesen sind nicht, wie die bisher erschienenen beiden, die katholische Glaubenslehre und die Gebote Gottes behandelnden Bändchen für das sechste, sondern für das vierte Schuljahr bestimmt, schließen sich diesen aber in der Methode durchaus an. Sie enthalten viel brauchbares Material, doch fehlt es nicht an Ungenauigkeiten. Ungenau ist es z. B. zu sagen: Ein Kirchengebot boshaft übertreten, das ist schwere Sünde. Die Gebote der Kirche verpflichten uns streng, d. h. unter schwerer Sünde (S. 6), ungenau, wenn schon Kinder von sechs Jahren schlechthin zum Anhören der sonntäglichen Messe verpflichtet werden (S. 19), ungenau, wenn es heißt, man dürfe an Fasttagen morgens und abends etwa die Hälfte von dem essen, was man sonst an andern Tagen esse (S. 24); ungenau, wenn die natürliche Reue eine Heidenreue genannt wird, die auch ein Heide haben könne, während doch in Wirklichkeit selbst der Heide eine übernatürliche Reue mit Gottes Gnade erwecken kann, ja muß (S. 204). Es ist nicht nötig, ja nicht einmal möglich, den Kindern des vierten Schuljahres bereits alles zu sagen. Was man ihnen indessen vorträgt, muß durchaus genau sein. Von den früher erschienenen „Ausgeführten Katechesen über die katholische Glaubenslehre für das 6. Schuljahr" ist eine zweite Auflage erschienen, die mehrfache Verbesserungen aufweist und die wir hier gerne verzeichnen (8° [VIII u. 352]. Brosch. *M.* 2.40, geb. *M* 3.—

Handbuch für die Perikopenstunde. Von W. von der Fuhr, Religionslehrer des königlichen Lehrerseminars zu Odenkirchen. 8° (276) Köln 1904, Bachem. Brosch. *M* 3.60; geb. *M* 4.80

Das Handbuch enthält im Anschluß an die amtlichen Lehrpläne vom 1. Juli 1901 die Erklärung der heiligen Messe und sonstigen kirchlichen Gebräuche, des Kirchenjahres, der sonn- und festtäglichen Evangelien, einer Anzahl ausgewählter Heiligenlegenden und der gebräuchlichsten Kirchenlieder. Es ist zunächst für den Gebrauch an den Präparandenanstalten und Lehrerseminarien geschrieben, doch soll es auch später dem Lehrer in seiner Praxis eine Hilfe für die sog. Perikopenstunde sein, jene Stunde im Religionsunterricht, welche speziell der Erklärung des Evangeliums, des Kirchenjahres, der Kirchenlieder und ähnlichem gewidmet ist. Die Behandlung der Liturgie und des Kirchenjahres ist durchweg korrekt und zweckgemäß, die Erklärung der Perikopen und Kirchenlieder kurz, aber klar und ausreichend, die Darstellung der Heiligenleben recht ansprechend. Nicht ganz befriedigen die Ausführungen über die Baustile. Insbesondere ist es verfehlt, wenn (S. 27) gesagt wird, der Renaissancestil sei durchaus weltlich und ohne Würde; auch ist es irrig, daß die Segnung der Meßkleider wohl schon seit dem 1. Jahrhundert üblich sei. In der Literaturangabe sind neuere Erscheinungen zu wenig berücksichtigt. Indes hindern diese Ausstellungen von untergeordneter Bedeutung nicht, das Handbuch als für seinen Zweck recht brauchbar zu bezeichnen.

Zweihunderdreißig ausgewählte Beispiele zum zweiten Gebot Gottes. Von Dr Joseph Anton Keller. Mit kirchlicher Approbation. kl. 8° (XVI u. 260) Mainz 1903, Kirchheim & Co. Geh. *M* 2.40

Pfarrer Dr Keller, der eifrige Exempelsammler, hat im vorliegenden Werkchen seinen Exempelbüchern das 28. Bändchen hinzugefügt. Auch dieses enthält für den Unterricht wie die persönliche Erbauung manches Brauchbare, doch hätten wir im ganzen eine sorgfältiger sichtende Hand gewünscht, namentlich da, wo Gottesgerichte erzählt werden. Gerade bezüglich solcher heißt es mit aller Strenge wägen und scheiden, sollen dergleichen Erzählungen nicht mehr Schaden als Nutzen bringen. Ein anderer Fehler ist mangelhafte Zitierweise.

Was ist Wahrheit? Antwort auf die wichtigste Frage des Menschen. Von Joseph Gusy, Pfarrer. 12° (108) Breslau 1903, Goerlich. Brosch. 60 *Pf.*

Eine populäre Darstellung der christlichen Glaubenswahrheiten. Sie ist klar, leichtfaßlich und solid.

Goldkörner. Eine Sammlung kleiner Ratschläge zur Vervollkommnung und zur Beglückung des Lebens. Nach dem Französischen bearbeitet von Gräfin C. Holnstein. Vierte, vermehrte Auflage. 16° (304) Paderborn 1902, Bonifaciusdruckerei. *M* 1.—

Ein Büchlein voll trefflicher Gedanken, dessen Inhalt vollauf den Titel rechtfertigt. Möge man fleißig die Goldkörner, die in ihm geborgen sind, lesen.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Eine Evangelienharmonie von Joh. Baptist Lohmann, Priester der Gesellschaft Jesu. Volksausgabe. kl. 8° (356) Paderborn 1903, Junfermann. *M* 1.20

Die vier heiligen Evangelien. Aus dem vom Heiligen Stuhle approbierten Bibelwerke herausgegeben von Auguſtin Arndt S. J. 8° (364) Regensburg 1903, Puſtet. 70 *Pf.*; geb. *M* 1.—

Das Neue Teſtament unſeres Herrn Jeſus Chriſtus. Überſetzt und erklärt von Auguſtin Arndt S. J. 8° (IV u. 760) Regensburg 1903, Puſtet. *M* 1.60; geb. *M* 2.40

Das Neue Teſtament unſeres Herrn Jeſus Chriſtus. Nach der Vulgata übertragen, mit Einleitungen und kurzen Erläuterungen verſehen von Dr P. Beda Grundl O. S. B. 2 Teile. Zweite Auflage. Mit 3 Karten. 8° (VIII u. 840) Augsburg 1904, Huttler. Geh. 95 *Pf.*; in Lederband *M* 2.—

P. Lohmann gibt unter Anſchluß an den Text der vier Evangelien ein Leben des Herrn und begleitet dasſelbe mit kurzen, gehaltvollen Anmerkungen. P. Arndt bietet die Texte der Evangelien und des Neuen Teſtamentes in der von ihm ſorgſam verbeſſerten Übertragung von Allioli unter Hinzufügung vieler Anmerkungen. P. Grundl hat die Überſetzung des Neuen Teſtamentes neu beſorgt und ſich mit weniger Anmerkungen begnügt. Der Wunſch, womit der hochw. Biſchof von Augsburg ſein Werk begleitet, gilt auch den andern, wodurch die Berichte der Evangeliſten weiteren Kreiſen zugänglich gemacht werden ſollen: „Mögen viele aus dieſem Buche, das die Worte des Herrn und die Schriften mehrerer von ſeinem Geiſte inſpirierten Apoſtel enthält, durch fleißige und aufmerkſame Leſung desſelben Licht, Wärme und Kraft in ſich aufnehmen, wie das jeder erfährt, der die Schrift im Geiſte ihres Urhebers und ihrer Bewahrerin, der heiligen Kirche, lieſt."

Die göttliche Liebe in Glaube und Leben. Eine Theologie der Liebe. Sechs Betrachtungen von P. Severus Raue O. F. M. 8° (X u. 82) Freiburg 1903, Herder. *M* 1.—; geb. *M* 1.60

In ſechs Vorträgen tut der Verfaſſer dar, wie Gott unſere Liebe verdient, wie Liebe uns mit ihm vereint und uns ſittlich vervollkommnet. Seine begeiſterte Lobpreiſung der Erhabenheit und Wirkſamkeit der Königin der Tugenden, des Grundgeſetzes des Chriſtentums, behandelt in feſſelnder Weiſe einen „Gegenſtand von unermeßlicher Fruchtbarkeit für das Heil der Seelen" und gibt „einen in ſeiner Weiſe vollſtändigen und einheitlichen Überblick" über die Heilsordnung.

Kleinere aszetiſche Schriften.

Goldene Himmelsleiter. Belehrungen über das Gebet mit einem Anhange von Gebeten für verſchiedene Anliegen. Zuſammengeſtellt nach mehreren Originalausgaben des P. Martin von Cochem, von einem Mitglied des Kapuzinerordens. 12° (VIII u. 166) Mainz 1903, Druckerei Lehrlingshaus. 75 *Pf.*; geb. *M.* 1.— Der „hochnützliche und ſehr tröſtliche Unterricht über das mündliche Gebet", den P. Martin von Cochem „aus den geiſtreichen und honigfließenden Offenbarungen der hl. Gertrudis und Mechtildis" ausgezogen hat, verdient in dieſer neuen Form viele Leſer, weil er zeigt, wie Störungen, die nicht ſelten ſelbſt eifrigen Betern beläſtigend im Wege ſtehen, zu behandeln ſind. S. 97—164 gibt als Anhang verſchiedene kräftige, meiſtens von den beiden genannten Heiligen herſtammende Gebete.

Gebetslehre Jesu Christi für alle Christen nach dem Neuen Testament. Mit zwölf Gebeten. Von E. von Bardewiek. 12° (36) Berlin 1903, Schlosser. Das Büchlein empfiehlt sich durch Kürze, reiche Ausstattung und kernigen Inhalt und ist wohl bestimmt, als kleines Geschenk vergeben zu werden. Leider fehlt die kirchliche Approbation.

La prière liturgique par le R. P. Dom Cabrol, Bénédictin de Solesmes, prieur de Farnborough (Angleterre). La prière pour les malades et les infirmes. 32° (198) Paris 1902, Oudin. 80 *Cts.* In diesem Bändchen, dem zweiten der auf sechs berechneten Reihe, sind die liturgischen Gebete für die Kranken im oberen Teile jeder Seite in französischer Übersetzung, im unteren aber in kleinerem Druck im lateinischen Urtext gegeben. Kurze Bemerkungen in französischer Sprache dienen vor jedem größeren Abschnitt als Einleitung und Erläuterung.

Die Feier der **Einweihung einer Kirche.** Dargestellt und erklärt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. 12° (IV u. 154) Würzburg 1903, Göbel u. Scherer. 40 *Pf.* Bei Einweihung einer neuen Kirche wird dies Buch für die Laien ein trefflicher Führer sein, damit sie den kirchlichen Zeremonien mit Nutzen folgen und den Sinn der langen aber gehaltvollen Feier erfassen.

Das Sakrament des Heiligen Geistes. Katholische Lehre über das hl. Sakrament der Firmung. Zur Belehrung und Erbauung zusammengestellt von Dr J. B. Hildebrand, Vikar in Zürich. 8° (96) Stans 1901, v. Matt. 50 *Cts.* Nicht nur Firmlinge, auch Erwachsene, welche andere zum Empfange der heiligen Firmung vorbereiten oder die bereits empfangene Gnade in sich erneuern wollen, werden hier auf die Erhabenheit des Heiligen Geistes und seiner Gnadenspendung, besonders in der heiligen Firmung, hingewiesen und zur Hochschätzung der göttlichen Wohltaten durch gute katechetische Belehrung angeleitet.

Die Hausfrau nach Gottes Herzen. Gedenkblätter und Gebete den Bräuten und Frauen des katholischen Volkes gewidmet von P. Cölestin Muff, Benediktiner von Einsiedeln, z. Z. Pfarrer in Düns. Mit Chromoziertitel und vier Stahlstichen. 16° (736) Einsiedeln 1903, Benziger. In verschiedenen Einbänden von *M.* 1.60 bis *M.* 6.40. In fünf Teilen werden behandelt Vorbereitung, Frömmigkeit, Gattenliebe, Mutterliebe und Hauswesen einer christlichen Frau; im sechsten ist eine Auswahl der für sie passendsten Gebete abgedruckt.

Die Studentenkongregation. Ein Handbüchlein für marianische Sodalen der Hoch- und Mittelschulen von Peter Bacher S. J. Zweite Auflage. 12° (74). Wien 1902, Doll. 54 *h.*; geb. 72 *h.* Das Handbüchlein gibt einen kurzen Unterricht über die Geschichte und den Nutzen der Kongregationen, dann deren Regeln, endlich deutsch und lateinisch die üblichen Gebete derselben.

Doctrine spirituelle de Saint Augustin. Par l'abbé Martin, aumônier des Ursulines à Sommières. 12° (VIII u. 282) Paris 1902, Lethielleux. *Fr.* 2.50

Mit großem Fleiße hat der Verfasser in fünf Kapiteln aus den Schriften des großen Bischofes von Hippo viele Aussprüche zusammengestellt, welche sich auf den Beruf dieses Heiligen, auf die Grundursachen des übernatürlichen Lebens (Gnade und Freiheit), die Verpflichtungen des Ordenslebens („Gelübde, Gehorsam, Armut und Liebe, Demut und gutes Beispiel") auf die Vereinigung mit Gott und das zukünftige Leben bezieht. Daß die schulgemäßen, erst vom Mittelalter ausgebildeten Darlegungen über das geistliche Leben fehlen, zeigt

die eben gegebene Inhaltsangabe, worin z. B. das Gelübde der Keuschheit nicht betont ist, während das über ein zukünftiges Leben Gesagte für alle Auserwählte gilt. Es bleibt trotzdem für jene, welche mit den Werken späterer Geisteslehrer vertraut sind, nützlich und anregend, auch einmal aus den Schriften des geistreichsten aller Väter die fruchtbaren Keime der später klarer entwickelten Lehren kennen zu lernen.

Jugendperlen. Sammlung illustrierter Erzählungen für die katholische Jugend und das Volk. Herausgegeben von der Hermann Hubertus-Stiftung in Bochum. Bis jetzt sind erschienen: 26 Bände in starkem Bibliothekband à *M* 1.40; in Prachtband à *M* 2.40

II. Serie.

12. Bd: G. Hoischen, **Waltrud, die letzte Drude vom Drengau.** (166)
13. Bd: W. Donner, **In den Wäldern Brasiliens.** (124)
14. Bd: Kemper, **Der rote Adler im weißen Felde.** (182)
15. Bd: Bals, **Bilder aus dem Tier- und Pflanzenreiche.** (222)
16. Bd: G. Hoischen, **Der Engel der Familie.** (168)
17. Bd: Steinbach, **Teufelstrank,** belehrende Erzählungen über den Alkohol und seine Gefahren. (I. Teil.) (202)
18. Bd: — — (II. Teil.) (190)
19. Bd: — — (III. Teil.) (200)
20. Bd: G. Hoischen, **Heideröschen.** (156)
21. Bd: Busch, **Reiseerlebnisse aus den deutschen Besitzungen in der Südsee.** (156)
22. Bd: Erika Hellinger, **Tropfen aus dem Märchenborn.** (166)
23. Bd: Else von der Heiden, **Sonntagsgeschichten.** (174)
24. Bd: W. Donner, **Aniza, das Zigeunermädchen.** (152)
25. Bd: Hoischen und Kamp, **Volldampf voraus.** I. Bilder aus dem deutschen Kriegsschiffsleben. (164)
26. Bd: — — II. Bilder aus dem deutschen Handelsschiffsleben. (196)

Sehr rasch folgte der ersten Serie dieser Jugend- und Volksschriften, die wir in dieser Zeitschrift (LXIII 573 ff) empfohlen haben, eine noch umfangreichere zweite. Auch von ihr kann man rühmend hervorheben, daß sie nichts wirklich Unpassendes enthält. Freilich ist nicht alles für die Jugend bestimmt; manches setzt reifere Leser voraus. Auch ist das eine oder andere Bändchen, obschon es das Mittelmaß des Wertes gewöhnlicher Unterhaltungslektüre erreicht, doch etwas schwach, und wir möchten der Leitung des verdienstvollen Unternehmens zum Besten der Sache raten, in der Aufnahme inskünftig eher etwas strenger zu sein. Lieber weniger Bändchen und dafür nur wirklich Gutes.

Das 12. Bändchen erzählt recht gut von den Kämpfen Karls des Großen mit Wittekind und vom Siege des Kreuzes. Manche Szenen erinnern an Webers „Dreizehnlinden". — Das 13. Bändchen führt uns in die Urwälder Brasiliens. Die Erzählung ist nicht sehr glücklich erfunden; auch werden die Wilden Brasiliens geschildert wie die Rothäute Nordamerikas; Büffeljagden gibt es in den Wäldern Brasiliens nicht. Die beigegebenen Bilder sind minderwertig. — 14. „Der rote Adler im weißen Feld" schildert recht patriotisch den Versuch des Großen Kurfürsten, an der Westküste Afrikas eine preußische Kolonie zu gründen. So etwas lesen

unsere Knaben gern. — Das 15. Bändchen weiß in Prosa und Poesie viel wirklich Interessantes aus dem Leben der Tiere und Pflanzen zu erzählen, und zwar meist von Lebewesen, die der Jugend täglich vor Augen kommen. — 16. „Der Engel der Familie" ist ein braves Mädchen, das ihren der Trunksucht verfallenen Vater voll Hingabe pflegt und dafür den Segen des vierten Gebotes erhält. Die abstoßenden Auftritte aus dem Söfferleben eignen sich aber nicht, oder doch nur ausnahmsweise, für Jugendlektüre. So ist dieses Bändchen und die drei folgenden „Teufelstrank" (belehrende Erzählungen über den Alkohol und seine Gefahren) der Volksbibliothek zuzuteilen. — Das 20. Bändchen ist für die reifere Jugend bestimmt. Es ist eines der besten der Sammlung, und mancher Einwurf gegen unsern Glauben wird darin recht glücklich gelöst. — Bändchen 21 schildert der Jugend kurz, aber anschaulich die deutschen Besitzungen in der Südsee. — Freunde von Märchenpoesie werden das 22. Bändchen mit besonderer Freude genießen. In der Tat verstand es die Erzählerin, köstliche und erquickende Tropfen aus dem Märchenborn zu schöpfen. — Das 23. Bändchen enthält eine Anzahl sehr hübsch erzählter kleinerer Stücke, die volles Lob verdienen. — Bändchen 24 berichtet die Geschichte eines Zigeunerkindes, die namentlich heranwachsenden Mädchen gefallen wird. Uns will nicht alles zusagen; daß die Franziskaner keine „Äbte" haben, sollte ein katholischer Schriftsteller doch wissen. Aber manche recht hübsche Gedichte sind der Erzählung eingestreut, die eine bessere Illustration verdient hätten. — Das 25. und 26. Bändchen endlich unterrichtet Jugend und Volk in einer Reihe von Prosastücken und Gedichten über die deutsche Kriegs- und Handelsflotte. Die beigegebenen Illustrationen sind gut, doch verloren einige derselben durch zu große Verkleinerung.

Miszellen.

Ein Inventar des Klosters St Gallen aus dem 11. Jahrhundert. Welch hohen Wert man im 11. Jahrhundert auf die Beschaffung würdiger Paramente legte, lehrt unter anderem namentlich ein Inventar, das sich in einem Kodex der Stiftsbibliothek (Cod. 623, S. 210) erhalten hat und, wie es scheint, den Bestand verzeichnet, den die Paramentenkammer des Klosters von St Gallen zu irgend einer Zeit im 11. Jahrhundert aufwies. Da es bisher unseres Wissens noch nicht veröffentlicht wurde, um seines ebenso interessanten wie belehrenden Inhaltes willen aber zweifellos verdient, bekannt gemacht zu werden, so lassen wir es hier folgen, indem wir ihm am Schluß einen kurzen Kommentar anfügen. Es lautet: Plene parature, octo. auro tectis albis. stolis. mappulis. cingulis — Tres parature coctino variatis albis. P̄terea IIe albe auro insignes — Sine albis una et XX parature. Preterea casule XXVI. Purpuree casule tyriace X et VIII — Simul om̄iū casucul

LXXVI — Octo cappe auro parate. His exceptis XXIIII. Int̄ oms̄ capp̄ XXXII — Pret̄ hec stole aurate. Mappule XVIIII cū auro. Cingl̄ V aurat̄. Ad cottidianos usus XI stole, mappule totidē. cingul̄ VI. In oms̄ stol̄ XLVII. mappul̄ LXIIII. cingul̄ XLIII. Subtilia III[a] aurata. P̄terea XVIII. Primum cū mapp̄ auro insign. Dalmatic̄ II aurate. P̄terea XI. nove XVIIII vetuste. Int̄ oms̄ subtil̄ XXI. Inter oms̄ dalm̄ XXXII — Tapetia longiora VIIII. latiora XLII. Ad furmulas XIIII. Stratoria plumaia XXI. Inter oms̄ XXIIII.

Unter den paraturae ist ein vollständiger aus Meßgewand, Levitenkleidern, Pluviale und dem nötigen Zubehör an Alben, Cingula, Stolen und Manipeln bestehender Ornat verstanden. Es gab ihrer im Schatz 32, von denen allerdings 21 der Alben entbehrten. Auch dürfte sich nur bei 21 derselben ein subtile, die der Dalmatik verwandte Obertunika der Subdiakonen, heute gewöhnlich Tunicella genannt, vorgefunden haben. Acht der Ornate waren mit Gold verziert, d. i. wohl, wenn wir aus den noch erhaltenen Paramenten aus jener Zeit einen Schluß ziehen dürfen, mit Goldborten und Goldstickereien versehen, bei denen ein aus lauterem Gold gemachter, also äußerst kostbarer Goldfaden zur Verwendung gekommen war. Bei drei paraturae waren die Alben mit scharlachfarbenen Besätzen geschmückt. Von den Kaseln, deren der Schatz im ganzen 76 besaß, waren 18 aus purpurfarbiger Seide gemacht (tyriacae = siriacae = sericae). Der Pluvialien hatte man im ganzen 32, von denen 8 ebenfalls mit Goldstickereien ausgestattet waren.

Reich war der Schatz auch an kostbaren Manipeln, hier mit ihrem ursprünglichen Namen mappulae bezeichnet, Stolen und Cingula. Der goldverzierten Stolen und Manipeln gab es in ihm nicht weniger denn je 18, goldverzierter Cingula 6. Die Summe aller Stolen belief sich auf 47, der Manipeln auf 64, der Cingula auf 43. Die Gesamtzahl der subtilia war 21, von denen 3 mit Gold bestickt waren, der Dalmatiken, von denen 2 mit Goldstickereien verziert waren, 32.

Unter den tapetia, die das Inventar anführt, sind Wandteppiche und sonstige Behänge verstanden. Man hatte ihrer 65, 8 längere und 42 breitere; 14 dienten zur Bekleidung des Chorgestühls (formulae, furmulae), namentlich der Hinterwände desselben. Unter den 21 stratoria plumaia (plumacia? plumaria?) hat man sich entweder Kissen oder wahrscheinlicher Decken, die mittelst des opus plumarium, d. i. mittelst Stickerei oder gobelinartiger Wirkerei hergestellt waren, zu denken. Sie mögen zur Verzierung der Altäre, des Singpultes, der Reliquienbehälter u. ähnl. gedient haben. Im ganzen besaß der Schatz 24 stratoria.

Wildwucherung des amerikanischen „Scientismus“. Wer im Lauf der letzten Jahre von den ungezählten Mitteilungen und Erörterungen öffentlicher Blätter etwas Notiz genommen hat, zu welchen das in Berlin im Schwange gehende „Gesundbeten“ den Anstoß gab, ist nicht ganz unbekannt mit der neuen

Religion der Christian Science und ihrer Prophetin Mrs Mary Baker G. Eddy. Von Profanen wird diese merkwürdige Religionsstifterin kurzweg Mrs Eddy, von ihren Gläubigen gerne Mother Mary oder auch our leader (unser Oberhaupt) genannt. Wie ihre Anhänger zu erzählen wissen, ist sie in einem Landstädtchen, in Newhampshire, von bibelgläubigen Eltern geboren, die beide einer guten Abkunft sich rühmten. Schon als 16jähriges Mädchen schrieb sie mit Erfolg in Zeitungen und Zeitschriften, und mit sehr jungen Jahren vertrat sie in einer höheren Bildungsanstalt auf längere Zeit die Stelle des erkrankten Hauptlehrers. Zur Frau herangereift, lebte sie in Lynn (Mass.), als sie während ernster Erkrankung, wie sie vermeinte am Rande des Grabes, die große Entdeckung ihrer neuen Lehre machte. Noch bedurfte sie dreier Jahre der Zurückgezogenheit und des Brütens über der Bibel, ehe sie ihre Entdeckung in eine praktische Heil- und Lehrmethode umzusetzen im stande war. Dann aber ging sie daran, ihre Offenbarung und ihr Verständnis derselben niederzuschreiben. Ihre Apokalypse, das berühmte Text Book ihrer Sekte, erschien 1875 unter dem Titel: Science and Health with Key to the Scriptures (Wissen und Gesunden, nebst dem Schlüssel zur Heiligen Schrift).

Seitdem verkündigte sie offen ihre Lehre; 1878 wurde ihr dafür die Kanzel des Baptist Tabernacle zu Boston geöffnet; schon jetzt erzählte man von den durch sie bewirkten Heilungen. Ein Jahr später 1879 hatte sie in Boston ihr eigenes Gottesdienstlokal, und 1881 ließ sie sich als weiblicher Pastor „ordinieren". Als ihr offizielles Organ begann im April 1883 The Christian Science Journal zu erscheinen, eine Monatsschrift, bestimmt, ihre Lehre zu verfechten, ihre Heilungen bekannt zu machen und über den Stand der Sekte zu berichten. Ein wöchentliches Organ, Christian Science Sentinel, kam seit 1896 hinzu.

Mary Eddy hat das Geheimnis gefunden, Christi krankenheilende Tätigkeit wiederaufzunehmen; sie erst ist berufen, Jesu Werk fortzusetzen und zu vollenden. Ihre Lehre, ganz Leben, Wahrheit und Liebe, soll Irrtum, Sünde, Krankheit und Tod von der Welt hinwegnehmen. Sie heilt die unheilbarsten Krankheiten, bekehrt die entnervtesten Gewohnheitssünder, sie verscheucht alle Trauer aus den Herzen. Großes Aufsehen erregte es daher auch, und wurde der Gegenstand einer bedeutenden Zeitungskontroverse im ganzen Umkreis der Vereinigten Staaten, als die Prophetin im Sommer 1902 durch Zahnschmerz sich genötigt sah, von dem Dentisten einen ihrer Zähne herausnehmen zu lassen (vgl. The Review IX 511). Hier hatte ihre geheimnisvolle Kraft einmal versagt. Sonst aber vermag sie die Kunst der Krankenheilung ohne Einschränkung auch andere zu lehren, und sie selbst war darauf bedacht, zahlreiche practitioners dafür heranzubilden. Zu diesem Zweck trat the Trusts Metaphysical College zu Boston ins Leben, dessen Präsidentin (und wohl auch Eigentümerin) sie verblieb. Dreijähriges Studium der Christian Science wird daselbst gefordert. Zum Schluß erhält dasselbe dann seine Vollendung durch einen Spezialkurs bei Mrs Eddy persönlich. Derselbe dauert freilich höchstens 14 Tage, aber gleich von Anfang kostete er den Lernbegierigen für zwölf kurze Vorlesungen 300 Dollars, und im Dezember 1888 machte Mrs Eddy im Christian Science Journal bekannt, daß

sie hinfort unter den gleichen Bedingungen nur mehr sieben Vorlesungen vergönnen werde.

Eine glücklich errungene finanzielle Basis gab die neue Sekte denn auch zu erkennen, indem sie 1894 zu Boston für die „Mutter-Kirche" eine angemessene eigene Kultusstätte erbaute: the first Church of Christ, Scientist, Boston („Erste Kirche Christi, des Scientisten"). Als am 6. Januar 1895 unter ungeheurem Enthusiasmus die Eröffnung gefeiert wurde, schätzte man die Gemeinde auf 4000 „Mitglieder". Das Text Book (Science and Health) war zu diesem Zeitpunkte bereits in 91 Auflagen (à 1000 Exemplaren) verbreitet. Für die Literatur der Sekte, angeblich um die einzelnen Schriften des Stempels der Authentizität nicht entbehren zu lassen, war eine eigene Verlagsanstalt in eifrigem Betrieb. Mrs Eddy selbst hatte ein ungeheures Vermögen erworben, so daß sie, wie ihre Lobredner rühmen, in einzelnen Jahren über 100 000 Dollars allein für „wohltätige Zwecke" verausgaben konnte. Nach den Angaben des Christian Science Journal vom März 1904 (Bd XXI, Nr 12) zählt die Sekte heute 800 Kirchen und Gemeinden. Vom Text Book sind innerhalb dieser 9 Jahre weitere 200 000 Exemplare abgesetzt worden. Nebstdem ist es 1902 in neuer erweiterter Gestalt erschienen (das Exemplar, 700 Seiten, geb. à 4 Dollars), und neben demselben haben eine Zahl anderer offizieller Bücher der Sekte Massenverbreitung gefunden. Alle, fast über die ganze bekannte Welt hin zerstreuten Zweiggemeinden veranstalten Sammlungen und übermitteln Spenden für den Vergrößerungsbau der Mutterkirche in Boston, welcher ein Anbau zugedacht ist, mit fünfmal so vielen Sitzplätzen als der ursprüngliche für Tausende berechnete und eingerichtete Raum bereits darbot.

Seit 1904 läßt die Sekte auch ein offizielles deutsches Organ erscheinen: „Der Christian Science Herold", eine Monatsschrift zunächst für Deutsch-Amerikaner, zu einem Dollar das Jahresabonnement. Aber auch Deutschland selbst hat für die Sekte bereits Bedeutung. Berlin und Dresden haben je zwei Gemeinde-Zentren mit offiziellen Vorlesern und practitioners, mit wöchentlicher Andachtsfeier in deutscher wie in englischer Sprache. Berlin, Augsburger Straße 100 und Flottwellstraße 4. Als first reader, „Erste Vorleserin", steht an der Spitze des Personals in Augsburger Straße 100 Mrs Frances Thurber Seal, „Christian Science Baccalaureus, Graduierte des Normalkurses, Krankenheilerin und Lehrerin". In Dresden fungiert, neben der Hauptgemeindevertretung in Struvestraße 5 I, eine Baronesse Olga v. Beschwitz C. S., bis jetzt noch allein und ohne männliches Prinzip, als Vertreterin der Sekte, Mozartstraße 5. Cannstatt, Hannover, Heidelberg, Wiesbaden und Kl. Mausdorf bei Marienau (Westpr.) haben ihre Organisation mit offizieller Vertretung der Sekte. Genf und Zürich in der Schweiz sind reichlich bedacht. Unter den Zuschriften, welche die Märznummer des „Journal" 1904 veröffentlicht, ist auch die eines Berliners, Ernst Friedrich Raabe, der von der ärztlichen Kunst in der Reichshauptstadt hilflos gelassen, in Kalifornien durch einen deutschredenden practitioner der Sekte Heilung gefunden haben will. „Meine teuern Angehörigen in Berlin", schreibt er, „haben seitdem noch eine andere wunderbare Heilung erfahren mit Hilfe desselben hiesigen

practitioners und haben infolgedessen auch der Christian Science sich angeschlossen."

Die Sekte, die in der heillosesten Ideenverwirrung Natürliches und Außernatürliches, Heiliges und Profanes durcheinandermengt, verwahrt sich mit Entrüstung gegen den Vorwurf, als baue sie auf dem Pantheismus als der Grundlage ihrer Lehre auf. Vielmehr betont sie einen in der Welt bestehenden unversöhnlichen Dualismus in einer Weise, die an den alten Manichäismus erinnert. Gott ist lauter Leben, Wahrheit und Liebe. Weder Krankheit noch Irrtum noch Sünde können von ihm herkommen, mit ihm irgend in Zusammenhang gebracht werden. Sie kommen vom schlechten Prinzip, dem „sterblichen Sinn", dem Leben in der Materie. Christus, der große „Scientist", hat zuerst die Kunst verstanden und gelehrt, das Böse durch das Gute zu überwinden, Krankheit des Körpers ebenso wie Irrwahn des Geistes und Sünde der Seele. Die Christian Science ist diese wiederentdeckte Kunst Christi; der Christian Scientist ist Schüler Christi in Ausübung dieser Kunst. Demgemäß will die Sekte bibelgläubig sein, aber neben der Bibel steht, zum mindesten gleichberechtigt, das Text Book der Mother Mary; auch dieses ist lautere, unfehlbare göttliche Offenbarung. Mrs Eddy, so proklamierte und verfocht mit verschiedenen Argumenten im April 1889 ihr offizielles Organ, Christian Science Journal, unter ihrer Gutheißung, „steht Christus gleich".

Dieses erfolgreiche Weib, bei der die schriftstellerische Kühnheit durch ein bedeutendes Verwaltungs- und Geschäftstalent noch übertroffen wird, genießt schon bei ihren Lebzeiten einen hochentwickelten religiösen Kult. Ein bekannter amerikanischer Publizist, Mark Twain, hat von demselben gesagt, „wenn er vielleicht noch nicht die vollendete Abgötterei sei, so habe er doch mit derselben eine täuschende Ähnlichkeit". Die Sekte wie sie zur Zeit in den Vereinigten Staaten ihr Wesen treibt, ist von mächtigem Enthusiasmus, man darf sagen, von Fanatismus geschwellt und scheint den Anspruch zu erheben, die ganze Welt zu sich zu bekehren. Von ihrer Einrichtung und Verfassung entwirft Mark Twain (The North American Review April 1903, CLXXVI 511) die kurzen Umrisse:

Eine oberste Kirche zu Boston; Zweigkirchen über die ganze Welt.

An der Spitze ein Haupt als Pastor emeritus: Mrs Eddy.

Religiöse Belehrungsquelle für alle und für immer ihr Buch: Science and Health.

Auf jeder Kanzel der Christian Science zwei Vorleser, ein männlicher und ein weiblicher.

Kein Redner, kein Prediger bei irgend einer ihrer Kirchen, nur Vorleser.

Vorleser nur der Bibel und der Schriften Mary Eddys; nichts anderes.

Kein Kommentar derselben zulässig, weder geschrieben noch gedruckt.

Der Gottesdienst ist von ihr vorgeschrieben, ein für allemal, für alle Kirchen.

Die Lesestücke, die Gebete, die Hymnen hat sie ausgewählt, die Ordnung vorgeschrieben. Keine Abweichung ist erlaubt.

Das Glaubensbekenntnis hat sie geschrieben; alle müssen sich unterwerfen.

Kein anderes ist geduldet.

Eine Kasse zu Boston; sie allein hat den Schlüssel.

Eine Christian Science-Verlagsanstalt für Bücher, die von ihr gutgeheißen sind. Kein anderes wird zugelassen.

Blätter und Zeitschriften sind ihre Organe, werden von ihr überwacht.

Eine Lehranstalt, um Christian Science fortzupflanzen.

Allerdings bedarf der Pastor emeritus der Mutterkirche, die „Päpstin-Zarin", wie Mark Twain sie nennt, bei aller Absolutheit ihrer Herrschaft, auch der Hilfsorgane. Aber keiner ihrer Beamten bleibt über ein Jahr im Amt. Keiner darf zu einflußreich, zu beliebt, keiner darf unentbehrlich werden außer der angebeteten Mother Mary. Mit dieser Einschränkung verfügt sie über einen Ausschuß für Verwaltung (board of directors), einen für Erziehung, einen für Finanzen, für das Kollege eine Fakultät von Professoren, und neben andern Ausschüssen und Kommissionen für besondere Angelegenheiten, einen Sekretär und einen Kassenbeamten. Die übrigen sind „Mitglieder" oder „Vorzugsmitglieder".

Man sagt, daß die zahlreichen und rührigen Apostel der Sekte es vorzüglich auf Katholiken, vorab auf Konvertiten abgesehen haben, vielleicht weil sie an dem entschiedeneren Christusglauben, der dem Katholiken eigen ist, besondere Anknüpfungspunkte zu finden hoffen. Auffallend lautet jedenfalls das neue Kirchengesetz (New Bylaws, Art. XXVIII), veröffentlicht in der Christian Science Sentinel 30. April 1904: „Weder der Pastor emeritus der Mutterkirche noch deren Mitglieder dürfen römische Katholiken in der Christian Science unterrichten, es sei denn, daß sie hierzu die schriftliche Einwilligung jener Kirchen erhalten haben, bei denen die Bewerber Mitglieder sind."

Kulturkämpferisches. 1. „Die katholische Kirche eine Ausgeburt der Hölle." Die Flugschrift des Evangelischen Bundes Nr 223 behandelt „Unsere Lage und unsere Aufgaben nach dem Fall von § 2 des Jesuitengesetzes" (Leipzig 1904). Der Verfasser, Pfarrer Dr Carl Fey, Generalsekretär des Evangelischen Bundes, kommt, während er nach den Aufgaben seines Bundes forscht, auch auf die katholischen Volksmissionen (10—12) zu sprechen. Als Quelle, die er aber nirgends nennt, dient ihm dabei das Werk von P. B. Duhr, Aktenstücke zur Geschichte der Jesuitenmissionen (Freiburg 1903). Aus den dort (157 ff) abgedruckten Verhandlungen des deutschen evangelischen Kirchentages am 15. September 1852 teilt er folgendes mit.

„Der Berliner Dr theol. Professor Hengstenberg „nahm die Jesuiten ziemlich leicht ... Gegen ein staatliches Verbot erklärte er sich ganz entschieden — Unser gefährlichster Feind ist nicht Rom, auch nicht die Jesuiten, sondern der Unglaube". In ähnlichem Sinne sprach auch Professor Stahl: „Die Reformatoren würden, wenn sie jetzt lebten, den Antichrist sicherlich ganz anderswo suchen als auf dem römischen Stuhle."

Diese Ansicht Hengstenbergs und Stahls wird von Dr Fey zurückgewiesen mit den Worten: „Mit Recht warf Pastor Ledderhose-Brombach dem Professor Hengstenberg vor, sein Referat leide an einem Grundfehler, er habe verkannt, daß die katholische Kirche eine Ausgeburt der Hölle sei, mit der wir uns nicht wollten kopulieren lassen gegen einen dritten Feind."

Sonst heißt es immer, man habe nichts gegen die katholische Kirche, nur den „Ultramontanismus“ oder „Jesuitismus“ wolle man bekämpfen. Hier macht der berufene Wortführer des evangelischen Bundes mit dieser Haarspalterei kurzen Prozeß und gesteht, daß die Ansicht Ledderhoses: „die katholische Kirche sei eine Ausgeburt der Hölle“, noch heute als die allein richtige zu gelten habe!

Auch sonst plaudert Herr Fey ganz unbefangen aus der Schule. Als seiner Zeit in Lüdinghausen eine Mission mit Polizeigewalt mundtot gemacht worden war, versicherten die dortigen Protestanten, sie hätten nichts mit diesem Gewaltakt zu tun. Fey dagegen erzählt: „Wo es aber doch einmal, wie vor einigen Jahren zu Lüdinghausen in Westfalen, der protestantischen Gemeinde gelang, durch Einspruch auf Grund des Gesetzes eine Aufhebung der Jesuitenmission zu erzielen, regte sich der ultramontane Fanatismus in der abschreckendsten Weise, wie denn der ehrwürdige greise Pfarrer von Lüdinghausen von dem ultramontanen Pöbel aufs gröblichste beschimpft wurde und kaum noch seines Lebens sicher war.“

Der evangelische Bund und die von ihm inspirierten protestantischen Gemeinden tun also genau das, was sie den Jesuiten aus der Zeit der Gegenreformation zum Vorwurf machen: sie betrachten die katholische Kirche als Ausgeburt der Hölle und setzen zum Kampfe gegen sie polizeiliche Gewaltmittel in Bewegung. Trotzdem rühmen sie sich ihrer Duldsamkeit, verlangen für ihren Kampf die unbeschränkte Freiheit, für die Katholiken aber — Ausnahmegesetze. Dabei wollen manche Leute noch gar nicht begreifen, warum diese Art von Evangelium bei hoch und niedrig so wenig Achtung und Einfluß genießt.

2. Aus Spanien schreibt ein Vertreter der „Los von Rom-Sache“ an die Berliner protestantische Wochenschrift „Reformation“ (Nr 28 vom 10. Juni 1904):

„Es hoffen viele, daß wir mit der Republik, die wir ersehnen, mehr Freiheit in Spanien bekommen werden. Auch wir sind dieser Zuversicht. Haben wir doch guten Grund dazu, zumal die Republik schon einmal — wenn auch nur wenige Jahre lang (1868—1875) volle Freiheit uns gegeben ... O, es muß eine gründliche Reinigung hier vorgenommen werden.“

Was würde wohl geschehen, wenn in Deutschland ein ausländischer Sendbote so offen sein Bedürfnis nach einer Staatsumwälzung im Deutschen Reiche zur Schau trüge?

Und diese „unpolitischen“ Leute beklagen sich, daß man ihnen in Österreich und Spanien nicht Freiheit genug gönne!

Der geschichtliche Charakter des vierten Evangeliums.

Am Schluß des 20. Kapitels des Johannes-Evangeliums heißt es: „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor seinen Jüngern getan, die in diesem Buche nicht aufgezeichnet sind; diese aber sind aufgezeichnet, damit ihr glaubet, daß Jesus ist Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr mit diesem Glauben das Leben habet in seinem Namen." Man sollte meinen, es sei doch sonnenklar, daß, wer so schreibt, die Wirklichkeit und Tatsächlichkeit der im Buche enthaltenen Zeichen ein für allemal behaupten und sichergestellt wissen wolle. Denn aus den von Jesus gewirkten Zeichen sollen die Leser schließen und erkennen, daß Jesus wahrhaftig der Christus und Sohn Gottes sei. Wie soll aber eine solche Kenntnis zu stande kommen oder nur vernünftigerweise vom Schriftsteller gefordert werden können, falls diese Zeichen nicht volle Wahrheit und Wirklichkeit sind, sondern bloß mehr oder minder vom Schriftsteller selbst zurecht gemachte Bilder, Allegorien, Symbole?

Trotz dieser so durchsichtig klaren Meinungsäußerung des Verfassers des vierten Evangeliums fehlt es nicht an zahlreichen Stimmen, die dem vierten Evangelium fast allen geschichtlichen Wert absprechen. Man spricht nicht bloß von einer großen Freiheit in der Wiedergabe historischer Erinnerungen und von einem merkwürdigen Mischungsverhältnisse aus Objektivität und Subjektivität (z. B. Beyschlag, Ritschl, Lobstein, Kaftan, Resch, Köhler, Wendt, Sanday u. a.), man laviert zwischen symbolischer und geschichtlicher Auffassung (Ewald, Luthardt), oder legt sich eine im fließenden Übergang zur idealen Darstellung befindliche Geschichtlichkeit zurecht (Weizsäcker), eine idealistische Geschichte (Immer), oder anerkennt nur mehr eine reine ideale Darstellung (Wittichen), ein Lehrbildgewebe (Hönig, Thoma). Daß Geschichtsbilder und Reden aus Philonismus und gnostischen Gedanken abzuleiten seien, scheint vielen eine ausgemachte Sache; diese Ansicht (sagt H. J. Holtzmann, Einleitung[3] 437) herrscht fast allent-

halben im Lager der strengen Kritik und ist auch bereits in populäre Darstellungen übergegangen (Wolf, Krenkel, Schwalb, W. Brückner); in weiten Kreisen eingebürgert tritt dieselbe Auffassung in Holland auf (Scholten, Matthes, Meijbom, Hoekstra, Loman); auch in Frankreich und in England tritt die gleiche Richtung zu Tage (Gustave d'Eichthal, Stap, Aubé, Havet, Reville, Tayler, Hanson). In der französischen Zeitschrift Revue du clergé français (1. November 1899) und in Études bibliques (Paris 1901) anerkennt Loisy in etwa noch den geschichtlichen Wert des vierten Evangeliums; dieser wird aber vollständig geleugnet in dessen Buch Le quatrième Évangile (Paris 1903).

So mag denn eine Untersuchung, ob das vierte Evangelium wirklich Geschichte gibt und Geschichte geben will, heute wohl am Platze sein.

Es wird von niemand bestritten, daß die Synoptiker, die Verfasser der drei ersten Evangelien, Geschichte geben und geben wollen, daß aus ihnen das geschichtliche Bild Christi und seines Wirkens und seiner Umgebung zu gewinnen sei. Dieses vorausgesetzt, erhalten wir als *ersten Ausweis für die geschichtliche Anlage* des vierten Evangeliums die unbestreitbare Tatsache, daß in demselben nicht wenige Angaben enthalten sind, durch welche die Erzählungen der Synoptiker ergänzt, erläutert, vor voreiliger, unrichtiger Auffassung geschützt werden. Sind demnach die synoptischen Angaben Geschichte, so sind es auch diese ergänzenden und erläuternden Züge und Umstände, welche zu jenen Tatsachen im vierten Evangelium geboten werden und die synoptische Erzählung vervollständigen.

Die Synoptiker erzählen die Taufe Jesu durch Johannes den Täufer, dann Jesu Aufenthalt in der Wüste nebst den drei Versuchungen; daran wird unvermittelt die Nachricht geknüpft, Jesus sei nach der Gefangennahme des Täufers nach Galiläa zurückgekehrt (Mt 4, 12. Mk 1, 14. Lk 4, 14). Da gewinnt es den Anschein, als sei Johannes gleich anfangs des öffentlichen Lebens Jesu in den Kerker geworfen worden. Erläuternd und ergänzend greift hier das vierte Evangelium ein; der ganze Abschnitt 1, 29—3, 36 belehrt uns über Ereignisse, die stattfinden vom ersten Auftreten Jesu nach seinem Wüstenaufenthalte bis zu der von den Synoptikern berichteten Rückkehr nach Galiläa; Täufer und Jesus wirken einige Zeit öffentlich, gleichzeitig. Und der Verfasser des vierten Evangeliums ist sich bewußt, daß er da etwas erzähle, was manchem wegen der allgemein verbreiteten Erzählung der Synoptiker sonderbar erscheinen

könnte; daher fügt er, um das Auffallende seiner Erzählung gegenüber den Synoptikern zu erklären und zu rechtfertigen, 3, 24 die ausdrückliche Versicherung hinzu: „Denn Johannes war noch nicht in den Kerker geworfen." Hiermit wird also eine Ergänzung der synoptischen Berichte angezeigt und zugleich einem falschen Verständnisse derselben vorgebeugt. Diese plötzliche Zwischenbemerkung: denn noch nicht . . ., nimmt offenbar Rücksicht auf eine Darstellung, die den Schein erwecken konnte, der Täufer sei ja schon längere Zeit eingekerkert — und so konnte es nach den Synoptikern scheinen.

Liest man Mt 4, 18 und Mk 1, 16, so erhält man den Eindruck, als seien Simon und Andreas, Johannes und Jakobus mit Hinterlassung ihrer Habe auf ein Wort von Jesu ihm gefolgt, ihm, den sie noch nie gesehen, von dem sie noch kein Zeichen, keine Machtäußerung wahrgenommen. Und so stellte es auch Gregor dar in seiner Homilie zur Stelle. Aber dieses Auffallende verschwindet durch den Bericht des vierten Evangeliums. Da weist der Täufer seine Jünger an den Messias, Andreas und Johannes gehen ihm nach, beide bringen den Bruder zu Jesus; sie sind Zeugen des Wunders zu Kana, Zeugen der Wunder zur Osterzeit in Jerusalem; nach dieser Vorbereitung verstehen wir, wie sie auf ein Wort Jesu alles verlassen und sich ihm unzertrennlich anschließen. Auch da ist also Jo 1, 35 bis 3, 36 eine notwendige Erläuterung und Ergänzung der früheren synoptischen Darstellung. Im gleichen Abschnitt treffen wir noch einen geschichtlichen Zug, der eine Szene der synoptischen Leidensgeschichte erklärt. Falsche Zeugen treten auf und bezichtigen den Heiland: er hat gesagt: ich kann den Tempel zerstören und nach drei Tagen wieder aufbauen (Mt 26, 61. Mk 14, 58). Wie kommen diese zu einer solchen Beschuldigung? Bei den Synoptikern bleibt diese Anklage unerklärt. Ihre geschichtliche Veranlassung bietet uns einzig Jo 2, 19. In gleicher Weise weist uns Jo 1, 33 den Grund, warum der Täufer zu dem nahenden Jesus sagen konnte: ich muß von dir getauft werden — er hatte nämlich die Offenbarung erhalten, der Messias käme zu ihm. Der Auftrag, zu taufen (Mt 28, 19), könnte unvorbereitet, unmotiviert erscheinen; aus dem vierten Evangelium ersehen wir den Unterricht Jesu über seine Geistestaufe (3, 5), wir sehen die Jünger in der Spendung einer vorbildlichen Taufe (3, 22; 4, 2), also in der Vorübung.

Wie unvorbereitet erscheinen bei den Synoptikern die Einsetzungsworte der Eucharistie: Dies ist mein Leib; dies ist mein Blut! Sieht es nicht aus,

als würden die Jünger förmlich überrascht durch das so plötzlich an sie herantretende unbegreifliche Geheimnis? Wiederum ist es das vierte Evangelium, das uns zeigt, wie der Herr bereits vor einem Jahr durch die Rede in Kapharnaum vom Essen seines Fleisches und vom Trinken seines Blutes das Geheimnis vorbereitet (6, 52 ff). Wie oft mögen wohl die Jünger im Laufe des Jahres über diese „harte Rede" nachgedacht haben — dergleichen haftet von selbst im Gedächtnisse — und dann, beim Abendmahl, da ersahen sie in den einfachen, klaren Worten die Lösung des Rätsels; sie waren vorbereitet für das Verständnis, wie es die Natur der Sache und die Weisheit des Lehrers erheischte; und so erweist sich eben dadurch die Rede in Kapharnaum als echt geschichtlich.

Bei den Synoptikern tritt uns die schwarze Tat, der Verrat Judas', scheinbar plötzlich, unerwartet, unvermittelt entgegen. Es ist aber klar, daß ein solcher Gesinnungswandel von treuer Jüngerschaft bis zum Angebot: „Was wollt ihr mir geben?", nicht urplötzlich sich vollzieht. Den geschichtlichen Hinweis finden wir abermals im vierten Evangelium. Bereits das Jahr vorher erscheint Judas als einer, der den Glauben an Jesus verloren hat: Ist nicht einer aus euch ein Teufel? er sagt dieses von Judas Iskariot (6, 71), und dieser Judas war ein Dieb (12, 6). Beide Bezeichnungen weisen psychologisch, geschichtlich die abschüssige Bahn. Hat man nur den synoptischen Bericht vor Augen, mag man sich billig etwas verwundern, wie so auf einmal die begeisterte Volksbewegung und der triumphierende Zug Jesu von Bethanien nach Jerusalem zu stande kommt. Scharen aus Jerusalem kommen ihm entgegen, und seiner ansichtig, jubeln sie ihm zu, schwenken Palmzweige (12, 13) und wallen vor ihm her, breiten ihre Obergewänder auf den Weg und rufen: „Hosanna dem Sohne Davids; gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!" (Mt 21, 9.) Dieses gewaltige Aufflammen der Begeisterung erklärt uns einzig die schlichte Angabe 12, 18: „Deswegen auch kam ihm die Schar entgegen, weil sie vernommen, daß er dieses Zeichen gewirkt" — die Auferweckung des Lazarus, dieses Zeichen, gibt die einzig genügende Antwort. Und, um auch einen kleinen Umstand zu erwähnen, wird nicht das turbae quae praecesserunt bei Matthäus erst recht verständlich durch das johanneische processerunt obviam ei? Wenn wir Jesum bei den Synoptikern klagen hören: „Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln" usw., so finden wir den geschichtlichen Beleg für jenes „wie oft" eben nur im vierten Evangelium.

Recht kurz, ja auffallend kurz, berichtet Lukas (23, 3 4): Pilatus fragte Jesum: Bist du der König der Juden? Jesus bejaht es, und Pilatus sagt den Hohenpriestern und den Volksscharen: Ich finde keine Schuld an ihm. Wie so? ist nicht gerade „König der Juden" der Klagepunkt, die Schuld, die Jesus bejaht? Im vierten Evangelium wird uns die geschichtliche Auskunft: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" usw. (18, 36 ff). Überhaupt bringt gerade die johanneische Leidensgeschichte eine Fülle einzelner Züge, die das Geschichtsbild ungemein anschaulich, konkret, individuell gestalten und zugleich die synoptischen Berichte ergänzen. Einiges sei angedeutet: wie weiß der Verräter, wo Jesus sicher zu finden? Antwort 18, 2; wie kommt Petrus in den Vorhof des Hohenpriesters? 18, 16; der Ruf Jesu: Ich dürste (19, 28), erklärt die synoptischen Angaben (Mt 27, 48. Mk 15, 36). Hier erst, im vierten Evangelium, treten klar hervor die Verhandlungen vor Pilatus, dessen wiederholte Versuche, Jesum freizugeben, den Haß der Juden durch die entsetzliche Schmerzensgestalt Jesu zu beschwichtigen; hier auch die Anstrengungen der Juden, um endlich Pilatus nach ihrem Willen zum Todesurteil zu zwingen; die Synoptiker geben einfach den Kreuzestitel: Jesus, König der Juden; sollen die Hohenpriester den Stachel nicht empfunden haben? 19, 21 gibt das echt Geschichtliche und zugleich mit 19, 22 quod scripsi, scripsi auch das echt Psychologische, Individuelle.

Sind die Synoptiker geschichtlich zu verstehen, so sind es zweifelsohne auch die im vierten Evangelium gebotenen Ergänzungen, Erklärungen, Weiterungen. Dieser Folgerung wird man sich nicht entziehen können.

Ein zweiter Beleg für die Geschichtlichkeit des vierten Evangeliums gibt sich kund in den ganz bestimmten Angaben über Zeit und Ort der Ereignisse. 1, 28: das geschah in Bethanien jenseits des Jordans, wo Johannes taufte; 1, 29: am andern Tage sah Johannes Jesum kommen; 1, 35: am andern Tage stand Johannes wiederum daselbst mit zwei seiner Jünger; 1, 39: es war aber um die zehnte Stunde; 1, 43: am folgenden Tage wollte er nach Galiläa gehen; 2, 1: am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana; 2, 12: hierauf ging er nach Kapharnaum, daselbst blieben sie nur wenige Tage; es war aber das Osterfest der Juden nahe; 3, 23: Johannes taufte in Ännon bei Salim; 4, 5: er kam nach Sichar, einer Stadt Samariens; dort ist der Jakobsbrunnen; 4, 43: nach zwei Tagen zog er von dannen und ging nach Galiläa; 4, 46: er kam nach Kana, wo er Wasser in Wein verwandelt hatte; 4, 52: gestern um die siebte

Stunde verließ ihn das Fieber; 4, 54: das ist das zweite Zeichen, das er wirkte, als er von Judäa nach Galiläa kam; 5, 1: hernach war ein Fest der Juden, und Jesus ging hinauf nach Jerusalem; es befindet sich aber in Jerusalem beim Schafteich ein Bau, Bethesda, mit fünf Hallen; 5, 9: es war aber jener Tag ein Sabbat; 6, 1: hernach begab sich Jesus auf das jenseitige Ufer des Galiläischen Meeres, das bei Tiberias ist; 6, 3: er ging auf den Berg und setzte sich mit seinen Jüngern; 6, 4: nahe war Ostern; 6, 15: als sie ihn zum König machen wollten, floh er abermals allein auf den Berg; 6, 16: als es spät geworden war, gingen die Jünger zum Meer hinab; 6, 19: als sie eine Strecke von 25 oder 30 Stadien gerudert hatten, erblickten sie Jesum; 6, 22: am folgenden Tage; 6, 23: andere Schiffe kamen von Tiberias; 7, 1: hernach wanderte Jesus in Galiläa umher; 7, 2: nahe war das Laubhüttenfest; 7, 10: er zog auch hinauf, aber nicht offenkundig, sondern wie inkognito; 7, 14: als die Festzeit schon halb abgelaufen war, stieg er zum Tempel hinauf; 7, 37: am letzten großen Tage des Festes rief Jesus; 7, 50: Nikodemus, der zur Nachtzeit zu Jesus gekommen war (3, 2), sprach zu ihnen; 8, 20: diese Worte sprach Jesus beim Schatzbehälter; 9, 7: am Teich Siloe wasche deine Augen; 9, 14: es war Sabbat; 10, 22: es war aber das Tempelweihfest in Jerusalem; es war Winterszeit, und Jesus war im Tempel, in der Halle Salomons; 10, 40; Jesus ging abermals in die Gegend jenseits des Jordans, wo Johannes zuerst getauft hatte; 11, 1: Lazarus war aus Bethanien, dem Flecken, in dem Maria und Martha wohnten; 11, 6: Jesus blieb noch zwei Tage am gleichen Orte; 11, 17: er war bereits vier Tage im Grabe; 11, 18: Bethanien war aber in der Nähe von Jerusalem ungefähr 15 Stadien entfernt; 11, 54: Jesus begab sich in die Gegend bei der Wüste zu einer Stadt mit Namen Ephrem; nahe war aber das Osterfest der Juden; 12, 1: sechs Tage vor Ostern kam Jesus nach Bethanien, wo Lazarus gestorben war, den er auferweckte; 12, 12: am folgenden Tage bereiteten ihm die Volksscharen den feierlichen Einzug in Jerusalem.

Daß die Leidensgeschichte nicht allegorisch oder symbolisch zu fassen sei, ist von selbst klar; doch seien auch hier die genauen Ort- und Zeitbestimmungen kurz bemerkt, da eben diese, hier zweifellos geschichtlich, auch dadurch für die früheren als geschichtlich zu fassenden Angaben Zeugnis ablegen.

Jesus überschreitet 18, 1 den Bach Cedron und begibt sich jenseits desselben in einen Garten; 18, 16: Petrus stand vor der Türe draußen;

18, 18: die Sklaven und Diener standen beim Kohlenfeuer, weil es kalt war und wärmten sich; auch Petrus stand bei ihnen; 18, 28: es war am Morgen, als sie Jesum von Kaiphas ins Prätorium führten; sie selbst gingen nicht hinein; Pilatus ging zu ihnen hinaus; 18, 33: abermals ging Pilatus ins Prätorium hinein; 19, 4: wiederum ging Pilatus hinaus; 19, 9: er ging ins Prätorium; 19, 13: er führte Jesum hinaus, setzte sich auf den Richterstuhl nieder am Platze, der Lithostrotos heißt, hebräisch aber Gabbatha; 19, 14: es war aber parasceve paschae, etwa die sechste Stunde; 19, 20: nahe bei Jerusalem war der Ort, wo sie ihn kreuzigten; 19, 31: wegen des Sabbats — es war aber der Tag jenes Sabbats besonders feierlich — sollten die Körper nicht am Kreuze bleiben; 19, 41: nahe war ein Garten und im Garten ein Grabmal, ein neues (ungebrauchtes); da begruben sie ihn wegen des Rüsttages der Juden, weil das Grab nahe war; 20, 1: am ersten Wochentage, als es noch dunkel war, begab sich Maria Magdalena zum Grabe; 20, 11: Maria stand außen beim Grabe; 20, 19: als es spät abends war an jenem Tage, dem ersten Wochentage, und die Türen geschlossen waren am Orte der Versammlung der Jünger, kam Jesus und stand in der Mitte; 20, 26: und nach acht Tagen waren wiederum die Jünger drinnen; bei verschlossenen Türen kam Jesus und stand in der Mitte.

Ein fernerer Beweis, daß die mitgeteilten Reden, Äußerungen nicht frei erdichtet sind, auch nicht rein allegorisch oder symbolisch zu fassen, sondern daß sie tatsächlich als geschichtlich und wirklich verstanden werden müssen, wird vom Verfasser selbst geliefert in nachträglichen Bemerkungen über das Verständnis der Worte; so z. B. 2, 21: das sagte er aber vom Tempel seines Leibes; als er nun von den Toten auferstanden war, erinnerten sich seine Jünger, daß er dieses gesagt; 6, 6: das aber sagte er, um ihn zu prüfen; denn er selbst wußte, was er zu tun im Begriffe war; 6, 72: er sagte das aber betreffs Judas; 7, 5: denn nicht einmal seine Brüder (Vettern) glaubten an ihn; 7, 39: das sagte er aber vom Geiste, den die Gläubigen empfangen sollten; 10, 6: sie verstanden aber seine Rede nicht; 11, 13: Jesus hatte dieses in Bezug auf dessen Tod gesagt; sie aber glaubten, er habe vom Zustande des Schlafes gesprochen; 11, 51: das sprach aber Kaiphas nicht aus sich selbst, sondern, da er Hoherpriester war in jenem denkwürdigen Jahre, weissagte er, daß Jesus sterben solle für das Volk; 12, 16: das haben seine Jünger damals nicht gleich eingesehen; aber als Jesus verherrlicht war, erinnerten sie sich, das

sei von ihm geschrieben und sie hätten so gehandelt (wie die Prophetenstelle verlangte); 12, 33: so aber sprach er mit dem klaren Hinweis auf seine Todesart; 13, 11: er kannte seinen Verräter, daher sagte er: ihr seid rein, doch nicht alle; 13, 28: keiner aber der Tischgenossen wußte, weshalb er so zu Judas gesprochen; einige glaubten, weil jener den Beutel hatte, Jesus habe ihm gesagt: Kaufe, was wir zum Feste brauchen, oder daß er den Armen etwas geben solle. — Wer so schreibt, was will der anders, als geschichtlich berichten?

Das durch und durch *geschichtliche Gepräge* bekundet sich weiterhin in der *Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Plastik* der Darstellung (so besonders Kap. 1, 19 f; Kap. 2 9 11 13 und durchgängig in der Leidensgeschichte, Kap. 21). Hier genüge es zum gleichen Erweise noch aufmerksam zu machen auf einzelne spezielle Züge, in denen unverkennbar die persönliche Erinnerung, die Augenzeugenschaft des Schriftstellers sich spiegelt; so 4, 28: da ließ sie ihren Wasserkrug stehen und eilte in die Stadt; 6, 5: Christus fragt Philippus, und Philippus meint, Brot für 200 Denare würde nicht ausreichen; Andreas, der Bruder des Simon Petrus, bringt die Kunde, es sei ein Knabe da mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen, fügt aber ganz naiv dazu: Aber was soll das bei so vielen? Wie dramatisch ist die Szene 7, 45 ff: die Tempeldiener waren beauftragt, Hand an Jesum zu legen; sie wagen es nicht und kommen ohne Jesum zu den Auftraggebern: Warum habt ihr ihn nicht hergebracht? Seid ihr auch verführt worden? Hat denn einer der Angesehenen oder der Pharisäer an ihn geglaubt? Nur dieser Pöbel, der das Gesetz nicht kennt; verflucht sind sie! Da mahnt Nikodemus: Richtet denn unser Gesetz einen Menschen vor aller Untersuchung? Jetzt fallen sie über den unbequemen Mahner her: Bist du etwa auch ein Galiläer? Forsche in der Schrift und lerne: von Galiläa kommt kein Prophet! Wie nach dem Leben gezeichnet ist das Verhalten der Parteien, bevor Jesus am Laubhüttenfest sich zeigt! Wo ist er? fragen alle, und dann streiten sie; die einen sagen: er ist gut; nein, entgegnen andere, er verführt die Scharen (7, 11—12). Wie treffend ist 13, 23 ff der etwas ungestüme, stürmische Charakter Petri geschildert! Er kann nicht ruhig abwarten, er muß gleich es herausbringen, wer der Verräter sei, er winkt dem bei Jesus ruhenden Jünger zu usw. Während Markus erzählt: Einer der Umstehenden zog das Schwert, schlug einen Diener des Hohenpriesters und hieb ihm das Ohr ab, nennt unser viertes Evangelium diesen *einen*

Simon Petrus, kennt den Namen des Dieners: er heißt Malchus, weiß, daß das rechte Ohr getroffen wurde; in gleicher Weise ist die bestimmte Angabe: ein Verwandter dieses Malchus ruft dem ableugnenden Petrus zu: Habe ich dich denn nicht im Garten bei ihm (Jesus) gesehen? (vgl. Mk 14, 47. Jo 18, 10 26). Ebenso ist bei den Reden sorgfältig angemerkt, wer dieselben durch Einwürfe, Fragen unterbrochen, oder eben dadurch den Verlauf der Rede anders gestaltet habe (vgl. Kap. 3 4 6 8 11); wir vernehmen die Fragen und Entgegnungen von Petrus, Thomas, Philippus, Judas non ille Iscariotes (13, 37; 14, 5 8 22). Freilich behauptet Loisy: Les incidents qui se produisent pendant les instructions du Sauveur, à savoir les interruptions, les questions, les murmures, les disputes entre les assistants, ne sont qu'un procédé littéraire pour animer et faciliter le développement des thèses johanniques (Le quatrième Évangile 86). Und der Beweis ist eben nur die Annahme: Das Evangelium kann nicht geschichtlich sein. Dafür, daß die erzählten Wunder nicht geschichtlich seien, sondern bloß als Form, Einleitung, Symbol der nachfolgenden Lehre gelten sollen, wird von Loisy ein Beweis versucht. Aber was für einer? Man höre: L'histoire du paralytique se perd dans le discours qu'elle introduit; il en est de même pour celle de l'aveugle-né; on ne sait que devient Lazare après sa résurrection (a. a. O. 83). Hätte also, damit das Wunder geschichtlich verstanden werde, eine Lebensskizze des Gichtbrüchigen, des Blindgebornen, des Lazarus für die Zeit nach erfolgtem Wunder beigegeben werden sollen? Mit dieser Forderung kann Loisy alle Wunder bei den Synoptikern als ungeschichtlich erweisen. Nirgends ist angegeben, was die Geheilten nach ihrer Heilung getan, was aus der Tochter des Jairus später geworden, welchen Lebenslauf der von den Toten erweckte Jüngling von Naim gehabt usw. Eine andere Beweisführung Loisys ist typisch für sein ganzes Verfahren: Der Evangelist legt Jesu die Worte in den Mund (il fait dire à Jésus): Ich bin die Auferstehung und das Leben; was braucht es mehr um die Allegorie handgreiflich zu machen et comment aller plus loin sans détruire toute apparence d'histoire? (S. 88.) Denn nach Loisy hat der Verfasser des vierten Evangeliums keine besondere Tradition; er entnimmt seinen Stoff den früheren Evangelien, und diese bieten ihm, der selbst keine persönlichen Erinnerungen hat, die Angaben (des données), die er als Symbole verwendet, en modifiant plus ou moins et parfois très considérablement leur forme (S. 61 77):

scheint er ja die höchste Gleichgültigkeit (cette suprême indifference) in Betreff der Geschichte zu haben (S. 80). Loisy steht nicht an zu behaupten: an verschiedenen Stellen bringt der Evangelist Behauptungen von erstaunlicher Genauigkeit (und die nichtsdestoweniger des geschichtlichen Wertes bar sind), um seinen Erzählungen den Anschein der Augenzeugenschaft zu geben (l'apparence de la chose vue. S. 87).

Was ist also das vierte Evangelium nach Loisy? „Nichts anderes als eine große theologische und mystische Allegorie, das Werk einer wissenschaftlichen Spekulation, das in Betreff der Form nichts gemeinschaftlich hat mit der Predigt des geschichtlichen Christus" (S. 75). Aber wie kommt es, daß der Evangelist selbst auf diese fortwährende mystische Allegorie nirgends hinweist, daß er im Gegenteil eine „staunenswerte Genauigkeit" in kleinen, konkreten Zügen und Szenen entwickelt? Loisy hat nur die Ausflucht: der Evangelist habe wohl für seine Schüler, die seine Art kannten, deutlich genug gesprochen (S. 87); das Buch sei anfänglich nicht bestimmt gewesen à être mis dans toutes les mains; son symbolisme profond ne le rend intelligible que pour les intelligences préparées; es war wohl geschrieben pour un cercle choisi, un groupe de disciples plutôt encore que pour une grande communauté chrétienne (S. 93); sein Buch scheine anfänglich nur bestimmt gewesen zu sein für einen kleinen Kreis von Eingeweihten (à un petit cercle d'initiés), welchen zum Verständnis eine leise Andeutung hinreichte, qui comprenaient les choses à demi mot (S. 66). Diese Eingeweihten waren also die intelligences préparées, die allein belehrt waren, im Buche keine Geschichte, nur Allegorie und Symbol zu sehen! Die Ehre, zu diesem petit cercle d'initiés zu gehören, überlassen wir gern denen, die sie wollen; bleiben wir unterdessen mit dem gesunden Menschenverstand stehen bei der klar ausgeprägten Geschichtlichkeit des Evangeliums, dessen pneumatischer Charakter eben nur auf der Wirklichkeit der Geschichte, der Tatsachen und Lehren des geschichtlichen Christus sich aufbaut und darstellt.

Überblicken wir das Erörterte. Das vierte Evangelium ergänzt durch manche, genaue, individuelle Züge die Darstellungen der Synoptiker; es erläutert durch seine Angaben die oft wegen Kürze oder lückenhafter Erzählung mißverständliche Ausdrucksweise derselben; bietet also öfters den Schlüssel zum richtigen Verständnis der synoptischen Geschichte — das Evangelium selbst ist in Angabe der Umstände von Zeit und Ort von fast peinlicher Genauigkeit; die Erzählungen sind voll lebendiger Anschaulich-

keit; die Handlungen und Aussprüche Jesu und der Jünger werden durch beigefügte Bemerkungen dem wahren, geschichtlichen Verständnisse vermittelt; die naiven Fragen und Unterbrechungen der Reden Jesu tragen in sich selbst das Gepräge der Geschichtlichkeit; ist die Leidensgeschichte tatsächlich Geschichte, so sind es auch die vorhergehenden Kapitel: überall derselbe Stil, dieselbe konkrete, plastische, ins einzelne gehende Erzählung, die als Erzählung gelten will, nirgendwo das rein Symbolische andeutet, sondern alle Eigenschaften der geschichtlichen Darstellung aufweist. Und ist nicht schon ein ausreichender Beweis hierfür der vom Verfasser angegebene Zweck: Diese (Zeichen) sind geschrieben (wenige aus den vielen, die Christus getan), damit ihr glaubet, daß Jesus ist der Christus (Messias), der Sohn Gottes? Oder seit wann sind erdachte Symbole Beweise für den Charakter und die Taten einer geschichtlichen Person?

Kurz, das vierte Evangelium schließt sich ergänzend und erklärend an eine dreifache geschichtliche Darstellung eng an; es trägt in sich selbst alle Erfordernisse und Eigenschaften einer geschichtlichen Erzählung; also bietet es wirklich Geschichte.

Jos. Knabenbauer S. J.

Ein verschwundener Kirchenschatz des 14. Jahrhunderts.

Die letzten Jahrzehnte haben aus dem Staube der Archive und Bibliotheken auch manche Inventare mittelalterlicher Kirchenschätze ausgegraben und der Öffentlichkeit übergeben. Leider wurden dieselben nicht immer genug gewürdigt, noch viel weniger nach Verdienst ausgenützt. Und doch bilden die alten Schatzverzeichnisse eine so wertvolle Ergänzung zu dem noch vorhandenen Bestand an Kunstdenkmalen des Mittelalters. Was wir davon jetzt noch in den Kirchen, den Museen und den Privatsammlungen besitzen, sagt uns nur, was sich an Schöpfungen mittelalterlichen Kunstfleißes bis in die Gegenwart hineingerettet hat, nicht aber, was einst die Schatzkammern der Kirchen füllte und zur Zierde des Hauses Gottes und der Verherrlichung der gottesdienstlichen Feier diente. Davon vermögen uns nur die Schatzverzeichnisse ein Bild zu geben, in

denen sie, Stück um Stück, wie sie sich zur Zeit ihrer Abfassung vorfanden, getreulich und sorgsam verzeichnet stehen. Erst aus diesen Inventaren lernt man, mit welcher Überfülle kostbarsten Kirchengerätes fromme Altvordern einst in religiösem Sinne das Heiligtum zum Preise Gottes und zu Ehren der himmlischen Patrone bedachten, lernt man, was geübte Künstlerhand im Verein mit frommem Sinn an Reliquiarien, Kelchen, Prachteinbänden liturgischer Bücher, heiligen Gewändern, kostbaren Behängen und sonstigen gottesdienstlichen Gebrauchsgegenständen in unermüdetem Fleiß zu schaffen verstanden hat. Um so wichtiger aber sind diese Schatzverzeichnisse, als gerade das, was in ihnen eingetragen steht, am wenigsten sich dem Lose der Zerstörung zu entziehen vermochte. Es waren eben zumeist Sachen aus kostbarem Metall, welche nur zu oft entweder die Habgier beutelustiger Söldnerhorden reizten oder in Zeiten der Nöten in den Schmelztiegel wandern und den leeren Kassen aufhelfen mußten. Was aber an Gewandstücken sich in den Schatzkammern befand, ging von selbst durch den Gebrauch zu Grunde, denn noch war niemand da, der ein verschlissenes und unbrauchbar gewordenes Pluviale oder eine schadhafte Kasel als textile Merkwürdigkeit aufbewahrt hätte, um späteren Generationen Kunde vom Kunstfleiß früherer Tage zu geben. War den Gewändern oder Behängen Gold oder Silber eingewebt, so wurden sie ausgebrannt; bestanden die Paramente nur aus Seide, so wurden sie, mochte das Gewebe auch noch so wertvoll sein, besten Falls zerschnitten, und was noch brauchbar war, zur Herstellung anderer und zum Flicken verwendet. So aber stehen wir heute in Bezug auf die mittelalterlichen Kleinarbeiten in Metall und Textilien weit weniger günstig da, als in Bezug auf die Werke der Malerei und der Holz- sowie Steinplastik, an denen kein Mangel herrscht, zumal aus dem späteren Mittelalter, wo nicht etwa religiöser Fanatismus sich zur Bilderstürmerei hinreißen ließ und dem „mittelalterlichen Abgöttertum und papistischen Greuel" in Vandalenart jähen Untergang bereitete, oder eine spätere Zeit mit gänzlich veränderter Geschmacksrichtung das Alte, weil unmodern und unzierlich, rücksichtslos beiseite schob. Welchen Wert hatte auch eine Holzstatue für einen Soldaten, der nach Beute lechzte, und was möchte man im Schmelztiegel mit einem Steinbild oder einem Gemälde anfangen?

So sind also die mittelalterlichen Inventare von höchster Bedeutung für die Kunstgeschichte des Mittelalters, für die Entwicklung und Betätigung des Gewerbefleißes und der gewerblichen Tätigkeit wie für die

Geschichte des Kultus, des religiösen Frommsinns und begeisterter Opferfreudigkeit in Förderung der Ehre Gottes und der lieben Heiligen.

Man durchlese doch nur einmal das Inventar des Apostolischen Stuhles aus dem Jahre 1295, die Schatzverzeichnisse von St Paul zu London aus den Jahren 1245, 1295, 1402, die Inventare von St Peter zu Rom aus den Jahren 1361, 1454, 1489, das Schatzverzeichnis von St Johann im Lateran von 1455, von San Francesco zu Assisi von 1320, des Santo zu Padua von 1396, das Inventar von Exeter (1277, 1327) und York von 1360, 1364, 1548, die ermländischen Inventare des 16. Jahrhunderts, zum großen Teil nur Wiedergaben der Schätze kleinerer Kirchen, die Schatzverzeichnisse der Dome zu Olmütz von 1435, Würzburg von 1448 und Mainz ca 1250, das Inventar des Klosters Michelsberg zu Bamberg von 1485 und unter vielen sonstigen namentlich auch die Inventare von St Veit zu Prag aus dem 14. Jahrhundert.

Welch eine Fülle von Nachrichten über den Reichtum an kostbarsten Geräten und Paramenten, wie er sich damals dank der Freigebigkeit der Gläubigen in so manchen Kirchen aufgehäuft hatte, über das Kunstschaffen in jenen Tagen, das Material, die Techniken, die Herkunft der Stoffe, die Ikonographie; wie viele erbauliche Ausblicke auf die religiöse Gesinnung, welche alle diese Schätze zu stiften wußte, und jene unbegrenzte Opferbereitheit bei hoch und niedrig, geistlich und weltlich, welche höher als das private Heim das allen gemeinsame Haus des Herrn stellten. Und wie mancher Name frommer Geber ist wie in einem Buch des Lebens durch die Inventare kommenden Zeiten und Geschlechtern aufbewahrt worden, der sonst im Dunkel der Vergangenheit untergegangen wäre! Hier zum Belege nur ein kurzer Auszug aus dem überreichen Inhalt eines der Prager Schatzverzeichnisse, das im Druck volle 26 Quartseiten umfaßt [1]. Es wurde im Jahre 1387 am Oktavtag des Festes der Unschuldigen Kinder durch Boleslaus, den derzeitigen Dekan von St Veit, zwei Canonici, den Sakristan Smylo und den Subsakristan Wenzeslaus abgefaßt und ist übersichtlich in eine Anzahl von Abschnitten eingeteilt, die mit entsprechenden Überschriften versehen sind.

[1] Die Prager Inventare, die bisher nur bruchstückweise publiziert waren, sind jüngst in vorzüglicher Weise vollständig veröffentlicht worden in dem Werk des Prager Domherrn Dr A. Podlaha: Chrámový poklad u sv. Vita u Praze. Prag 1903. Der hochw. Herr Verfasser hat sehr gut daran getan und allen Dank verdient, daß er seinem Werk über die Kunstschätze und die Bibliothek von St Veit zu Prag nicht bloß eine Reihe der vortrefflichsten Abbildungen beifügte, sondern auch die so wichtigen alten Schatzverzeichnisse darin vollständig zum Abdruck brachte (vgl. unter Empfehl. Schriften dieses Heftes).

Die Reliquiare. Das Inventar hebt an mit der Aufzeichnung der Reliquiare, und zwar macht die rubrica de capitibus, das Kapitel von den Reliquienbüsten, den Anfang. Es waren, wie aus dem Inventar von 1354 hervorgeht, nur zum geringsten Teil ganze Häupter, welche in diesen capita eingeschlossen waren; es handelte sich vielmehr fast immer nur um kleinere Partikeln des Schädels, der Kinnlade, der Stirn oder sonst eines Teiles des Kopfes, aber so hoch wurden diese spärlichen Überbleibsel gewertet, daß man lebensgroße, kunstreiche Büsten aus edlem Metall anfertigen ließ, um im Innern des Kopfes oder in einem Medaillon vor der Brust die Reliquie würdig zu bergen. Das Inventar weiß von der enormen Zahl von 27 Reliquienbüsten zu erzählen.

Da gibt es ein caput s. Viti, s. Wenceslai, s. Adalberti, s. Sigismundi, alles Büsten hochverehrter Landesheiligen, aber auch capita s. Chrysogoni mart., s. Ananiae prophetae, s. Bartholomaei, s. Marci, s. Lucae, s. Urbani papae, s. Ignatii pont. et mart., s. Purchardi episc. et mart., s. Stephani protomart., s. Vincentii, s. Ioannis apostoli, s. Gregorii M., s. Othmari, s. Antoniae, s. Iustinae virg., s. Sapientiae virg., s. Hilariae reginae, s. Richardi confessoris, s. Leonardi, s. Leodegarii, s. Longini, s. Romani, s. Maluzii, s. Victoris, eine lange bunte Folge, alle aus Silber getrieben, ganz oder teilweise vergoldet und vielfach reich mit Perlen und Edelsteinen geziert. Zwei der Büsten bestanden aus purem Gold: die Büsten des hl. Wenzeslaus und des hl. Sigismund. Letztere muß besonders kostbar gewesen sein; es gehörte zu ihr nicht nur ein prächtiger, mit neunzehn Perlen, drei Saphiren, fünf Smaragden, sieben Rubinen und sieben Diamanten verzierter Brustschmuck in Form einer Agraffe, ein Geschenk der Gemahlin Ottos des Faulen von Brandenburg, einer Tochter Karls IV., sondern auch zwei Kronen, von denen die eine, gleichfalls eine Gabe der Markgräfin und mit Perlen und Gemmen reich ausgestattet, an Festtagen, die andere, einfachere, an Sonntagen der Büste aufgesetzt wurde. St Urbanus und St Gregorius waren mit einer Tiara geschmückt, die mit Perlen, Saphiren und sonstigen Edelsteinen besetzt war, die hll. Adalbert, Markus, Lukas, Ignatius, Burchard, Othmar trugen eine kostbare Mitra; bei St Richard vermerkt das Inventar eine Krone, bei St Antonia und Faustina ein kammartiges Diadem, bei St Adalbert einen Brustschmuck in Gestalt einer Kamee; bei St Chrysogonus hebt es das lang herabwallende, bei den hll. Ananias und Bartholomäus das gekräuselte Haar hervor.

Siebenundzwanzig aus Silber oder Gold getriebene Reliquienbüsten von Lebensgröße würden heute für sich allein schon völlig hinreichen, eine Schatzkammer weltberühmt zu machen. Und doch kamen in St Veit zu den capita noch in langer Reihe hinzu manus, imagines, monstrantiae, cruces, tabulae und namentlich die Schreine, tumbae.

Die manus waren Reliquiare in Form aufrechtstehender Arme. Sie wurden häufiger brachia genannt und kommen schon in der Frühe des zweiten Jahrtausends vor. Da man selten so glücklich war, einen ganzen Arm oder auch nur eine ganze Hand zu besitzen, enthielten sie in der Regel nur Partikeln von Hand- oder Armreliquien. Wie das Inventar von 1354 lehrt, verhielt es sich auch mit den Armreliquiarien im Schatz von St Veit so:

Im ganzen hat das Inventar von 1387 nicht weniger denn 22 manus zu verzeichnen, die allesamt aus vergoldetem Silber bestanden. Drei bargen Reliquien der hll. Apostel Thaddäus, Philippus und Matthäus, fünf andere solche der Landes- und Kirchenpatrone St Veit, St Wenzeslaus, St Adalbert, St Sigismund und St Ludmilla, in den übrigen fanden sich Hand- oder Armreliquien anderer Heiligen, wie des hl. Florentius, des hl. Hermagoras, des hl. Cassius, des hl. Longinus, des hl. Germinianus, des hl. Dionysius, des hl. Lazarus, der hl. Margareta u. a. Manche der manus waren mit Perlen, Gemmen oder auch wohl Schmelzen kostbar verziert. Die Hand St Veits hielt ein Kruzifix, das mit Edelsteinen und Perlen besetzt war, St Wenzeslaus' Hand einen ähnlich behandelten Apfel, die Hand St Gerhards, Bischofs von Toul, ein silbervergoldetes Steinchen, wahrscheinlich weil der Heilige gegen Steinleiden angerufen wurde, die Hand der heiligen Jungfrau und Märtyrin Ottilia Reliquien des hl. Erhard. Bei andern, wie bei der Hand des hl. Adalbert, der hl. Ludmilla, des hl. Sigismund, des hl. Prokopius, verzeichnet das Inventar einen oder zwei mit Rubinen oder Saphiren besetzte Ringe. Die manus des hl. Prokopius hatte ein früherer Dekan der Prager Kathedrale, namens Předboj, geschenkt, diejenigen der hll. Ludmilla und Margareta waren nach dem Inventar von 1354 Gaben eines gewissen Nikolaus von Holubitz.

Unter den imagines, welche das Schatzverzeichnis unter der rubrica de imaginibus aufzählt, sind Reliquienstatuetten zu verstehen, wie sie noch jetzt hie und da in den Schatzkammern als Reste alter Herrlichkeit sich erhalten haben.

Es gab ihrer im Prager Schatz nach dem Inventar von 1387 volle dreizehn. Zehn derselben stellten St Bartholomäus, St Thomas, St Matthäus, St Andreas, St Matthias, den hl. König Ludwig, Maria mit dem Jesuskind, St Margareta, St Barbara und St Wenzeslaus dar. St Bartholomäus hielt in den Händen ein Messer samt seiner mit Zähnen noch versehenen Kinnlade, St Thomas, St Andreas und St Ludwig eine kleine Reliquienmonstranz, welche bei St Ludwig einen Dorn von des Herrn Krone enthielt. Auch Maria trug eine Monstranz aus Bergkristall; es war eine Partikel von den Windeln Christi darin zu sehen. Bei St Wenzeslaus, der als Ritter mit Lanze und Fahne dargestellt war, waren die Reliquien in der Brust geborgen.

Von den übrigen drei imagines stellte eine einen Engel dar, welcher in seiner Hand einen Zahn des hl. Martin trug. Die zweite bestand aus zwei Engeln, welche ein silbernes Scheibenreliquiar emporhielten, das Reliquien des hl. Johannes des Täufers umschloß und von einer Kristallmonstranz mit Haar der hl. Maria Magdalena überragt wurde: eine reizende Einrichtung, von der sich noch jetzt hie und da, z. B. im Aachener Münster, Beispiele erhalten haben. Von eigentümlicher Art war das dritte Stück. Es bestand aus drei imagines, die sich in einem kristallenen Schiffchen mit Reliquien des hl. Petrus und „schwimmenden Fischen" befanden [1].

Der monstrantiae, Reliquienschaugefäße, die seit dem 14. Jahrhundert so beliebt wurden, besaß der Prager Domschatz acht. Dazu kam eine größere Anzahl kleinerer Reliquiare in Form von Kästchen, Zylindern, Agraffen und ähnliche, einschließlich der in der Sakristei der St Michaelskapelle aufbewahrten. Alle waren aus Silber gemacht, vergoldet, manche auch mit Edelsteinen und Perlen reich ausgestattet.

Von den Reliquien, welche sie einschlossen, waren einzelne von etwas eigentümlicher Art. So begegnet uns unter ihnen z. B. der Stab Mosis, Manna, das der Herr den Israeliten gab, und Milch der Gottesmutter [2]. Sehr zahlreich waren die Reliquien des Herrn. Denn man hatte nicht bloß Partikeln vom heiligen Kreuz, sondern auch solche vom heiligen Nagel, dem Schweißtuch, dem Purpurgewand, dem Spottkleid, dem Tischtuch des Heilands, dem Tisch, der Krippe, der Wiege. Die Gegenwart steht solchen und ähnlichen Reliquien skeptischer gegenüber als unsere Vorfahren; wir stoßen uns an der naiven, kritiklosen Aufnahme alles dessen, was nur den Namen Reliquie führte. Indessen muß man, um gerecht zu bleiben, die Zeiten aus sich beurteilen und nicht andere Zeiten und fremde Verhältnisse zum Maßstab nehmen. Obendrein wird jene

[1] In einem von der „Mainzer Chronik" mitgeteilten Inventar des Mainzer Domes wird von einer melonenförmigen Schale aus Smaragd erzählt, welche an hohen Festtagen vor dem Hochaltar aufgehängt wurde, nachdem man Wasser und zwei oder drei kleine Fischlein in dieselbe hineingetan und einen Deckel aufgesetzt hatte. Der Chronist fügt hinzu, wenn die Fischlein sich bewegten, hätten die alten Weiblein und sonstige einfältige Leute geglaubt, der Stein sei lebendig (Böhmer, Fontes II 255). Ob es sich in obigem Falle mit der navicula cum piscibus natantibus ähnlich verhielt, muß dahingestellt bleiben.

[2] Kalkstückchen von dem Kalksteinfelsen einer Grotte bei Bethlehem, in welcher nach der Legende Maria das Jesuskindlein oft genährt haben soll. Trefflich spricht sich über diese und ähnliche Reliquien P. Beissel in der Schrift: Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts (47. Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria-Laach") aus, auf dessen Ausführungen daher hier verwiesen sei.

Naivität nicht wenig verklärt durch den Geist kindlicher Frömmigkeit und schlichten, festesten Glaubens, in dem sie zuletzt wurzelte, und der das Kostbarste nicht sparen hieß, wo es galt, die Reliquien würdig zu zieren.

Unter der Rubrik monstrantiae haben die Verfasser des Inventars auch einen Teil der Kreuze aufgeführt, wohl darum, weil diese auch Reliquien enthielten. Andere sind unter den Reliquienschätzen verzeichnet, die in der Sakristei der St Michaelskapelle aufbewahrt wurden. Es waren ihrer im ganzen zwölf, größere und kleinere. Vier bestanden aus reinem Gold, zwei aus Bergkristall, die andern aus vergoldetem Silber. Auch bei den Kreuzen war an Edelsteinen, Schmelzen und Perlen nicht gespart worden. Einige hatten allem Anschein schon ein höheres Alter, da das Inventar bei ihnen eine Anzahl von defekten vermerkt. Schon das Inventar von 1354 erwähnt elf Kreuze, darunter drei, die aus Gold angefertigt und mit Edelsteinen verziert waren. Sie stammten zum Teil unzweifelhaft noch aus den Tagen der Premysliden. Die tabulae reliquiarum, welche die rubrica de tabulis enthält, waren tafelartige Reliquiare, die von einem Rahmen umschlossen waren und die Reliquien unter Glas oder Kristall bald bloß im Mittelfeld bald auch in der Umrahmung enthielten. Die Schatzkammer konnte sich sechs solcher tabulae rühmen. Bei einer, bei welcher in der Mitte ein Kruzifix und darüber ein aus Perlmutter geschnitztes Bild Christi angebracht war, merkt das Inventar an, sie pflege an Festtagen ausgestellt zu werden. Eine andere — wie die übrigen aus vergoldetem Silber — erweckt unser Interesse, weil sie Reliquien der Patriarchen enthielt.

Den Schluß des Verzeichnisses der Reliquiare bilden die tumbae, Schreine. Es werden ihrer unter der rubrica de tumbis vierzehn aufgezählt. Der kostbarste, der von Karl IV. gestiftete Schrein des hl. Wenzeslaus, wird an einer andern Stelle des Schatzes aufs eingehendste in allen seinen Teilen und mit allen seinen Kostbarkeiten inventarisiert.

Die Reihe der Schreine beginnt mit der tumba s. Viti; sie war aus vergoldetem Silber. Der silbervergoldete, mit Bildwerk gezierte Schrein des hl. Adalbert, der an zweiter Stelle folgt, war eine Stiftung des Prager Bischofs Johannes von Dražitz (1301—1343). Es schließen sich an die Schreine des hl. Markus, des hl. Lazarus, des hl. Albanus, des hl. Urbanus, des hl. Januarius, der hl. Fortunata, der hl. Sapientia, des hl. Florentius, der hll. Sergius und Bacchus, der heiligen Gefährten St Ursulas, alle mit Silber bekleidet, mit Amethysten und anderem Gestein besetzt, mit reichen Bekrönungen versehen und gleich der tumba s. Adalberti zum Teil mit figürlichen Darstellungen geschmückt.

Der Schrein des hl. Florentius wurde auf zwei eisernen Trägern über dem Altar der Mansionarii[1] aufbewahrt. Nur eine tumba, in der drei Häupter von Genossen der hl. Ursula ruhten, wird als aus Holz angefertigt und bemalt, und nur eine, ein Schrein mit Reliquien vom Haupt des hl. Vinzenz, als parva bezeichnet.

Es war eine prächtige Sammlung von Schreinen; den Glanzpunkt derselben, wie überhaupt des ganzen Schatzes bildete aber die tumba s. Wenceslai. Sie war aus Gold und wie es scheint mit doppelter Verdachung versehen. Am Kopfende waren unten die aus Onyx geschnittenen, mit prächtigen Kronen bedeckten Bilder Karls und seiner Gemahlin angebracht; höher hinauf gewahrte man St Wenzeslaus mit der Fahne in der einen und dem Schild in der andern Hand, begleitet von zwei Engeln, darüber eine Darstellung Christi oder der segnenden Hand Christi. Seitlich schmückten den Schrein oben die Bilder der hll. Paulus und Petrus, eine sog. maiestas Domini, d. i. Christus in der Herrlichkeit, die Bilder Mariä, des hl. Markus und der drei andern Evangelisten, im ganzen sechs Tafeln, von denen die dritte und die vorletzte dem Deckel zweier Plenarien entnommen waren. Eine zweite mittlere Reihe von Tafeln enthielt die Darstellungen der hll. Vitus, Adalbert und Wenzeslaus, ein goldenes Kreuz zwischen zwei Engeln sowie die Bilder der hl. Ludmilla und der in Böhmen viel verehrten heiligen fünf Brüder. Unten folgte das Martyrium der hll. Vitus, Adalbert, Wenzeslaus, Ludmilla und der heiligen fünf Brüder. Unter der Tafel mit dem Bilde Mariä bzw. dem Kreuz hing ursprünglich eine Reliquientafel mit Reliquien der Krippe des Herrn. Zur Zeit der Abfassung des Inventars war sie jedoch bereits weggenommen worden. Auf der unteren Verdachung hatten Abbildungen des Bischofs von Leitomischl, Albert von Sternberg, des Bischofs von Straßburg und späteren Erzbischofs von Mainz, Johann von Luxemburg, und sechs anderer Herren, die zum Schreine beigesteuert, samt deren Wappen einen Platz gefunden; denn wenn auch der Schrein vor allem das Werk Karls IV. war, so hatten doch auch andere Herren ihren Beitrag zu demselben geliefert. Die obere Verdachung bestand aus schlichten Goldplatten. Am Fuße des Kopfendes war nach einem Inventar

[1] Karl IV. stiftete 1343 in St Veit ein Kapitel von Präbendaren, das aus zwölf Priestern, sechs Diakonen und sechs Subdiakonen bestand und im Marienchor jeden Tag das Marianische Offizium abhalten mußten. Es waren das die obengenannten mansionarii.

von 1420 der Altar angebracht. Der Schrein muß ein Werk von seltenster Pracht gewesen sein. Wies doch das Kopfende allein über 236 Perlen, 41 Saphire, 27 Rubinen, 12 Karfunkel, 11 Smaragden, 1 Topas, 5 Kameen, 1 Diamant und dazu noch wenigstens 438 sonstige Edelsteine auf, bei denen im Inventar eine nähere Bezeichnung fehlt.

Welch ein Glanz, wenn an Festtagen alle diese Kostbarkeiten aus den dunkeln Truhen und Schränken der Sakristeien in die Kirche gebracht, dort im Chor und auf den Altären zum Preise des Allerhöchsten, zur Ehre der Heiligen, deren Reliquien die Behälter bargen, zur Erhöhung der Festesfreude und zur Erbauung des Volkes ausgesetzt wurden und in dem Schein des Goldes, des Silbers, der Edelsteine und Perlen die Lichter tausendfach sich brachen und widerfunkelten! In der Tat, Karl IV. konnte stolz sein auf das, was er geschaffen. Denn wie der neue herrliche St Veitsdom, zu dem sein Vater im Jahre 1344 in seinem Beisein den Grundstein gelegt hatte, vor allem sein Werk war, so auch der Reliquienschatz desselben. Wohl hatte auch schon der alte Dom kostbare Reliquien besessen, doch bildeten sie im Vergleich mit dem, was Karl IV. hinzufügte, den weitaus geringeren Bruchteil. Das Inventar von 1354 bekundet das. Wohin immer Karl auf seinen Fahrten kam, suchte er Reliquien für seine Lieblingsschöpfung zu erwerben, und wenn er deren erhalten, ließ er sie entweder selbst auf das kostbarste fassen oder setzte doch das Kapitel von St Veit durch seine Freigebigkeit in stand, für sie würdige Behältnisse zu schaffen. Bezeichnend für diesen Eifer des Kaisers ist ein Schreiben, das er unter dem 17. Februar 1354 an das Kapitel von St Veit richtete, um diesem mitzuteilen, welch kostbare Reliquien er zu Trier bekommen. Obwohl er, so erzählt er in dem Briefe, große Geldsummen vom Elektus und dem Kapitel ohne alle Verletzung der Gerechtigkeit und ohne Tadel befürchten zu müssen hätte haben können, so habe er doch himmlische und geistliche Schätze, nämlich Reliquien, vorgezogen, welche ihm denn auch, wenngleich ungern, bewilligt worden seien. Zu statten sei ihm gekommen, daß die Erzdiözese ihres Oberhirten beraubt gewesen sei, und daß man gehofft habe, ihn durch Gewährung seiner Bitte zu vermögen, beim Papste für eine raschere Wiederbesetzung des Trierer Stuhles einzutreten. So sei er denn in den Besitz der Reliquien gekommen. In Dei nomine . . . et *praesertim ad honorem et exaltationem sanctae Pragensis ecclesiae, volentes eam multiplicibus sanctorum reliquiis gloriosius in-*

signiri[1]. Für Karl IV. war seine kaiserliche Würde ein mächtiger Talisman, der ihm alle Reliquienschätze erschloß und ihn in stand setzte, binnen wenig Jahren die Prager Kirche mit Reliquien in einem Maße auszustatten, daß sie wenige ihresgleichen hatte. In Trier war es dem Kaiser sogar vergönnt, mit eigener Hand die erbetenen Partikeln von der heiligen Kreuzreliquie und dem Stab des hl. Petrus abschneiden zu dürfen.

Noch müssen wir einiger Gegenstände hier gedenken, die unter dem Titel rubrica armorum aufgeführt werden, da sie zumeist gleichfalls Reliquien waren. Es sind der Helm, das Schwert und das Panzerhemd des hl. Wenzeslaus, das Schwert des hl. Mauritius, das Schwert des hl. Stephan von Ungarn, das Banner des hl. Georg, ein Geschenk Karls IV., zwei kostbare Schilde und drei aus Elfenbein geschnitzte Hörner. Die Scheide, welche das Schwert des hl. Wenzeslaus umschloß, war mit Edelsteinen und Perlen geschmückt.

Ein anderer Passus, der mit rubrica insignorum et primo regalium überschrieben ist, enthält Angaben über die böhmischen Krönungsinsignien, eine goldene, mit Saphiren, Smaragden und Rubinen reich besetzte Krone, den goldenen Reichsapfel, das silbervergoldete Zepter und einen goldenen, mit einem Rubin geschmückten Ring. Die Krone war aus einer älteren Krone hergestellt worden, welche zu einem Bild des hl. Wenzeslaus gehört hatte, infolgedessen auch sie nach dem Willen des kaiserlichen Stifters für gewöhnlich der Büste des Heiligen als Kopfschmuck diente.

Heilige Gefäße und Geräte. Nicht so reich wie an Reliquienbehältern war der St Veitsdom zur Zeit der Abfassung des Inventars an liturgischen Gefäßen und Geräten. Es könnte das auffällig erscheinen, indessen darf man nicht außer acht lassen, daß manches Metallgerät, welches jetzt eine bedeutende Rolle beim Gottesdienst spielt, um das Ende des 14. Jahrhunderts bei weitem noch nicht in dem Maße wie gegenwärtig im Kultus hervortrat, so die Kerzenleuchter, mit denen heute an Festtagen die Altäre zum Überfluß bedeckt werden, die Ostensorien, die beim Mangel der modernen Segensandachten nur wenig zur Verwendung kamen, die Ciborien, für die mit der gewaltig steigenden Zunahme der Kommunionen gleichfalls in der Neuzeit eine neue Zeit begann. Die Wahrnehmung,

[1] Das Schreiben ist samt einer Zahl anderer Dokumente, welche ebenfalls über die Bemühungen Karls IV., den St Veitsdom mit Reliquien zu bereichern, interessante Aufschlüsse geben, von Herrn Kanonikus Dr Podlaha in seinem oben angeführten Werk (S. 31 ff) abgedruckt.

welche man im Prager Inventar macht, steht denn auch nicht allein. Sie kehrt bei allen spätmittelalterlichen Schatzverzeichnissen wieder. Es lag eben der Grund in den Eigentümlichkeiten des Gottesdienstes, wie sie dem Mittelalter im Gegensatz zur Gegenwart eigentümlich waren.

Übrigens war der St Veitsdom keineswegs arm an liturgischen Geräten. Insbesondere waren die Meßkelche in stattlicher Zahl im Schatz vertreten; denn das Inventar vermerkt ihrer in der rubrica de calicibus seu vasorum sacrificiis nicht weniger denn zwanzig. Zwei, von denen namentlich sich einer auch durch seinen kostbaren Perlen-, Gemmen- und Bilderschmuck auszeichnete, bestanden samt ihrer Patene aus Gold, die übrigen aus vergoldetem Silber. Auch von diesen waren manche mit Perlen, Edelsteinen, Korallen und bildlichen Darstellungen reich verziert. So wies einer dieser Kelche, der als sollemnis, d. i. für die Festtage bestimmt, charakterisiert wird, auf dem Fuß den Gekreuzigten samt zehn andern Bildern auf. Ein anderer war mit fünfzehn Gemmen, mit einem Kruzifix und den vier Evangelistensymbolen, wieder ein anderer mit den in Email ausgeführten Bildern des Gekreuzigten, der allerseligsten Jungfrau, des hl. Johannes und des den Mantel zerteilenden hl. Martin auf dem Fuß ausgestattet usw. Auch Kelche, auf denen Inschriften oder Wappen angebracht waren, fehlten nicht. So trug einer neben anderem Schmuck per capitalia, in großen Buchstaben, wie das Inventar ausdrücklich angibt, den Lobspruch: Sanctus Dominus Deus Sabaoth, ein anderer den verstümmelten Engelsgruß: Ave Maria gratia, ein dritter die Worte: Pater noster sanctus. Von den Wappen, die sich auf einzelnen der Kelche finden, wird eines als das des Königs von Ungarn bezeichnet, ein zweites als das der Herren von Lipa, ein weiteres als das der Grafen von Herdek. Einer der Kelche war ein Geschenk des Sakristans Smylo. Auch die Patenen waren zum Teil mit bildlichen und sonstigen Verzierungen versehen. So wies eine Patene die maiestas Domini, eine zweite das Lamm Gottes, eine dritte die Darstellung des Gekreuzigten auf. Die zum vorhin erwähnten goldenen Kelch gehörende Patene war wie dieser mit herrlichem Perlenschmuck und Edelsteinen verziert.

Von sonstigem gottesdienstlichen Gerät werden erwähnt vier silberne Weihrauchfässer, von denen eines mit Bildwerk geschmückt und vergoldet und ein anderes für die Adventszeit bestimmt war, sieben silberne Leuchter, darunter ein vergoldeter, eine silberne Glocke, ein Geschenk der Königin von Ungarn, vier silbervergoldete Pollen, acht unvergoldete silberne und zwei mit

Email versehene kupferne Kännchen. Dazu kamen ferner drei Pyxides, ein Ostensorium, eine Onyxschale, zwei Weihrauchschalen, verschiedene Gefäße aus Bergkristall, ein silberner Eimer für die Austeilung des Weihwassers, drei silberne Kannen für die heiligen Öle, ein silbernes, mit Jaspissteinen besetztes Becken u. a. Von den Pyxiden bestanden zwei aus Bergkristall, die dritte aus Gold; zu letzterer gehörten zwei silberne Einsätze. Das Ostensorium war in seinem oberen Teil ganz aus Gold hergestellt; das Behältnis des heiligsten Sakraments war aus Kristall, der Fuß und die Bilder des Kaisers und der Kaiserin, mit denen das Gefäß geschmückt war — ein den heutigen Anschauungen fremdartiger Brauch —, aus vergoldetem Silber gemacht. Die Monstranz war, wie so vieles andere, ein Geschenk Karls IV. Auch die Onyxschale war eine Gabe des Kaisers, der sie zum Gebrauche bei Krankenprovisionen und der Austeilung der Osterkommunion bestimmt hatte, und zwar, wie es scheint, als sog. Spülkelch, d. i. als Kelch, aus dem den Kommunikanten nach Empfang des heiligsten Sakraments Wein zur Ausspülung des Mundes gereicht wurde. Sie wird schon im Inventar von 1354 aufgeführt. Von den Weihrauchschalen war eine aus einem Jaspis, die andere aus einem Amethyst geschnitten; erstere war mit einer Montierung aus reinem Gold versehen. Sehr auffällig sind in dem Verzeichnis der vasa sacrificii zwei Zangen aus Silber. Sie wurden, wie das Inventar angibt, zur Austeilung der heiligen Kommunion gebraucht, jedoch nicht, wie man wohl vermuten möchte, wenn Pestkranke oder Aussätzige kommuniziert wurden, sondern wenn der Erzbischof persönlich das heiligste Sakrament ausspendete, wie das Inventar von 1354 bezeugt. Es ist das einzige Mal, daß uns derartige Zangen bisher in mittelalterlichen Inventaren aufgestoßen sind, aber eben deshalb ist die Notiz betreffs dieser forcipes um so bemerkenswerter.

An die rubrica de calicibus schlossen sich noch an die rubrica de capsis, die rubrica altarium viaticorum und das Verzeichnis der plenaria. Unter den capsae sind die quadratischen Behälter verstanden, in denen die Korporalien aufbewahrt wurden, die „Korporalienhäuser", wie sie in der Volkssprache genannt wurden. Sie waren im Mittelalter allenthalben in Gebrauch und wurden gern kostbar ausgestattet, ein Beweis, wie sehr man auf eine geziemende Aufbewahrung der Korporalien bedacht war. Von den capsae, deren im Prager Inventar drei vermerkt sind, war eine ringsum mit Silber, oben aber mit vergoldetem Silber beschlagen und in der Mitte des Deckels mit dem Lamme Gottes geschmückt.

Sie wurde mit Hilfe eines silbernen Knäufchens und einer seidenen, in silberne Kügelchen endenden Schnur geschlossen. Die zweite wies auf der Oberseite des Deckels ein aus Perlen gearbeitetes und im Kreis von Edelsteinen und Perlen umgebenes Lamm Gottes auf, während auf seiner Unterseite eine aus Korallen bestehende Rosenstaude angebracht war. Die dritte war ganz einfach; mit rotem Seidenstoff überzogen, trug sie als Schmuck bloß den Namen Jesu.

Im Kapitel der altaria viatica sind die Reise- oder Tragaltärchen verzeichnet, welche der Dom besaß. Derartige Altärchen waren im Mittelalter sehr gewöhnlich. Der Dom zu Prag besaß nach dem Inventar von 1387 sechs. Eines, es bestand aus Amethyst und war mit vergoldetem Silber montiert, hatte Kaiser Karl IV. als Tisch gedient und war durch den Breslauer Bischof Předslav (1341—1376) zu Ehren der Gottesmutter geweiht worden. Ein zweites war mit Gold beschlagen, mit figuralen Elfenbeinskulpturen verziert und mit vier Saphiren samt andern Edelsteinen und Perlen besetzt. Füße scheint keines der Tragaltärchen besessen zu haben. Bei einem freilich, das mit vergoldetem Silber bekleidet war, hatten sich deren ursprünglich vorgefunden; sie waren indessen zur Zeit der Aufstellung des Inventars bereits abgebrochen. Es war, wie aus dem Inventar von 1355 erhellt, mit figürlichen Darstellungen geschmückt und in Kastenform gearbeitet.

Die plenaria, von denen das Schatzverzeichnis redet, sind, wie aus einer Urkunde Karls IV. vom Jahre 1354 hervorzugehen scheint[1], in der älteren Bedeutung des Wortes als Vollevangeliare, d. i. Evangeliare, in denen außer den Evangelien auch die Episteln Aufnahme gefunden hatten, und nicht in seinem jüngeren Sinn als Vollmissalien aufzufassen. Es waren ihrer im Schatze im ganzen acht, von denen sich namentlich drei durch ihre kostbaren Deckel auszeichneten. Derselbe war bei allen dreien mit lauterem Gold bekleidet und selbst bei dem einfachsten von ihnen immer noch mit 49 Gemmen besetzt. Einer heißt im Inventar plenarium s. Marci, weil ihm 16 Blätter eines Evangeliums des hl. Markus angebunden waren, das von dem Heiligen mit eigener Hand geschrieben sein sollte. Der Kaiser hatte sie auf seine dringenden Bitten, non violentia, non venali commercis, sed humilitatis et ferventis fidei zelo atque lacrimarum fluentium pretio, wie es in der Urkunde heißt[2], vom

[1] Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze 41. [2] Ebd. 38.

Patriarchen von Aquileja erhalten und auf den Einband die bedeutende Summe von 2000 Gulden verwendet[1]. Bei dem zweiten plenarium enthielt einer der Deckel in der Mitte eine skulptierte Darstellung des Gekreuzigten, der andere war, wie der Deckel des St Markusplenariums zur Zeit, da das Inventar abgefaßt wurde, nicht mehr an seinem ursprünglichen Ort, da beide an der Prachttumba des hl. Wenzeslaus einen Platz gefunden hatten. Der Deckel der andern Plenarien war mit Silber überzogen. Bei einem derselben war auf ihm die so beliebte Darstellung der maiestas Domini angebracht, bei drei andern waren Elfenbeinplatten mit figürlichem Bildwerk in ihn eingelassen. Alle Plenarien kommen schon im Inventar von 1355 vor. Einige stammten allem Anschein nach aus der Zeit der Přemysliden. Ein Pontifikale, das am Schluß der Liste der Plenarien aufgeführt wird, war mit vergoldetem Silber bekleidet und auf einem der Deckel mit dem Bild des Gotteslammes, auf dem andern mit dem des Gekreuzigten versehen.

(Schluß folgt.)

Jos. Braun S. J.

Das Rätsel des Lebens.

Eine entwicklungsphysiologische Studie.

Warum gleichen die Kinder ihren Eltern? Warum wird aus einer Eichel stets wiederum eine Eiche und aus einem Hühnerei stets wiederum ein Huhn? Woher kommt die spezifische Gesetzmäßigkeit, nach welcher aus dem befruchteten Ei einer jeden Art stets wiederum *ein gleiches Wesen* sich entwickelt, wie dasjenige war, welches jener Eizelle das Leben gab? Was *bestimmt* den Keim des neuen Individuums gerade zu *diesem* und nicht zu einem andern Entwicklungsgange? Sind ferner die *Gesetze*, welche die Entwicklung leiten, *rein mechanische*, oder gibt es überdies *vitale Gesetze*, die über das Geschehen in der leblosen Natur wesentlich erhaben sind?

[1] Podlaha, Chrámový poklad u sv. Vita u Praze 39.

Das sind ohne Zweifel höchst interessante und wichtige Fragen, wichtig nicht bloß für die biologische Forschung, welche das Rätsel des Lebens naturwissenschaftlich zu lösen sucht, sondern nicht minder auch für die Philosophie, die in das Wesen des Lebens mittels der Lebenserscheinungen einzudringen bestrebt ist.

Wir stehen also vor dem Determinationsproblem, d. h. vor der Frage nach den determinierenden Ursachen der Embryonalentwicklung. Von ferne gesehen gleicht dieses Problem für das Auge des Laien vielleicht einem stacheligen Igel, an dem ein wahrer Wald von fachwissenschaftlichen Termini emporstarrt, so daß der gewöhnliche Menschenverstand sich ihm kaum gefahrlos zu nahen vermag. Wir wollen nun heute einmal versuchen, ob es uns nicht gelingt, den Igel des Determinationsproblems dazu zu bewegen, daß er seine Stacheln niederlege und sich unsern Lesern in harmloser gemeinverständlicher Gestalt entrolle.

Die hier zu behandelnde Frage steht in engem Zusammenhange mit einer früheren Abhandlung in dieser Zeitschrift[1], in welcher die Beziehung der Zellteilungsvorgänge zu den Problemen der Befruchtung und Vererbung untersucht wurde. Wir kamen dabei zu dem Ergebnisse, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit die Chromatinbestandteile der Kerne der Keimzellen, der Chromosomen derselben, als hauptsächliche materielle Träger der Vererbungserscheinungen und daher auch als Hauptträger der eigentümlichen Entwicklungsgesetze einer jeden Tier- und Pflanzenart anzusehen habe.

Damit ist jedoch erst eine Seite des Problems der organischen Entwicklung berührt, jene nämlich, welche Gegenstand der mikroskopischen Zellenlehre ist. Wir stehen jetzt vor einer Reihe von weiteren Fragen, die von hohem Interesse sind für das Rätsel des Lebens. Beruht die Entwicklung des befruchteten Eis auf einer Selbstdifferenzierung, welche ausschließlich durch die inneren, schon im Ei vorhandenen Entwicklungsfaktoren geleitet wird, oder beruht sie auf einer abhängigen Differenzierung, welche großenteils durch äußere Ursachen bestimmt wird? Haben wir somit

[1] LXII (1902), Heft 5, 539 ff. Eine viel eingehendere Behandlung der zwischen den Zellteilungsvorgängen und den Problemen der Befruchtung und Vererbung obwaltenden Beziehungen siehe in unserem Buche Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie, Freiburg i. Br. 1904, 6. Kap., 84—145.

für die Theorie der Präformation, welche die Vorbildung des ganzen künftigen Wesens im Ei annimmt, uns zu erklären, oder für die Theorie der Epigenesis, welche die Neubildung der Organe desselben im Laufe des Entwicklungsprozesses behauptet? Die Beantwortung dieser Fragen umfaßt das sog. Determinationsproblem. Wir wollen nun unsern Lesern kurz zu schildern suchen, wie weit es bisher gelungen ist, dieses schwierige Problem zu lösen. Hierbei werden wir auch darauf ganz besonders zu achten haben, ob die individuelle Entwicklung der organischen Wesen von einer eigenen vitalen Gesetzlichkeit beherrscht wird, wie der Vitalismus annimmt, oder ob sie durch bloße physikalisch-chemische Ursachen sich befriedigend erklären läßt, wie der Mechanismus behauptet.

Der Zweig der Biologie, der sich mit der experimentellen Erforschung der Gesetze und Ursachen der organischen Formbildung befaßt, ist die Entwicklungsphysiologie. Wilhelm Roux, der hauptsächliche Begründer dieses Wissenschaftszweiges, nannte ihn allerdings „Entwicklungsmechanik". Da jedoch die mechanische Erklärung der betreffenden Vorgänge nur einen Teil jenes Problems darstellt, deshalb glauben wir mit Hans Driesch, der sich um die Erforschung dieses Gebietes besonders verdient gemacht hat, den Namen „Entwicklungsphysiologie" vorziehen zu müssen[1].

---

[1] Zur Literatur sei hier nur erwähnt: das „Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen", herausgegeben von W. Roux in Halle a. S. Ferner die Schriften von: W. Roux, Einleitung zu den Beiträgen zur Entwicklungsmechanik des Embryo (Zeitschrift für Biologie XXI [1885]); Die Entwicklungsmechanik der Organismen, eine anatomische Wissenschaft der Zukunft, Wien 1890. — E. Pflüger, Über den Einfluß der Schwerkraft auf die Teilung der Zellen und auf die Entwicklung des Embryo (Archiv für die gesamte Physiologie XXXII [1883]); Beiträge zur Entwicklungsmechanik des Embryo. Nr 1. Zur Orientierung über einige Probleme der embryonalen Entwicklung (Zeitschrift für Biologie XXI [1885]); Über die Bestimmung der Hauptentrichtungen des Froschembryo im Ei und über die erste Teilung des Froscheis (Breslauer ärztliche Zeitschrift 1885). — O. Hertwig, Über den Wert der ersten Furchungszellen für die Organbildung des Embryo (Archiv für mikroskopische Anatomie XLII [1893]); Die Zelle und die Gewebe II, Jena 1898. — A. Weismann, Das Keimplasma, Jena 1892; Vorträge über Deszendenztheorie, Jena 1902. — E. B. Wilson, *Amphioxus* and the Mosaic-Theory of Development (Journal of Morphology VIII [1893]). — H. E. Crampton, Experimental Studies of Gastropod Development (Archiv für Entwicklungsmechanik III [1896]). — C. O. Whitman, Evolution and Epigenesis (Wood's Hall Biological Lectures 1894). — Hans Driesch, Analytische Theorie

Vielleicht bedünkt es manchem Leser, die soeben aufgeworfenen Fragen seien schon befriedigend beantwortet durch die früher geschilderten Ergebnisse der mikroskopischen Morphologie. Unter normalen Verhältnissen wird, wenigstens bei den höheren Organismen, die Entwicklung eines neuen Individuums nur durch die Befruchtung eingeleitet. Die Befruchtung besteht aber ihrem Wesen nach in der Kernvereinigung von Ei- und Samenzelle, einer Vereinigung, zu welcher vielfach das männliche Centrosoma die eigentliche Anregung gibt. Da nun die Chromosomen der Keimzellkerne die mikroskopisch sichtbaren materiellen Träger der Vererbung sind und in bestimmter Zahl und bestimmter Anordnung von den Eltern auf die Kinder übergehen bis zur Bildung der Keimzellen der folgenden Generation, und da sie somit während des ganzen Entwicklungsverlaufes eine gewisse Selbständigkeit bewahren, wie Boveris Theorie von der Individualität der Chromosomen annimmt, so scheint es vielleicht manchem eine müßige Frage zu sein, ob die Entwicklung des befruchteten Eis auf Präformation oder auf Epigenesis, auf selbständiger oder auf abhängiger Differenzierung beruhe. Ist denn diese Frage nicht schon durch obige Ergebnisse beantwortet zu Gunsten der Präformation und der selbständigen Differenzierung?

---

der organischen Entwicklung, Leipzig 1894; Die organischen Regulationen, Leipzig 1901; Kritisches und Polemisches (Biologisches Zentralblatt XXII [1902], Nr 5 6 14 15; XXIII [1903], Nr 21—23); Ergebnisse der neueren Lebensforschung (Politisch-Anthropologische Revue II [1903], Heft 10). — O. Herbst, Formative Reize in der tierischen Ontogenese, Leipzig 1901. — Th. H. Morgan, Regeneration, New York and London 1901. — O. L. Zur Straßen, Über das Wesen der tierischen Formbildung (Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft 1898, 142—156). — K. Heider, Das Determinationsproblem (Verhandl. der Deutschen Zoolog. Gesellsch. 1900, 45—97). — L. Kathariner, Über die bedingte Unabhängigkeit der Entwicklung des polar differenzierten Eis von der Schwerkraft (Archiv für Entwicklungsmechanik XII [1901], 4. Heft); Weitere Versuche über die Selbstdifferenzierung des Froscheis (Archiv für Entwicklungsmechanik XIV [1902], 1. u. 2. Heft). — Eine allseitige vortreffliche Darstellung des Determinationsproblems geben Korschelt und Heider in ihrem Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte der wirbellosen Tiere, Allgemeiner Teil, 1. Lfg. Jena 1902, I. Abschn. Vgl. besonders das 2. Kapitel desselben „Das Determinationsproblem" (S. 81—150). Daselbst ist auch die einschlägige Literatur mit erschöpfender Vollständigkeit angegeben. — Von botanischen Arbeiten, die sich mit der Entwicklungsphysiologie beschäftigen, sind namentlich zu erwähnen: W. Pfeffer, Pflanzenphysiologie I², Leipzig 1897, u. II, 1. Hälfte, 1901. Ferner G. Klebs, Über Probleme der Entwicklung (Biologisches Zentralblatt XXXIV [1904], Nr 8 9 14 15 16 usw.).

So einfach liegt die Sache nicht. Auch bei der Voraussetzung, daß die Chromosomen der Keimzellkerne als hauptsächliche materielle Vererbungssubstanzen von einer Generation auf die andere übergehen, bleibt doch noch das Problem der Entwicklung des Organismus aus der befruchteten Eizelle zu lösen. Es bleibt noch die schwierige Frage zu erörtern: Auf welchen Ursachen beruht die Erscheinung, daß die aus der einen Eizelle bei ihrer Furchungsteilung entstehenden Gruppen von Zellen sich voneinander morphologisch und physiologisch immer mehr unterscheiden, je weiter die Entwicklung des Embryos fortschreitet? Wie kommt es, daß diese Zellengruppen zu den verschiedenen Geweben und Organen eines und desselben Individuums sich ausgestalten? Mit andern Worten: Auf welchen Ursachen beruht dieser Prozeß der harmonischen Differenzierung, durch den aus der scheinbar so einfachen Eizelle der komplizierte Wunderbau des ganzen Organismus mit all seinen mannigfaltigen Teilen hervorgeht?

Die Entwicklungsphysiologie, deren Studium wir uns nunmehr zuwenden, sucht jenem Problem auf einem ganz andern Pfade näherzutreten als die mikroskopische Anatomie. Während letztere mit Hilfe der modernen Färbungs- und Schnittmethoden die Gewebe und Zellen des Lebewesens unter den stärksten Vergrößerungen untersucht und die morphologischen Veränderungen im Kerne und im Cytoplasma der Zellen zu ergründen bestrebt ist, geht die Entwicklungsphysiologie auf experimentellem Wege vor. Sie nimmt beispielsweise ein lebendes Froschei, unterwirft es den verschiedensten künstlichen Eingriffen der Pressung, der Drehung, der Trennung oder der teilweisen Zerstörung seiner Furchungskugeln usw. und sieht dann zu, wie der Embryo unter diesen Verhältnissen sich entwickelt; daraus zieht sie dann ihre Schlußfolgerungen auf die Entwicklungsgesetze und die Entwicklungsursachen der lebenden Wesen.

Bevor wir auf die Ergebnisse der modernen Entwicklungsphysiologie näher eingehen, müssen wir jedoch einen flüchtigen Rückblick tun auf die Vorgeschichte des Determinationsproblems. Die Frage, ob und in welcher Form das künftige Individuum bereits im Ei enthalten sei, hat auch schon die Denker früherer Jahrhunderte emsig beschäftigt, obwohl ihnen zur Lösung derselben nur sehr dürftige Anhaltspunkte zu Gebote standen. Im 17. und 18. Jahrhundert bekannten sich die hervorragendsten Forscher wie Swammerdam, Malpighi, Leeuwenhoek, Haller, Bonnet und Spallanzani zur Präformationstheorie, die man

damals auch Evolutionslehre[1] (Entfaltungslehre) nannte. Von den Beobachtungen über die Entwicklung des Schmetterlings in der Puppe und der Pflanzenblüte in der Knospe ausgehend, stellten sie den Satz auf: Die Entwicklung ist bloß die Entfaltung bereits vorhandener Teilchen, welche in der Eizelle bzw. in der Samenzelle nur wegen ihrer Kleinheit und Durchsichtigkeit unserer Wahrnehmung sich entziehen. In der Tat lassen sich ja auch in der reifen Schmetterlingspuppe sämtliche Organe des künftigen beschwingten Falters bereits nachweisen, und ebenso auch in der reifen Knospe sämtliche Organe der künftigen Blume. Auf die Keimesentwicklung der lebenden Wesen angewendet, führte diese Entfaltungstheorie allerdings zu höchst sonderbaren Folgerungen. In der ersten Eizelle jeder Art müßten bereits alle Individuen der folgenden Generationen in unendlicher Zahl und in unendlich kleiner Form eingeschlossen gedacht werden. So müßten beispielsweise die Eizellen der ersten Katze bereits alle Zukunftskätzchen, die bis zum Ende der Welt geboren werden sollten, in winziger Miniaturausgabe umschließen. Daher hat man diese Theorie auch als „Einschachtelungstheorie" bezeichnet.

Im Jahre 1759 trat Kaspar Friedrich Wolff in seiner Theoria generationis zum erstenmal der alten Präformationslehre entgegen und wurde dadurch zum Begründer der Theorie der Epigenesis. Auf eine genaue Untersuchung der Entwicklung des Hühnchens gestützt, stellte er die Behauptung auf, das Ei sei nur ein unorganisierter Stoff, der sich erst im Laufe der Entwicklung allmählich organisiere. Richtig an dieser Ansicht Wolffs ist die Wahrnehmung, daß die Organe des Embryos wirklich neugebildet werden, weil ja das befruchtete Ei, wie man erst im 19. Jahrhundert erkannte, noch den Charakter einer einfachen Zelle hat und somit nicht aus „Organen" bestehen kann. Irrtümlich dagegen war die Behauptung Wolffs, das Ei sei noch ein unorganisierter Stoff; denn die moderne Mikroskopie hat uns den wunderbar feinen Bau der Eizelle und ihres Kerns unter dem Mikroskope enthüllt und uns zugleich gezeigt, wie bestimmte Substanzen des Zellkerns, die Chromosomen, als materielle Träger der Vererbung auf die Furchungszellen des sich

[1] Heute nennt man Evolutionstheorie bekanntlich meist die Lehre von der Stammesentwicklung der Organismen, nicht die Lehre von ihrer individuellen Entwicklung. Um Mißverständnisse zu vermeiden, haben wir daher auch im obigen das Wort Präformationstheorie für die Evolutionstheorie im älteren Sinne gebraucht.

entwickelnden Eis mit ebenso wunderbarer Gesetzmäßigkeit sich verteilen. Wir wollen jedoch hier der geschichtlichen Entwicklung des Determinationsproblems nicht weiter vorgreifen.

Mit dem fortschreitenden Studium der Entwicklungsprozesse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann die Theorie der Epigenesis immer mehr an Boden und wurde bald zur herrschenden Lehre. Der berühmte Zoologe Rudolf Leukart konnte 1853 in seinem Artikel „Zeugung" schreiben: „Unsere Kenntnisse von der Entwicklung des Embryo wie von der Bildung der Zeugungsstoffe lassen nur eine Deutung zu, und diese ist im Sinne der Epigenese. Es kann keinem ferneren Zweifel unterliegen: Der Embryo ist das Produkt einer Neubildung, die an die Zeugungsstoffe anknüpft." Sogar noch 1872 bezeichnete Ernst Haeckel in seiner „Anthropogenie" den Embryo des Menschen im sog. Monerulastadium[1] als eine „ganz gleichartige, strukturlose Masse", als ein „einfaches Kügelchen von Urschleim". Haeckel muß allerdings den menschlichen Embryo durch eine stark getrübte Brille betrachtet haben, wenn er noch 1872 von seinem feineren histologischen Bau so wenig zu sehen vermochte. Ähnlich erging es übrigens Goette 1875 mit dem Ei der Unke. Er erklärte dasselbe für eine unorganisierte, nicht lebende Masse, welche aus der Umwandlung einer oder mehrerer Keimzellen hervorgegangen sei.

Die Theorie der Epigenesis sollte jedoch nicht lange mehr ihre Herrschaft behaupten. Mit der Vervollkommnung der modernen Mikroskopie erkannte man bald in der Ei- und Samenzelle Elemente von hochkomplizierter Zusammensetzung, welche durch einen besondern Reifeprozeß für die Vereinigung ihrer Kernsubstanzen, die bei der Befruchtung erfolgt, sich vorbereiten müssen. Hiermit neigte sich das Zünglein der Wage wieder zu Gunsten der Präformationstheorie, wenn sie auch nicht

[1] Die „Entdeckung" dieses Stadiums der menschlichen Keimesentwicklung ist einem Beobachtungsfehler Haeckels zu verdanken. Er glaubte nämlich irrtümlich, daß das Keimbläschen des Embryos sich im Beginne der Embryonalentwicklung auflöse. Nach Haeckels phantastischer Anthropogenie sollte das Monerulastadium des menschlichen Keimes eine stammesgeschichtliche Wiederholung des Monerenstadiums unserer ältesten Vorfahren sein. Tatsächlich ist jedoch nicht bloß dieses phylogenetische Monerenstadium erdichtet, sondern nicht minder auch das ontogenetische Monerulastadium in der menschlichen Embryogenie. Zur Kritik der Haeckelschen Stammesgeschichte des Menschen siehe auch unsere Ausführungen in der Abhandlung „Zur Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen" (diese Zeitschrift LXV [1903], 9. Heft, 395 ff; ferner „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie", Freiburg i. B. 1904, 10. Kap., 286 ff).

in Gestalt der alten Einschachtelungslehre, sondern in einer völlig neuen Form auftrat.

Im Jahre 1874 stellte Wilhelm His[1] für die individuelle Entwicklung der Wirbeltiere das Prinzip der organbildenden Keimbezirke auf, nach welchem bestimmte Bezirke des befruchteten Eis vermöge ihrer speziellen inneren Anlage zur Bildung bestimmter Organe im Embryo dienen sollten. Zugleich unterzog er in seiner Studie die Haeckelschen Phantasien über die Entwicklungsgeschichte des Menschen einer vernichtenden Kritik. Auch bei vielen andern Tieren fand das neue Prinzip der organbildenden Keimbezirke eine wichtige Stütze, indem sich herausstellte, daß schon im Ei durch die sog. primäre Eiachse ein animaler und ein vegetativer Pol des Eis gegeben sei, durch welche die Richtung der Ausgestaltung des künftigen Embryos bestimmt wird. Hiermit hatte sich die Entwicklungsphysiologie wiederum der Präformationstheorie erheblich genähert.

Aber schon im Jahre 1883 schien abermals eine Schwankung zur Epigenesis hin einzutreten durch die Versuche, welche Eduard Pflüger über den richtenden Einfluß der Schwerkraft auf die Entwicklung von Froscheiern anstellte. Diesen Versuchen verdanken wir das Pflügersche Prinzip der Isotropie des Eiplasmas, nach welchem sämtliche protoplasmatische Bestandteile des Eis unter sich gleichwertig sein sollten in Bezug auf die Bildung der Organe des Embryos. Pflüger versetzte Froscheier in eine sog. Zwangslage, welche dadurch entsteht, daß das Ei infolge mangelhafter Quellung der Gallerthülle sich innerhalb der letzteren nicht mehr drehen kann. Unter normalen Verhältnissen richtet sich die schwarz pigmentierte animale Hälfte des Froscheis, welche aus leichteren Substanzen besteht, stets nach oben, während der hellgelbe vegetative Pol nach unten gerichtet erscheint. Wenn nun das Ei in die erwähnte Zwangslage gebracht wird, so kann die Eiachse einen beliebigen Winkel mit der Vertikalen bilden; trotzdem steht auch in diesem Falle die erste Furchungsebene des sich entwickelnden Eis stets senkrecht. Man könnte daher glauben, daß die Schwerkraft allein es sei, welche die Richtung der Teile des Embryos bestimme, gleichviel welche Partie des Eis beim Beginne der Furchung oben oder unten liegt.

Die Schlüsse, welche Pflüger hieraus auf die Isotropie des Eiplasmas zog, erwiesen sich jedoch nicht als haltbar. Schon Wilhelm Roux und

[1] Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung, Leipzig 1874.

Oskar Hertwig vermuteten, daß die Abhängigkeit des Entwicklungsverlaufes des Froscheies von der Richtung der Schwerkraft nur eine Folge des ungleichen spezifischen Gewichtes seiner Teile sei. Bei den in Zwangslage befindlichen Eiern wird zwar die Drehung der Eirinde verhindert, aber die Umordnung der Substanzen im Innern des Eis wird dadurch gar nicht beeinflußt; Born hat dies durch eigene Versuche nachgewiesen.

Um die von Pflüger für so bedeutungsvoll erklärte Richtungswirkung der Schwerkraft auf die Entwicklung des Embryos aufzuheben, brachte Roux die sich entwickelnden Froscheier in beständig wechselnde Lagen zur Richtung der Schwerkraft, indem er sie auf einer Scheibe in einer Vertikalebene rotieren ließ. Trotzdem entwickelten sich jene Eier in der normalen Zeit und in völlig normaler Weise. Roux hatte jedoch, wie Kathariner[1] neuerdings zeigte, bei seinen klinostatischen Versuchen die Schwerkraft durch eine andere Kraft, die Zentrifugalkraft, ersetzt. Daher blieb es bei jenen Experimenten noch unbewiesen, daß die Entwicklung des Eis völlig unabhängig sei von einer äußeren richtenden Kraft. Kathariner wandte daher, um der Lösung jener Frage beizukommen, eine andere Methode an. Er ließ die befruchteten Froscheier durch einen Wasserstrom in fortwährender Drehungsbewegung erhalten. Aber auch jetzt entwickelten sich die Froscheier in völlig normaler Weise, wenngleich etwas langsamer als gewöhnlich. Durch diese Experimente ist sichergestellt, daß die Ursachen für die spezifische Entwicklung des Froscheis zum Frosch im Ei selber liegen, nicht in den äußeren Einwirkungen. Die Entwicklung des Eis beruht auf Selbstdifferenzierung, wie schon Roux betont hatte. Der von Pflüger zu Gunsten der Epigenesis aufgestellte Satz: „Ich denke mir, daß das befruchtete Ei zur späteren Organisation des Tieres ebensowenig eine wesentliche Beziehung besitzt als die Schneeflocke zur Größe und Gestalt der Lawine, die unter Umständen aus ihr hervorgehen kann; daß aus einem Keim immer dasselbe entsteht, kommt daher, daß er immer unter dieselben äußeren Bedingungen gebracht ist" — dieser Satz kann jetzt als endgültig widerlegt betrachtet werden.

Wenn selbst Forscher wie Oskar Hertwig[2], die der vitalistischen Auffassung nicht fernstehen, trotzdem glaubten, den äußeren Faktoren,

[1] Über die bedingte Unabhängigkeit des polar differenzierten Eis von der Schwerkraft (Archiv für Entwicklungsmechanik XII [1901], 4. Heft, 597—609); Weitere Versuche über die Selbstdifferenzierung des Froscheis (ebd. XIV [1902], 1. u. 2. Heft, 289—299). [2] Die Zelle und die Gewebe II (1898).

beispielsweise der Wärme, die Rolle von spezifischen Entwicklungsursachen zuschreiben zu müssen, so beruht dies auf einer Verwechslung der Entwicklungsbedingungen mit den Entwicklungsursachen. Durch mannigfaltige äußere Einwirkungen vermögen wir zwar eine raschere oder eine langsamere, eine normale oder eine krankhaft gestörte Entwicklung zu erzielen; aber wir sind nie und nimmer im stande, die spezifischen Entwicklungsgesetze, beispielsweise des Froscheis, zu ändern. Wenn also das Froschei stets zum Frosche wird, so beruht dieser Vorgang auf Selbstdifferenzierung des befruchteten Eis.

Falls wir somit das entwicklungsfähige Ei als Ganzes betrachten, so ist die Frage, ob Präformation oder Epigenesis sein Werden beherrsche, hiermit zu Gunsten der Präformationstheorie beantwortet; die im Ei selber schlummernden Anlagen sind der eigentliche Grund seiner spezifischen Entwicklung. Damit ist jedoch das Determinationsproblem noch nicht endgültig gelöst. Wir stehen jetzt erst vor der neuen, viel schwierigeren Frage: Wie verhalten sich denn die einzelnen Teile des befruchteten Eis zueinander? Ist ihre Entwicklung eine völlig selbständige, auf Selbstdifferenzierung beruhende, oder steht sie in gesetzmäßiger Abhängigkeit von den übrigen Teilen des Eis und beruht somit auf abhängiger Differenzierung?

Die Pflügersche Theorie von der Isotropie des Eiplasmas, nach welcher alle Teile des Eis untereinander völlig gleichwertig sein sollen in Bezug auf die Entwicklung der verschiedenen Organe des Embryos, haben wir bereits oben (S. 391) erwähnt. Sie erweist sich als nicht haltbar; denn wie Roux festgestellt hat, wird bereits vor den ersten Furchungsteilungen des Eis die Medianebene des künftigen Embryos bestimmt durch die Kopulationsrichtung des Furchungskerns, d. h. durch den Weg, den bei der Befruchtung der männliche Vorkern eingeschlagen, um sich mit dem weiblichen Vorkerne zum Furchungskern des befruchteten Eis zu vereinigen. Die neueren mikroskopischen Forschungen enthüllten ferner die gesetzmäßige Verteilung der Chromatinsubstanz des Furchungskerns auf die Tochterzellen des Eis, durch welche der Entwicklungsprozeß des neuen Individuums eingeleitet wird. Wir müssen daher den Chromosomen der Zellkerne eine wichtige determinierende Rolle für die Bildung der Organe des neuen Wesens zuschreiben. Dadurch gewinnt das namentlich von Roux und Weismann vertretene Prinzip der organbildenden Kernbezirke eine feste Stütze. Auch hier scheint somit die Präformationstheorie der Epigenesis überlegen zu sein.

Wenn man nur jene epigenetischen Anschauungen berücksichtigt, die, auf mechanistischer Grundlage beruhend, die ganze Entwicklung des Embryos bloß durch die verschiedenen Zug- und Druckwirkungen der Furchungskugeln aufeinander erklären wollen, so ist die Epigenesis allerdings ziemlich hoffnungslos. Eine gute Kritik dieser einseitig mechanistischen Lösungsversuche des Determinationsproblems hat O. L. Zur Straßen in einem Vortrage gegeben, den er auf der achten Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft zu Heidelberg am 3. Juni 1898 hielt[1].

Nach O. Hertwig sollte die Teilung des befruchteten Eis in Zellen von verschiedener Größe und Beschaffenheit nur von dem Dottergehalte der Zellen und von der äußeren Gestalt der Furchungskugeln (Blastomeren) bewirkt werden. Die feinen Mechanismen der mitotischen Kernteilung, durch welche das Ei in die Zellgruppen des Embryos sich verwandelt, sollten nur für die Zellteilung als solche die Ursache sein, nicht aber für die mit ihr verbundene Differenzierung dieser Zellen zu Geweben und Organen. Vor allem versuchte Hertwig durch den mechanischen Einfluß des Dottergehaltes des Eis die sog. inäquale (ungleichmäßige) Zellteilung zu erklären, durch welche Tochterzellen von verschiedener Größe entstehen. Wenn beispielsweise an dem einen Pole des Eis mehr Nahrungsdotter (Deuteroplasma) aufgehäuft ist als an dem andern, so soll nach Hertwig der Kern der Eizelle durch die Dottermasse mechanisch weggedrängt werden zu dem entgegengesetzten Eipol hin; das Ergebnis hiervon muß dann die Teilung des Eis in zwei ungleich große Furchungskugeln sein.

So einleuchtend dies auch klingt, so handelt es sich hier doch um keine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit, wie O. Hertwig glaubte, und noch viel weniger um eine solche von rein mechanischer Natur. Es gibt nämlich, wie Zur Straßen hervorhebt, nicht wenige Fälle, z. B. bei der Furchung des Eis des Spulwurms *(Ascaris)*, wo es gerade umgekehrt zugeht, als Hertwigs obiges „Gesetz" es verlangt. Wenn hier das Ei seine erste Furchungsspindel bildet, so zeigt sein Plasma eine obere hellere, dotterarme, und eine untere dunklere, dotterreiche Partie. Bei der nun folgenden Teilung wird trotzdem die obere Tochterzelle die größere, die untere die kleinere, trotz ihres Dotterreichtums.

Auch die Ungleichheit des Teilungsrhythmus der Furchungskugeln wollte O. Hertwig durch mechanische Wirkung des Dotters ganz einfach

[1] Über das Wesen der tierischen Formbildung (Verhandl. S. 142—156).

erklären. Die dotterreicheren Zellen sollten sich langsamer teilen als die dotterärmeren, weil die Dottermasse den Teilungsvorgängen des Protoplasmas einen äußeren Widerstand entgegensetze. Aber auch hier gibt es Tatsachen, die das mechanische Gesetz Hertwigs geradezu auf den Kopf stellen. Nach Jennings haben bei der Entwicklung des Rädertierchens *Asplanchna* und mancher andern Formen gerade die größeren, dotterreicheren Zellen eine entschiedene Tendenz sich schneller zu teilen als die kleineren, dotterärmeren.

Da rein mechanische Faktoren ihrer Natur nach notwendig immer in derselben Weise sich betätigen müssen, so folgt aus diesen „Ausnahmen" von den mechanischen Gesetzen Hertwigs, daß dieselben auch dort, wo sie scheinbar die „Regel" bilden, gar keine „rein mechanischen Gesetze" sind, sondern daß ihnen eine vitale Gesetzmäßigkeit zu Grunde liegt, welche die Tätigkeit der mechanischen Faktoren beherrscht und regelt.

Wichtiger noch für die Entscheidung der Frage, ob durch die Wechselwirkung rein mechanischer Ursachen die Formbildung des Organismus sich erklären läßt oder nicht, ist die geregelte Teilungsrichtung der Zellen des Embryos; denn jedes Wachstum, das in bestimmter Richtung erfolgt, wird durch die entsprechende Gestaltung der Kernfiguren bei den mitotischen Teilungsprozessen der Zellen in seine Bahn geleitet, und daher ist die Reihenfolge der Furchungsstadien des sich entwickelnden Keimes in allererster Linie auf jene geregelte Teilungsrichtung begründet. Würde es demnach gelingen, ein rein mechanisches Prinzip zu finden, das letztere zu erklären vermag, so wären wir auch in der kausalmechanischen Erklärung der Entwicklungsvorgänge um einen großen Schritt vorangekommen. Oskar Hertwig glaubte wirklich, ein solches Prinzip gefunden zu haben. Sein diesbezügliches „Gesetz" lautet: Die Teilungsspindel der Zelle wird in der Richtung der größten Protoplasmamasse, also bei Zellen, die von der Kugelgestalt abweichen, in die längste Achse der Zelle eingestellt. Vom rein mechanischen Standpunkt aus ist dies auch ganz selbstverständlich, und in der Tat stimmen viele Fälle mit diesem Gesetze gut überein. Aber es gibt anderseits wieder eine große Menge von Tatsachen, welche gegen jenes Gesetz Hertwigs sprechen. Es läßt sich, wie Zur Straßen hervorhebt, eine erdrückende Fülle von Beispielen anführen, in denen die Teilungsspindeln nicht, wie es mechanisch so bequem und naheliegend erscheint, in die längste Zellachse sich einstellen, sondern in irgend eine kürzere, oft sogar in die allerkürzeste, wobei die Spindel den stärksten Druck geradezu aufsucht, statt ihn zu ver-

meiden, wie sie es nach Hertwigs mechanischer Voraussetzung tun sollte. Hierher gehören beispielsweise sämtliche Zylinderepithelien sowie auch sehr viele junge Blastulastadien[1] von verschiedenen Organismen. In Bezug auf die Furchungsstadien des Embryos haben ferner Jennings bei einem Rädertiere *(Asplanchna)*, Conklin bei der Pantoffelschnecke *(Crepidula)*, Bergh bei verschiedenen Krustentieren und Sobotta bei dem Lanzettfischchen *(Amphioxus)* dargetan, daß eine direkte, mechanisch leicht begreifbare Einwirkung der Zellform auf die Spindelrichtung gar nicht existiert. Das oben erwähnte „mechanische Gesetz" Hertwigs ist somit unhaltbar.

Ebenso unhaltbar ist daher auch die später von dem Amerikaner J. Loeb aufgestellte Theorie, daß die geordnete Wechselwirkung der Teile des Embryos lediglich auf dem mechanischen Drucke beruhe, den die eng zusammengedrängten Furchungskugeln aufeinander ausüben und durch den ihnen eine bestimmte geometrische Gestalt rein äußerlich aufgezwungen werden soll. Derartige roh mechanische Erklärungsversuche sind auf dem Gebiete der Embryologie fast ebenso unglücklich wie auf jenem der Tierpsychologie[2].

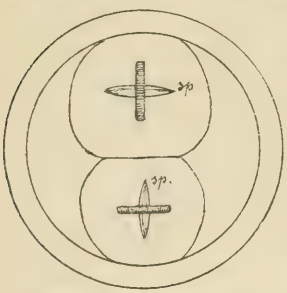

Fig. 1. (sp. = Spindel.)

Zur Straßen kommt daher zu dem Schlusse, „daß die Zelle in ihrem lebendigen Plasma Mechanismen enthält, die sie befähigen, eine bestimmte, dem Ziele der Ontogenesis entsprechende Teilungsrichtung selbständig aufzufinden und durchzuführen".

Er hat dies auch experimentell bestätigt an den Eiern des Spulwurms *(Ascaris)*. Hier liefert die zweite Furchungsteilung einen klassischen Fall der Einstellung der Richtungsspindel (sp) in die kürzeste Zellachse (Fig. 1).

[1] Unter der Blastula versteht man jenes erste Entwicklungsstadium des Embryos, in welchem das äußere Keimblatt (das Ektoderm) als einschichtige Zellenlage in Form einer Hohlkugel oder Blase sich anlegt. Hierauf folgt das Gastrulastadium, in welchem durch Einstülpung eines Teils der Blastula der Urdarm sich bildet und das innere Keimblatt (das Entoderm) angelegt wird. Zwischen das äußere und das innere Keimblatt schiebt sich später eine dritte Zellenlage, das sog. mittlere Keimblatt (das Mesoderm) ein.

[2] Über letztere vgl. unsere Abhandlung „Zur mechanischen Instinkttheorie" (diese Zeitschrift LX [1901] Heft 2 u. 3). Eine Kritik der chemisch-physikalischen Befruchtungstheorie von J. Loeb siehe in unserem Buche: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie ², Freiburg 1904, 121 ff.

Wenn es rein mechanische Ursachen wären, welche hier das Protoplasma zwängen, die Teilungsspindel gerade so einzustellen, so müßte es namentlich bei der unteren der beiden Furchungskugeln in Fig. 1, welche unter einem stärkeren Drucke steht als die obere, durch Aufhebung jenes Druckes leicht gelingen, die Zelle dazu zu bewegen, daß sie nun ihre Spindel in die längste Achse einstelle. Zu diesem Zwecke verwandelte Zur Straßen durch Hin- und Herrollen der Eier unter einem Deckglase die kugelige Form der Eier in eine länglichovale, so daß jetzt die beiden Furchungszellen Platz genug hatten, um ihre Spindeln in den längsten Durchmesser einstellen zu können. Aber dies geschah trotzdem nicht: auch die untere Zelle orientierte ihre Spindel ganz unbeirrt in die normale Lage, nämlich in die Richtung der kürzesten Zellachse. Ähnliche Wahrnehmungen machte Zur Straßen auch an den zweizelligen Stadien langgestreckter Rieseneier von *Ascaris*, welche eine länglichovale Gestalt haben und bei denen die Furchungskugeln so wenig unter einem mechanischen Drucke stehen, daß sie sogar frei in der Eihülle schweben und sich gegenseitig nur in einem Punkte berühren. Auch hier stellen die beiden Zellen ihre Spindeln trotzdem in die kürzeste Achse ein (Fig. 2). Wir kommen daher durch diese entwicklungsphysiologischen Versuche vor allem zu dem negativen Ergebnis, daß die rein mechanischen Gesetze Hertwigs, J. Loebs usw. völlig unzutreffend sind und keine kausale Erklärung der betreffenden Vorgänge zu bieten vermögen. Zur Straßen glaubte übrigens auf Grund seiner Experimente auch zu dem positiven Schlusse berechtigt zu sein, „daß die zur Teilung bereite Zelle feinste Mechanismen enthält, die über den zeitlichen Eintritt der Mitose, die Richtung der Spindel, das Größenverhältnis der Produkte von innen heraus entscheiden. Es ist nicht anders, als besäße die Furchungszelle einen sie sicher leitenden Instinkt".

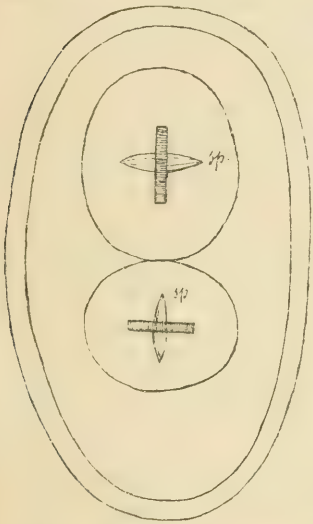

Fig. 2.

Es sind also nicht bloß die bestimmenden Ursachen für die spezifische Entwicklung im Ei selber gelegen, sondern die Wechselwirkung der einzelnen Teile des sich entwickelnden Eis wird überdies von einem teleo-

logischen Gesetze beherrscht, welches die mechanischen Faktoren auf das Ziel der Embryonalentwicklung einheitlich hinlenkt.

Wir sind hiermit der Lösung des Determinationsproblems wenigstens etwas näher gekommen. Aber die Frage, ob Präformation oder Epigenesis das Grundgesetz der Entwicklungsprozesse bilde, ist damit noch nicht beantwortet. „Die Ontogenesis kann nur durch Evolution, nicht durch Epigenesis erklärt werden" — so behauptet Weismann[1] als extremer Vertreter der Präformationstheorie. Ihm stellt dagegen O. Hertwig[2] den Satz entgegen: „Die Entwicklung eines Geschöpfes ist nimmermehr eine Mosaikarbeit, vielmehr entwickeln sich alle einzelnen Teile stets in Beziehung zueinander, oder die Entwicklung eines Teiles ist stets abhängig von der Entwicklung des Ganzen."

Wie bei allen wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten, so ist auch hier vor allem eine klare und bestimmte Fragestellung nötig, damit wir wissen, was jede der beiden Theorien behauptet. Wir fragen daher mit Korschelt und Heider[3]:

„Existieren bereits im Ei zum Beginn der Entwicklung gesonderte, selbständige Anlagen, welche sich unabhängig von den übrigen Partien des Eis zu bestimmten Bildungen des Embryos entwickeln? Und wenn ja, wie sind diese Anlagen entstanden? Können derartige Anlagen auch noch später auftreten? Oder:

„Entwickeln sich die verschiedenen Bildungen des Embryos niemals selbständig, sondern stets in Abhängigkeit von den übrigen Partien desselben? In diesem Falle hätten wir einen beständigen, geheimnisvollen Einfluß des Ganzen auf seine einzelnen Teile zu statuieren. Oder:

„Partizipieren beide Bildungsweisen, die selbständige und die abhängige, an der Entwicklung des Embryos, und wenn ja, in welchem Maße?"

---

[1] Das Keimplasma, Jena 1892, 184. Auch in seinen neuesten „Vorträgen über Deszendenztheorie" (Jena 1902) nimmt Weismann noch einen entschieden präformistischen Standpunkt ein, obwohl er der Epigenesis viel mehr Zugeständnisse macht als früher.

[2] In seinem Vortrage: Ältere und neuere Entwicklungstheorien, Berlin 1892, 29.

[3] Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte usw., 1. Lfg, Jena 1902, S. 93—94.

Im ersten Falle, wenn nämlich Präformation allein die Entwicklung beherrscht, würde nicht bloß die Entwicklung des ganzen Eis, sondern auch diejenige der einzelnen Organe des künftigen Lebewesens auf Selbstdifferenzierung beruhen; sie wäre dann ausschließlich Mosaikarbeit. Im zweiten Falle, wenn nämlich Epigenesis allein den Entwicklungsprozeß leitet, würde das ganze Werden des Organismus auf abhängiger Differenzierung beruhen, die von der Idee des Ganzen gleichsam informiert wird. Im dritten Falle endlich würde die Entwicklung teils auf Präformation, teils auf Epigenesis zurückzuführen sein, die sich in ihrer Wirkungsweise harmonisch verbinden. Man könnte dann mit Driesch den Werdevorgang des neuen Individuums als epigenetische Evolution bezeichnen. Wie wir weiter sehen werden, hat diese dritte Alternative das Richtige getroffen und kommt der Wahrheit am nächsten.

Allerdings gilt nicht bloß im Menschenleben sondern auch in den Entwicklungserscheinungen der Lebewesen der bekannte Satz: „Eines schickt sich nicht für alle!" Bei den Eiern verschiedener Organismen und bei den verschiedenen Entwicklungsstadien ein und desselben Organismus ist die Beteiligung der Selbstdifferenzierung und der abhängigen Differenzierung eine mannigfaltig verschiedene. Wir müssen daher an der Hand von Korschelt und Heiders „Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte" etwas näher auf die einzelnen Fälle und auf die einzelnen entwicklungsphysiologischen Versuche der modernen Forschung eingehen. Vorher haben wir jedoch einige hauptsächlich von Hans Driesch eingeführte entwicklungsphysiologische Ausdrücke zu erklären, die trotz ihres gelehrten Klanges einen sehr einfachen Sinn haben.

Driesch unterscheidet zwischen der prospektiven Bedeutung und der prospektiven Potenz einer Zelle oder eines Furchungsabschnittes im Laufe der individuellen Entwicklung des Organismus. Unter prospektiver Bedeutung versteht er die wirkliche Bestimmung der betreffenden Zelle, unter prospektiver Potenz dagegen ihre mögliche Bestimmung. Wir können daher die prospektive Bedeutung auch als Entwicklungsschicksal bezeichnen, die prospektive Potenz als Entwicklungsmöglichkeit. Ein Vergleich aus dem Menschenleben wird diese Unterscheidung uns besser veranschaulichen. Nehmen wir an, ein Junge besitze die Anlage zu einem Kesselflicker. Gestalten sich nun die Umstände seines Lebenslaufes so, daß er wirklich Kesselflicker wird, so war es seine

prospektive Bedeutung, Kesselflicker zu werden. Aber die prospektive Potenz desselben Jungen war offenbar eine viel umfangreichere; denn er konnte an und für sich vermöge seiner natürlichen Anlagen eventuell auch Scherenschleifer oder Schullehrer, Kanonier oder Schriftsteller werden. Die prospektive Potenz einer Zelle umfaßt somit die Summe ihrer Entwicklungsmöglichkeiten oder die Summe der in ihr enthaltenen Entwicklungsanlagen, von denen jedoch tatsächlich nur eine oder wenige ganz bestimmte im Laufe der Entwicklung betätigt werden; diese letzteren stellen dann die prospektive Bedeutung der betreffenden Zelle und ihrer Nachkommen dar. Eine beliebige Furchungskugel des Süßwasserpolypen *Hydra* hat nach den Untersuchungen von Brauer die Fähigkeit, Ektodermzellen und Entodermzellen zu erzeugen. Dagegen haben Ektodermzellen späterer Entwicklungsstadien desselben Tieres bereits die Fähigkeit verloren, Entodermzellen zu liefern. Die prospektive Potenz der Zellen von *Hydra* erleidet somit im Laufe der individuellen Entwicklung (der Ontogenesis) eine Einschränkung. Im allgemeinen können wir den Satz aufstellen: Die Entwicklungsmöglichkeit (prospektive Potenz) einer Zelle ist um so beschränkter erstens, je höher organisiert das betreffende Lebewesen ist, und zweitens, je weiter die individuelle Entwicklung jenes Organismus bereits fortgeschritten ist; ja sie kann sogar gleich Null werden, wovon die verhornten Epidermiszellen unserer Haut ein bekanntes Beispiel geben.

Durch die Annahme des Begriffs der prospektiven Potenz ist eigentlich die Tatsächlichkeit der Epigenesis bereits anerkannt; denn es wird ja durch jene „Entwicklungsmöglichkeit" ausgesagt, daß Zellen oder Zellengruppen, welche ursprünglich die Herstellung einer bestimmten Bildung besorgen sollten, unter Umständen eine andere Entwicklungsrichtung einzuschlagen vermögen. Diesen Umwandlungsprozeß bezeichnet man als Umdifferenzierung oder Umdeterminierung. Bei solchen Vorgängen macht sich ein geheimnisvoller Einfluß des Ganzen auf die einzelnen Teile des Organismus geltend, durch den letztere zur Entwicklung eines wirklich lebensfähigen Wesens zielstrebig zusammenwirken. Alle Entwicklungsprozesse, welche diesen Charakter tragen, bezeichnet man mit Driesch als regulatorische Vorgänge oder als organische Regulationen[1].

[1] Auf die ebenfalls von Driesch aufgestellte Unterscheidung zwischen primären und sekundären Regulationen, zwischen primärer und sekundärer perspektiver Potenz usw. brauchen wir hier nicht weiter einzugehen.

Mit der prospektiven Potenz oder der Entwicklungsmöglichkeit der Zellen hängt der ebenfalls von Driesch aufgestellte Begriff des äquipotentiellen Systems innig zusammen. Als ein solches System bezeichnet man eine Zellengruppe, deren einzelne Zellen die gleiche Entwicklungsmöglichkeit besitzen. Diese äquipotentiellen Systeme teilt Driesch weiter ein in determiniert-äquipotentielle Systeme und in undeterminiert äquipotentielle oder harmonisch-äquipotentielle Systeme. Bei ersteren, bei den determiniert-äquipotentiellen Systemen, ist die Zahl der Möglichkeiten dessen, was aus einem einzelnen Elemente der betreffenden Zellengruppe werden kann, eine engbegrenzte. So kann beispielsweise von jedem beliebigen Querschnitte eines Weidenzweiges Sproßbildung oder Wurzelbildung ausgehen, aber über diese beiden Möglichkeiten geht die prospektive Potenz jener Zellen des Weidenstammes nicht hinaus. In den harmonisch-äquipotenziellen Systemen dagegen kann jedes einzelne Element jede beliebige Rolle übernehmen, und daher ist die Zahl der Entwicklungsmöglichkeiten eine sehr weitbegrenzte. Jeder der einzelnen Teile eines solchen Systems kann gleichermaßen eine ganze komplizierte Gestaltungsleistung vollbringen; welche er vollbringen wird, darüber entscheidet die Lage des Teiles zum Ganzen, dem alle Teile harmonisch untergeordnet sind: daher „harmonisch-äquipotentielles System". So vermag z. B. jede der einzelnen Zellen des 32zelligen Furchungsstadiums des Seeigeleis nicht bloß den ihr zukommenden zweiunddreißigsten Teil des Embryos zu bilden, sondern, wenn man jene 32 Zellen künstlich voneinander trennt, so ist jede derselben im stande, sich zu einer zwar kleinen, aber ganzen Seeigellarve zu entwickeln!

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Achim von Arnim im Spiegel seiner Briefe.

Nur sechs Freundesbriefe sind es, bisher ungedruckt, welche hier zur Mitteilung kommen sollen. Drei stammen aus der Zeit, die für Achim v. Arnim den Höhepunkt dichterischen Schaffens und häuslichen Glückes bezeichnet. Die drei andern gehören seinen allerletzten Jahren an, Spätsommer-Blüten nach vollendeter Reife. Nicht literarische Kunstschöpfungen hat man vor sich, noch Muster angeborener Anmut des brieflichen Ausdruckes: nur die schlichte Aussprache, einem vertrauten Bekannten gegenüber, über dies und das, was für den Augenblick den Sinn gefesselt hält. Inhaltlich jedoch sind diese Freundesmitteilungen bedeutend genug und auch mannigfaltig genug, um den Schreiber in seinem innersten Selbst durchschauen zu lassen. Politische wie religiöse Anschauungen zeichnen sich in diesen achtlos hingeworfenen Bemerkungen mit der Treue der Naturwahrheit, das Herz für Familie und Freundschaft, das Interesse für Wissenschaft und Kunst, der Sinn für Komik und Humor: alles schimmert deutlich hervor mit dem ungezwungenen Geplauder des Freundes zum Freund, von denen beiden man in Wahrheit sagen konnte, daß sie „rein waren und ohne Falsch, edel durch und durch".

Über Arnims vornehme Natur und lauteren Sinn sind alle Seiten einig. Die Schwächen seiner Dichterwerke, viel und groß, leugnet niemand, nur die wahren Perlen, welche sie hier und dort enthalten, werden von denen nicht gewürdigt, die der „Romantik" abhold sind. Gleichwohl ist Arnim auch heute noch, obwohl nicht der bedeutendste, doch der am meisten und allgemeinsten geschätzte unter allen Romantikern. Sein Leben und seine Schriften weisen weniger an sittlicher Verirrung auf als die manch anderer, und das macht ihn besonders achtbar für den Katholiken; hingegen ist er katholischem Denken und Fühlen nie so nahe gekommen wie andere Vertreter der romantischen Schule, und das läßt ihn Gnade finden bei den Gegnern.

Wenn aus diesen Briefen irgend etwas mit voller Klarheit sich ergibt, so ist es nun allerdings, daß ungeachtet aller poetischen Vorliebe für das Mittelalter und aller Freundschaft mit katholischen Kreisen, teils gleichgültigen teils ernsten, in dem märkischen Junker die ganze protestantische Grundrichtung zäh fortgelebt hat. Auf der andern Seite hinwieder haben

diese Briefe doch etwas Versöhnendes. Sie zeigen bei Arnim einen tieferen religiösen Sinn, man möchte sagen christlichen Ernst, Heimweh nach religiöser Wahrheit. Seiner Gattin Bettina war solches fremd. Mit den ernsten katholischen Männern seines Bekanntenkreises hatte er dadurch manches gemein; über viele große Fragen konnte er sich mit ihnen verständigen, selbst mit ihnen sympathisieren, konnte sie hochschätzen und von ihnen ehrlich nach seinem ganzen Werte geschätzt werden.

Ludwig Joachim v. Arnim war 26. Januar 1781 zu Berlin geboren aus altem märkischen Geschlecht. Zu Göttingen und Halle studierte er Naturwissenschaften nicht ohne Erfolg, warf sich aber zuletzt gänzlich der Dichtkunst in die Arme. Seit 1801 war er aufs innigste befreundet mit dem begabtesten der Romantiker, Klemens Brentano, mit welchem er 1805—1808 die bekannte Sammlung alter deutscher Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn" herausgab, der Poesie wie dem deutschen Vaterland zum Dienst. Sein erstes größeres Werk „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" erschien 1810. Im folgenden Frühjahre vermählte er sich mit Brentanos Schwester Bettina und lebte seit 1814 mit seiner Familie meist auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark. Nachdem er bereits in jüngeren Jahren viel und weit gereist, unternahm er nochmals 1829 eine längere Rundreise durch Süddeutschland und Österreich. Am 21. Januar 1831 wurde er in der Vollkraft des Alters durch einen Schlagfluß jäh seiner Familie entrissen.

Der Mann, an welchen die Briefe gerichtet sind, war seit 1809 von der damaligen Universitätsstadt Landshut her mit dem Hause Savigny und mehreren der Geschwister Brentano befreundet. Es ist der nachmals im katholischen Bayern vielbekannte Geh. Obermedizinalrat Dr Johann Nepomuk v. Ringseis. Als er 1814 zur Vervollständigung seiner medizinischen Ausbildung auf längere Zeit nach Berlin kam, wurde er von dem Ehepaar v. Savigny mit großer Liebe aufgenommen und trat mit dem ganzen Freundes- und Bekanntenkreis desselben in regen Verkehr [1]. Hier traf er auch Frau v. Savignys jüngere Schwester Bettina wieder, für welche ihn eine mit Bewunderung wie mit Teilnahme vermischte Vorliebe bis ins hohe Alter nicht verließ. Sie hatte sich inzwischen mit Achim v. Arnim vermählt, und es ergab sich von selbst, daß er auch mit diesem ihrem edlen Gatten „schnell in das herzlichste Verhältnis geriet".

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 34.

Nachdem Ringseis vollends zu Anfang 1816 durch mehrwöchentlichen Besuch im Brentano-Hause in Frankfurt bei der ganzen Familie als gemeinsamer Freund eingebürgert war, wurde er fast mit zur Verwandtschaft gezählt[1]. Mit zwei Brüdern und drei Schwestern Brentano unterhielt er brieflichen Verkehr, desgleichen mit zwei Schwägern, dem berühmten Rechtslehrer Friedrich Karl v. Savigny und mit Achim v. Arnim, wenn auch mit dem letzteren etwas spärlicher.

Die Briefe, soweit noch erhalten, werden in ihrer Vollständigkeit wörtlich gegeben mit Ausnahme einiger weniger Sätze, die dem Bereiche der Kinderstube angehören, wie sie im Briefe eines Familienvaters an einen befreundeten Arzt von selbst sich ergeben, die aber für ein weiteres Publikum jeder Bedeutung entbehren. Ein kurzes Empfehlungsschreiben, weil belanglos, ist gleichfalls unberücksichtigt geblieben. Dahingegen erschienen die medizinischen Auseinandersetzungen Arnims vom Dezember 1829 immer noch bezeichnend genug, um die Mitteilung zu verlohnen.

Wiepersdorf bei Dahme, 25. März 1816.

Lieber Gevattersmann![2] Wir sind durch Deinen Frankfurter Brief zu der Wahrscheinlichkeit gekommen, daß Du unsern, an den verstorbenen Freund[3] (dessen Tod wir in treuem Herzen herzlich mitbetrauern) überschriebenen, nicht erhalten hast, sei es daß dessen Krankheit zwischengetreten oder irgend eine der im zerstückelten Deutschland häufigen Briefunterschlagungen auf der Post. Mit gleicher Treue, wie Du unserer gedenkst, haben auch wir Deiner in guten Stunden nicht vergessen, und das heißt nach meinem Sprachgebrauch einen im Gebet einschließen. Daß Du nun die gelehrte Bahn ernstlich eröffnest, macht mir Freude. Die Welt hat jetzt viel Störendes für die Gelehrsamkeit. Aber Du bist in Dir fest, so wird sie Dir nichts anhaben. Einen Rat kann ich Dir nur geben, weil ich Deiner Märsche und Nachtwachen zu einer medizinischen Seltsamkeit in Berlin gedenke, es hilft selten, etwas vom Geiste oder von der Gelegenheit erzwingen zu wollen. Das Beste gibt sich von selbst dem Fleißigen. Ich habe so viele junge Gelehrte mit allen schönen Hoffnungen untergehen sehen, weil sie alles erreichen, alles durch ihre Kraft erzwingen wollten. Der Feldherr läßt seine Soldaten ruhig kochen, wenn er schon den Kanonendonner hört; so muß auch der Mensch sein physisches Dasein gelten lassen. —

Von den Frankfurtern hattest Du nur zu kurz geschrieben. Melinens Unglück, worin sie sich christlich fügt, scheint ein wahrer Hauptspaß, nämlich die

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIV 564 f.

[2] Bei Arnims ältestem Sohn Friedmund war, neben Gneisenau und Schinkel, Ringseis Pate gestanden.

[3] Oberpostrat Baron Jos. v. Pfetten in München. Vgl. Ringseis, Erinnerungen I 285.

Geschichte mit Christian Schlosser zu sein, den Guaita wirklich überaus schonend behandelt hat in seiner Wut, der Chef der katholischen Unterrichtsanstalten zu werden[1]. Das muß endlich jeder einsehen, und die Sache kann sich nur zum

[1] In dieser Angelegenheit ist begreiflicherweise die Brentanosche Verwandtschaft voreingenommen, und aus Arnim spricht hier etwas von der Leidenschaftlichkeit seiner Gattin Bettina. Dr Ludwig Geiger hat im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" 1903 15. Mai (Nr 20, S. 316) in einem Aufsatz „Goethe und Frankfurt" den Verlauf der Sache unparteiisch geschildert. Schon 1814 war, wohl von seiten der Geistlichkeit, der hochgebildete Konvertit Christian Schlosser aufgefordert worden, sich um das katholische Schulwesen anzunehmen. Am 3. November 1815 wurde dann für Frankfurt eine „katholische Kirchen- und Schulkommission" eingerichtet, welcher der Gemahl Meline Brentanos, der Geh. Rat v. Guaita, angehörte, neben Christian Schlosser und den Geistlichen Räten Marx und Orth. Am 16. November 1815 trat in der Kommission der Geistliche Rat Orth mit dem Antrag hervor, Christian Schlosser als Schulmann von Fach mit der inneren Leitung der Schulen zu betrauen, während die Kommission die äußere Verwaltungsgeschäfte besorgte. Guaita wollte das durchaus nicht zulassen, und um es zu verhindern, bot er sich selbst an, die innere Leitung der Schule zu übernehmen. Bei dem hohen Ansehen, das Guaita in der städtischen Verwaltung genoß, schuf dies eine peinliche Lage. Guaita, ein sehr tüchtiger Finanzmann, hatte sich früh dem Kaufmannsstande gewidmet und nur geringe wissenschaftliche Studien gemacht; außerdem war er durch die städtischen Angelegenheiten ohnehin vollauf in Anspruch genommen. Von der Tätigkeit Christian Schlossers hingegen ließ sich wirklich eine Hebung des Schulwesens versprechen; die Spitzen der katholischen Geistlichkeit waren es, welche ihn dafür vorgeschlagen hatten und seine Ernennung wünschten. Um Guaita zum Rückzug zu nötigen, griff nun der etwas ältere Bruder, Dr iur. Joh. Friedrich Schlosser, Advokat und seit 1807 Mitglied des Stadtgerichtes in Frankfurt, 1812 Oberschul- und Studienrat, in die Sache ein, derselbe, der sich um Goethes Angelegenheiten in Frankfurt so sehr verdient gemacht hat. (Sein Vater, H. P. Schlosser, war Bruder von Goethes Schwager.) Auch er war im Dezember 1814 zur katholischen Kirche zurückgekehrt und teilte daher die Frankfurter katholischen Interessen. Es ist der in katholischen Kreisen jener Zeit so viel bekannte „Rat Schlosser". Dieser veröffentlichte jetzt die 46 Seiten umfassende Broschüre: „Aktenmäßige Darlegung eines in der „Katholischen Kirchen- und Schulkommission" zwischen dem Herrn Direktor, Senator v. Guaita und sämtlichen übrigen Mitgliedern derselben eingetretenen Vorganges, die Einrichtung und innere Leitung des zerrütteten hiesigen katholischen Schulwesens betreffend, mit Beifügung mehrerer diesen Vorgang betreffenden Aktenstücke. Frankfurt 1816."

Da ein Teil dieser Ausführungen auch auf den Nachweis abzielte, daß Guaita die notwendige wissenschaftliche Qualifikation für die von ihm so unerwartet beanspruchte Stellung abgehe, so war natürlich schon deshalb die Schrift für die ganze Verwandtschaft empfindlich. Guaitas sonst milde und liebenswürdige Gattin schrieb darüber an Dr Ringseis 26. Februar 1816:

„Sie wissen vielleicht schon, daß die lang und oft besprochene Schrift von Schlosser gegen uns heraus ist, und daß ich recht herzlich froh darüber bin, sollen Sie erfahren. Sie enthält nichts als persönliche Beleidigungen, die man verachten

Vorteil Guaitas endigen. Ich habe in Berlin alle Aktenstücke darüber bei Savigny gelesen, und man erkennt wieder, daß es nicht allein hilft, seine religiösen Meinungen zu ändern, um ein anderer Mensch zu werden. Christian Schlosser war und bleibt der vorlaute eingebildete Schwätzer, und Friedrich Schlosser der in Recht und Unrecht ihm dienende Bruder. Wäre es ökonomische Not bei dem Schlosser, die ihn ins Amt triebe, so hätte der Zorn einige Entschuldigung. Aber die Schlosser sind sehr wohlhabend, ja reich zu nennen. Es ist also in dem Christian wahrhaftig nichts als der Hochmut über seine Weisheit, die ihren Wirkungskreis verfehlen möchte [1]. Zuviel schon von ihm.

Der Christian Brentano [2] hat sich in die Staatsangelegenheiten geworfen und steht mit Guaita nicht gut. Das ist vielleicht erst nach Deiner Abreise geschehen. Sein Brief an Savigny über die Angelegenheiten entwickelte nur an sehr vielen Lokalspässen, daß ihm die Sache viel Spaß macht, und so wird's gehen wie mit allen seinen andern Liebhabereien, er wird sich bald einen Ekel dran fressen und Stadt und Staatsverfassung, Bürgerschaft und Rat mit einem kurzen „Laßtmichallein" ꝛc. aufgeben. Der Moses, der die Gesetzestafeln zerschmiß im Zorn über sein Volk, steckt in zu vielen guten Leuten, und ich fühle mich selbst nicht frei von ihm. Das macht und gibt ein gewisses Übergewicht

---

und seiner Zeit gehörig zu belangen wissen wird und muß. Es ist hier ergangen, wie das Sprichwort sagt: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", denn die Schlosser haben sich große Verachtung dadurch zugezogen. Ich will immer lieber der beleidigte Teil als der Beleidiger sein, und somit bin ich ganz zufrieden, wie's geworden ist."

Am 12. April 1816 konnte sie bereits nachtragen: „Guaita hat eine kleine Schrift für diejenigen, so die Schlosserschen haben, herausgegeben, die ganz einfach den eigentlichen Gang des Vorganges enthält und sehr ruhig und sanft ist. Sollte sie Ihnen vielleicht vorkommen, so schreiben Sie mir aufrichtig Ihre Meinung darüber; sie Ihnen extra zu schicken, finde ich nicht der Mühe wert."

[1] In ähnlichem Sinne lautet der bittere Scherz Christian Brentanos über ihn aus dem Januar 1816 (bei Ringseis, Erinnerungen I 287). — Nach Böhmer, der den Rat Friedrich Schlosser so aufrichtig hochgeschätzt und ihm ein so ehrenvolles Andenken gesetzt hat (Janssen, Joh. Friedr. Böhmers Briefe und kleinere Schriften III 478) war Christian Schlosser: „ein geistvoller, aber etwas überspannter Mann, der sich nacheinander in der Medizin, der Poesie, dem Erziehungsfach und der Politik versuchte, meist außerhalb Frankfurt lebte und am 14. Februar 1829 starb" (ebd. 479). Christian Schlosser war bereits 1812 zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Nach diesen Frankfurter Verwicklungen leitete er eine Zeitlang als Direktor das Gymnasium zu Koblenz und scheint in dieser Stellung günstig anregend auf die Schüler gewirkt und das Vertrauen der Familien besessen zu haben. Durch bureaukratische Schikanen wurde er jedoch verdrängt. Später lebte er in Rom. Vgl. J. v. Görres, Politische Schriften IV 567; Rosenthal, Convertitenbilder I² 818, wo mit großer Achtung seiner gedacht ist.

[2] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach LXV 369 ff.

dem schlechten Gesindel. Es bleibt immer ruhig und ungestört bei seiner Sache, die Motive mögen noch so schlecht sein. Der Himmel kann sich, wenigstens in manchen Aufträgen, ganz auf sie verlassen, daß sie dieselben durchführen. —

Den russischen Kaiser siehst Du nach meiner Überzeugung zu tragisch und Meyer [1] zu wichtig an. Er mag nicht ohne religiöses Gefühl sein, aber er hängt an zu vielen Weltverhältnissen, als daß diese Richtung ihn weder zu etwas Großem noch zu etwas Schädlichem führen kann. Auch ist die Frau, welche ganz bestimmt die Verfasserin des geistlichen Vereins der Monarchen ist, Frau v. Krüdener [2], zu gutmütig und zu schwach, um ihn zu einem oder anderem fortzutreiben. Es wird bei den christlichen Versicherungen bleiben und im übrigen die Politik den alten Gang gehen. —

Daß wir in Preußen zwei protestantische Bischöfe mit violetten Gardelitzen am Kragen bekommen haben, wird Dir bekannt sein, scheint Dir vielleicht auch in der Ferne wichtig, ist aber an sich durchaus unbedeutend, bloß ein Zeremonienstück [3]. Übrigens befestigt der Teufel, wenn auch nicht der leibhaftige bayrische, von dem Baader erzählt hat, doch der echte geistige, seine Herrschaft immer mehr bei uns in der Zivilverwaltung. Görres ist durch ihn unterdrückt [4]; er hatte sich diesmal hinter Rußland gesteckt.

Klemens [5] ist wohl, hat eine Abendgesellschaft gestiftet, die ich einmal be-

---

[1] Der vielseitig gelehrte ehemalige Major Joh. Friedr. v. Meyer („Bibel-Meyer") gehörte mit zur engeren Brentano-Freundschaft, und auch Ringseis hatte bei seinem Aufenthalt in Frankfurt viel mit ihm verkehrt (vgl. Erinnerungen I 287). Für eingehendere Schilderung des interessanten Greises vgl. Joh. Karl Passavant. Ein christliches Lebensbild, Frankfurt 1867, 79 f.

[2] Vgl. Frau v. Krüdener, Bern 1867, 165 f.

[3] Klemens Brentano hatte darüber 3. Februar 1816 aus Berlin an Arnim geschrieben: „Der König hat Sack und den Königsberger Postelius (gemeint ist Borowsky) zu Bischöfen ernannt; sie kriegen violette Litzen und Generalleutnantsrang und 2000 Taler Zulage zur Equipage." Vgl. Steig, Arnim I 344.

[4] Der von Görres mit so viel Ruhm geleitete „Rheinische Merkur" war von Staatswegen unterdrückt worden. Die letzte Nummer (357) erschien 10. Januar 1816. Der Legationssekretär Dorow schrieb darüber aus Dresden, 29. März 1816: „Nie wäre es dahin gekommen, würde nicht durch das Nichtverbot das ganze gute Verhältnis mit A(lexander I. von Rußland) verschoben worden sein, welchen wir nun einmal als Freund haben wollen." Vgl. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen, Nördlingen 1877, 248 ff.

[5] Klemens Brentano, Arnims Schwager, zur Zeit in Berlin wohnhaft. Die Abendgesellschaft ist vielleicht die im Hause des Staatsrates Stägemann, wo man alle Donnerstag sich traf und wo Fragen der Kunst und Literatur besprochen wurden. Hier war es, wo Brentano mit Luise Hensel zusammentraf (vgl. Diel-Kreiten, Klemens Brentano II 61). Doch spricht Brentano (an Arnim 3. Februar 1816) auch von dem Freitagabend, den er mit Graf Pfuel, Wilhelm v. Schütz u. a. allwöchentlich bei der Kleist zubringe und wo Dichterwerke gelesen würden. Vgl. Steig, Achim v. Arnim I 344.

suchte, schreibt fleißig. Bei Pistors[1] alles beim alten, die Lützow[2] und ihr Kind recht wohl, in Savignys Hause ebenso. Bettinchen[3] wird recht liebenswürdig, der Kleinste recht gesund.

Von den Medizinern weiß ich wenig, nur daß ein gewisser Koreff[4], den Du vielleicht in Paris gesehen, mit 3000 Reichstalern als Hardenbergscher Leibarzt angestellt ist. ...

Sei herzlich umarmt und christlich von Deinem Achim Arnim.

Berlin, 25. April 1817.

Lieber Ringseis! Da sind wir wieder auf demselben Fleck wie damals, wieder ein Knabe geboren (den 24. März) und wir alle sind gesund. Da fällt uns denn manchmal ein, daß Du uns fehlst und daß wir nichts von Dir hören. Kaum weiß ich mit Bestimmtheit, ob Du in Würzburg angestellt bist[5], ob Du hingezogen. Doch hoffe ich, Deine Adresse irgendwo zu gewinnen, und ich bin mit dem Briefschreiben gegen Dich in alter Schuld. Aber so geht's auf dem Lande; es begegnet einem wenig, was des Mitteilens wert, und über die religiösen Verbindungen, die Dich beschäftigten[6], könnte ich aus der Ferne nichts Haltbares denken. Ihr Wert wird sich in der Dauer bewähren; sie scheinen wohl eine innere Bestimmung zu haben. Das religiöse Modegeschwätz in unsern Tagen macht mich zuweilen, ich fühle wohl diesen unbilligen Zorn, auch gegen das Echte ungerecht. So ärgert es mich allerdings, wenn hier junge Leute das Schriftchen des Boos[7] über Luthers Schriften hinaussetzen, aber ich bin darum

---

[1] Oberpostrat Pistor in Berlin, dessen Haus ein Hauptsammelpunkt für die Brentanosche Freundschaft. Vgl. Steig, Arnim I 114; Ringseis, Erinnerungen I 193; Diel-Kreiten, Klemens Brentano I 284.

[2] Leo v. Lützow, Bruder des bekannten Freischarenführers und gleichfalls Offizier, war vermählt mit der schönen Berta v. Laroche, einer Verwandten der Brentanos von mütterlicher Seite. Ringseis war vom Berliner Aufenthalte 1814 her mit allen diesen Familien in freundlichen Beziehungen. Vgl. Erinnerungen I 193.

[3] Tochter von Friedr. Karl v. Savigny und der Kunigunde Brentano, Nichte und Patenkind von Arnims Gattin, später vermählt mit dem griechischen Minister v. Schinas.

[4] Der israelitische Arzt Dr J. F. Koreff, der sich viel mit magnetischen Kuren beschäftigte. Vgl. Joh. Karl Passavant, Ein christliches Lebensbild 115 f; Ringseis, Erinnerungen II 285, IV 35.

[5] Ringseis hatte zu Anfang 1817 den Antrag einer Professur für die medizinische Klinik der Universität Würzburg erhalten. Vgl. Erinnerungen I 366.

[6] Die aftermystische Bewegung im damaligen Bayern. Vgl. diese Zeitschrift LXVI 38 f.

[7] Pfarrer Martin Boos geb. 1762, Angehöriger der Diözese Augsburg, war wegen separatistischer Schwärmerei wiederholt in Untersuchung und Strafe gekommen, bis ihm der Bischof von Linz, ein Freund Sailers, die Pfarrei Gallneukirchen in Oberösterreich verlieh. Auch hier mußte er 1816 weichen und wurde auch aus Bayern ausgewiesen. Die preußische Regierung gab ihm 1817 eine Anstellung erst als Religionslehrer in Düsseldorf, dann als Pfarrer in Sayn bei Koblenz. Er

nicht blind gegen das Verdienst der kleinen Schrift, die etwas Eigenes enthält, in Sinn und Erweckung durchs tätige Leben, während mir Kannes[1] und Schuberts[2] Schriften so vorkommen, als ob sie in einer andern Periode der Literargeschichte das Entgegengesetzte hätten sammeln, fühlen, behaupten können. Für Bekehrte oder Wiedergeborene sind sie zu weitelaut. Da war doch Stilling[3] bei allen seinen Schwächen ein ganz anders durchgebildeter Mensch, und sein Tod ist ein ernster Verlust für die frommen Gemeinden, die ihn verehrten. Ich lasse eben hier in einer Zeitschrift („Der Gesellschafter von Gubitz") eine kleine Erinnerung an ihn und an seine „Geisterkunde"[4] einrücken. Wenn Du für

starb 1825, ohne aus der Kirche ausgetreten zu sein. Das hier gemeinte Schriftchen scheint nicht im Buchhandel erschienen zu sein. Wenigstens findet sich unter den bekannten Schriften des Boos keine, die hier passen würde. Vermutlich handelt es sich um eine von Boos handschriftlich ausgearbeitete „Detaillierte Geschichte der Erweckungen in Gallneukirchen", zu deren Abfassung und Übersendung Sailer ihn aufgefordert hatte und welche Sailer selbst dem Grafen Stolberg bei einem Besuche in Schlesien mitbringen wollte. Vgl. Aichinger, Joh. Mich. Sailer, Freiburg 1865, 299.

[1] Joh. Arnold Kanne, geb. zu Detmold 1773, nach unstäten Lebensschicksalen Professor der Philologie in Nürnberg, dann der orientalischen Sprachen zu Erlangen. Er beschäftigt sich in seinen Werken hauptsächlich mit Mythologie, vergleichender Religionsgeschichte, aber auch „Erweckungen". Er war nach vielen inneren Wandlungen zum positiven Christentum zurückgekehrt. Er starb 1824. Arnim meint wahrscheinlich das Werk „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen" (1816—1817).

[2] Gotthilf Heinrich v. Schubert, Sohn eines sächsischen Pastors, geb. 1780, ursprünglich praktizierender Arzt und nebenbei Schriftsteller, nachher Mineralog und Naturwissenschaftler und nebenbei etwas Mystiker. Recht ehrenvoll spricht von ihm Dr M. Jocham, Memoiren eines Obskuranten 42 56 f. Er starb 1860 als Professor in München. Die Werke, welche Arnim im Auge hat, sind zweifelsohne „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (1808) und „Symbolik des Traumes" (1814).

[3] Jung-Stilling war 2. April 1817 zu Karlsruhe als 77jähriger Greis gestorben. In bescheidenen Verhältnissen geboren, hatte er sich zum angesehenen Arzte emporgearbeitet. Der katholische Pfarrer Molitor in Attendorn hatte ihn zuerst in die Augenheilkunde eingeführt und ihm dadurch eine Existenz begründet. Schon als Handwerksgeselle in Solingen war Stilling zu den pietistischen Kreisen der Anhänger Speners und Tersteegens in Beziehung gekommen. Nachdem er in Heidelberg und Marburg medizinische Professuren bekleidet und als Augenarzt sich einen Namen erworben hatte, gab er sich immer ausschließlicher dem Mystizismus hin; von 1803 bis 1817 lebte er beim Kurfürsten Karl Friedrich von Baden nur noch der „Beförderung der Religion und des praktischen Christentums" durch Schriftstellerei und ausgedehnte Korrespondenz. Seine vom Universitätsaufenthalt in Straßburg stammenden freundlichen Beziehungen zu Goethe haben Jung-Stilling für weitere Kreise hauptsächlich bekannt gemacht.

[4] Eine Rezension dieses Werkes hatte er schon im Herbst 1809 für die „Heidelberger Jahrbücher" geschrieben. In einem Briefe vom 22. Oktober 1809 nennt er

dieses Blatt mir etwas von interessanten Kunstnachrichten, guten Anekdoten, Theatergeschichten und sonstiger leichter unterhaltender Ware schicken kannst, so sende es entweder an die Maurersche Buchhandlung in Berlin oder gelegentlich durch Savigny. Du kannst vielleicht durch solche Mitteilungen manchem braven Künstler nützlich werden, und sind es gute Beiträge von einiger Länge, so werden 8 Reichstaler für den gedruckten Bogen honoriert. Ich habe bei dem Blatte kein anderes Interesse als darum, weil der Herausgeber wirklich einigen Sinn für freie Äußerung zu haben scheint. —

Von Deinen hiesigen Freunden sei Dir nun pflichtmäßig berichtet. Klemens[1] hat vor einigen Tagen eine Generalbeicht von 10 Bogen eng geschrieben abgelegt. Sie geht von alten Jahren an. Er versicherte mir, es sei ein ungeheurer Sündenhaufen gewesen. Ich möchte wohl wissen, ob von dem Beichtwesen eine gute Wirkung unter den Katholiken gefunden wird. In sehr stolzer, trotziger Zeit, wie jene war, wo die katholische Religion noch im ganzen lebendig bestand, mochte auch dies wesentlich sein. Jetzt leiden die Menschen viel eher an zu großer Zerknirschung, an Mangel des Selbstvertrauens, Unbestimmtheit ihrer Entschlüsse und Anhalten an andern. Es wird alles in die Richte kommen. Savigny (er und die Seinen sind gesund) ist Mitglied des Staatsrates geworden, eine Auszeichnung, die ihm vielleicht viele Geschäfte bringt und in seinen Studien [hemmt], aber er kann auch nützlich wirken, wenn die Umstände ihn begünstigen.

Die Berta (La Roche)[2] ist wieder . . . leidend. Der alte Klein[3] ist neulich über seine Sporen gestolpert und die Treppe heruntergefallen, das heißt in hiesiger Sprache die Treppe heruntergeschlagen, und bald breitete sich das Gerücht aus, ihn habe der Schlag gerührt. Von allen Seiten drangen Leute in sein Haus. Das nahm er so übel, daß er mit verbundenem Kopf heraussprang und ihnen sagte, daß wenn sie noch fortführen von seinem Tod zu reden, so wolle er ihnen handgreiflich erläutern, daß er noch lebe. — Rust[4] macht hier entsetzlich viele Hungerkuren, und Gräfe[5] schneidet und schindet, wo sich nur einer hingeben will, und ganz sanft streicht Wolfart[6] mit magnetischer Hand über

es „ein herrliches, tiefsinniges und dabei so menschliches Buch wie eine griechische Mythologie". Vgl. Steig, Arnim I 261.

[1] Klemens Brentano war zehn Jahre den Sakramenten der Kirche fern gewesen; am 27. Februar 1817 raffte er sich zur Wiederaussöhnung auf. Vgl. Diel-Kreiten, Klemens Brentano II, Freiburg 1878, 75.

[2] Vermählte Freifrau v. Lützow; vgl. oben S. 408.

[3] General v. Klein.

[4] Dr Joh. N. Rust, vormals Professor in Krakau, später Vorstand des Medizinalwesens in Berlin, berühmter und genialer Arzt, bekannt auch durch urwüchsige Grobheit.

[5] K. F. Gräfe, Professor der Chirurgie an der Universität Berlin, unter dem Ringseis daselbst studiert hatte.

[6] Karl Christ. Wolfart hatte in Berlin eine eigene Anstalt für magnetische Behandlung der Kranken eingerichtet. Auch mit ihm war Ringseis persönlich be-

die Verhungerten und Zerschnittenen. Zum Schluß des Briefes ein guter Spaß aus Bayern. Es sitzen ein paar Studenten im Wirtshaus und sprechen über allerlei Philosophie, wobei der eine mehrmals das Wort „der Instinkt" braucht. Ein Offizier ihm gegenüber unterbricht ihn und sagt: „Nein, mein Herr, ich bin da zu Hause, Sie sind irrig, der Inn stinkt nicht, aber es ist ein kleiner, schlammiger Mühlenbach, von dem sagen es wohl die Leute."

Sei freudig in Deinem Berufe und behalte mich und Bettinen, die Dir gern schriebe, wenn das Kind ihr Zeit ließe, in gutem Andenken.

Dein Arnim.

Die Kronenwächter, 1 Band, erscheint von mir in der hiesigen Maurerschen Buchhandlung diesen Mai.

Karlsbad, den 12. August 1817.

Lieber Freund und Gevatter! Du hast Deine Sache mit Beelitz [1], den ich Dir empfohlen hatte, so vortrefflich gemacht, er hat mir so viel Dank gesagt für alles, wozu Du ihm behilflich gewesen, daß ich mich verpflichtet fühle, meinen Dank durch zwei Freunde Dir abzustatten, die in jeder Hinsicht Dir willkommen und erfreulich sein werden. Der eine ist Professor Steffens [2] aus Breslau, der zwar durch Schellings genaue Bekanntschaft schon mancherlei Berührungen in München gewinnen wird, dem ich aber wünsche, daß er Dich kennen lerne und auch Boos, wenn es möglich. Der andere, Herr v. Schütz [3], durch seine Poesien, den „Lacrimas", „die Gleichen", die „Myrte" usw. hinlänglich bekannt, Dir vielleicht noch näher durch religiöse und philosophische Ansichten. Mit beiden habe ich hier recht schöne, vertrauliche Tage verlebt.

---

kannt geworden. Trotz wiederholten Widerspruchs der medizinischen Fakultät wurden Wolfart und Koreff (auf Betreiben des für den Magnetismus eingenommenen Staatskanzlers Hardenberg) durch Kabinettsordres (Juni 1816 und Februar 1817) zu „ordentlichen Professoren für Heilmagnetismus" ernannt.

[1] Unter dem 11. Juni 1817 hatten Arnim wie auch Geheimrat Dr E. L. Heim einen Direktor Beelitz sehr angelegentlich an Ringseis empfohlen, der im Begriff stand, mit seiner Gemahlin eine Vergnügungsreise nach München anzutreten.

[2] Henrich Steffens, Norweger von Geburt, seit 1804 ordentlicher Professor der Naturphilosophie, Physiologie und Mineralogie an der Universität Halle, 1811 bis 1832 in Breslau, nachmals in Berlin. Er war poetisch und phantastisch angelegt, eine Schellingsche Natur, mischte sich auch in Politik, Philosophie und Religionsfragen. Seine Dichtungen und Novellen fanden vielen Beifall. Der Richtung nach war er Pietist. Sein Aufenthalt mit Schütz in München 1817 währte acht Tage, während welcher er bei seinem verehrten Meister Schelling wohnte und mit F. H. Jacobi und Franz v. Baader persönlich Bekanntschaft machte.

[3] Christian Wilhelm v. Schütz, geb. 1776 zu Berlin, romantischer Dichter und auch sonst vielseitiger Schriftsteller. Schon vor seiner Konversion, die wohl erst um 1830 erfolgt ist, trat er als Verteidiger der katholischen Kirche auf, zu welcher er seit langen Jahren hinneigte. Katholik geworden, führte er 1833 die Verteidigung des bedrängten Erzbischofs Dunin von Gnesen-Posen. Vgl. Rosenthal, Convertitenbilder I [2] (1878) 488 f.

Ich habe fortdauernd gute Nachrichten von Frau und Kindern erhalten. Morgen reise ich von hier und denke bald bei ihnen zu sein. Ob mir das Wasser, das ich innerlich und äußerlich ohne Schonung getrunken habe, auch ebenso ohne Schonung gegen das anfangende Hämorrhoidalübel wird gewirkt haben, wogegen ich es mir verschrieben, das wird sich nun zeigen. Die Brunnen haben vor allen andern Medizinen das Gemeinschaftliche voraus, gleichsam ein Abbild der Kirche für den Leib zu sein; doch darf das Bild nicht zu genau betrachtet werden.

Gestern war ich in Joachimsthal, wo Mathesius, den ich neu herausgebe[1], seine Predigten über Luther hielt und immer über den Sieg der reinen Lehre jubiliert. Dennoch ist durch Ferdinands Befehl die ganze Lehre dort sowie in Karlsbad ausgerottet. Es gibt dort keinen einzigen Evangelischen, so zwingbar sind Völker in ihrem Heiligsten. Wenn ich nicht als Protestant mich täusche, so ist dennoch hier eine Einwirkung dieses Religionswechsels noch zu spüren. Das Äußere der katholischen Kirche hat sie viel weniger ergriffen als im übrigen Böhmen. Selten hört man Heilige anrufen; die Wallfahrten sind wenig zahlreich; es ist eine gewisse Liebe zum Unterricht verbreitet; sie stehen auf einer Mittelstufe, die hier wenigstens keinen Nachteil bringt[2]. Denn dienstfertigere, harmlosere Leute wie die Bewohner dieser Gegend wird man selten finden.

Sei herzlich begrüßt, Du treues Haus. Achim Arnim.

Wien, 3. November 1829.

Liebster Ringseis! Gar oft dachte ich Deiner im Gebirge, wo das Wetter mir wohlwollte[3]. Schöne, warme, sonnige Tage leuchteten mir über Salzburg und Berchtesgaden. Du würdest entzückt und verzweifelt gewesen sein: entzückt, weil Salzburg auch einmal zu Bayern gehörte, verzweifelt, weil es nun einen andern Herrn bekommen hat. Der Reisende muß eine Heilige verehren, die noch in keinem Kalender genannt wird, obgleich alle ihr nachtrachten und ihr Er-

---

[1] Johann Mathesius, 1504 zu Rochlitz geboren und katholisch erzogen, wurde durch Lesung von Luthers Schriften seiner Kirche entfremdet, studierte seit 1529 in Wittenberg, leitete 1532—1540 die Schule zu Joachimsthal in Böhmen, lebte 1540 bis 1541 als Luthers Hausgenosse in Wittenberg, kehrte dann nach Joachimsthal zurück, wo er 1545—1565 lutherischer Pfarrer war. Er hat eine Lutherbiographie hinterlassen und eine Reihe von Predigtbüchern herausgegeben. Er stand im Ruf großer Beredsamkeit. Noch im Laufe dieses Jahres 1817 erschien in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin ein Band in gr. 4°: „Des alten Herrn Magisters Joh. Mathesius, Predigten über die Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen teueren Mannes Gottes, Dr M. Luthers, Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Herausgegeben von L. J. v. Arnim. Mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons."

[2] Die günstige Auffassung, welche Arnim hier einem betrübenden religiösen Indifferentismus angedeihen läßt, erklärt sich aus der Kürze seines Aufenthaltes und der Oberflächlichkeit seiner Beobachtungen bei sehr wohlwollender Gemütsart.

[3] Arnim hatte sich im Oktober 1829 in München aufgehalten und hier hauptsächlich mit Ringseis verkehrt.

scheinen erflehen; sie heißt Wetterglück. Sie war meine Begleiterin, führte mich durch die wunderbare Gegend um Salzburg nach Berchtesgaden; mit ihr beschiffte ich den Königssee; sie blieb mir treu unter den Sternen, die sich mit kaltem Schauder im See spiegelten. Zwei liebliche Töchter des Gebirges, Katti und Lise, ruderten mit ihr um die Wette, so daß die Fahrt schnell und glücklich bei allen Wasser- und Hochfällen, Bergschlössern, Einsiedeleien vorübergeführt, dennoch nicht übermäßig lange dauerte. Das war aber auch mein Glück. Denn der österreichische Mautner versicherte an der Grenze, daß er nach 10 Uhr niemand durchlassen wollte, sogar meine Beschreibung von Salzburg in Beschlag nehmen, und ich rettete sie nur, weil ich ihm aus dem Titelblatte bewies, sie sei in Wien gedruckt worden.

O Ihr in Bayern, wüßtet Ihr Euer Glück zu schätzen und wolltet nicht rechten um Kleinigkeiten mit Eurem König, der wahrlich Großes getan hat und viel Glück aussäte, was bestehen wird! Koch-Sternfeld der Besessene[1] mag toben, so viel er will. Nicht etwa in der Verfassung allein lag soviel Freiheit des Wirkens und der Mitteilung, deren sich Bayern erfreuen sollte; denn was steht fest von solchen Beschlüssen und Beschwörungen, wo so mächtige Nachbarn entgegenarbeiten?[2] Es gehörte seine persönliche Entschlossenheit dazu, sie geltend zu machen. Wer kann es ihm verargen, wenn er das mühsam Errungene beeinträchtigt glaubt, daß er denen nicht wohl will[3], die nicht scheiden können, was des Kaisers ist und was Gottes, die ihren Übermut und ihre üble Laune, ihre Mißgunst und ihr inneres Mißgeschick der leichtsinnig horchenden Menge als Regel, als Weisheit, als Glaubenssache einschreien wollen. Ich habe noch nie einem Fürsten geschmeichelt, und Eurem König könnte ich doch etwas der Art antun, wenn ich die Gelegenheit wüßte.

Von Salzburg reiste ich bis Wien, weil der Eilwagen voll, die Beiwagen schlecht waren, auch meinen Mantelsack nicht mitnehmen wollten, in Retourchaisen, einmal in einem Prachtwagen, dann auf dem Bock des Malers Sattler[4],

---

[1] Ernst Joseph Ritter v. Koch-Sternfeld in München, tüchtiger und hochangesehener Nationalökonom, schriftstellerisch ungemein tätig. Vielleicht bezog sich seine Opposition gegen den König auf die nicht genügende Beachtung des anderswo mächtig emporkommenden Eisenbahnwesens, den kostspieligen Bau des Donau-Mainkanals u. dgl.

[2] König Ludwig I. hatte bei seinem Thronantritt 1825 nicht nur die Verfassung vom 26. Mai 1818 bereitwillig beschworen, eine seiner ersten Regierungshandlungen war auch die Aufhebung der bisherigen Zensur für nicht politische Blätter. Freisinnige Maßnahmen dieser Art erweckten Besorgnisse bei Metternich und veranlaßten diplomatische Vorstellungen.

[3] Die strengkirchliche Richtung nach der Auffassung eines Protestanten aus Preußen.

[4] Joh. Mich. Sattler, geb. 1786 zu Neuburg in Österreich, an der Wiener Akademie gebildet, lebte seit 1819 in Salzburg. Mit seinem Sohne, den er gleichfalls zum Maler geschult hatte, bereiste er die größeren Städte, seine Panoramen zu zeigen.

der das Panorama zeigte, dann mit einer alten Frau, endlich mit einem Eisenhändler, der mit seinem Handlungsdiener und Markthelfer zur Messe nach Wien zog. Die Gelegenheit war günstig, manches kennen zu lernen, was ein Reisender sonst nicht zu sehen Gelegenheit hat. Die Donau-Ufer lernte ich durch einen Umweg, welchen der Kaufmann machte, noch in anderer Gegend kennen bei Yps, wo des Kaisers Lustschloß Persenbeug[1] in der reichsten Gegend prangt. Hätte der schöne Strom nur Schiffe, Schiffe, wie sie sind in aller Welt mit Segeln! Aber diese schwarz und gelb gestreiften, eingefallenen Schilderhäuser mit dem seltsamen Ruderbau scheinen noch aus Salomo Geßners[2] erstem Schifferversuche herzustammen.

Von hiesigen Kunstschätzen ist nicht genug zu rühmen; sie haben sich sehr vermehrt. Die lebenden Künstler können aber damit verhungern, denn die Kunst wird angesehen wie eine alte Seltsamkeit, die man aufheben muß, insofern alles Alte bewahrt werden soll. Das Neue scheint aber bedenklich, verfänglich, und man muß wenigstens drei Jahrhunderte warten, um zu bestimmen, was davon zu halten sei.

Viel Vergnügen macht mir der Schauspieler Karl, der früher in München gastierte, und Raimund[3], der einige wohlerfundene und kräftig durchgeführte dramatische Scherze für die Leopoldstadt geschrieben hat, die besten Rollen darin selbst ausführend. Sehr vielen Dank bin ich dem Landschaftsmaler Olivier[4] schuldig; er hat mich zu allen Sammlungen geführt, ein herzlicher, heiterer Geist, immer fortschreitend in seiner Kunst. Sein eben beendigtes Ölbild von Salzburg übertrifft alle seine früheren Arbeiten. Er ist Schwiegervater seines Bruders[5], der jetzt in München, auch Schnorrs[6]; beide haben Stieftöchter von ihm geheiratet. Gern teilte ich Dir mehr mit, aber die Zeit fehlt. Sollten Briefe meiner Frau angekommen sein, so schicke sie nach Berlin zurück, wohin ich selbst in zwei Tagen gehe.

---

[1] Persenbeug, kaiserliche Residenz im Kreise Ober-Wienerwald, am linken Donau-Ufer, dem Orte Ips oder Ybbs auf dem rechten Ufer gerade gegenüber.

[2] Gemeint ist der Idyllendichter, der 1730 zu Zürich geboren war und 1788 in seiner Vaterstadt starb. Unter seinen bekannteren Dichtungen trägt eine (1762) den Titel „Der erste Schiffer".

[3] Ferdinand Raimund, geb. 1790 zu Wien, gest. 1836 zu Pottenstein in Niederösterreich. Er war Schauspieler und Dichter, ein echtes Wienerkind, und hatte sich sein eigenes komisches Genre geschaffen. Schon 1815 hatte er mit vielem Erfolg am Theater der Leopoldstadt gastiert und trat 1817 in ein dauerndes Verhältnis zu dieser Bühne, seit 1828 war die artistische Leitung derselben ihm anvertraut.

[4] Ferdinand Olivier, der zweitälteste unter drei als Maler bekannten Brüdern, lebte 1811—1833 in Wien, nachher in München, wo er 1841 starb. Er machte sich einen Namen durch ausgezeichnete Landschaften teils in Lithographie teils in Ölbildern.

[5] Der jüngere Bruder Woldemar Friedrich, Historien- und Porträtmaler, 1818 in Rom, 1824 in Wien, 1829 in München, später in seiner Vaterstadt Dessau.

[6] Julius Schnorr v. Karolsfeld, der in Wien Schüler Ferdinand Oliviers gewesen war, seit 1827 in München.

Meiner verehrten Schützerin, die mir milde ihr Haus öffnete[1], tausend herzliche Grüße. Erzähle ihr, wie es mir ergangen, und wenn Görres zurückgekommen, so sag ihm, wie schmerzlich ich seine Abwesenheit gefühlt und wie wohl ich mich doch in seinem Hause befunden habe. Sobald ich bei den Meinigen, schreibe ich ihm. Nochmals tausend Dank Dir und Deiner Frau für alle Freundschaft. Achim Arnim.

Wiepersdorf bei Dahme, 15. Dezember 1829.

Liebster Ringseis! Seit Wien, von wo ich Dir einige Zeilen schrieb, habe ich Deiner gar oft gedacht, am meisten aber jetzt, wo ich Hahnemanns Organon[2] lese und gern einem so offenen redlichen Geiste wie dem Deinen mich erklären möchte. Es scheint mir nämlich, daß Hahnemann im Eifer seiner Erfindungen einen großen Teil der bisherigen Erfahrungen verkannt hat, oder vielmehr, daß die Wahrheit vieler Beobachtungen wegen der widersprechenden Theorie anderer ihm verdunkelt wurde. Er führt dort viele Erfahrungen an, wie in der früheren Praxis homöopathisch verfahren worden sei, aber er schließt sehr viele aus, die gleiches Recht verdienen. Blutegel wirken nicht dadurch, daß sie den Andrang des Blutes ableiten, sondern indem sie diesen auf den höchsten Grad bringen. Darum ist das Anlegen derselben bei rheumatischen Schmerzen so ganz unleidlich und eigentlich eine kurze Krankheitskrisis. So wirken auch Brechmittel und Purganzen, wo ähnliche Leerungen aus dem Erfolge der Krankheit hervorgehen würden. Aus Liebhaberei an den kleinen Mitteln übersieht er die ganz ähnlichen Wirkungen stärkerer Mittel bei mangelnder Diät, welche doch in vielen Verhältnissen gar nicht zu erzwingen ist, wie dies ein Homöopath selbst eingestand, der in einem russischen Spital zu heilen versuchte. Hahnemann müßte versuchen, was seine Mittel wirken, wenn Leute vom guten, gewürzten Essen, vom Wein, Bier usw. nicht abzuhalten sind, wie groß dann die Portion eingerichtet werden müsse. Selbst die Praxis der Braunianer[3] gewinnt eine andere Ansicht, wenn wir sie in Hahnemanns Sinn betrachten. Er heilte öfter, wo die Krankheit ähnlich erregte, oft aber tötete er, wo er falsch griff oder durch ungeheure Mittel eine noch ärgere Krankheit erzeugte als jene, die er bekämpfen wollte.

Ich glaube in dieser Verbindung Hahnemanns mit der älteren Praxis etwas sehr Wichtiges entdeckt zu haben. Sag mir, ob's wahr ist. Nur auf die Praxis kommt es mir an, und da muß man eingestehen, daß schon auf anderem Wege geheilt worden, daß Hahnemanns ganze Ansicht falsch sein müsse, wenn sie diese früheren Heilungen als Lüge angreift, wie er und seine Schüler aus Übereilung wirklich getan haben. Das Bedeutende der Gleichnisse in der Bibel

---

[1] Görres' Gattin, bei welcher Arnim gewohnt hatte.

[2] Samuel Hahnemann, Organon der rationellen Heilkunde, Dresden 1810; erschien 1829 in vierter vermehrter Auflage.

[3] Nach dem englischen Mediziner John Brown (gest. 1788) und seinen Elementa Medicinae (1780) wird ein eigenes System der „Braunianismus" benannt.

für das Heil der Welt ist unverkennbar; Hahnemann heilt auch mit Gleichnissen similia similibus.

Von der Litanei der philosophischen Schulen weiß Hahnemann zu seinem Glück und Gedeihen nichts. Doch wäre es leicht, ihn naturphilosophisch und Hegelisch zu deduzieren, auch selbst beiden das Ansehen zu geben, als ob es schon bei ihnen im Keim gelegen, als ob sie es nur zu sagen vergessen hätten. Solche Kunststücke sind jetzt leicht. Ich wollt's ebenso leicht aus dem römischen oder lutherischen Katechismus, Swedenborg oder Baader herleiten, denn Theorien ziehen sich nach der Hand wie feine weiche Handschuhe.

Nun eine Bitte noch, die Du ohne große Mühe erfüllen kannst. Bei Herrmann und Barth in München sind unter dem Namen Bilder-Enzyklopädie (S. 25 seines Katalogs) zu 6 Gulden das Ries Kinderbilder erschienen. Von diesen wünschte ich durch irgend eine Buch- oder Kunsthandlung in Berlin ein Ries zu beziehen (meine Adresse ist Dorotheenstraße 31 E), mit der jene Handlung in Rechnung steht (so bin ich mit Dümler in Berlin gut bekannt und schlage ihn vor), daß so dort ich nur die Fracht, keine Erhöhung des Preises trage, sondern diesen in Berlin bezahle. Die Handlung hat dabei den Vorteil, wenn die Sachen gefallen, vielleicht einen starken Absatz zu bekommen. Boisserée steht mit mehreren Handlungen in Verbindung; vielleicht könnte der am besten raten.

Herzliche gute Wünsche Dir für Frau und Kind, fürs Haus, in dem ich so gute Aufnahme fand, fürs Land, das mich so vielfach erfreute.

Gern zöge ich mit Dir, und wenn auch hoher Schnee läge, zum Starnberger See. Es war da recht schön. Grüße Schubert[1], den ich bei dem Mancherlei, was ich zu beschauen hatte, weniger gesehen als ich sollte, Seyfried[2] und alle übrigen Bekannten. Von Herzen der Deine Achim Arnim.

Wiepersdorf, den 8. Mai 1830.

Liebster Ringseis! Ich kenne den Drang Deiner Geschäfte und weiß, daß Du eigentlich für dreie arbeitest, als Lehrer, Arzt und Geschäftsmann, was freilich eine unbillige Belastung ist. Aber deswegen fordere ich auch keine Briefe von Dir und verlange höchstens, daß Du Dich meiner bei meinen geschriebenen Worten erinnerst. Als Du noch Zeit hattest, da warst Du ein rüstiger Briefschreiber, nun hat die Zeit Dich, und es kann nicht anders sein. Görres kann Dir allerlei von mir mitteilen, Dir aber sei es geklagt, daß ich ungeachtet aller homöopathischen Pulver noch nicht ganz geheilt bin von gastrischen Wehen, nur daß die Anfälle kürzer werden, mein Glaube also noch immer sich erhält. Frau und Kinder waren nach den letzten Briefen wohlauf, ich hoffe, daß Dich die Deinen in gleicher Wohlfahrt erfreuen, und daß Dir die Münchener Welt wohlwill und Dir förderlich ist. Ich glaube, daß Du mit Walther[3], den Du verehrst, in ein freundschaftliches

---

[1] Prof. Dr Gotth. H. Schubert; vgl. oben S. 409, A. 2.

[2] Hauptmann Anton Seyfried, Stammgast in der Tafelrunde bei Görres.

[3] Philipp Franz v. Walther, einst Professor der Physiologie und der Chirurgie an der Universität Landshut, 1818—1830 an der neubegründeten Universität Bonn,

Verhältnis getreten. Für Bonn ist er ein bedeutender Verlust, wozu Rusts[1] Grobheit die Veranlassung gegeben hat. Übrigens sucht sich Rust in Berlin durch ein unablässiges Hintreiben zum Bau eines großen Krankenhauses zu verewigen. Der Plan ist genehmigt; es kommt in einer neuen Straße bei der Charité zu stehen, so daß beide vereint benutzt werden für die verschiedenartigen Kranken. Es wird aber noch zweimal so groß wie die Charité und mit aller Einsicht ausgeführt, welche die fortgesetzte lange Erfahrung geliehen hat. Ein gutes Zeichen für den jetzigen Zustand der Charité mag es sein, daß der alte Abscheu dagegen verschwunden, daß gar manche sich für Geld dahin begeben, um sich heilen zu lassen. Auch von einem neuen großen Irrenhause ist die Rede, so wie auch die Tierarzneischule ein neues Haus in dem Dir wohl noch bekannten Garten, der Charité gegenüber, in neuer Straße erhält.

Das Museum wird im nächsten Monat eröffnet. Der Zufall hat hier erstaunlich viel zu einer Geschichte der Malerei zusammengeführt, wie es nirgends zu finden, selbst nicht in Italien. Schinkel hat sich in allen seinen Arbeiten, wie er das Lokal eingerichtet, erschöpft. Noch fehlen etwas antike Statuen, obgleich 90 große Figuren und eine Masse kleinerer nicht unbedeutend sind, unter diesen einige ganz vortrefflich. Aber für die riesenhaften Säle ist es doch nicht genug, und für Gipsabgüsse sind die Leute zu hoffärtig. Selbst die reiche ägyptische Sammlung wollen sie nicht da einstellen, weil darin zu wenig der Kunst angehört.

Die Werdersche Kirche, deren Du Dich vielleicht als einer Art Stall erinnerst, ist nun in altem Stil beendigt, ein Gewölbe von Spitzbogen so hoch wie die Münsterkirche von Straßburg. Dagegen sind die beiden Türme zusammen noch nicht $^2/_3$ vom Münsterturm. Schöne Bilder von Begas[2], Schadow[3] und Wach[4] schmücken Altar und Orgel. Der Bau hat sehr viel Eigentümliches;

1830—1849 in München tätig, ein tüchtiger Gelehrter und sehr verdient um das Medizinalwesen in Bayern, dabei von gediegener Bildung und ebenso imponierender wie gewinnender Haltung.

[1] Dr Joh. Nep. Rust; vgl. oben S. 410, A. 4.

[2] Maler Karl Begas, Vater des bekannten Bildhauers Reinhold Begas, geb. 1794 zu Heinsberg bei Aachen, gest. 1854 als Hofmaler zu Berlin. Für die Werdersche Kirche malte er 1827 das große Altarbild von der Auferstehung Christi.

[3] Friedrich Wilh. Schadow, Historienmaler, seit 1819 als Professor an die Akademie in Berlin berufen, seit 1826 Direktor der Akademie in Düsseldorf und um dieselbe hochverdient, 1829 Gründer des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen. Er war 1814 zu Rom zur katholischen Kirche zurückgekehrt und gehörte der sog. Schule der „Nazarener" an.

[4] Michael Wach, geb. 1787 zu Berlin, in Berlin, Paris und Rom gebildet, seit 1819 in Berlin. Mitglied und Professor der dortigen Akademie geworden, errichtete er eine eigene Malerschule, in der allmählich viele Schüler sich sammelten; 1829 wurde er Mitglied des akademischen Senats und starb zu Berlin im November 1845. Seine bedeutendste Schöpfung ist die Darstellung der drei göttlichen Tugenden für die Werdersche Kirche in Berlin (1828—1830).

alle Zieraten sind in Ton gebrannt, sogar ein großer Michael über dem Haupteingange.

Wenn Dich noch theologische Streitigkeiten berühren, so hättest Du diesen Winter in Berlin reichen Stoff gefunden. Eine Kirchenzeitung[1], die dort erscheint, ist der Träger dieser Ergießungen, die besonders zwei Gegenstände, ein neues Gesangbuch und zwei Professoren in Halle, Wegscheider[2] und Gesenius[3], im Auge hatten. Der eine Gerlach[4], dessen Du Dich wohl noch erinnerst, war ein Hauptkämpfer. Savigny ist seiner homöopathischen Lebensweise noch immer treu und zu allen Arbeiten hergestellt, obgleich er noch zuweilen leidet. Sein Sohn treibt nun in die praktische Juristerei. Die Tochter ist noch immer aller Verheiratung fern. La Roches haben sich ganz zur frommen Verbindung gewendet, er ist Haupt der evangelischen Missionen. Die Lützow kränkelt, hat ein kürzlich geborenes Kind verloren. Der alte Heim ist noch immer tätig[5].

So habe ich Dir alles zusammengetragen, was mir von Deinen Bekannten in Berlin einfiel. Grüße herzlich alle meine Münchener Bekannte. Dir und Deiner Frau meine herzliche Ergebenheit. Dein Achim v. Arnim.

Barth hat nichts von den Kinderbildern besorgt, um die ich Dich bat. Er tut unrecht, sich nicht einen Kommissionär in Berlin anzuschaffen. Ich möchte ihm guten Absatz zusichern.

Nur acht Monate später schied der Dichter aus dieser kleinen Welt.

---

[1] Die Hengstenbergsche „Evangelische Kirchenzeitung".

[2] Julius Aug. Ludw. Wegscheider, geb. 1771, seit 1810 ordentlicher Professor der Theologie in Halle. Er starb daselbst 1849. Er ist der anerkannte Dogmatiker des Rationalismus.

[3] H. F. Wilhelm Gesenius, bedeutender Orientalist, seit 1810 Professor der Universität Halle, seit 1828 beteiligt an der Redaktion der „Allgemeinen Literaturzeitung".

[4] Ernst Ludwig v. Gerlach, seit 1829 Gerichtsdirektor in Halle, veröffentlichte auf Grund mehrerer ihm vorliegender Kollegienhefte (von Guericke und Hävernick) in der „Evangelischen Kirchenzeitung" 1830, Nr 5 u. 6 Artikel über den „Rationalismus auf der Universität Halle", welche großes Aufsehen erregten und eine amtliche Untersuchung gegen die genannten Professoren zur Folge hatten. Dieselben blieben jedoch unbehelligt im Amte und gewannen nur an Sympathien bei ihren jugendlichen Zuhörern. Gerlach ist der bekannte konservative Publizist und Politiker, Rundschauer der Kreuzzeitung und hervorragendes Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses seit 1849. Obwohl gläubiger Protestant, trat er im Höhepunkt des Kulturkampfes 1873 der Zentrumsfraktion bei, welcher er bis zu seinem Tode 16. Februar 1877 als Zierde verblieb.

[5] Dr Ernst Ludwig Heim, genialer Diagnostiker, der Ringseis persönlich große Zuvorkommenheit bewiesen hatte. Vgl. Ringseis, Erinnerungen I 177 ff.

Otto Pfülf S. J.

Nationale Eigenart und geistiger Gehalt der zu Düsseldorf ausgestellten Kunstwerke.

(Schluß.)

Die internationale Kunstausstellung läßt leider die Eigenart der Düsseldorfer Maler nicht ganz richtig zur Geltung kommen. Eine durch verhängnisvolle Umstände zum großen Teil aus jüngeren Leuten bestehende Jury hat der modernen Richtung Tor und Tür geöffnet, dagegen die Zahl der zur Ausstellung angemeldeten Bilder der älteren stark dezimiert. Die in der städtischen Kunsthalle weit abseits von der internationalen Ausstellung dargebotene Sammlung von Arbeiten des Vereins der Düsseldorfer Künstler macht einen ganz andern, ja einen einheitlicheren und wohltuenderen Eindruck als die in den Düsseldorfer Sälen des Kunstpalastes befindliche. Würden doch beispielsweise im Kunstpalast die klangreichen Namen Andreas und Oswald Achenbach fehlen, wenn nicht Professor Oeder in dem von ihm eingerichteten Saal so vielen trefflichen Sachen der älteren Düsseldorfer noch eben ein Plätzchen gesichert hätte. Die Namen Albert Bauer, Beinke, Comans, Feldmann, Lauenstein, Müller, Nütgens, Rocholl, Salentin, Wittschas sucht man vergebens in der internationalen Schaustellung. Dementsprechend wächst jene Partei stark an, die sich in der Ausstellung ärgert, so oft sie an einem Bilde den Zettel findet: „Angekauft vom Kunstverein von Rheinland und Westfalen", weil der Kunstverein nach ihrer Meinung nur „abgestandene Ware" kauft und verlost, welche „mit Freuden in ihren Zimmern aufgehängt wird von reichen Schmarotzern, die von neuerer Kunst nichts verstehen, nicht ahnen, durch welch tiefen Abgrund eine mühselig hergestellte Illustration getrennt wird von echten Kunstwerken der Malerei, worin Farbe und nichts als Farbe verwendet ist, um Stimmung zu machen. Sog. Kunstfreunde älteren Stils begnügen sich mit altem Krempel, mit Darstellungen hundertmal gezeigter Geschichtchen, sehen mehr auf den elenden Inhalt als auf die reine Kunst, die sich nur mit treuer Darstellung des Geschauten befaßt und die durch jede Reflexion, besonders durch Geist und Witz, schwer geschädigt wird."

„Wo es Licht, Luft, Farben, Formen gibt, findet der (moderne) Maler hinfort künstlerische Motive. Es ist für ihn gleichgültig, ob er sie auf dem Lande, im Bauernhause, in den Salons, den Theatern, auf Bällen

oder im Familienleben sucht. Der Inhalt sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab. Wie die Farben ineinander klingen und verschmelzen, wie Licht und Schatten im Gegensatz miteinander ringen, wie das Licht und die Luft die Gegenstände umspielen, das allein macht den Reiz ihrer Werke aus." [1]

Daß solche bittern Kritiker nur bei ihren hochmodernen, fast immer dem Christentum mehr als kühl gegenüberstehenden Parteigenossen Beifall finden, daß dagegen bei achtenswerten Künstlern noch immer die Meinung herrscht, ein Bild müsse auch etwas zu denken geben, müsse sich nicht nur an die Augen, sondern auch an den Geist des Menschen wenden, beweisen viele vom Publikum offenbar bevorzugte Genrebildchen, die nicht durch aufdringlichen Umfang sich bemerkbar machen, sondern so klein bleiben, daß sie in einen wohnlich eingerichteten Saal oder in ein Zimmer noch hineinpassen.

Vornehm und zugleich bescheiden ist Graf Merveldts in ruhigen Farben gemalter „Abendfrieden", worin eine ältere Dame in einem vornehm ausgestatteten Prunksaal liest, heller ein kleineres Gemälde desselben mit einem jüngeren Mädchen, das in einer einsamen, fast leeren Kammer ein „altes Buch" durchblättert, das sie aus einer mit Eisen beschlagenen altertümlichen Kiste hervorholte. Traut ist auch Huthsteiners „Abendläuten": in einer armen, aber reinlichen Bauernstube läßt eine Frau ihr Spinnrad ruhen, um zu beten. Wendlings „Interieur" bietet eine weiß getünchte, von Licht erfüllte Kammer mit weiten Fenstern und in ihr zwei mit Handarbeiten beschäftigte, fleißige und saubere Holländerinnen. Ein zweites „Interieur" desselben mit ähnlichen Lichtwirkungen zeigt, wie eine Frau die ihr von einem Matrosen gebrachte „Botschaft von hoher See" liest. An die Meisterwerke der alten Holländer erinnert Nordenbergs halbdunkle „alte Bäckerei" mit einer in ihr beschäftigten Frau und dessen „Interieur" mit einer „alten Frau am Herd". Volkharts „Verstecken" schildert das neckische Spiel zweier Verliebten, Schönnenbeck zwei Männer beim „Bohnenspiel", dann einen Alten, der sich zum „Feierabend" seine lange Pfeife anzündet. Gemütliches Kaffeetrinken schildert G. Janssen in einer „Alteweiberzusammenkunft" und Sohn-Rethel in seinen „Holländischen Bauern". Sterns „Niederländische Kneipe" ist mit höchster Lebenswahrheit geschildert, ebenso trefflich zeigt Claus Meyer, wie „Nach

[1] Koeppen, Die moderne Malerei in Deutschland 30.

dem Spiel" derjenige, welcher verlor, mit Unlust seinen Beutel hervorholt, um zu zahlen. Leider tritt im Bilde, worin letzterer die Erscheinung des Auferstandenen zu schildern versucht, der zu seinen Jüngern sagt: „Fürchtet euch nicht", weit schärfer hervor, daß der Maler Fischer in ihrem Wirtshaustreiben gut beobachtet hat, als daß er mit jener Ehrfurcht erfüllt ist, welche bei Schilderung der Ereignisse der Heiligen Schrift unerläßlich bleibt, solange man am christlichen Standpunkt festhält.

Tiefernstes Gefühl herrscht in Mückes „Schwere Stunden"; denn weinend sitzt eine Mutter an der Wiege ihres erkrankten oder verstorbenen Säuglings, in Havers armer Küche, worin eine kranke Frau, „einsam" beim Feuer sitzend, ihren kranken, verbundenen Kopf stützt. Im „Tag der Almosen" zeigt uns Maennchen in einem Teile des Kreuzganges vor der Klosterpforte eine Schar kranker, alter und armer Leute in ihrem durch Elend und Siechtum gedrückten Wesen. In unangenehmer Lage ist Kiederichs „Spion", weil er von Soldaten aufgegriffen und zu Offizieren geführt ist, welche dessen „an die falsche Adresse" gelangten Brief lesen. Stilvoller und ergreifender ist das große Bild, worin Hans Kohlschein „v. Lützows Freischar vor dem Kampfe" darstellt, indem er durch Hervorhebung einiger charaktervoller Reiter den Geist jener Helden offenbart. Es tut wohl, wenigstens ein echt patriotisch gedachtes Bild in tüchtiger Ausführung zu finden, männliche Kraft verherrlicht zu sehen, nachdem man so lange mit dem geistlosen Kult des „ewig Weiblichen" hingehalten und bis zur Ermüdung übersättigt worden ist. Ein solches Bild ist doch eines Deutschen würdiger als jene immer von neuem wiederholten Szenen aus Ateliers, in denen man keine höheren Ideale zu kennen scheint als weibliche Akte, wodurch moderne Maler immer tiefer in den Sumpf der Harems sich hineinarbeiten.

Rheinischer Humor, der in Düsseldorf stets ein gastliches Heim fand, beseelt Philippis „Morgenstunde" eines friedfertigen, bürgerlichen Ehepaares. Der Mann hat sich vor einen kleinen Spiegel gestellt, um sich zu rasieren, sie bürstet seinen Rock aus, weil er einen wichtigen Besuch machen will. Der „Teppichstopfer" von Heß hat sich auf den Boden hingesetzt und richtet all seine geistigen und leiblichen Fähigkeiten auf das wichtige Ziel hin, einen Faden in seine Nadel einzufädeln. Eine durch v. Bochmann in Gips geformte und bemalte „alte Jungfer" drückt ihre Katze hätschelnd an ihr Herz. Solche einheitlich gesammelten, durch Inhalt, Zeichnung und Farbe auf ein Ziel hin gestimmten Werke sind und bleiben wirkungs-

voll. Mit Geist und Witz, mit Ernst oder Scherz gefüllt, sind sie zu Zimmerzierden trefflich geeignet und die besten Antworten für alle jene hochweisen Ästhetiker und Kunstkritiker, welche den Malern ans Herz legen, inhaltsleere, nur Farbenstimmung und Lichtwirkung schildernde Bilder fertigzustellen. Die Herren vergessen, daß ihr hochgefeierter Böcklin nicht nur durch Farben, sondern ebenso, ja noch mehr durch den phantastischen Inhalt seiner Gebilde fesselt und anregt, gefällt und Käufer findet.

Einheit hat Simm (München) in sein Bild gebracht, weil die „am Stickrahmen" beschäftigte Person offenbar nur an eines, an die Förderung ihrer feinen Arbeit dachte, nun aber plötzlich gestört ihren Blick anderswohin richtet. Ruhige, in sich gefestigte Zufriedenheit erfüllt den von Knaus gemalten Invaliden und macht den alten, armen Mann bedeutungsvoll. Oben im Saal der alten Holländer hängt ein wertvolles Bild, das ebenso eindringlich wirkt durch seine Einheit; denn in ihm hebt eine alte Frau den Zipfel ihres Kopftuches etwas auf, beschaut ihn genau und will sich wohl anschicken, ihn zu flicken. Große Künstler machen aus den einfachsten Sachen bemerkenswerte Dinge. Marx begnügt sich, ein „Gartenkonzert" skizzenhaft hinzumalen und würzt sein Bild dadurch, daß einige leichtfertige Dämchen mit jungen Leutnants kokettieren. Das ist ja für die Schar junger Fräulein, welchen die Ausstellung einen angenehmen Zeitvertreib bietet, besonders wenn es draußen regnet und im Garten die Musik nicht mehr anziehend ist, sehr ansprechend.

Daß Düsseldorfs beste Künstler gewillt sind, an der alten Art festzuhalten und von den neuen Richtungen nur das Erprobte anzunehmen, beweisen unter anderem Graf Brühls kräftige, durch den frischen Wald ziehende Hirsche und Kröners Birkhahnbalz. Verlockende Sirenengesänge verheißen Düsseldorfs Kunst eine neue glanzvolle Zukunft, wenn es nun endlich einmal sich ermannen, sich entschließen wolle, nicht mehr provinziell zu sein, sondern großstädtisch, ein weitreichendes Kunstzentrum gleich Berlin oder Paris. Sie laden die Künstlerschaft ein, die alten Quellen und Wurzeln ganz aufzugeben, denen sie ihr Emporwachsen verdankt, und sich hineinzustürzen in den Strudel wechselnder Moden.

Die den Berliner Künstlern dicht neben den Düsseldorfern eingeräumten Säle dürften doch zeigen, wohin man kommt, wenn keinerlei Schultradition herrscht und jeder seine Wege geht. Menzels Talent erglänzt in drei ihm eingeräumten Sälen, aber welchen Einfluß übt er auf seine Genossen? Nach den verschiedensten Richtungen hin versuchte er sein Glück. Er fand

Ehrung als höfischer Geschichtsmaler, als scharfer Beobachter der Natur, als tüchtiger Illustrator, sogar in seinen Adressen als Dekorationsmaler im besten Sinne des Wortes. Wo zeigen sich in den Berliner Sälen seine Schüler, seine Nachfolger? Immer ist in seinen bedeutenderen Werken ein Gedanke verkörpert; dagegen zeigt Liebermann, der hervorragendste Meister der Berliner Sezession, eine „Bleiche", worauf arme Frauen Wäsche ausbreiten, einen „Kartoffelacker" zur Erntezeit, einen „Biergarten" und „ein Kind mit Spielzeug". Er hat das alles sehr naturwahr geschildert. Wird aber solche Kunstfertigkeit unser armes Volk veredeln, Einfluß üben auf die heranmarschierenden Bataillone der Umsturzparteien?

Den 21., den Berlinern eingeräumten Saal beherrscht Arthur Kampfs „Tänzerin". Sie ist in ein schreiend rotes Gewand gehüllt und führt, mit einem Fuß auf den Boden stampfend, einen wirbelnden Tanz auf. Anregung zu einem solchen Werke ist zu Berlin nicht in den königlichen Museen zu finden. Da herrscht feinerer Rhythmus der Linien und Formen bei den Trägern echter Kulturentwicklung des alten Griechenlands und Italiens, ja auch bei den berühmteren Deutschen und Niederländern.

Nichts weniger als bildend und edel ist Corinths „Perseus und Andromeda". In dessen Bild „Odysseus kämpft mit dem Bettler Iros" tritt der nackte Held der homerischen Gedichte seinen Gegner mit dem Fuße gegen den Bauch und kratzt er ihm ein Auge aus, während eine Gesellschaft der häßlichsten Männer und Weiber mit Befriedigung sich an dieser vornehmen Szene laben. Ist dies Bild, ist Brandenburgs „Frau Minne", ein nacktes Weib, das in buntem Wolkenschimmer aus der Luft zu einem schmachtenden, im Grase sitzenden Ritter herniederschwebt, eine würdige Vertretung der Haupt- und Residenzstadt des neuen Deutschen Reiches? Nachdem feingebildete Männer von europäischem Ruf, denen gewaltige Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden, in dieser Hauptstadt musterhafte Museen bauten, ausstatteten und ordneten, zeigen Berliner Maler Tausenden von Besuchern der Ausstellung ihre „Modelle" in der gemeinsten Weise, in viel lüsterneren Stellungen als selbst Hodler und Amiet im Saale der Schweizer, von denen das Düsseldorfer Tageblatt am 28. Juni schrieb: „Diese Darstellungen sind so abstoßend, so ekelerregend, daß jede sittliche Gefahr für den Beschauer einfach ausgeschlossen ist. Vom rein ästhetischen Standpunkte jedoch ist diese Mache wohl das Tollste, was in Düsseldorf bisher einem Kunst suchenden und betrachtenden Publikum geboten worden ist." Jene von einem Düsseldorfer Maler verfaßte Skandalbroschüre, die

den modernsten Standpunkt vertritt[1], schreibt: „Frechere Zotler sind selbst nicht unter den Primitiven der Bahnhofsaborte zu finden. Ich bewundere die sonst so ängstliche Sittenpolizei der frommen Düsselstadt, die so etwas unbeanstandet, vor der Öffentlichkeit frech herausfordernd, unter dem Deckmantel der Kunst sich hinpflanzen läßt." Von des Berliners Slevogt Bild mit seinen den Ritter umgebenden Dirnen sagt sie: „Unsere Zeit fordert Fernwirkung und darum breitgemalte, lebensgroße Schinken. Selbst die Schafe, Schweine[2] und anderes Viehzeug wollen jetzt in Lebensgröße gemalt sein. Es ist die zur Tollheit gewordene übermütige Lebenslust, die den Fürsten der Welt, den Satanas, mit seinem vernichtenden Hohnlachen auf den Thron erhebt. Es ist das glänzende Licht der Zauberin Circe, dem sie alle wie die Motten zufliegen, von unwiderstehlicher Sinnenlust gezogen, und in dem sie unrettbar verbrennen, nachdem das Lächeln der Zauberin sie in Schweine verwandelte."

Mit Genugtuung konnte man in der Ausstellung sehen, wie Prinz Eitel Fritz, den so oft ausgesprochenen Ansichten seines kaiserlichen Vaters entsprechend, sich mit sichtlicher Unlust abwendete von solchen gemeinen Gemälden und sich in einen andern Saal begab.

Beachtenswert ist es, was andere über Corinths Werke schreiben. Der von Monsignore Dr Johann Graus zu Graz geleitete „Kirchenschmuck" sagt im Augustheft S. 156: „Die moderne Kunst verwendet mit einer gewissen Vorliebe Motive aus dem Religiösen, um den Kult des Nackten zu pflegen, läßt dabei aber alle höheren, religiösen Gesichtspunkte außer acht und dient nur dem ‚Fleische'. Die ‚moderne' Kunst muß es hierin schon arg treiben, wenn es sogar ihren Anhängern ‚zu rund' wird, wenn sogar ein judenliberales Blatt, die ‚Wiener Neue Freie Presse', sich über den Mangel christlicher höherer Auffassung bei ihr beklagt. In einem Feuilleton ‚Die Ausstellung der Berliner Sezession' (Nr 14314) schreibt sie über ein ‚religiöses' Gemälde von Louis Corinth u. a. folgendes:

„Im Nebensaal, in dem einige Führer der Sezession ihre Werke vereinigt haben, ist von Louis Corinth eine ‚Grablegung Christi' zu sehen. Es ist sehr

---

[1] Der Titel lautet: „Frechheit ist Trumpf", Stuttgart 1904, Klemm, 13 f.

[2] Vgl. in der Ausstellung Mayer-Frankens „Verlorner Sohn", halbnackter Junge zwischen schwarzen Säuen; Hulks „Mutterfreuden", eine alte Sau mit Ferkeln; Courtens' „Auf der Lagerstätte", ein Mutterschwein mit vielen Jungen. Selbst Menzel hat sich herbeigelassen, „Schweine im Kornfeld" zu malen (Nr 53).

anzuerkennen, wenn ein moderner Maler ein so ernstes und großes Thema sich wählt. Allerdings hat Corinth ja nichts Erhabenes schaffen wollen. Er ist Naturalist. Für Corinth handelt es sich bei der ‚Grablegung Christi' vor allem darum, den Leichnam eines Mannes zu zeigen, der eine grauenvolle Todesstrafe erlitten hat; und als echt moderner Naturalist, für den das wahrhaft Natürliche erst das Abstoßende ist, hat er es sich angelegen sein lassen, namentlich die Wunden an dem Leichnam gebührend hervorzuheben. Sie sind mit rotem und schwarzem Blute dick bedeckt; und besonders die zerbrochenen, blutbesudelten Füße sehen scheußlich aus. Ein Jünger hält das Leichentuch, in dem die Beine ruhen, ein anderer faßt unter der Schulter an. Der Kopf des Toten mit dem verzerrten grünlich-blassen Leichengesicht ist, da ihn niemand stützt, nach unten gestürzt, die Haare sind über den Kopf hinweggefallen, und eine Hand schleift auf dem Boden. Diese ganze Szene bringt nur zum Ausdruck, wie schwer es selbst für mehrere Personen ist, den Leichnam eines ausgewachsenen Mannes zu halten. Nichts in dem Bilde deutet an, daß es der Leichnam eines Erlösers, eines Heilandes ist. So verlangt es der Naturalismus, wie man ihn jetzt versteht. Der Maler hat nur zu malen, was er sieht. Überhaupt: Nur nichts Seelisches in einem Bilde! Das verdirbt die Farbenwirkung. Freilich kann sich Corinth darauf berufen, daß auch viele alte Meister, wenn sie den Leichnam Christi malten, alle Schrecken des Todes mit dem gräßlichsten Realismus wiedergegeben haben. Auf ihren Bildern kam dann das Seelische zu seinem Recht in den Gesichtern derer, die um den Leichnam bemüht waren. Dazu jedoch reicht die Kraft Corinths nicht aus; auf den Toten schauen Gesichter herunter, die ernst aber gänzlich ausdruckslos sind. Selbst mit der Madonna hat Corinth nichts anzufangen gewußt. Und man sieht mit voller Klarheit, welch seelenlose, rein äußerliche Kunstübung dieser Naturalismus der Berliner Sezession ist, der sich breit macht, wenn er die Wunden eines Leichnams malen kann, und der versagt, sobald es gilt, den Schmerz einer Mutter zu schildern, der doch wahrhaftig auch natürlich ist.

„Ein typisches Beispiel dafür, daß die ‚moderne' Kunst auf religiösem Gebiet sich in voller Dekadenz befindet."

Die „Zeitschrift für bildende Kunst", das größte und bedeutendste deutsche Organ zur Förderung neuerer Kunst, äußert sich über den zu Berlin von Christian Landenberg ausgestellten Christus:

„Die Karnation hat allgemein einen Ton angenommen, in dem das Versilbern der Nacht und die grauenhaft beginnende Verwesung sich fast zu ausgesprochenem Grasgrün vereinigen! So malt man tote Fische, aber keinen toten Heiland!"

Über das von Corinth zu Berlin ausgestellte große Bild der Enthauptung des Täufers sagt sie:

„Der Henker ist da wirklich nicht mehr als ein Bademeister, Salome ein unartiger norddeutscher Backfisch, und bei dem Effekt, daß das Prinzeßchen dem

toten Haupte das Augenlid aufklappt, fallen einem wirklich amerikanische Sensationsdramen ein. Sprechen wir es aus, daß der Anfang des 20. Jahrhunderts den Deutschen, wenigstens soweit die größte politische Einzelbildung im Bundesstaate wirkt, die Trennung von Staat und Kunst gebracht hat, ähnlich wie in ganz Europa die Trennung von Kunst und Kirche seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine Tatsache ist; daß fast alles, was in den letzten Jahrzehnten in der größten Stadt des Deutschen Reiches unter dem Namen ‚Nationale Kunst' geschehen ist, nur Dinge geschaffen hat, die weder dem gebildeten Auge erfreulich, noch für einen praktischen Zweck verwendbar sind." [1]

Ein Rundgang durch die internationale Kunstausstellung neuerer Meister zeigt dem Gesagten gemäß trotz weit verbreiteter moderner Richtungen, welche in allen Ländern Vertreter besitzen, doch für jedes Land nationale Eigenart. Die meiste Selbständigkeit, überdies am meisten Geist und Witz haben sich die Düsseldorfer bewahrt. Koeppen [2] beliebt zwar zu erklären: „Die Kunst dieser Ausstellungen (zu München, Dresden und Berlin) zeigt rein äußerlich drei Gruppen: Die Hofkunst (der staatlich angestellten Akademieprofessoren und der Schüler dieser Herren), die Dutzendkunst der Durchschnittsgesellschaft (welche hübsche bunte Geschichten aus dem bürgerlich-häuslichen Familienkreise in hergebrachter Weise erzählt, in ihrer Technik aber in altbewährten Bahnen wandelt) und die moderne oder die Sezessionskunst. Diese Sezessionisten stellten kein Programm auf. Besondere Schulrichtungen wurden ausgeschlossen, jedes Werk war willkommen, trug es nur persönliches Gepräge und modernen Geist." Die größte Anzahl der Wiener Bilder und jene der Düsseldorfer, welche sich an Gebhardt und P. Janssen anschließen, gehört demnach zur Hofkunst. Wenn Düsseldorfer auf alten Pfaden rüstig weiterschreiten, sind ihre Erzeugnisse der Dutzendkunst zuzuweisen. Nur einige auffallende Düsseldorfer Gemälde dürfen die Ehre beanspruchen, moderne Kunstwerke zu sein. Auf sie aber paßt das Wort [3]: „Die Werke unserer Sezessionisten behalten fast immer etwas Rohes."

Verläßt man, durch derartige Aufklärung belehrt, die Säle der internationalen Kunstausstellung, um sich in die „kunsthistorische Ausstellung" zu begeben, so gewahrt man in ihr bald zwei streng voneinander geschiedene Gruppen, diejenigen der mittelalterlichen und der neueren Meister. Letztere zeigen, abgesehen von einem Dutzend französischer, italieni-

[1] Zeitschrift für bildende Kunst 1904, Leipzig, Seemann, August, 255 253 251.
[2] Die moderne Malerei in Deutschland 7 f.
[3] Kunstchronik, N. F. XV, Nr 13, Sp. 218.

scher, spanischer und deutscher Werke, an 150 Gemälde flämischer und holländischer Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts. Wertvoll sind viele dieser Schildereien ohne Zweifel, manche waren kaum bekannt. Die Leiter der Ausstellung, besonders Professor Clemen und Dr Firmenich-Richartz, mußten sich großer Mühewaltung unterziehen, um dieselben zusammenzubringen und so gut aufzustellen. Aber viel neues Licht über die Geschichte der Kunstentwicklung wird dadurch kaum gewonnen. Doch legen alle durch fleißige und sorgsame Ausführung laut Verwahrung ein gegen die immer mehr einreißende Sucht der Modernen, unfertige Skizzen und allzuraſch hingeworfene Werke dem Publikum als Befreiung vom Joche der Überlieferung und als Morgenröte einer neuen Kunstepoche anzupreisen.

Wichtiger sind für die Kunstforschung und die ästhetische Beurteilung der mittelalterlichen Werke zuerst die Miniaturen, dann die Tafelmalereien.

Die Kenntnis der Buchmalerei ist bedeutend gefördert worden durch die Zusammenstellung einer außergewöhnlich großen Zahl der kostbarsten Handschriften, deren Wert mehrere Millionen übersteigt, und durch die von Dr Arthur Haseloff angefertigte, in seltener Liberalität öffentlich ausgestellte Sammlung von Photographien wichtiger rheinischer Miniaturen. In Düsseldorf sind jetzt zum ersten-, vielleicht auch zum letztenmale Vertreter der großen „Reichenauer Schule“ des 10. und 11. Jahrhunderts (vgl. S. 186) und der bis dahin kaum beachteten Kölner Miniaturisten in erlesenen Beispielen zusammengebracht worden. Daß Köln wenigstens seit dem 10. Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters eine zusammenhängende Reihe hervorragender Miniaturisten besaß, haben jene Photographien in Verbindung mit den in Düsseldorf zusammengebrachten Handschriften bewiesen. Die Herren Clemen, Firmenich und Haseloff werden dies nächstens in großen, illustrierten Werken noch klarer dartun. Schon hier sei die Aufmerksamkeit hingelenkt auf zwei kleine Bücher aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Das eine gehört der Bibliothek zu Darmstadt, aus ihm durften wir nichts photographieren, aus dem andern können wir dank der Munifizenz des Besitzers, des Fürsten Salm-Salm zu Anholt, einige Abbildungen bringen (vgl. Abb. 1 u. 2). Sein nur 9 cm hohes, 8 cm breites, auf Pergament geschriebenes Gebetbuch enthält die Tagzeiten der Gottesmutter, deutsche Gebete, die Bußpsalmen und die Allerheiligenlitanei mit 16 zart, fein und innig fromm ausgeführten Bildchen. Gemalt wurden

letztere von einem Schüler des Stephan Lochner, des Meisters des Dombildes, vielleicht in dessen Atelier. Der auf der Schließe und im Buche dargestellte goldene Löwe im roten Felde beweist wohl, daß das Buch für eine Gräfin von Sayn hergestellt wurde.

Lehrreich ist es, die Miniaturen dieses kleinen Gebetbuches mit zwei andern zu Düsseldorf ausgestellten Werken Lochners zu vergleichen, weil man dadurch klar erkennt, wie sehr schon die großen Künstler des 15. Jahrhunderts auf Harmonie der Farben achteten. In jenem Gebetbuch sind alle Farben dünn aufgetragen, damit der Glanz des Pergamentes hindurchscheine, die Bildchen sich als Illustrationen in das kleine Buch eingliedern

Abbildung 1.
Aus einem Gebetbuch des Fürsten zu Salm-Salm, Anholt.
Düsseldorfer Ausstellung Nr 566 [1].

Abbildung 2.
Aus einem Gebetbuch des Fürsten zu Salm-Salm, Anholt.
Düsseldorfer Ausstellung Nr 566.

können, alles fein und zart bleibe. In dem kostbaren, nur 36 cm hohen, 23 cm breiten Tafelgemälde der Prinzessin Moritz von Sachsen (Nr 21) sind die Farben weit tiefer, aber ruhig auf Blau gestimmt. Drei blau gekleidete Engelchen schauen durch ein Fenster hinein in den Stall von Bethlehem, drei weitere, ebenfalls in blaue Gewänder gehüllte Engel, singen auf die Dachsparren hingelehnt, ein siebter blau gekleideter Himmelsbote verkündet auf dem Felde den Hirten, daß Christus geboren ward. Die Kleider des ersten Hirten sind blaugrün, der Himmel wieder blau. Grau

[1] Abbildungen 1 bis 3 sind nach Aufnahmen des P. Braun S. J. hergestellt und noch unveröffentlicht.

und grün lassen die blauen Töne noch mehr hervortreten. Maria trägt einen weiten tiefblauen Mantel und betet das Kind an, welches durch seine helle Farbe als Mittelpunkt des Ganzen hervortritt. Im Gegensatz zu diesem Bilde ist in demjenigen des Kölner Priesterseminars, bei der überlebensgroß dargestellten „Madonna mit dem Veilchen" (Nr 17), alles auf helles, freilich durch die Restauration etwas stechend gewordenes Rot und auf Gold gestimmt. Hier sind die Engel und das Brustbild Gottes des Vaters, Marias Kleid und Mantel hochrot. Unten geben der dunkelgrüne Rasen und das schwarze Kleid der Stifterin eine feste Grundlage.

Koloristisch wichtig ist auch das aus Aachener Privatbesitz nach Düsseldorf gesandte Bild, worauf die Erlösung armer Seelen aus dem Fegfeuer dargestellt ist. Es stammt aus der Zeit um 1429, zeigt aber schon eine Nachtszene. Der Mond erhellt die am Himmel stehenden Wolken. In dem dunkeln Hintergrunde fliegen sechs hell gekleidete Engel. Unten sind in den Flammen des Fegfeuers grau in grau viele Menschen dargestellt. Vier Engel tragen ein Brot, ein Kleid, eine Kanne mit Getränk und eine Schüssel hinab, um die in den Flammen nach Erlösung Rufenden an die Werke der Barmherzigkeit zu erinnern, welche ihre Verwandten für sie verrichteten. Zwei Engel tragen dann die wegen solcher Werke Befreiten hinan zu Gott. Ähnliche Szenen bietet das prachtvolle, vom Herzog von Arenberg unter Nr 564 ausgestellte Gebetbuch der Katharina von Kleve, seit 1430 Gemahlin des Herzogs Arnold von Geldern[1]. Fast ebenso schön als dies Gebetbuch ist das von demselben Besitzer ausgestellte Gebetbuch (Livre d'heures) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (Nr 572), dem unsere dritte Abbildung entnommen ist.

Abbildung 3.
Aus einem Gebetbuch des Herzogs von Arenberg.
Düsseldorfer Ausstellung Nr 572.

Die meisten zu Düsseldorf ausgestellten Tafelgemälde kölnischer Meister waren freilich, wie die Werke der dort gesammelten Holländer, wenigstens

[1] Der schöne Gedankengang dieses kleinen Gemäldes und jener Miniaturen ist vor einigen Jahren bei Herstellung eines neuen großen Chorfensters in St Andreas zu Köln benutzt worden. Das Gebetbuch werden wir in der Revue de l'art chrétien ausführlich würdigen.

in Abbildungen bekannt und werden kaum neue Ergebnisse bringen. Anders liegt die Sache hinsichtlich der westfälischen Malereien. Die ältesten unterscheiden sich wenig von den kölnischen.

Hinsichtlich der Plastik des 13. Jahrhunderts steht doch jetzt fest, daß Westfalen keineswegs hinter Köln zurückstand, sondern ihm weit vorauseilte[1]. Wenn man sich nun entschließt, die Soester Kunst zur westfälischen, also nicht zur kölnischen zu rechnen, braucht in demselben Jahrhundert das Land der roten Erde auch in der Malerei nicht hinter Köln zurückzutreten. Die beiden Altartafeln von Frödenberg und Warendorf haben dann für den Beginn des 15. Jahrhunderts, die Reste eines Werkes des sog. Liesborner Meisters für die Mitte desselben, den Vergleich mit Kölner Werken jener Zeit nicht zu scheuen. Um 1450 gewann Köln freilich durch Meister Stephan einen entschiedenen Vorsprung. Es schritt durch engere Anlehnung an die flämischen Meister rasch voran. Aber Westfalen blieb konservativer, entwickelte, ohne die großartigen Werke der Niederländer unberücksichtigt zu lassen, die alten Keime weiter. Die Ausstellung bietet der gelehrten Forschung darum mehrere wichtige Aufgaben: erstens die Bedeutung und die Entwicklung des sog. Meisters von Kappenberg, zweitens jene der beiden Dünewegge, drittens diejenige des Jan Joest von Kalkar klarer zu stellen. Das alles ist sehr schwer, weil wir über die niederrheinische und holländische Kunst im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. so wenig wissen, da leider der Bildersturm fast alles wegfegte und auch Westfalen verwüstete. Doch diese kunsthistorischen Fragen können hier in diesem Aufsatze nicht behandelt werden.

Faßt man zum Schlusse die Gesamtheit der mittelalterlichen Malereien zusammen, so bilden sie schon durch ihren Inhalt einen starken Gegensatz zu den neueren. Fast alle behandeln religiöse Stoffe; die meisten stammen aus Kirchen, alle stehen fest und sicher auf den Grundlagen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Sie gehören darum, um im Sinne der Modernen zu reden, „zur Dutzendware"; denn sie fügen sich ganz und voll den Anforderungen der Überlieferungen ihrer Zeit. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts studieren ihre Meister immer eifriger die Natur, lassen sie ihre provinzielle und ihre persönliche Eigenart immer deutlicher hervortreten. Es ist außerordentlich lehrreich, zu betrachten, wie der Goldgrund nach und nach belebt wird, zu verschwinden

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXV (1903) 457.

anfängt und zuletzt eine weit in die Tiefe sich verlierende Landschaft den Hintergrund füllt. Man sieht, wie die Engel immer mehr ihre ätherische Leichtigkeit verlieren, wie ihre Flügel sich verkleinern, ihre Körperlichkeit sich verdichtet, bis sie zu Putten werden, in den Gemälden mancher Neueren sogar zu unschönen Mädchen, denen ihre Flügel nicht zur Zierde dienen, sondern zur Last werden und freiere Bewegung hindern. Blumen werden mit immer größerer Liebe behandelt und, besonders in den feineren Handschriften, naturtreu wiedergegeben. Auch die Heiligen treten ihren Verehrern näher, legen deren Kleider, Waffen und Kennzeichen an, kommen ihnen als edle und vornehme, reiche und verklärte, aber lebenskräftige und wohlwollende Schützer entgegen.

Die religiöse Malerei des ausgehenden Mittelalters war groß durch die Vereinigung zweier sich widerstreitenden Elemente: das Gebundensein an den alten Kern und dessen überlieferte Formen hielt in Schranken, das Bestreben neu, naturwahr und volkstümlich zu sein, trieb voran, um im Wettstreit so vieler Künstler und Schulen obenauf zu bleiben.

Die Zeit um das Jahr 1500 glich in vielem der unsrigen. Auch damals trat das religiöse Element mehr und mehr zurück, auch damals wurden konservativere Meister von voraneilenden Künstlern in mancherlei überholt. Wie im 13. Jahrhundert die Gotiker in Deutschland eine Art Sezession bildeten, so im 15. begeisterte Freunde der Natur, im 16. die Anhänger der italienischen und der französischen Renaissance. Geschichte ist die Aufeinanderfolge von Werden und Vergehen, der Streit zwischen Älterem und Neuerem, der Wechsel zwischen Schlechterem und Besserem, der stets wiederholte Versuch eines vermeintlichen oder wirklichen Fortschrittes und einer echten oder trügerischen Vervollkommnung. Es gärt und grollt in unserer Gesellschaft. Kunst und Kultur suchen in fieberhafter Aufregung nach neuen Bahnen. Es wäre fehlerhaft, alles Althergebrachte und nur dieses festhalten zu wollen, fehlerhaft, gegen Neuerungen sich unbedingt sträuben zu wollen. Aber an einem Anker müssen wir festhalten, eine Bahn verfolgen, eine Überzeugung hochhalten, daß nur jene Kunst gesund ist, welche auf dem Boden des Christentums aufwächst, jede andere aber nur giftige Früchte bringt, ihre Meister und deren Volk verdirbt.

Stephan Beissel S. J.

Rezensionen.

Concilii Tridentini Actorum Pars Prima: Monumenta concilium praecedentia, trium priorum sessionum acta. Collegit, edidit, illustravit ***Stephanus Ehses.*** [Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum etc. Nova Collectio. Tomus IV.] 4° (CXLII u. 620) Friburgi Br. 1904, sumptibus Herder. *M* 45.—

Mit dem vorliegenden vierten Bande nimmt die der Herausgabe der eigentlichen Konzilsakten gewidmete Serie, und demnach die wichtigste des Gesamturkundenwerkes über das Tridentinum, ihren Anfang. Nur die ersten Verhandlungen der Väter zu Trient, von der Eröffnung des Konzils 13. Dezember 1545 bis zur dritten Sitzung, 4. Februar 1546, welche für ein ersprießliches Zusammenwirken die Vorfragen erledigen, gelangen hier zur Mitteilung. Wiewohl bereits dem Konzile selbst angehörend, tragen sie doch den Charakter von Vorberatungen und bilden als solche den Abschluß einer langen Kette unendlich mühevoller Verhandlungen und unerquicklicher Erörterungen, durch welche das so heiß ersehnte Konzil erst in die Wirklichkeit übergeführt werden konnte. Die Gesamtheit dieser Vorverhandlungen bildet den Inhalt des Bandes, der wie eine Art Vorhalle zur Konzilsaula gedacht ist, wie ein Stufengang, der zum Schauplatz des Konzils allmählich hingeleiten und zur richtigen Auffassung seiner Kämpfe und Schwierigkeiten, seiner Beratungen und Beschlüsse vorbereiten soll. Auf die dogmatischen und disziplinären Verhandlungen der Kirchenversammlung, welche mit der vierten öffentlichen Sitzung anheben, wird erst der folgende Band einzugehen haben, und diesem ist daher auch die genauere Beschreibung des Handschriftenmaterials, soweit es Akten und Protokolle des Konzils selbst angeht, noch vorbehalten worden.

Gegenwärtiger erster Band der Acta bietet also zunächst in 348 Nummern (fünf derselben, erst im Verlauf der Drucklegung zum Vorschein gekommen, wurden nachträglich der Einleitung angehängt) die Vorbereitungsstadien des Konzils, von der entscheidenden Konsistorialsitzung 8. April 1536 bis zur Eröffnungsbulle 13. Dezember 1545. Als Appendix schließen 18 weitere Dokumente der päpstlichen Kanzlei sich an, welche auf die Reform der Kurie Bezug nehmen, angefangen mit dem Konsistorium vom 20. November 1534 bis zu der nicht zur Veröffentlichung gelangten Reformbulle vom 31. Dezember 1546. Den anfäng-

lichen Konzilsverhandlungen fallen in einem dritten Hauptabschnitt des Bandes noch 21 Nummern zu. Die orientierende historische Abhandlung, welche dieser dreigliedrigen Dokumentensammlung vorausgeschickt ist, erstreckt sich nicht über den gleichen Zeitraum, sondern schließt einstweilen mit der Verweigerung Mantuas als Konzilsort im März 1537. Mag an dieser Anordnung im ganzen auf den ersten Blick einiges befremdlich erscheinen, so kann doch in Anbetracht der Umstände kein Zweifel bestehen, daß Gründe offenbarer Zweckmäßigkeit oder unausweichlicher Notwendigkeit für solche scheinbare Anomalien maßgebend gewesen sind. An dem, was durch den Band tatsächlich geleistet wird, und an der ganzen Art, wie der Herausgeber der Acta seine große Aufgabe löst, kann man sich rückhaltlos erfreuen. Schon die historische Einleitung (auf 124 Quartseiten in 13 Kapiteln), die vom Schluß des Laterankonzils 1517 ihren Ausgang nimmt, ist mit wertvollem Urkundenmaterial angefüllt und bringt vielfache Belehrung. Namentlich sind die Berichte Laurentio Campeggios aus der Zeit seiner Mission nach Deutschland 1530—1531, welche der Verfasser schon längst gesammelt und zur Herausgabe bereitet hat, gut zur Verwertung gekommen. Der Hauptgewinn entfällt dabei auf das Pontifikat des Unglückspapstes Klemens VII. Das Schwankende und Unstete, das in seiner Politik sich kundgab, ist bekannt, aber das furchtbare Unheil, das innerhalb weniger Jahre über ihn selbst, über die Stadt und über die Kirche hereinbrach, erklärt vieles; auch ein Mann von festerer Entschlossenheit und glücklicherem Blick wäre solchen Schlägen kaum gewachsen gewesen. Dahingegen wird jetzt in seine Beweggründe und Pläne ein ziemlich sicherer Einblick verstattet, der seinen guten Willen und seine rechtlichen Absichten erkennen läßt auch da, wo man bisher zu den härtesten Anklagen gegen ihn Anlaß genommen hat. Die Darlegungen dürften manches ungerechte Urteil der Geschichtschreibung sühnen.

Indes sind dieser Darstellung wie auch der Urkundensammlung mit Recht von vornherein feste Schranken gezogen worden. Weder die Geschichte der Reformation, noch die ganze politische Zeitlage oder die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Welt sollen geschildert werden; dafür stehen die Arbeiten anderer, wie Hergenröthers, Le Plats, Pallavicinis usw., zur Verfügung. Gegenwärtig handelt es sich ausschließlich um das Konzil, die Pläne, die für ein solches gemacht, die Erwägungen, die angestellt, die Schritte, die unternommen wurden. Kundige Prüfung darf der hierbei getroffenen Auswahl und Scheidung die Anerkennung nicht versagen, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt.

Anderseits mußte aber bezüglich des Hauptgegenstandes in der historischen Einleitung der innere Zusammenhang, in der Dokumentensammlung eine gewisse Kontinuität und Vollständigkeit angestrebt werden. Wie zahlreich daher auch die Dokumente sind, welche ihrem Wortlaut nach hier zum erstenmal bekannt gegeben werden, und wie schätzenswert die Bereicherung, die dem historischen Wissen aus denselben erwächst, es bleibt doch ein namhafter Teil von solchem, was in den großen Geschichtswerken eines Raynald und Pallavicini oder in den mannigfachen Urkundensammlungen neueren Datums, wie bei Theiner, Döllinger, Druffel, Brandi, bereits gedruckt vorlag. In fast allen Fällen dieser Art stand aber dem

Verfasser ein zuverlässigerer und weit besserer Text zur Verfügung, und dient daher der erneute Abdruck nicht nur einer relativen Vollständigkeit der jetzigen Sammlung, sondern einer vielfältigen Berichtigung und Nachprüfung des früher Bekannten. Im ganzen wird daher dieser Band zutreffend gekennzeichnet werden als eine reiche Ergänzung, ein sicherer Wegweiser und ein treffliches Korrektorium in Bezug auf die ganze Masse der über die Vorbereitungsstadien des Konzils bereits vorhandenen Publikationen.

Im Vorwort kommt der Verfasser auf die dringende Notwendigkeit zurück, welche vorgelegen habe, die Urkunden zur Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, so wie es geschieht, vollständig und authentisch ans Licht zu geben. Der ganze vorliegende Band bietet die Bekräftigung. Hier liegt nun endlich die schlichte Wahrheit offen vor Augen, in Hunderten von unantastbaren Dokumenten, von denen jedes, mit Sorgfalt entziffert, gewissenhaft verglichen, allseitig kommentiert, eines das andere beleuchtet. Die früheren schönen Arbeiten des Verfassers, die ziemlich alle auf nahe verwandtem Gebiete der geschichtlichen Forschung sich bewegt haben, leisten für seine wissenschaftliche Umsicht wie für die Gediegenheit seines Urteils volle Gewähr, nicht minder für seinen ungescheuten Mut der Wahrheit. Ein diensterprobter Kenner der vortridentinischen Periode, hat er vor vielen andern Forschern das voraus, daß er durch und durch die Kirche kennt in ihrer Lehre und ihrer Praxis, ihrer Seelsorge und ihrer Verwaltung, überdies aber auch Rom und Italien genauer kennt, die Kurie und ihren Geschäftsgang, ohne deshalb deutschen Anschauungen und Überlieferungen fremd zu sein. Über eine so vielumstrittene Epoche der Kirchengeschichte eine Urkundensammlung der beschriebenen Bedeutung zu erhalten von solcher Seite, ist allerdings höchst wertvoll schon mit Rücksicht auf die zahllosen Mißverständnisse, Entstellungen, Verdächtigungen, Beargwöhnungen, in welchen sich die „Wissenschaft" von Sarpi an bis auf Druffel, und leider auch noch spätere, bisher gefallen hat.

Es ist fürwahr nicht das letzte Verdienst dieses Bandes, daß darin an zahlreichen Stellen zu Tage gebracht wird, in welchem Maße selbst Historiker von Namen, wie Baumgarten (Gesch. Karls V.), Druffel, Ranke usw., an der geschichtlichen Wahrheit sich vergriffen und zuweilen unter dem Schein der vollsten Sachlichkeit und der genauesten Quellenkenntnis die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt haben. Es ist wieder eine Belehrung über das, was man in Deutschland unter „voraussetzungsloser Forschung" zu begreifen liebt. Das Muster solcher Voraussetzungslosigkeit ist August v. Druffel mit seiner krankhaften Sucht, überall, wo kirchliche Bestrebungen oder Akte der kirchlichen Autorität in Frage kommen, nur Arglist, Tücke, Eigennutz und jede Art niedriger Nebenabsichten zu entdecken.

Daß nicht nur über die Geschichtschreiber der Neuzeit, sondern weit mehr über die unglücklichen Vorgänge des 16. Jahrhunderts in dem vorliegenden Bande Licht verbreitet wird, versteht sich von selbst, ebenso daß Deutschland dabei am meisten hervortritt. Von manchem treuen Verteidiger des katholischen Glaubens und von manchem braven deutschen Bischof ist näher die Rede; auch unter den Kurialen und unter den Konzilsbeamten finden sich Deutsche. Eine liebenswürdige

Erscheinung, die auf vielen Seiten wiederkehrt, ist Otto Truchseß, der nachmalige Kardinal; auch seiner hochangesehenen Familie wird S. 234 ehrenvoll gedacht. Unter den vielen lehrreichen Winken für eine richtige Beurteilung jener unglücklichen Zeit verdient ein Wort des Bischofs von Feltre, Thomas Campeggio, besonders hervorgehoben zu werden. Er war der Bruder des bekannten Kardinals Laurentio, und obgleich selbst nie Kardinal, ausgezeichnet durch persönliche Gaben wie durch die Erfahrungen und Verdienste eines langen Lebens. In den Angelegenheiten des Konzils war er einer der gewichtigsten Ratgeber der Kurie. Dieser Prälat hatte wiederholt seinen Bruder auf den Legationsreisen begleitet und war später auch selbst als Legat nach Deutschland abgeordnet worden. Bei den ersten Vorberatungen des Konzils entstand nun die Frage, ob mit Glaubensdekreten oder mit Reformdekreten der Anfang der Verhandlungen zu machen sei, und es war dabei am 18. Januar 1546 eine Äußerung laut geworden, die Reform müsse vorausgehen: durch Übelstände und Mißbräuche sei der Häresie das Tor geöffnet worden, durch Abstellung derselben werde sie von selbst wieder schwinden. Dagegen erhob sich der greise Bischof von Feltre mit aller Entschiedenheit. Nicht die Mißbräuche hätten die falsche Lehre geboren, vielmehr habe erst die falsche Lehre jene Verwilderung der Sitten und jene Zerrüttung der kirchlichen Zustände herbeigeführt, die man jetzt beklage. Schon auf dem letzten Wormser Reichstag, am 8. Dezember 1540, habe er selbst öffentlich und vor Zeugen es ausgesprochen: infolge der neuen Lehre vermöge er jenes Deutschland nicht wiederzuerkennen, das er vor 20 Jahren gekannt habe, so sehr sei gute Sitte aus Deutschland verschwunden (ob nova dogmata ... adeo fore mutatos mores. S. 568).

Ein paar kleine Einreden gegenüber dem herrlichen Band seien nun aber doch verstattet. Kardinal Aleander, über die Konzilsangelegenheit so genau orientiert, wird S. LVII der Einleitung des Irrtums geziehen, weil nach seiner Angabe — und er war doch sehr nahe beteiligter Zeitgenosse — die Bedingungen, welche Klemens VII. für eine Konzilsberufung sich vorbehalten hatte, die fünf capitula, dem Kaiser schon im November 1530 zugestellt worden wären. Ehses läßt dieselben erst 25. Januar 1531 durch die Bischöfe Gambara und Scledus zu Brüssel überreicht werden. Anderseits bringt aber Ehses selbst S. LI adn. 5 Auszügliches aus dem Brief Kardinal Loaysas an Francisco de los Cobos vom 21. Dezember 1530, in welchem der Kardinal den päpstlichen Abgesandten Gambara ankündigt und näher charakterisiert, aber auch bereits von den fünf capitula spricht als von einer am Kaiserhofe vollständig bekannten Sache.

Eine andere Bemerkung betrifft die technische Einrichtung des Bandes. Die äußere Erscheinung ist ja ohne Zweifel ungemein gefällig, sauber und übersichtlich, alles dabei sorglich überlegt und mit aller Konsequenz durchgeführt. Der Druck ist schön und tadellos; es wird schwer halten, auch nur ein unbedeutendes Versehen aufzuspüren. Wer den Band nur zum Staat in der Bibliothek stehen hat als Musterleistung einer Quellenedition oder als Monument katholischen Gelehrtenfleißes, kann beim Durchblättern oder beim gelegentlichen Nachschlagen seine helle Freude daran haben. Aber wehe dem Historiker, der darauf angewiesen ist, nachts bei Lampenlicht für eigene Arbeiten die reiche Fundgrube auszubeuten und aus den tiefen Kolonnen kleingedruckter Anmerkungen dicht durcheinander wimmelnde spanische,

italieniſche, lateiniſche Bruchſtücke, unedierte Brieffragmente, abgekürzte Literaturangaben und, mitten unter den fremden Dokumenten verborgen, oft wertvolle Bemerkungen und Winke des Verfaſſers mühſam auszugraben. Es wird nicht oft ohne tränendes Auge abgehen. Dazu kommt, daß abgeſehen von den reich bemeſſenen und vollgeſpickten Anmerkungen wiederholt auch Nummern des Textes ganz oder teilweiſe, manchmal mehrere große Quartſeiten ohne Unterbrechung, in Kleindruck geſetzt ſind, und dies keineswegs bei nebenſächlichen, ſondern bei wichtigen Dingen. Da könnte doch dem praktiſchen Bedürfnis leicht entgegengekommen werden. Man bräuchte nur bei denjenigen Dokumenten, oder zuweilen bei zuſammenhängenden Gruppen von Dokumenten, deren Inhalt oder handſchriftliche Überlieferung es wünſchenswert erſcheinen läßt, eine kleine, ſpezielle Einleitung vorauszuſchicken in bequem lesbarer, wenn auch vom Druck der Dokumente deutlich unterſchiedener Schrift. Die Anmerkungen würden dadurch bedeutend entlaſtet, die Benutzung angenehmer und die Überſichtlichkeit eine noch vorteilhaftere, als ſie jetzt ſchon iſt.

Im übrigen iſt die große Leiſtung, welche hier vorliegt, nach allen Richtungen hin eine überaus erfreuliche und im beſten Sinne bedeutungsvolle, ſo daß man nicht genug eine baldige und glückliche Weiterführung herbeiwünſchen kann.

Ganz beſondere Anerkennung aber verdient die männliche Feſtigkeit, mit welcher der katholiſche Hiſtoriker, der uns dieſen Band geſchenkt hat, der Sache der Wahrheit dient. Auf der einen Seite ſcheut er ſich nie, alles unverkürzt mitzuteilen, was zu ſeiner Aufgabe gehörig in den Quellen ſich findet, mag es etwa auch ungünſtig lauten für hohe kirchliche Kreiſe. Er ſcheut ſich auch nicht, Fehler oder Übelſtände namhaft zu machen, die er vorhanden glaubt. Mit einer gewiſſen Strenge z. B. rügt er wiederholt das erregte Verfahren des erſten Konzilspräſidenten, der nachmals ſelbſt den päpſtlichen Thron beſteigen ſollte. Auch hinſichtlich der Schwäche, die der große Farneſepapſt für ſeine Familie getragen hat — ein freilich herrlich begabtes und um die Kirche hochverdientes Geſchlecht — iſt er keineswegs nachſichtig, ſondern ſpricht bei jeder ſich nur bietenden Gelegenheit mit Nachdruck ſein tadelndes Bedauern aus. Auf der andern Seite hat Dr Ehſes auch den Mut, es hervorzuheben, wenn Maßnahmen oder Äußerungen der Leiter und Berater der Kirche mißverſtanden oder böslich mißdeutet worden ſind; er weiſt darauf hin, wenn bisher unerkannte Momente zu Gunſten der kirchlichen Organe ſprechen, wenn an ſich begründete Anklagen durch ſachliche Gründe gemildert oder eingeſchränkt werden, oder wenn die Gegner der Kirche auf dem offenen Widerſpruch mit der Wahrheit ſich ertappen laſſen. Einer vollen Unbefangenheit und mannhaften Wahrheitsliebe ſich bewußt, läßt er ſich nicht einſchüchtern durch das Schreckgeſpenſt der verpönten „apologetiſchen Tendenz", wie leider manche heutige Hiſtoriker, die ſich katholiſch nennen. Wahrheit iſt ihm nicht nur das, was für die katholiſche Kirche und ihre Organe ungünſtig lautet — wie man im modernen Deutſchland mehrfach zu glauben ſcheint — ſondern Wahrheit iſt ihm alles, was in den Quellen unzweideutig vorliegt oder für den, der Geiſt und Verhältniſſe einer Geſchichtsperiode gründlich erfaßt, ſich aus den Quellen mit Sicherheit ergibt.

Nicht geringere Unbefangenheit bekundet der Verfasser in Bewertung der Historiker, die auf gleichem Felde wie er vor ihm gearbeitet haben. Voll Gerechtigkeit gegen die bereits Verstorbenen, voll Artigkeit und Rücksicht für die noch Lebenden, trägt er kein Bedenken, jedem entgegenzutreten, wo dieser von der Wahrheit abweicht oder von andern Momenten als den kritisch historischen sein Urteil beeinflussen läßt. Wie Dr Ehses mehrmals Veranlassung nimmt, eigene frühere Irrtümer zu bekennen, ist auch kein einziger seiner Vorgänger, der nicht mannigfache Berichtigungen, oft auch ernstliche Zurechtsetzungen von ihm erfährt. Noch bereitwilliger aber erscheint der Verfasser, das Verdienst anzuerkennen, wo er es findet. Hier aber muß es ihm zu besonderem Lob gereichen, daß er den Mut gehabt hat, auch Pallavicini gegenüber keine Ausnahme zu machen.

Für den modernen Historiker, namentlich innerhalb unseres eigenen katholischen Lagers, ist dieser arme Kardinal Pallavicini ja ein im voraus gerichteter Mann. Bei seiner berühmten Geschichte des Konzils von Trient hatte der Unglückliche ja eine „apologetische Tendenz", das aber ist „die Sünde, die nie vergeben werden kann". Es fehlt die „Voraussetzungslosigkeit", und mithin kann sein Werk die Wahrheit nicht enthalten!

Daß dieses bis ins 19. Jahrhundert hochangesehene Werk einen apologetischen Zweck verfolge, hat Pallavicini selbst offen an die Spitze gestellt; es war ihm ja gegenüber den Schmähungen und Verleumdungen Sarpis vom Papst der Auftrag zur Abfassung geworden. Die Notwendigkeit der Abwehr hat zu seiner Konzilsgeschichte den Anstoß gegeben. Das aber hat Pallavicini nicht abgehalten, streng quellenmäßig zu arbeiten, viele wichtige Aktenstücke zum ersten Male mitzuteilen, die benutzten Handschriften anzugeben und bei seinen Urteilen, neben der Feinheit des Blickes und der Vertrautheit mit den Verhältnissen der Kurie, einen Freimut an den Tag zu legen, der für jene Zeit Staunen weckt und der dem unerschrockenen Mann die Achtung aller späteren Historiker hätte sichern sollen. Um Pallavicini nicht ungerecht zu sein, darf man eben nicht Anschauungen und Verhältnisse des 20. Jahrhunderts mit denen der Mitte des 17. Jahrhunderts im päpstlichen Rom verwechseln wollen. Auch heute noch, nach so vielen neueren Veröffentlichungen, hat Pallavicinis Geschichte ihren Wert, und noch auf lange hinaus wird man von dem scharfblickenden Italiener vieles lernen können. Trotzdem erfordert ein Wort der Gerechtigkeit für ihn heute einen nicht geringen Mut.

Der Herr Verfasser hat gleich auf der ersten Seite seines schönen Werkes, schon in der Vorrede, durch diesen Mut sich selbst geehrt. Er hat seinem Vorgänger sachkundig und wahrheitsgemäß ein Zeugnis ausgestellt, fern von jedem Überschwang, aber so, daß Pallavicini als Historiker des 17. Jahrhunderts ein besseres sich kaum wünschen konnte. Künftige Jahrhunderte — denn auch das neue Werk ist für die Jahrhunderte bestimmt — werden dem Forscherfleiß, der Wahrheitsliebe, dem gesunden Urteil, der Mannhaftigkeit des Herrn Verfassers die Gerechtigkeit, wie er sie seinem erlauchten Vorgänger hat widerfahren lassen, gewißlich nicht versagen.

Otto Pfülf S. J.

Konfessionsstatistik Deutschlands. Mit einem Rückblick auf die numerische Entwicklung der Konfessionen im 19. Jahrhundert. Von **H. A. Krose** S. J. Mit einer Karte. gr. 8° (XII u. 198) Freiburg 1904, Herder. *M* 3.60

Der hochw. Verfasser legt im ersten Teile seiner Schrift den gegenwärtigen Stand der Konfessionen dar; in einem zweiten Abschnitt zeigt er, wie die heutige konfessionelle Zusammensetzung des deutschen Volkes sich entwickelt hat, und untersucht schließlich im dritten Teil die direkten Ursachen der konfessionellen Verschiebungen.

Die Angaben über den gegenwärtigen Stand der Konfessionen beziehen sich auf deren numerische Verhältnisse und auf ihre örtliche Verteilung (Karte). Als unterste Grenze der Untersuchung wählt der Verfasser die landrätlichen Kreise in Preußen und die analogen Verwaltungseinheiten in andern Bundesstaaten. Ließe sich auch heute schon das erforderliche statistische Material für eine Konfessionsstatistik der Gemeinden beschaffen, so urteilt Krose doch mit Recht, daß in einer solchen Zusammenstellung bei der Fülle der Einzelheiten das Gesamtbild der konfessionellen Zusammensetzung des deutschen Volkes an Klarheit verlieren würde. Die Angaben über die Verteilung der Konfessionen auf die vielfach von der administrativen Einteilung abweichenden Reichstagswahlkreise bilden eine willkommene und nützliche Beigabe.

Der zweite Teil behandelt die numerische Entwicklung der Konfessionen im Laufe des 19. Jahrhunderts, und zwar zunächst die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Konfessionsverteilung im allgemeinen, dann die Entwicklung unter der Reichsbevölkerung sowohl im ganzen als in den einzelnen Bundesstaaten mit Einschluß von Elsaß-Lothringen. Wenn auch heute noch die Abhängigkeit der Konfessionsverteilung von der ehemaligen Territorialeinteilung eine unverkennbare ist (cuius regio illius religio!), so hat doch im 19. Jahrhundert und namentlich in den letzten Dezennien, unter der Herrschaft der Freizügigkeit, bei den außerordentlichen Verkehrserleichterungen, der Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte und Industriezentren, eine starke Mischung der Konfessionen Platz gegriffen. Besonderes Interesse beansprucht der dritte Teil, der sich mit den Ursachen der konfessionellen Verschiebungen beschäftigt. Vier unmittelbare Ursachen, die in einem bestimmten Gebiete innerhalb eines bestimmten Zeitraumes den numerischen Besitzstand der dort ansässigen Konfessionsgemeinschaften und ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung verschieben können, werden vom Verfasser aufgeführt: 1. Stärkere natürliche Bevölkerungsvermehrung der Angehörigen einer Konfession durch größeren Überschuß der Geburten über die Sterbefälle; 2. ungleiche Beteiligung der Konfessionen an der Ein- und Auswanderung; 3. Übertritte von einer Konfession zur andern, soweit diese sich nicht gegenseitig ausgleichen; 4. ungleiche Verteilung der Kinder aus Mischehen auf die dabei beteiligten Konfessionen.

Auf Grund sorgfältiger Untersuchungen gelangt Krose zu dem Schlusse, daß an und für sich die natürliche Bevölkerungsbewegung für das Reich im

ganzen zu einer allmählichen Verstärkung des Prozentsatzes der Katholiken führen müßte. Auch aus dem Einfluß der Wanderbewegung kann sich das im zweiten Teile von dem Verfasser nachgewiesene Vordringen der Evangelischen in der Gesamtbevölkerung nicht erklären. Genaue und zuverlässige Angaben über den Konfessionswechsel stehen nicht zu Gebote. Wäre hierbei der Protestantismus wirklich der gewinnende Teil, die relative Verschiebung des konfessionellen Besitzstandes zu Ungunsten der Katholiken würde damit in ausreichender Weise nicht erklärt. Als Gesamtergebnis seiner Untersuchungen bezeichnet der Verfasser vielmehr, daß die katholische Kirche in Deutschland durch die immer mehr zunehmenden Mischehen fortgesetzt große Verluste erleide. Die Mischehen haben ihr viele Hunderttausende ihrer Anhänger entrissen und dadurch ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung des deutschen Vaterlandes erheblich verringert. Für den zahlenmäßigen Nachweis müssen wir auch diesbezüglich auf die Schrift selbst verweisen.

Dem Verfasser standen die besten Quellen zur Verfügung. Er hat sie mit großem Geschick und strengster Gewissenhaftigkeit benutzt. Das höchste Lob, das einer Schrift dieser Art überhaupt gespendet werden kann, Objektivität und volle Zuverlässigkeit in Angaben und Schlüssen, darf Kroses Konfessionsstatistik für sich beanspruchen. Es ist eine bei aller klugen Beschränkung erschöpfende, durch Berücksichtigung der geschichtlichen und ursächlichen Verhältnisse wissenschaftlich wertvolle, durch Klarheit und Übersichtlichkeit ausgezeichnete, für ähnliche Arbeiten vorbildliche Schrift. Niemand, der sich in Zukunft mit deutscher Konfessionsstatistik beschäftigen wird, kann Kroses Arbeit unbeachtet lassen.

Heinrich Pesch S. J.

Manuel Social. La Législation et les oeuvres en Belgique. Par ***A. Vermeersch*** S. J., Docteur en Droit et en Sciences politiques et administratives, Professeur de Théologie morale et de Droit canonique. Avec une préface de ***M. Gérard Cooreman,*** Membre de la Chambre des Représentants, Ancien Ministre de l'Industrie et du Travail. Nouvelle édition, refondue et considérablement augmentée. 8° (XL u. 1010) Louvain, Uystpruyst, Paris 1904, Giard & Brière. *Fr.* 12.50

Der Vorwurf, daß Belgien von allen modernen Industriestaaten am zähesten die manchesterlichen Grundsätze festgehalten habe und ein kapitalistisches Musterland geblieben sei, kann heute mit Recht nicht mehr erhoben werden. Belgien hat während der letzten zwanzig Jahre, also in der Zeit, wo die katholische Mehrheit des Landes die Ministerien besetzte, eine ganze Reihe trefflicher Arbeiterschutzbestimmungen gesetzlich festgelegt, die Gewerbeinspektion, ständige Ausschüsse für Vertretung der Arbeiter und Vermittlung, eine gesetzliche Grundlage für die Berufsvereine, gesetzliche Bestimmungen über den Arbeitsvertrag, über Lohnzahlung geschaffen, die gewerblichen Schiedsgerichte vermehrt usw. Solche Fortschritte verdienen um so mehr Anerkennung, weil in denselben der Bruch mit dem tief-

eingewurzelten individualistischen Prinzip sich definitiv vollzogen hat. „Wenn man sich alle die Hindernisse vergegenwärtigt", sagt Vermeersch (S. 302), „die den Weg zur Besserung der Verhältnisse versperren, die Vorurteile, die wahren oder vermeintlichen Interessenkonflikte, die parlamentarische Oppositon, wie sollte man da dem Eifer, der praktischen Weisheit jener das gebührende Lob vorenthalten, die ohne Nachgiebigkeit, ohne Gewalttätigkeit, ohne Staatssozialismus eine solche Fülle nützlicher Reformen durchgesetzt und das Land mit aller Entschlossenheit auf den Weg sozialer Reformen geführt haben." In der Tat, Belgien hat in sozialpolitischer Arbeit, angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten doppelt Bewundernswertes geleistet. Es befindet sich freilich, wie Vermeersch immer wieder betont, noch auf dem Wege der sozialen Reform; es wird diesen Weg aber nicht mehr verlassen, bis auch das Ziel der Reform in vollem Umfange erreicht sein wird.

Erstaunlich fruchtbar ist in Belgien die private Initiative, unerschöpflich die Kraft der christlichen Liebe. Die Darstellung ihrer Werke und Betätigungsformen füllte einen großen Teil des Manuel Social aus. Man darf in Wahrheit behaupten, daß kein Land auf diesem Gebiete Belgien die Palme streitig machen dürfte. Für das Gebiet der Arbeiterversicherung wird sich allerdings mit freien Hilfsvereinen, mit der Bereitstellung und Unterstützung von Spar- und Versorgungskassen, vielleicht auch mit der ingeniösen Wahrung der Freiheit der Unternehmer unter gleichzeitiger Ausdehnung ihrer Haftbarkeit (risques professionels, S. 911 ff), das Ziel einer ausreichenden und genügend gesicherten Fürsorge für die große Masse der Arbeiter kaum vollkommen erreichen lassen. Alle Anerkennung verdient aber für dieses Gebiet das unverdrossene Streben, die nach Möglichkeit besten Zustände in konsequenter Weiterbildung der Gesetzgebung herbeizuführen.

Nationalökonomen wie Sozialpolitiker werden aus dem mit außerordentlichem Fleiße, klugem Urteile, umfassender und gründlicher Kenntnis des gesamten Materials geschriebenen Werke Vermeerschs reiche Belehrung schöpfen können.

Heinrich Pesch S. J.

Vom Gebiete der kirchlichen Kunst. Von Monsignore Dr **Johann Graus**, fürstbischöfl. geistl. Rat, K. K. Konservator für Steiermark und Universitätsdozent. Mit 98 Illustrationen. 8° (220) Graz 1904, Styria. *M* 4.—

S. Maria im Ährenkleid und die Madonna cum cohazono vom Mailänder Dom. Von Monsignore Dr **Johann Graus**. Mit 15 Illustrationen. 8° (20) Graz 1904, Styria. *M* 1.—

Seit mehr als 25 Jahren hat Graus das Organ des christlichen Kunstvereins für die Diözese Seckau, den „Kirchenschmuck", mit Geschick und Kraft geleitet. Klar war ihm der Satz: „Der Vorurteile ist die Welt voll, auf Gerechtigkeit muß gewartet werden" (S. 220). Gestützt auf reiche Kennt-

nisse, die er nicht nur aus Büchern, sondern auch aus regem Verkehr mit Künstlern sowie aus vielen weiten Reisen schöpfte und Jahr um Jahr vermehrte, hat er den Kampf gegen verbreitete Vorurteile geführt. Heute kann er mit Genugtuung sehen, daß die lange erwartete Gerechtigkeit ihn nicht unbelohnt lassen wollte, daß seine Hauptthese als richtig angenommen ist: „Engherzigkeit in Stilsachen, (übertriebene) Einschränkung des Stilgebietes steht ganz außer der Gesetzgebung der Kirche, sie widerspricht völlig der Handlungsweise der Kirche" (S. 171). Seine These, daß der Satz: „Die Kunst der Renaissance ist nicht christlich, sondern heidnisch", das innerste Wesen der katholischen Kirche verkennt, darf als unanfechtbar hingestellt werden. Den Beweis für deren Richtigkeit liefert die große, S. 105 f aus dem Jahrgang 1885 neu abgedruckte Abhandlung. Ebenso wertvoll sind die neu abgedruckten Aufsätze über das Verhältnis der Kirche zu den verschiedenen Stilen, zur Entwicklung des Grundrisses katholischer Gotteshäuser, zum Zentralbau und zu einschiffigen Anlagen.

Seit 1904 ist der „Kirchenschmuck" inhaltlich wesentlich erweitert, als praktische Zeitschrift umgestaltet und durch Beitritt vieler neuer Mitarbeiter bedeutsamer geworden. Was seine neue Folge zu leisten verspricht, zeigt der treffliche in Separatabdruck herausgegebene Aufsatz: „S. Maria im Ährenkleide." Er behandelt ein Bild, worin Maria jugendlich, mit aufgelösten langen Haaren stehend, mit gefalteten Händen und ohne ihr Kind dargestellt ist. Sie trägt ein blaues Kleid, das mit goldenen Ähren besät, am Halse mit einem Kranze abwärts gerichteter Flammen umsäumt und durch einen schmalen Gürtel zusammengebunden ist. Graus hat in Süddeutschland aus der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert bereits über dreißig solcher Bilder gefunden und nachgewiesen, daß alle auf ein wenigstens seit dem 15. Jahrhundert im Dome zu Mailand von den Deutschen hochverehrtes Gnadenbild zurückgehen. Die Verzierung mit Ähren und der Halsschmuck gehen wohl auf ein Kleid zurück, das die Herzogin Katharina Visconti um 1400 dem Bilde geschenkt hatte. Das Bild war ursprünglich eine auf einem Altare des Domes stehende Statue. Als diese beim Einsturz eines Glockenturmes untergegangen war, wurde um 1465 die Erinnerung daran in einem Gemälde festgehalten, um 1485 aber lebte es neu auf in einem Standbild aus Marmor. Schon eine im 5. Jahrhundert angefertigte Marmorplatte zu Tarascon zeigt Maria als Tempeljungfrau mit langen aufgelösten Haaren und zum Gebete erhobenen Händen. Als neuer Beitrag zu den zahlreichen Nachweisen, wodurch Graus die Geschichte dieses ehemals so hoch angesehenen Gnadenbildes der Madonna cum cohazono, d. h. „Unsere Liebe Frau mit den langen Haaren", erläutert hat, diene der Hinweis auf die Darstellung der Sibylla Cineria in den Sälen des Appartamento Borgia des Vatikans, deren Spruchband die Worte enthält: Quedam pulchra facie, prolixa capillis, sedens sede strata nutrit puerum, dans ei lac proprium. Freilich erschien dieser Sibylle die Gottesmutter thronend und mit ihrem Kinde, aber doch so, daß ihre langen, also nicht durch einen Schleier verhüllten Haare besondere Aufmerksamkeit erregten.

Steph. Beissel S. J.

Das Rituale von St Florian aus dem zwölften Jahrhundert. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von **Adolph Franz.** Mit 5 Tafeln in Farbendruck. 4° (XII u. 208) Freiburg 1904, Herder. Brosch. *M* 8.—

Herr Prälat Franz hat seinem Werk über die Messe im Mittelalter rasch einen neuen, sehr bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Liturgik in Deutschland durch die Herausgabe eines dem 12. Jahrhundert entstammenden Rituales von St Florian folgen lassen. Die Bedeutung des letzteren besteht teils darin, daß es eines der ältesten bekannten liturgischen Bücher dieser Art ist und als Typus der Ritualien des 12. Jahrhunderts gelten kann, teils in manchen ihm noch eigenen Funktionen und Segnungen, wie die Skrutinienordnung, die Wasser- und Feuerprobe, die Segnung verunreinigter Quellen, alter aus heidnischer Zeit herrührender Gefäße u. ä., wodurch es gleichsam an der Grenzscheide zweier Zeiten steht. Übrigens ist es nicht bloß die sorgfältige und gewissenhafte Wiedergabe des Rituales, was die Publikation so wertvoll erscheinen läßt, sondern auch und fast ebensosehr die Einleitung zu ihm, und die ihm angefügten Erläuterungen und Bildtafeln. Die Einleitung orientiert zunächst über die Literatur hinsichtlich der mittelalterlichen Ritualien und behandelt dann die Entstehung und Entwicklung dieser Klasse gottesdienstlicher Bücher, in welchen die in der gewöhnlichen priesterlichen Seelsorge vorkommenden liturgischen Funktionen, wie Spendung der Sakramente, Segnungen, Prozessionen u. ä., zum praktischen Gebrauch zusammengestellt sind. Ihr Ursprung fällt etwa ins 12. Jahrhundert, indem man damals anfing, aus den Sakramentarien und Pontifikalien auszuscheiden, was in den Bereich der priesterlichen Tätigkeit fiel, und dieses zu einer besondern handlichen Sammlung zu vereinigen. Es ist derselbe Prozeß, der sich bereits etwas früher hinsichtlich der Pontifikalien vollzogen hatte, d. i. zum Gebrauche der Bischöfe dienender Zusammenstellungen liturgischer, zumal bischöflicher Funktionen. Einen besondern Namen führten jene Sammlungen anfangs nicht; erst seit dem 13. Jahrhundert traten sie unter wechselnden Bezeichnungen wie Manuale, Rituale, Agenda, Liber agendarius, Obsequiale u. ä. auf. Des weiteren gibt die Einleitung eine ausführliche Beschreibung des Rituales von St Florian nach Form und Inhalt, dann folgen eingehende Mitteilungen über ein dem 14. Jahrhundert entstammendes, für die Kenntnis der Weiterbildung der Ritualien sehr belehrendes zweites Rituale von St Florian; den Beschluß machen nähere Angaben über ein Lambacher Rituale des 12. Jahrhunderts, das seinem Inhalt nach ungleich ärmer als das gleichzeitige von St Florian, dieses hinwieder durch seinen bildlichen Schmuck übertrifft, der teils aus Initialen teils aus selbständigen Bildern besteht und auf den beigefügten Tafeln zum größten Teil in vorzüglichen Reproduktionen wiedergegeben ist. Die Darstellungen sind ebensowohl für die Ikonographie wie die Geschichte der Liturgik wertvoll, weil sie vornehmlich liturgische Funktionen, Exorzismus, Taufakt, Segnung der Pilger, Kaltwasser- und Feuerprobe u. ä. zur Anschauung bringen. Aus den Erläuterungen zum Text, in denen sich manche feine kritische Beobachtungen finden, müssen die Ausführungen über die Skrutinien

und Ordalien hervorgehoben werden. Zu S. 119, 4 wäre analog dem Ordo für die Wasserprobe et casula in excepta casula zu verbessern gewesen; in den S. 188 mitgeteilten Hexametern sind wohl alle Zahlen als Buchstaben zu lesen und nicht bloß L.

Herr Prälat Franz hat sich durch die Veröffentlichung des Rituales von St Florian ein wirkliches Verdienst um die Liturgik erworben. Es besteht ein äußerst fühlbarer Mangel an im Druck herausgegebenen mittelalterlichen handschriftlichen Ritualbüchern aus Deutschland. Was Martène und selbst Gerber in dieser Beziehung bieten, ist im ganzen nur wenig; jedenfalls harrt noch ungleich mehr in den Bibliotheken der Veröffentlichung. Hoffentlich bezeichnet die uns beschäftigende Arbeit den Beginn einer Reihe ähnlicher Publikationen oder gar die Herausgabe eines Corpus liturgicum alamannicum im Sinne eines auf liturgischen Handschriften aus Deutschland sich aufbauenden, in der Anlage an Martène De antiquis ecclesiae ritibus sich anschließenden Sammelwerkes, das den noch vorhandenen Bestand der alten liturgischen Codices in entsprechenden Auszügen bietet.

Jos. Braun S. J.

Malta Cananea ossia Investigazioni filologico-etimologiche nel Linguaccio Maltese, studio di ***Annibale Preca.*** 8° (768) Malta 1904. *Fr.* 10.—

Italienisch abgefaßt und teilweise schon in Artikelform im Januar bis März 1896 in der Gazzetta di Malta veröffentlicht, wendet sich diese Schrift zunächst an die italienisch redenden gebildeten Kreise der Insel Malta, um sie über die alte Volkssprache aufzuklären, welche noch von der weitaus größeren Zahl der Bewohner der Inseln Malta und Gozo gesprochen wird. Der Grundstock derselben ist semitisch, aber mit Griechisch, Lateinisch und den verschiedensten neueren Sprachen bunt durchmischt. Zu einer eigentlich literarischen Bedeutung, wie z. B. das Isländische als Erbin der altnordischen Literatur, ist diese seltsame Insularsprache nie gelangt. Das älteste Druckwerk ist ein Diözesankatechismus, den 1570 der Apostolische Visitator Msgr Duzina in Rom herausgab, um für die dringendsten religiösen Bedürfnisse der Landbevölkerung zu sorgen. Eine Grammatik, verfaßt von dem Malteser Kanonikus Pietro Agius de Soldanis (Nuova Scuola di Grammatica per agevolmente apprendere la lingua Punica-Maltese), wurde erst 1750 zu Rom gedruckt. Sie blieb 60 Jahre lang der einzige Schlüssel zu dieser Sprachinsel, bis der berühmte Sprachforscher und Lexikograph Gesenius das darin enthaltene Material für seinen „Versuch über die maltesische Sprache" (Leipzig 1810) verwandte. Seither hat sich wohl auf Malta eine Akademie zur Pflege und Erforschung der alten Volkssprache gebildet; durch die Bemühung seeleneifriger Priester ist auch eine kleine Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur herangewachsen. Die systematische Erforschung der Sprache ist jedoch wegen Mangel an geschulten Kräften nur wenig vorangeschritten, während die gelehrten semitischen Forscher der übrigen Welt dieselbe wohl mitunter streiften, aber sie als ein „verdorbenes Arabisch" keiner näheren,

voraussichtlich sehr mühsamen und kaum dankbaren Untersuchung würdigten. Es gehörte der begeisterte Lokalpatriotismus eines Maltesers selbst dazu, um, wie der Verfasser Annibale Preca, fünfzig Jahre einer solchen mühseligen Forschung zu widmen, auf Grundlage eines überaus dürftigen gedruckten oder handschriftlichen Materials, vielfach nur anknüpfend an Orts- und Eigennamen, zumeist aber an den Wort- und Formenschatz, die Redewendungen und die Spruchweisheit, wie sie im Munde des Volkes weiterlebt. Er ist sehr gegen den Arabismo assoluto eingenommen, d. h. es verdrießt ihn sehr, daß man seine „maltesische Sprache" nur als ein „verdorbenes Arabisch" gelten lassen will; sein Bestreben ist sichtlich dahin gerichtet, den semitischen Bestand derselben wenigstens teilweise in eine höhere Vergangenheit hinaufzurücken und ihr wo möglich einen selbständigen Platz in der Reihe der semitischen Sprachen zu erkämpfen. Auf seiner abgelegenen Insel von den großen Mittelpunkten philologischer Forschung, Universitäten, Akademien, gelehrten Gesellschaften und Bibliotheken fast völlig abgetrennt, an verhältnismäßig sehr dürftige Mittel gewiesen, konnte er eine so schwierige Aufgabe nicht in durchschlagender und befriedigender Weise lösen; aber es ist erstaunlich, ein wie reiches Wissen sich der fleißige Mann in seiner Isolierung erworben, welche Fülle von Stoff er zur Lösung seiner Aufgabe zusammengetragen und wie geschickt er dieselbe häufig verwertet hat. Für eine weitere Erforschung der maltesischen Sprache bietet er jedenfalls bedeutend mehr Material, als es Gesenius und Renan zugänglich war, und so kann das mühsame Werk des inzwischen verstorbenen, verdienstvollen Forschers den Freunden semitischer Studien bestens empfohlen werden. Der dritte Abschnitt (Toponimia e Genealogia, S. 437—692) bietet auch dem Ethnographen und Geographen wertvolle Aufschlüsse und Notizen.

A. Baumgartner S. J.

1. **Münsterscher Musenalmanach 1904.** Herausgegeben von **B. Schmitz.** 8° (98) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. *M* 1.50

2. **Frommer Freude voll.** Dichtungen von **Christoph Flaskamp.** 8° (80) Ebd. *M* 1.50

1. Der erste Münstersche Musenalmanach bietet uns in einem Strauße duftiger Blüten den Beweis, daß auch heute noch im Lande der roten Erde jugendfrische Poesie gedeiht. Manche der gebotenen Stücke sind wirklich ganz vortrefflich und lassen von den jungen Dichtern für die Zukunft reife Früchte hoffen; keines ist so minderwertig, daß es zu beanstanden wäre. Der Sammler und Herausgeber verdient volles Lob; er hat nur Gutes ausgewählt. Die Namen der Dichter sind: H. Jos. Brühl, Christoph Flaskamp, Joseph Gieben, Joseph Minn, Theodor Mußhoff und Theodor Voigt. — Brühl, Flaskamp und Voigt ringen um die Palme; doch wird man auch Minn und Mußhoff keineswegs echte poetische Begabung absprechen. Manchmal schäumt die Jugend noch etwas über, sind die Beiwörter in gar zu glühenden Farben gewählt; doch das ist kein gar zu großer Schaden, wenn nur echte Begeisterung für das Schöne, Reine, Große das Herz bewegt — und das ist durchweg der Fall. Ein herzliches Glückauf den jungen

Dichtern, und mögen sie sich inskünftig auch noch erhabenere Stoffe auserwählen als Naturstimmungen und irdische Liebe! Es findet sich z. B. kein einziges Lied, das der Königin der reinen Minne, der jungfräulichen Gottesmutter oder ihrem gottmenschlichen Kinde geweiht wäre; ungern vermißt man das in einem Liederkranze junger katholischer Dichter. —

Brühl beginnt seine Beiträge mit ein paar prächtigen Stimmungsbildern, die in der neueren Poesie so ziemlich die erste Stelle einnehmen. „Märznacht" umschreibt glücklich Uhlands bekanntes Distichon. Schön wird in „Einzug" die Ankunft des Frühlings besungen:

„Der Südwind fliegt auf weichen Schwingen.
Das ist ein wundervoller Tag!
Auf allen Wegen Kindersingen,
In allen Büschen Amselschlag.
Heut' steigt von unsern Bergen nieder
Der Mai, der Glück und Freude blickt,
Grün weht der Mantel um die Glieder
Mit Schlüsselblumen reich bestickt.

Nun freilich, einen „Mantel" sollte man dem Mai nicht umhängen, wenn er auf „Südwinds Schwingen" kommt! Aber schön ist die folgende Strophe:

„Sieh, neckend lockt am Dorngehege
Die schönsten Blüten er heraus,
Und auf das ärmste Haus am Wege
Streut er den Blumensegen aus.
Mit heitrem Lachen, hellem Singen
Zieht vor ihm eine Kinderschar,
Frischgrüne Efeuranken schlingen
Sich in der Kleinen blondes Haar." ...

Unter den Stimmungsbildern ist vielleicht „Heidekreuz" das beste:

„Spätrot verglüht. Das ist die Heide
Rotschimmernd im Sommerkleide.
In den Lüften schwirret Käfergesumm,
Sonst alles stumm.
Einsam ein Kreuz. Das Schmerzensbild
Falbe Blumen kränzen.
In der sterbenden Abendpracht sie glänzen
Wie ein verlornes Glück, wehmutsvoll, mild.
Hier will ich rasten
Von des Weges Müh'n,
Von des Tages Lasten,
Von der Mittagssonne Glüh'n,
Auf die Heide senkt sich ein Traum
Tiefer Ruh.
Mir ist so wohl, als ob die Schmerzen schieden
Die Augen fallen zu.
Ins Herz, ich merk' es kaum,
Schleicht stiller Kreuzesfrieden."

In „Dem Weibe“ bewährt der Dichter, im Gegensatze zu den Modernen, eine ideale Auffassung; „Moses letztes Gebet“ ist eine Art Ballade und schließt sehr schön mit dem Ausblicke auf den kommenden wahren Führer und Fürsten des auserwählten Volkes. Auch alle übrigen Gaben Brühls sind vollwertig.

Von Flaskamp, der Brühl ebenbürtig an die Seite tritt, haben wir das hübsche Büchlein Gedichte „... frommer Freude voll“ alsbald zu besprechen. Gieben dichtet von „Dämmerung“, „Mondnacht“, „Melancholie“, „Nachtfriede“, „Selige Ruh'“, dem Gegenstande gemäß etwas gar zu weich, traumselig und verschwommen. Mehr Kraft und Leben muß er sich schon zu gewinnen suchen. Minn bietet in seinen fünf Gedichten wenigstens ein sehr schönes, das er „Schwüle“ überschreibt:

Sengend lagert ein Sonnenbrand
Über den durstigen Auen,
Heiß der Himmel und heiß das Land,
Nirgend ein Wölkchen zu schauen.

Zitternd tanzt und flimmernd die Luft,
Falter sich wiegen dazwischen,
Steigt ein sonnenverbrannter Duft
Talwärts aus müden Gebüschen.

Leise durchzieht's die Natur wie Gebet
Um den erquickenden Regen.
Mein verglühendes Herz auch fleht
Lechzend um himmlischen Segen.“

Mußhoff bringt ein warm empfundenes „Lied eines Westfalen“. Hübsch ist die neckische „Frage“. Ganz schön „Die Liebe wacht“:

„Ein Licht geht nach dem andern aus;
Im Abendhauche klingt von Haus
Zu Haus ein leises ‚Gute Nacht!‘
Im Dorfe schläft nun alles ein,
Nur einer nächtlich einsam wacht;
Was nur die Liebe kann allein,
Die Liebe will nicht müde sein.
Vom Kirchlein, lindenüberdacht,
Weht über stille Gräberreih'n
Mildsegnend her ein sanfter Schein.“

Und nun Theodor Voigt! Vielleicht ist er der begabteste unter den sechs Dichtern des Almanachs, jedenfalls ist er an einem gesunden Realismus den Gefährten überlegen und es fehlt ihm nicht an packenden Bildern, auch nicht an Selbstironie. Aber dann und wann schlägt er auch Saiten an, die einen Mißklang verursachen. „Die Hühnerjagd“ wäre nach unserem Geschmacke besser, wenn die letzten zwei Strophen gestrichen würden. Da reißt uns „Die Fliege im Getränke“ aus aller poetischen Stimmung heraus, das American girl ist doch etwas stark overdone. So toll ist auch eine junge Amerikanerin nicht. „Das Lumpenlied“ und „Exmatrikel“ sind für den Dichter charakteristisch. Auf die „Sicilianen“ und was damit zusammenhängt hätten wir lieber verzichtet. Dagegen sind „Herbstgedicht“, „Sehnsucht“ (Über graue, graue Dächer), „Bei Nacht“, „Tiefer Wunsch“, „Herbstlied“ echte Dichtergaben. Als Probe sei das letztgenannte angeführt:

„Die Windsbraut küßt in sausender Fahrt
Der Erde struppigen Stoppelbart.
Die letzte Glut ist knisternd verloht,
Die Stare ziehn und das Laub wird rot. —
Aber uns, uns leuchtet die Sonne.

Auf stillen Wegen im Abendrotglanz,
Da halten die Mücken letzten Tanz;
Und der Nebel liegt wie ein weißes Band,
Auf dem müden, fruchtentbundenen Land. —
Aber uns, uns leuchtet die Sonne.

Ja mein Herz ist froh, mein Herz ist still;
Laß es herbsten so traurig, wie es nur will.
Ich lache in Frühlingswonne.
Was dein Antlitz sagt, deine Hand mir spricht,
Ist heimwehsüßer als Spätherbstlicht.
Und über uns leuchtet die Sonne."

2. Christoph Flaskamp haben wir in der obigen Darstellung übergangen, weil die von ihm aufgenommenen Gedichte sich in dem schönen Büchlein „Frommer Freude voll" finden, das eine eigene Besprechung und Empfehlung verdient. Unserem jugendlichen Dichter wird alles, was er erlebt, zum Lied: „Freuden und Leiden, Lieben, Scheiden, Meiden". Das kündet er in dem schönen Widmungsgedicht „Nehmt":

„Einen Kelch, geformt vom Gold
Wahrer Worte laß ich blinken . . .
Allen Seelen, die mir hold,
Geb' ich draus mich selbst zu trinken.

Alle Leiden, die ich litt,
Alle Lust, die ich genossen,
Alles Glück, das ich erstritt,
Hab' ich in den Kelch gegossen.

Nehmt und trinkt von meinem Trank.
Reich bin ich, daß ich vergeude —
Nehmt und trinkt — nicht euren Dank,
Seht, ich will nur eure Freude."

„Fromme Freude" ist wirklich der Grundton dieser Lieder, auch wenn sie aus Leid und Reue und Schmerz erblüht sind. Er hat den Weg „heim" gefunden, wie er uns es so tief in „Heimkehr" empfinden läßt:

„Dunkel ist der Schattengang
Unter Tannenkronen,
Dämmerdunkel . . . Wegentlang
Christi Kreuzstationen.

Busch und Bäume . . . alles noch
Still und schön wie weiland;
Bild auf Bild — und hügelhoch
Hängt am Kreuz der Heiland.

Ach, durch Hunger, Haß und Spott
Hat's mich umgetrieben —
Nur die Heimat und mein Gott
Sind noch treu geblieben."

Auch die Mutter ist ihm treu geblieben, und er ihr; die drei Gedichte, die er der Mutter widmet, lassen uns einen Blick in sein innerstes Wesen tun. „Die

Liebe", die er in einem Kranz von zehn Liedern feiert, ist nicht durch sündige Lust entweiht. So kann er von ihr sagen:

„Leben ist Leiden ohne Ende,
Leben ist Leiden immerzu —
Nie verlöschend ohne Ruh'
Flackern des Herzens Opferbrände.
Aber die Liebe reicht uns die Hände,
Aber die Liebe gibt Seelenruh'
Und führt uns der Heimat zu
Durch der Erde laute Gelände." —

Die irdische Liebe, die brennt und schmerzt, muß sich zur himmlischen Liebe verklären. Das singt er in „Gluten":

Brandopferherd aus Fleisch und Blut
In meiner Brust, mein armes Herz,
Gilt denn der Preis so hoch und lehrt
Dulden den steten Wundenschmerz
Der flackerroten Flammenglut,
Die langsam, langsam dich verzehrt?

Hell aus der Loh' ein Sehnen singt
Nach einem fernen Flammenmeer;
Das brennt nicht mehr — das leuchtet nur
Wie Frühlingssonne, rein und hehr,
Ist Licht, das alle Welt umschlingt,
Ist lichte, lautre Liebe nur.

Vergehen mußt du, Brandaltar,
Mein irdischarmes Herz, dann schlägt
Empor die Glut aus Erdennacht
Ins Licht, das Gottes Antlitz trägt,
Das von ihm ausgeht sonnenklar
Und mich unendlich glücklich macht."

Das sind hohe, erhabene Gedanken, eines christlichen Sängers würdig, der sein Ziel richtig erfaßt hat! Und so wollen wir mit der schönen Strophe aus „Einkehr" schließen, die als ein Motto seiner Lieder gelten darf:

„Nun weiß ich, wem mein Sein gehört —
Stilllächelnd über Menschenspott,
Von eitler Liebe nicht gestört,
Von falscher Sehnsucht nicht betört,
Sing' Lob und Dank ich meinem Gott." —

Flaskamp und seinen Gefährten hoffen wir noch oft unter unsern katholischen Dichtern zu begegnen. Möge ihr Beispiel auch in andern Kreisen veredelnd und befruchtend wirken!

J. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Handbuch der katholischen Dogmatik von Dr M. Jos. Scheeben. IV. Bd, herausgegeben von Dr Leonhard Atzberger. gr. 8° Freiburg, Herder. 1. Abtl. (XII u. 458) 1898. *M* 6.— 2. Abtl. (VI u. 208 [S. 459 bis 666]) 1901. *M* 2.80 3. (Schluß-) Abtl. (XVI u. 276 [S. 667 bis 944]) 1903. *M* 4.—

Der bewährte Eschatologe Dr L. Atzberger hat trotz mancher Hindernisse das Werk des sel. Scheeben zum Abschluß gebracht. Der vierte Band umfaßt die Lehre von der Gnade, von der Kirche, von den Sakramenten und von den letzten Dingen. Die Darstellung ist knapp und präzis, aber durchsichtig und klar. Die Doktrin schließt sich mit warmer Liebe an die großen Meister der Schule und der Spätscholastik an. Bei der großen Belesenheit des Verfassers hätten wir es dankbar gesehen, daß die wertvollen Bemerkungen über die Anschauungen in der modernen protestantischen Theologie noch häufiger wären. Atzberger neigt in den großen Kontroversen trotz einiger Ausstellungen mehr auf Seite des Molinismus. Seine Polemik ist immer maßvoll und wohlwollend. Sehr richtig bemerkt er S. 234, es habe oft den Anschein, als vergesse man, daß das Problem von Gnade und freiem Willen nicht ein Problem der leblosen Natur sei und nicht von der Idee mechanischer Vorgänge aus gelöst werden könne. In der Lehre von den Sakramenten tritt Atzberger für eine dynamisch-organische Wirksamkeit derselben ein. Das unterscheidende Merkmal gegenüber physischer und moralischer Wirksamkeit ist jedoch nicht klar genug dargelegt. Die Vorzüge des Werkes zeigen sich besonders bei Behandlung der Eschatologie. Hier hat sich der Verfasser ja schon durch seine früheren Werke einen dauernden Namen erworben. Der Prediger findet in diesem letzten Teil eine wahre Goldgrube.

Einführung in die heilige Schrift. Ein Abriß der biblischen Geographie, Archäologie, Einleitung in das Neue und Alte Testament samt Hermeneutik. Fünfte, verbesserte Auflage. gr. 8° (XII u. 538) Regensburg 1904. *M* 4.20

Diese anonyme „Einführung in die Heilige Schrift" hat sich in der exegetischen Literatur einen hervorragenden Posten errungen. Das bezeugt schon ihr Erscheinen in fünfter Auflage. Sie verdient in Wirklichkeit die beste Empfehlung. In lichtvoller Weise ist das Wissenswerte der einzelnen Fächer dargelegt, sind die verschiedenen Ansichten mitgeteilt, kritisch abgewogen und beurteilt; zu weiteren Studien wird durch Angabe einer reichen, bis auf die Gegenwart sich erstreckenden katholischen und akatholischen Literatur Anleitung gegeben. Was im Vorwort als anzustrebendes Ziel bezeichnet wird: das Buch soll nicht bloß Resultate mitteilen, sondern es soll auch den Weg kenntlich machen, der zu den Resultaten führt oder geführt hat, und so zu selbständiger Arbeit die nötigsten Fingerzeige geben, das wird in ausgiebigem Maße erreicht. Reichhaltigkeit des Inhalts, besonnenes Urteil müssen als hervorragende Eigenschaften bezeichnet werden.

L'Immaculée Conception. Courte Histoire d'un Dogme. Par le R. P. Xavier-Marie Le Bachelet S. J. 16° Paris 1903, Librairie Bloud et Co. Première Partie: L'Orient. (62) Deuxième Partie: L'Occident. (62) Zusammen *Fr.* 1.20

Die beiden Schriften gehören zu dem groß angelegten Flugschriftenunternehmen Science et Religion. Études pour le temps présent (vgl. diese Zeitschrift LXVI 477—484). Sie bilden eine Fortsetzung zu zwei Arbeiten des P. Le Bachelet in der gleichen Sammlung Le Péché Originel dans Adam et ses descendants. Exposé apologétique. 1er Partie: Justice et Chute originelle. 1902 (62). 2em Partie: La tache héréditaire. 1902 (62). Die zwei Schriften über die unbefleckte Empfängnis geben eine zwar gedrängte, aber sehr inhaltreiche Geschichte dieser Glaubenslehre. Im Osten hat sich die Lehre anders entwickelt als im Westen. Das Morgenland preist seit den Tagen Justins Maria als das volle Gegenbild der ersten Eva, als die zweite Eva, welche durch den zweiten Adam und mit ihm die Schlange vollständig überwunden hat. Sehr früh wird dort auch schon das Fest der Empfängnis Marias begangen, im 8. Jahrhundert ist auch schon der Ausdruck „unbefleckte Empfängnis" geprägt, und der Glaube an diese Wahrheit erhält sich in den Kirchen des Ostens, auch in den von Rom getrennten, durch die Jahrhunderte ohne merkliche Störung und darum auch ohne das Empfinden, daß diese Lehre einer förmlichen und feierlichen Entscheidung bedürfe. Im Abendlande folgte auf einen ähnlichen Fortschritt in den ersten elf Jahrhunderten vom hl. Bernhard an eine Periode langer und heftiger Geisteskämpfe um diese Lehre, in denen namentlich Duns Scotus der Wahrheit zum Siege verhalf. Tief gewurzelt in der Überzeugung der Gläubigen hielt dann die Lehre ihren Siegeszug, bis sie am 8. Dezember 1854 an St Peters Grab in dem Glaubensspruche Pius' IX. ihren vollen Triumph feierte. Der Verfasser legt das alles mit Umsicht und Mäßigung dar; er ist mit den einschlägigen Schriften, auch deutschen und englischen, vertraut, sieht den Schwierigkeiten fest ins Auge, hütet sich vor falschen Väterstellen, spannt und preßt kein Schriftwort, liefert aber den klaren Beweis, daß diese Lehre zu dem Offenbarungsschatze gehört, welchen die Apostel vom Gottessohne und dem Heiligen Geiste empfangen und der Kirche vererbt haben.

Aus derselben trefflichen Broschürensammlung seien hier noch einige dogmen- und kultusgeschichtliche Arbeiten erwähnt:

In drei Schriften (L'Eucharistie dans l'Église primitive, L'Agape dans l'Église primitive, La Primauté de l'évêque de Rome dans les trois premièrs siècles. 16° [61 62 59] Paris 1903—1904) legt der Lazaristenpater B. Ermoni dar: wie in den ersten zwei Jahrhunderten die Eucharistie aufgefaßt und gefeiert wurde, was man unter der „Agape" der Urkirche sich zu denken hat, wie die römischen Bischöfe während der drei ersten Jahrhunderte über die ganze Kirche als Nachfolger des Petrus die Vorrechte ausübten, welche dieser von Christus erhalten.

In der Schrift: La Confession Sacramentale dans l'Église primitive (1903) weist der gelehrte Geschichtsforscher Vacandard, in Deutschland besonders durch sein klassisches Leben des hl. Bernhard von Clairvaux bekannt, an der Hand der Väter und ähnlicher Zeugen die Vorstellung zurück, daß die Urkirche nur öffentliche Vergehen vor das Bußgericht gezogen und nur ein öffentliches Bekenntnis, also keine Ohrenbeicht gekannt habe. Ähnlich stellt er sich zu der Behauptung, die Sünder, welche für ihre wunde Seele Heilung suchten, seien damals an gewisse, mit

besondern „Charismen" begabte Geistesmänner gewiesen worden ohne Rücksicht darauf, ob diese Seelenärzte mit der ordentlichen priesterlichen Gewalt bekleidet waren oder nicht. Sehr lehrreich, wenn auch vielleicht nicht über allen Widerspruch erhaben, sind die Abschnitte, welche uns zeigen, auf welchen Wegen man in den ersten Zeiten die Befreiung von läßlicher Sündenschuld suchte, und wie die Kirche es meinte, wenn sie den Gläubigen für schwere Sünden nur einmalige Lossprechung in Aussicht stellte.

Thomae Hemerken a Kempis, Canonici Regularis O. S. A., Opera omnia, voluminibus septem edidit additoque volumine de Vita et Scriptis eius disputavit Michael Iosephus Pohl. Volumen II: Tractatuum asceticorum partem alteram complectens: De imitatione Christi cum novem Tractatulis. Volumen III: Tractatuum asceticorum partem tertiam complectens: Meditatio de incarnatione Christi; Sermones de vita et passione Domini, cum tribus Miscellaneis. Hoch-12° (XVI, 516 u. VIII, 440) Friburgi Brisg. 1904, sumptibus Herder. *M* 4.40 u. *M* 3.60

Eine kritische Gesamtausgabe der Werke des gottseligen Thomas von Kempen ist etwas, was die ganze christliche Welt erfreuen muß. Bedenkt man, daß die letzte Gesamtausgabe 1759 erschienen ist, bei den obwaltenden Verhältnissen notwendig unvollkommen bleiben mußte und selbst in dieser Gestalt selten und schwer zugänglich ist, so kann man es nicht genug begrüßen, daß ein deutscher Kempisforscher, zugleich geschulter Philologe, der durch mehrere wertvolle Arbeiten auf diesem speziellen Gebiete sich bereits einen Namen gemacht hat, den Mut faßte, die schöne Aufgabe auf sich zu nehmen. Das Werk ist in acht Bände geteilt, von welchen drei nunmehr vollendet vorliegen. Der zuerst erschienene fünfte Band (Gebete und Betrachtungen über das Leiden Christi) ist schon 1902 in diesen Blättern (LXII 460) zur Beachtung empfohlen worden. Der angezeigte zweite Band enthält (mit zahlreichen Verbesserungen im Text) die berühmten vier Bücher von der Nachfolge Christi und noch eine Reihe kleinerer erbaulicher Lesungen für Ordensleute. Die Anordnung ist so getroffen, daß im ersten und größeren Teil des Bandes der lateinische Text ohne alle gelehrte Beigabe deutlich und gefällig dem Auge entgegentritt. Ein umfangreicher kritischer Apparat aber, welcher jedes Fädchen bis zum äußersten Ende zu verfolgen liebt, ist als Anhang beigegeben, so daß auch der Forscher und Gelehrte vollauf seine Rechnung findet. Eine peinvolle philologische Sorgfalt, aber auch begeisterte Liebe zur Sache machen sich überall bemerklich. Im dritten Bande, der bei gleicher Anordnung dieselben kritischen Grundsätze befolgt, nimmt der wissenschaftliche Apparat nur geringeren Raum ein (40 S. auf 400 S. Text), läßt aber die äußerste Sorgfalt nirgends vermissen. Den Hauptinhalt bilden die „Betrachtung der Menschwerdung", die „Predigten über Christi Leben und Leiden", „Gebetserhebungen über das Leiden Christi, die seligste Jungfrau und andere Heilige", alles voll Frömmigkeit und heiliger Salbung. Innerliche Seelen werden sich daran erquicken, solche, die andern über die Geheimnisse Christi zu sprechen haben, großen Gewinn daraus ziehen. Diese Schriften sind wahrhaft ein Denkmal katholischer Innerlichkeit und innigster Jesuliebe gerade in jener Zeit, welcher am meisten „Veräußerlichung" und „Überwuchern des Heiligenkultes" angedichtet worden ist. Das noch beigefügte „kleine Alphabet" ist eine praktische Lebensregel für Ordensleute, und das Schriftchen „Van goeden Woerden" das einzige, was von Thomas

in niederdeutscher Sprache erhalten ist. Der Herausgeber hat es mit einer trefflichen lateinischen Übersetzung begleitet. So steht zu hoffen, daß durch die neue Ausgabe auch minder bekannte Werke des liebenswürdigen Geisteslehrers wieder einen ausgedehnteren Leserkreis gewinnen.

Der Englische Peterspfennig und die Lehenssteuer aus England und Irland an den Papststuhl im Mittelalter. Von Dr O. Jensen. 8° (IV u. 108) Heidelberg 1903, Hörning u. Beckenbusch. *M* 2.40

Die fleißige Spezialuntersuchung wirft Licht nicht nur auf die innigen Beziehungen Altenglands zum Apostolischen Stuhl, sondern auch auf die Entwicklung des päpstlichen Besteuerungs- und Finanzwesens. Gegenüber P. Fabers Étude sur le „liber censuum“ (1892) und Recherches sur le denier de St Pierre en Angleterre bedeutet sie einen guten Fortschritt. In manchen Bemerkungen freilich und im blinden Vertrauen auf Matthäus Paris verrät sich die Voreingenommenheit des akatholischen Forschers. Doch ist im ganzen die gehaltreiche Arbeit sachlich und wirklich wissenschaftlich gehalten.

Ubertin von Casale und dessen Ideenkreis. Ein Beitrag zum Zeitalter Dantes. Von Dr Joh. Chrysostomus Huck. gr. 8° (VIII u. 108) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.80

Aus den Schriften des bekannten Spiritualenführers, soweit sie in den Bibliotheken von Padua und Florenz noch vorliegen, werden die erreichbaren Daten über sein Leben wie seine Anschauungen und Tendenzen sorgfältig zusammengestellt. Der geistige Zusammenhang, den sein Arbor vitae mit den Schriften des Abtes Joachim aufweist, führt im letzten Abschnitt zu einer Darlegung über diesen merkwürdigen Propheten und dessen wahre wie unterschobene Schriften. Dieselbe genügt, um die Ankündigung einer „quellenmäßigen Untersuchung über die joachimitische Literatur“ durch den Herrn Verfasser mit Freuden begrüßen zu lassen. Wünschte man auch zuweilen etwas Zurückhaltung im Urteil wie im Gebrauche kühner sprachlicher Bilder, so wird man doch die wackere und brauchbare Arbeit gern anerkennen.

Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von P. Patricius Schlager O. F. M. 8° (X u. 304) Köln 1904, Bachem. *M* 3.60

So wenig die stille Tätigkeit eines im Volke stehenden religiösen Ordens an sich geeigenschaftet ist, dem Blick des Geschichtsforschers sich aufzudrängen, so waren doch die Minoritenniederlassungen in Deutschland von zu großer Bedeutung, um nicht auch in der Geschichtschreibung unseres Volkes ihren Platz zu beanspruchen. Dank einer fleißigen und ergiebigen Forschung, vorab in den Archiven von Duisburg, Düsseldorf und Köln, ist es dem Verfasser gelungen, trotz mancher Dunkelheiten und Lücken, die einstweilen noch bleiben, im ganzen ein gesichertes Bild davon zu entwerfen, wie der Orden in Deutschland sich verzweigt und dann in der Kölnischen Ordensprovinz sich entfaltet und immer wieder verjüngt hat. Nachdem so ein festes Gerüste gewonnen ist, werden mannigfache Ergänzungen, nicht nur aus den Archiven, sondern zweifellos auch aus der bereits gedruckten Literatur sich von selbst finden. Besondere Abschnitte sind den Predigern, Schriftstellern und Gelehrten, den neun Weihbischöfen wie den durch Heiligkeit des Lebens ausgezeichneten Brüdern

gewidmet. Daß unter diesen Namen wie Dietrich Coelde und Joh. Brugmann, Duns Scotus und Heinrich Harp, Julian von Speier und der schottische Dichter Wilh. Dunbar sich finden neben zahlreichen andern, genügt, um den Wert dieser Abschnitte zu kennzeichnen. Im Anhang sind auch eine Anzahl Dokumente beigegeben. Wenn die bewegte innere Geschichte des Ordens und der mehrfache Gegensatz, in welchen im Laufe der Zeit die Minoriten gegenüber andern Interessenkreisen gelegentlich geraten mußten, der Darstellung vielleicht manche Schwierigkeiten bot, so muß anerkannt werden, daß mit Würde, Maß und Bescheidenheit dieselben überwunden wurden. Die Arbeit verdient hohes Lob und ist recht brauchbar.

Corrispondenza inedita dei Cardinali Consalvi e Pacca nel tempo del Congresso di Vienna (1814—1815) ricavata dall' Archivio secreto Vaticano per il P. Ilario Rinieri. 8° (LXXXII u. 774) Torino 1903, Unione Tipografico-Editrice. *L.* 12.—

Consalvi und Pacca haben einen begründeten Ruf nicht nur als Staatsmänner, sondern auch für Handhabung der Feder. Paccas „Denkwürdigkeiten" sind bekannt; Consalvi ist in seinen diplomatischen Noten wie in seinen Briefen unübertroffen. Die halb amtliche, halb vertrauliche Korrespondenz zwischen solchen Männern in hochbedeutsamer Zeit muß mannigfache Anziehung bieten. Wohl handelt es sich an erster Stelle um die Wiedergewinnung des päpstlichen Länderbesitzes, die Consalvis diplomatischem Geschick großenteils auch wirklich gelungen ist, aber auch die sonstigen großen europäischen Angelegenheiten werden mit Scharfblick erörtert. Persönliche Begegnungen des Kardinals mit vielen der europäischen Fürsten und bekannten Diplomaten geben der Neugierde reichen Stoff. Pikante Zwischenfälle fehlen nicht, wie die Schwierigkeit des Kardinals, für ein Antwortschreiben an die Lebensgefährtin Talleyrands die passende Adresse zu finden, die Unterhandlungen mit Kronprinz Ludwig von Bayern wegen des barberinischen Faun, die Veröffentlichung der polizeilich aufgefangenen, für die Kurie so beschimpfenden Briefe Msgr Salamons durch Napoleon usw. Die kirchlichen Angelegenheiten zumal Englands, Rußlands, Deutschlands erhalten ihren Anteil. Mit Vergnügen liest man die täglichen Aufzeichnungen des savoyischen Gesandten Marquis San Marzano, der durchaus papstfreundliche Politik treibt, und mit Consalvi, den er unterstützt, in bestem Einvernehmen lebt. Bei dem ungeheuern Umfang der zum Teil durch Formalitäten in Anspruch genommenen Korrespondenz hat der Verfasser den Weg eingeschlagen, eine Auswahl des Wichtigsten und Bedeutendsten zu treffen (80 Nummern), aus den übrigen Schriftstücken jedoch nur das Bemerkenswertere in Anmerkungen beizufügen. Rinieri ist als erfolgreicher Durchsucher der Archive und geschickter Herausgeber aus seinen früheren Werken bekannt (vgl. diese Zeitschr. LXII 235; LXIII 454).

Correspondance du Duc d'Enghien (1801—1804) et Documents sur son enlèvement et sa mort. Par le Cte Boulay de la Meurthe. Tome I. 8° (LXVIII u. 522) Paris 1904, Picard. *Fr.* 8.—

Im März 1904 waren es 100 Jahre, daß der letzte Nachkomme des großen Condé von Napoleons Häschern auf neutralem Gebiete überrumpelt, fortgeschleppt und auf summarisches Urteil zu Vincennes erschossen wurde. Den Anstoß zu diesem Gewaltstreich gegen das Haus Bourbon gab die im vorausgegangenen Februar entdeckte Verschwörung Cadoudals und Pichegrus. Das der hundertjährigen Erinne-

rung geweihte Urkundenwerk, das mit vielen trefflichen Erläuterungen hier zur ersten Hälfte vorliegt, soll in monumentaler Weise die Tatsache verewigen, daß der 32jährige Herzog von Enghien jener Verschwörung völlig fremd war, und nach der ganzen Lage der Dinge wie nach seinen persönlichen Anschauungen und Plänen an derselben nicht von ferne beteiligt sein konnte. Zwar steht über diese fleckenloseste und sympathischste Gestalt unter den damaligen bourbonischen Prinzen das Urteil ebenso fest wie das Verdikt über den an ihm begangenen Mord, aber die edle Ritterlichkeit der Condés lassen diese Briefe doch noch stolzer hervortreten, und die gesammelten Schriftstücke gewähren tiefen Einblick in die damalige europäische Diplomatie, das napoleonische Polizeiwesen, die Verhältnisse des Hauses Bourbon und der einflußreicheren Emigrantengesellschaft. Erhebend sind die Eindrücke nicht, trotz mancher gewinnenden Züge. Namentlich erscheint die Entweihung und Zerrüttung des Familienlebens in jenen hochstehenden Kreisen so allgemein und tiefgewurzelt, daß über Abgründe der Verderbtheit wie über selbstverständliche Dinge mit elegantem Lakonismus hinweggegangen wird. Wahrhaft erfrischend berührt neben diesem Sumpfe menschlicher Schwäche und Selbstsucht der biedere Heldensinn Georges Cadoudals und seiner Leute, denen in diesem Bande mit Recht eine ansehnliche Stelle eingeräumt worden ist.

General Tilly der Siegreiche. Herausgegeben von J. B. Mehler. Mit vielen Abbildungen. 8° (216) München (o. J.), Seyfried u. Co. Geb. *M* 1.20; in Geschenkband *M* 1.80

Diese volkstümliche Darstellung von Tillys Heldenleben hat zunächst die Mitglieder marianischer Kongregationen oder katholischer Schulen und Vereine im Auge; neben Weckung vaterländischen Sinnes zielt sie darauf ab, die christlichen Tugenden und seltenen Charaktervorzüge des großen Feldherrn hervorzuheben. Bei geringem Preis ist die Ausstattung sehr gefällig, die zahlreichen, oft mühsam beschafften Abbildungen sind mit viel Verständnis und Glück gewählt. Etwas streng wird mit Pappenheim verfahren, weil dieser nicht auf die gleiche Stufe der Selbstentsagung sich erhebt wie Tilly. Es sind aber doch nur die nebensächlichen Untugenden eines feurigen Kriegsmannes, die in Betracht kommen. Gegenüber einem Bernhard von Weimar oder einem Coligny, für die selbst Katholiken zuweilen als Lobredner sich hergeben, und im Vergleich zu den sämtlichen calvinischen und lutherischen „Heroen" jener Tage war Pappenheim noch ein makelloser Held, auf den Bayern stolz sein darf und dessen der Katholik sich nicht zu schämen braucht. Im übrigen sei dem Verfasser Dank für sein prächtiges, von katholischer Wärme wohltuend durchwehtes Tilly-Buch.

Franz X. von Zottmann, Bischof der Diöcese Tiraspol. Züge katholischen und deutschen Lebens aus Rußland, geschildert von Al. Zottmann, Pfarrer. 8° (XII u. 220 mit 28 Illustrationen.) München 1904, Roth. *M* 2.40

In der Diözese Eichstätt 1826 geboren und im dortigen Seminar wie an den Universitäten Würzburg und München ausgebildet, wurde Zottmann nach längerem Aufenthalt in Rußland 1860 zu Saratoff zum Priester geweiht. Beim Nachlassen der kirchlichen Verfolgung sah er sich 1872 zum Bischof der größten Diözese der Welt erhoben, die erst seit 1850 bestand und die auf 14 000 Quadratmeilen 220 000 Gläubige von sechs verschiedenen Nationalitäten zählte. Unter drückenden Schwierig-

keiten hat der fromme und begabte Prälat Kathedrale und Seminar geschaffen, die kirchliche Verwaltung geordnet und einen Klerus herangebildet. Aus Gesundheitsrücksichten resignierte er 1889 und starb in seiner Heimat 1901. Die frisch geschriebene Lebensskizze enthält viel des Erbauenden, gestattet aber auch erwünschten Einblick in die Zustände der in Rußland noch geduldeten römisch-katholischen Glaubensgemeinschaften und namentlich in die Verhältnisse der blühenden deutschen Ansiedelungen an den Ufern der Wolga. Bei dem lebhaften Interesse, das augenblicklich dem russischen Weltreich sich zuwendet, kommt die Schrift gerade zur rechten Stunde.

Die Schola Carolina Osnabrugensis. Festschrift zur Elfhundertjahrfeier des Kgl. Gymnasium Carolinum zu Osnabrück. Von Prof. Dr Jul. Jaeger. gr. 8° (VI u. 128) Osnabrück 1904, Pillmeyers Buchh. *M* 2.75

Nur wenige Schulen können auf eine so weit hinaufreichende, nicht leicht eine andere auf eine so bewegte und wechselreiche Vergangenheit zurückblicken wie die Gründung des großen Kaisers Karl im Sachsenlande, die nach verheerenden Stürmen kaum wieder neu erstarkt, allen Katholiken Deutschlands neu ehrwürdig geworden ist als die Stätte der Jugendbildung unseres Windthorst. Heute steht noch der alte Baum in frischer Kraft, wetteifernd mit den triebfähigsten Bildungsanstalten, die ein späteres Jahrtausend ihm an die Seite gepflanzt hat. Ein Zeichen des hohen Sinnes, der heute noch an dieser Stätte waltet, war das schöne Fest, mit welchem der Denktag der um so viele Jahrhunderte zurückliegenden Gründung begangen worden ist. Die Festschrift, die bei diesem Anlaß ausging, ist indes keineswegs ein bloßes Zierstück, sondern ein schätzenswerter Beitrag zur deutschen Schulgeschichte. Selbst auch die prächtigen Illustrationen haben historischen Wert. Für die ersten Jahrhunderte fließen freilich die Quellen nur spärlich, aber von der Zeit des Münsterschen Humanismus an belebt sich das Bild immer mehr. Merkwürdig sind die äußeren Schicksale der Schule, wie auch für lange Zeit die Ausgestaltung der konfessionellen Verhältnisse. Am meisten fesselt aber doch der genaue Einblick in den Kleinbetrieb der Schule: Lehr- und Lernweise, Studienplan und Kalender, Aufsicht und Disziplin. Als Ganzes ist die Schrift recht geeignet, mit der Liebe zur Anstalt den Sinn für die historische Vergangenheit zu wecken.

Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie. Von Dr Max Ettlinger. 8° (86) Köln 1903, Bachem. *M* 1.50

Der Verfasser verfolgt den Entwicklungsgedanken in den Geisteswissenschaften der neuesten Zeit. Der heuristische Wert der Deszendenztheorie für die Psychologie, die Kriterien des Bewußtseins, das Lernen der Tiere durch Gedächtnisübung und Nachahmung, die Eigenart des tierischen und menschlichen Seelenlebens werden näher untersucht. Das Schlußergebnis, zu dem der Verfasser kommt (S. 81), ist, daß durch die Anwendung der Deszendenztheorie auf die Psychologie unsere wissenschaftliche Einsicht nicht gefördert, sondern eher gehemmt und verwirrt wird. Obwohl wir mit manchen Ausführungen des Verfassers über die Kriterien des Bewußtseins nicht einverstanden sind, so können wir doch die Schrift allen Psychologen zum Studium empfehlen.

Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist. Von Dr E. Dacqué. 8° (28) Stuttgart 1904, Kielmann. 60 *Pf.*

Die kleine, mit berechtigter Satire geschriebene Schrift kennzeichnet das Beweisverfahren der Haeckelschen Schule gegenüber ihren wissenschaftlichen Gegnern. Professor J. Reinke in Kiel hatte in seinem Werke „Die Welt als Tat" (3. Aufl., Berlin 1903) und in seiner „Einleitung in die theoretische Biologie" (Berlin 1901) sowie in einer Abhandlung im „Türmer-Jahrbuch" 1903 die Annahme einer Urzeugung der organischen Wesen für durchaus unwissenschaftlich erklärt und sich entschieden für die Schöpfungshypothese ausgesprochen. Dadurch hatte er den Groll des monistischen Altmeisters Ernst Haeckel in Jena erregt, und ein Schüler Haeckels, Heinrich Schmidt in Jena, suchte die Urzeugungshypothese zu verteidigen in einer kleinen polemischen, in echt Haeckelschem Stile geschriebenen Schrift: „Die Urzeugung und Professor Reinke." Gegen diese Apologie der Haeckelschen Theorie wendet sich die obengenannte Schrift E. Dacqués. Sie zeigt in einem ziemlich ruhigen, aber des Humors und der schärfsten Kritik stellenweise nicht entbehrenden Stile die Haltlosigkeit der Urzeugungstheorie Haeckels und hebt zugleich die grenzenlose Anmaßung gebührend hervor, mit welcher Haeckel und seine Schüler das Monopol der Wissenschaftlichkeit für sich allein in Anspruch nehmen.

Die Arbeiterfrage. Von Prof. Dr F. Hitze. Vierte, verbesserte und ergänzte Ausgabe. (18.—21. Tausend.) gr. 8° (IV u. 210) M.-Gladbach 1904, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Anhang: Die Arbeiterfrage im Lichte der Statistik. (55) Nachträge (19) *M* 1.—

Mit großer Freude begrüßen wir diese neue Ausgabe eines wirklich vortrefflichen Buches, das mehr Nutzen gestiftet hat als manche andere Werke, die mit größerer Breite den gleichen Stoff behandeln. Hitze wollte nur einen „Abriß" der Arbeiterfrage geben, eine möglichst klare und präzise Darstellung der deutschen sozialen Gesetzgebung in ihrem gegenwärtigen Stand, aber auch mit Bezeichnung der weiteren Ziele einer praktischen Sozialreform. Da der Verfasser seine ganze Lebenskraft der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes erfolgreich gewidmet hat, findet sich bei ihm die wissenschaftliche Kenntnis und das praktische Verständnis der Arbeiterverhältnisse in hervorragendem Maße vereinigt. Davon legt jede Seite dieser schon seit langem populär gewordenen Schrift beredtes Zeugnis ab.

Bleibet im Hause. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. 8° (132) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 1.50

Die „Emanzipation" der Frau ist durch das Christentum besiegelt. Wer sie darüber hinaus weiterführen wollte, verläßt die Wege des Heiles. „Wir möchten die Frau retten, vor sich selbst und vor falschen Propheten. Wir möchten es klar machen, daß ihr Wirkungskreis nicht im Arbeitsfelde des Mannes liegt, daß er, vermöge des Ordnungsgebotes, welches die Welt erhält, dort nicht liegen kann." Das ist Grundauffassung und Tendenz des Buches. Die Verfasserin verkennt nicht die ernste Bedeutung der Existenzfrage für das weibliche Geschlecht unserer Zeit. Sie glaubt auch nicht, daß mit einem einzigen großen Mittel, sondern nur mit vielen großen und kleinen Mitteln geholfen werden könne. Aber ihrerseits betont sie vor allem den Beruf der Frau im Hause selbst, fordert hierfür eine geeignete

und bessere Vorbildung, als sie heute meist geboten wird. Nicht in allen Details wird man der Verfasserin beistimmen können. Was sie z. B. über Zollpolitik (S. 19 ff) sagt, ist wenig begründet und gehört nicht zur Sache. Im übrigen zeichnet sich die Schrift aus durch eine echt christliche Auffassung, feine Beobachtung, nüchternes Urteil und edle Sprache.

Handbuch des Mädchenschutzes. Insbesondere für Priester und die Mitglieder charitativer Vereine. Von Dr Wilhelm Liese. 12° (VIII u. 314) Freiburg 1904, Charitasverband für das katholische Deutschland. *M* 3.—

Der Verfasser will eine umfassende Darstellung der Bestrebungen des Mädchenschutzes bieten, ohne jedoch ins Weite zu schweifen. Er behandelt in der Einleitung die Änderungen in der Lage des weiblichen Geschlechtes, die Folgen und Gegenmaßregeln, die Stellung des Seelsorgers zum Mädchenschutz. In sechs Abschnitten werden sodann besprochen: die Fürsorge für die Dienstboten, Fabrikarbeiterinnen, die weiblichen Angestellten im Handel und Verkehr, für weibliche Reisende und Auswandernde, für gefährdete, gefallene und gefangene Mädchen, die Gründung und Leitung der Vereine und das Leben in denselben; schließlich finden in einem Anhang ihren Platz: die Statuten verschiedener Vereine, ein Verzeichnis der Dienstboten-, Arbeiterinnen- und Gehilfinnenvereine mit ihren Heimen, der Vertrauensmänner des St Raphaelsvereins in Europa und Amerika. — Schon die kurze Inhaltsangabe zeigt die hohe praktische Bedeutung dieser Schrift. Die Ausführungen im einzelnen beweisen eine außerordentlich weitgreifende Erfahrung des Verfassers, ein von aufrichtiger Nächstenliebe, aber auch von weiser Unterscheidung und bewährter Klugheit geleitetes Urteil. Die Schrift bildet die 13. Nummer der überaus empfehlenswerten, vom Charitasverbande herausgegebenen Abhandlungen. Vor allem die Seelsorger ohne Ausnahme, in Stadt und Land, werden dem Verfasser für diese so wertvolle Schrift dankbar sein.

Kleinere Schriften über Sozialismus:

Der Sozialismus. Von Casimir Stemlin. 12° (110) Ingenbohl 1901, Selbstverlag des Verfassers. — Das Büchlein behandelt nicht nur den Sozialismus, sondern beweist auch mit großer Wärme die Bedeutung des Christentums und des göttlichen Sittengesetzes für die Fragen des wirtschaftlichen Lebens.

Das rothe Gespenst. 12° (32) Verlag von „Kreuz und Schwert". 25 *Pf.* — Urgesunde Ansichten über soziale Frage und Sozialismus, die Pflicht der Beteiligung an den politischen Wahlen werden hier in populärer Form dargelegt und begründet.

Katechismus der sozialdemokratischen Religion und Revolution. Systematisch geordnete Fragen beantwortet von der sozialdemokratischen Partei, von Parteiorganen und einzelnen Genossen der Sozialdemokratie. Von J. Klein. 12° (46) Berlin 1903, Schlosser. 30 *Pf.* — Ein praktisches Büchlein, für die Belehrung des Volkes wohl geeignet.

Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von Dr M. Trautmann. 8° Bonn 1904, Hanstein.

1. Heft XIV: Die Kildare-Gedichte. Die ältesten mittelenglischen Denkmäler in Anglo-Irischer Überlieferung. Von Dr W. Heuser. (VIII u. 232) *M* 7.—

2. Heft XV: Die Sprache der altenglischen Glossen im Ms. Harley 3376. Von Dr Paul Boll. — Über Erhaltung des altenglischen kurzen und langen œ-Lautes im Mittelenglischen. Von Karl Dan. Bülbring. (VI u. 140) *M* 5.—

3. Heft XVI: Das Beowulflied. Als Anhang das Finn-Bruchstück und die Waldhere-Bruchstücke. Bearbeiteter Text und deutsche Übersetzung. Von Moritz Trautmann. (XII u. 188) *M* 4.—

1. Verfasser vereinigt hier eine Anzahl altenglischer Texte, deren äußere und innere Merkmale auf den Südwesten Irlands, den alten english pale, als Entstehungsort hinweisen, wo im 12. und 13. Jahrhundert zuerst die westsächsischen Eroberer festen Fuß faßten, und wo heute noch die Volkssprache in den Baronies von Forth und Bargy deutliche Anklänge an die Formen jener Schriftdenkmäler aufweist. Den Kern bilden 17 Dichtungen, die sich neben lateinischen und altfranzösischen Stücken im Ms. Harley 913 vorfinden und aller Wahrscheinlichkeit nach dem Franziskanerkloster von Kildare und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstammen. Aus ihnen sind neun Gedichte geistlichen Inhalts, andere satirisch; vier beruhen auf fremden, sprachlich ungleichartigen Vorlagen. Nachdem aus dem sicher Gegebenen die Eigentümlichkeiten des in jenen Landstrichen einst gesprochenen anglo-irischen Dialektes wohl zum erstenmal mit voller Klarheit festgestellt sind, ist es dem Verfasser nicht schwer, in andern bereits bekannten Texten wie auch in bisher nicht bearbeiteten Handschriften den anglo-irischen Ursprung nachzuweisen. Der fachgemäßen Dialektforschung gehen Nachrichten über die Geschichte und Beschaffenheit der betreffenden Handschriften und die literarische Verwandtschaft der überlieferten Texte zur Seite. Schon die Zusammenstellung dieser uralten Sprachdenkmäler und Volksdichtungen mit kritischer Behandlung nach einheitlichen Grundsätzen macht die Arbeit zu einem schätzenswerten Beitrag zur englischen Literaturgeschichte.

2. Ein dem 10. Jahrhundert angehöriges, leider unvollständiges Glossar wird auf die dialektische Beschaffenheit seiner englischen Ausdrücke näher untersucht; es ergibt sich das Vorhandensein zahlreicher Formen, welche einer vom Westsächsischen des Königs Alfred und des Abtes Ælfric abweichenden Mundart angehören, jedoch nicht als Entlehnungen aus dem Kentischen oder Anglischen anzusehen sind, vielmehr als echt sächsische Patoisformen. Bülbring, dessen Aufstellungen hierdurch eine neue Bestätigung erhalten, hat seinerseits eine für die Sprachlehre des Mittelenglischen nicht unwichtige Untersuchung beigefügt.

3. Die langerwartete Neuausgabe des Beowulfliedes liegt also endlich vor, wenigstens der Text, mit den von Trautmann für unerläßlich gehaltenen Verbesserungen und manchen guten Vorschlägen, dazu eine möglichst wortgetreue Prosaübersetzung. Die Erläuterungen, die bei der mangelhaften Textüberlieferung allerdings von der größten Wichtigkeit sind, wurden leider zusamt dem Wörterbuch einer späteren Lieferung der „Beiträge" vorbehalten. Aber dem Anglisten nicht minder als dem Literaturfreund ist schon jetzt ein guter Dienst erwiesen. Im Anhang wird das Finn-Bruchstück, wie schon früher (Beitr. VII 55) in altenglischen Staben, aber in neuer kritischer Bearbeitung, die Waldherebruchstücke (über die Beitr. V 162) zum erstenmal in Staben abgedruckt. Änderungen machen sich namentlich im zweiten Bruchstück bemerkbar.

Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie von Heinrich Bischoff, Professor an der Universität Lüttich. Mit dem Bildnisse Heinrich Hansjakobs. 8° (140) Kassel 1904, Weiß. *M* 1.60; geb. *M* 2.20

Daß auf einen bedeutenden katholischen Schriftsteller der Gegenwart in einer besondern Studie aufmerksam gemacht, über die Gesamtheit seiner Leistungen Überschau gehalten und das, was sie an Poesie und geistigem Gehalt, an Zartheit und Urwüchsigkeit in sich bergen, verständnisvoll gewürdigt werde, ist an sich erfreulich. Der Umstand, daß ähnliches schon vor einigen Jahren durch A. Pfister geschehen, und daß die jetzige „Studie" von einem die spezifisch katholische Anschauung ablehnenden Standpunkt aus geschrieben, ändert nichts an dieser Genugtuung. Man wird es dem Verfasser auch Dank wissen, daß er auf Lebenslauf, Schicksale, Anschauungen und Lieblingsideen seines Helden näher eingegangen ist, wozu ohnehin der Inhalt vieler von dessen Schriften fast die Nötigung bot. Das Buch ist aber doch weit eher „literarische Plauderei" als „Studie", und manche kunstkritische Sätze werden ausgesprochen, die man mit ernstem Kopfschütteln liest. In Hansjakobs Leben werden Wandlungen und Ideen ihm zum Ruhm und Verdienst angerechnet, die bei dem originellen, an Einfällen und Ausfällen übersprudelnden Manne subjektiv entschuldbar erscheinen mögen, die aber doch einer weit kundigeren und weiseren Abwägung bedurft hätten, als ihnen hier zuteil geworden ist. Zu Auseinandersetzungen über politischen und religiösen Katholizismus bot die kurze „literarische Studie" gewiß nicht den geeigneten Raum.

Christliche Kunst. Serie I bis V. Je fünf farbige Kunstblätter in kl. Folio. Mit erläuterndem Text von S. Staudhamer. München 1904, Gesellschaft für christliche Kunst. Je *M* 3.—

Schöne Werke fördern Liebe zu echter Kunst und zu tüchtigen Meistern nachhaltiger und sicherer als vielerlei Gerede. Darum sind die Jahresmappen wirksame Helfer geworden bei den Bestrebungen der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Entscheidenden Einfluß wird auch das neue „Pracht-Lieferungswerk" gewinnen, dessen fünf bis dahin erschienenen Serien mit 25 farbigen Blättern laute Anerkennung und warme Empfehlung verdienen. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Werke christlicher Meister der Neuzeit bevorzugt sind und das Schwergewicht nicht gelegt ist auf bekannte Werke der großen Italiener, die deutschem Wesen doch ferner stehen, nicht einmal auf Erzeugnisse der mittelalterlichen Epoche. Unsere Kunst muß wiederum national, sie muß für das 20. Jahrhundert modern, für unsere Kirchen katholisch sein. Ein Zusammenschluß kirchlich gesinnter Künstler, wie Gelehrte ihn im Görresverein fanden, ist unbedingt nötig. Kommt er erst jetzt, zur elften Stunde, hoffentlich noch nicht zu spät, so muß er jedenfalls mit Aufwand aller Kräfte gestärkt werden. Möchten darum die Serien der „christlichen Kunst" viele Abonnenten gewinnen. In katholische Häuser passen sie doch zweifelsohne mehr als ähnliche Publikationen Seemanns.

Der Dom zu Münster in Westfalen. Geschichte und Beschreibung des Baues und seiner bildnerischen Ausstattung von C. A. Savels. Mit 2 Karten und 87 Abbildungen auf 17 Lichtdruck-Tafeln und im Text. 4° (72) Münster i. W. 1904, Regensberg. *M* 6.—

Die älteren Aufnahmen des Domes zu Münster und die Untersuchungen über dessen Baugeschichte genügten seit langem nicht mehr. Um so willkommener sind

die ebenso schönen als klaren hier gebotenen Pläne und Ansichten. Sie zeigen das Gotteshaus im Innern und Äußern, in Grundriß und Aufriß. Der Text beschäftigt sich eingehend mit der Baugeschichte und legt dieselbe klar dar. Doch dürfte die Datierung der Figuren und Ornamente der Vorhalle kaum richtig sein. Der Preis ist mit Rücksicht auf die wertvollen Abbildungen und Tafeln sehr mäßig.

Turm- und Glockenbüchlein. Eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben. Von Dr Karl Bader. 8° (XII u. 222) Gießen 1903, Ricker. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Freundliche Ausstattung, insbesondere eine Anzahl von guten Abbildungen berühmter Glocken und Türme wären geeignet, von vornherein für die Schrift einzunehmen. In der Tat hat der Verfasser mit sichtlicher Liebe aus den Sprüchen des Volksmundes, dem Gebiete der Kunst, den Reichen der Geschichte, Sage und Poesie überaus vieles, oft Treffliches gesammelt, was nur mit Kirchturm und Glocke, mit Turmuhr, Turmspitze, Turmwächter u. dgl. einigen Zusammenhang hat. Bei dem wirklichen Reichtum vermißt man leider jede Übersichtlichkeit der Anordnung; die Inhaltsangabe muß dies ersetzen und zugleich die Stelle des Registers vertreten. Hier und dort öfter wiederkehrende Bemerkungen gegenüber denen, „deren Glauben in irrige Bahnen geraten", bezeugen Mangel an Verständnis für katholische Auffassung, aber auch an gutem Geschmack. Böswillig ist es nicht gemeint, das zeigt schon die Rüge (S. 113) gegen den unduldsamen Geist, der in so vielen Inschriften protestantischer Kirchenglocken sich kundgibt. Aber die Sorge um den „Aberglauben" der Katholiken hätte der Verfasser sich ersparen können, und es wäre schon im Interesse seiner Schrift gewesen, auf seine Glossen über katholische Glockenweihe, Glockentaufe und Marienverehrung zu verzichten; geistreich sind sie nicht.

Gottesdienst und Kirchenausstattung. Nachschlagebuch für katholische Geistliche und Kirchenbeamte. Von M. Brandenburg, Pfarrer zu Karthaus in Westpreußen. 8° (152) Berlin 1903, Germania. *M* 2.40

Die Schrift ist, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, vor allem für Priester bestimmt, die allein oder zu zweit in kleineren Gemeinden wirken und nur selten oder nie in die Lage kommen, feierlichen Gottesdienst zu halten, und baut sich auf dem Memoriale rituum Benedikts XIII. auf. Der erste Teil behandelt die Kirchengebäude und deren Ausstattung, der zweite den Gottesdienst an gewöhnlichen Wochentagen, der dritte den sonntäglichen Gottesdienst, der vierte die Feier des Kirchenjahres, der fünfte und letzte die gottesdienstlichen Handlungen bei besondern Gelegenheiten. Die Bemerkungen über die gottesdienstlichen Geräte und Paramente sind zum großen Teil Hartmanns Repertorium, Schmids Cäremoniale u. a. entnommen. Vielleicht wäre eine selbständigere und zugleich ausgiebigere Behandlung vorzuziehen gewesen.

Broschürensammlung der „Schweizerischen Kirchenzeitung". Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. Homiletisch-philosophische Betrachtungen für gebildete Christen. Von A. Meyenberg, Professor der Theologie und Canonicus in Luzern. 8° (52) Luzern 1904, Räber & Co.

In edler Sprache behandelt die Broschüre auch dem gebildeten Laien verständlich eine sehr wichtige, tiefgreifende philosophische Frage. Sie beweist in religiös-anmutender Form die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele.

Für die weiteren Kreise, an welche sich die Schrift wendet, wäre es angebracht, noch etwas mehr „aus dem Rahmen der Allerheiligenpredigt" herauszutreten, ohne jedoch der ganzen Abhandlung ein Körnchen der religiösen Salbung und Weihe zu nehmen. Auch dürfte der Unterschied der Menschenseele von der Tierseele in irgend einer Form bewiesen werden müssen, um auch einem geschulten Denker beim ersten und Hauptbeweise kein Hinterpförtchen des Entkommens zu lassen.

Neuemotive für die Kinderbeicht. Bearbeitet von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. kl. 8° (IV u. 106) Kempten 1904, Kösel. *M* 1.—

Die Bearbeitung der einzelnen Neuemotive, wie sie das vorliegende Büchlein bietet, darf als trefflich bezeichnet werden. Der Verfasser weiß die verschiedenen Beweggründe anschaulich, praktisch und mit großer Wärme vorzutragen. Nur hätten wir gewünscht, daß am Schluß die tatsächliche Erweckung der Reue und namentlich des guten Vorsatzes etwas stärker betont worden wäre, als es wirklich geschieht. Dann kann Referent dem Verfasser nicht zustimmen, wenn dieser in der Einleitung bemerkt: „Ebensowenig empfiehlt es sich, bei jeder Beicht die sämtlichen Neuemotive durchzugehen; denn bloß flüchtig hingeworfene Gedanken lassen das Herz meist kalt. Das Gemüt muß erst erwärmt und der Wille bewegt werden. . . . Ein Neuemotiv, anschaulich und plastisch in kindlicher und anregender Sprache dargeboten, wird dieses Ziel am besten erreichen", und wenn er demgemäß die einzelnen Exhorten durchweg auf ein Motiv beschränkt. Reue erwecken will gelernt sein, sagt der Verfasser mit Recht. Aber es will auch gelernt sein, aus den verschiedenen Motiven Reue zu erwecken; dazu ist es aber unseres Erachtens notwendig, daß bei jeder Beicht die Kinder angeleitet werden, das an der Hand verschiedener Motive zu tun. Insbesondere sollte keine Beicht vorübergehen, bei der sie nicht von neuem angelernt und angeregt werden, eine vollkommene Reue zu erwecken. Bei einer Kinderbeicht sich lediglich auf Motive wie Sündenlohn, Sündengefahr, das verlorene Paradies, das Fegfeuer, Todesgedanken, Häßlichkeit der Sünde, und zwar nur auf eines derselben beschränken, scheint Referenten nicht sehr pädagogisch. Übrigens ist es keineswegs so schwer, mit den Kindern vor der Beicht auf Grund verschiedener Motive den Reueakt zu machen, wenn nur diese im Unterricht in geeigneter Weise erläutert wurden. Darin hat natürlich der Verfasser recht: keine Schablone und keine flüchtig hingeworfenen Gedanken.

Die heilige Adventszeit. Von Dom Prosper Guéranger. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Begleitworte von Dr Friedrich Schneider. Dritte Auflage. 8° (XVI u. 538) Mainz 1904, Kirchheim. *M* 4.20

Die Tatsache, daß das 15 Bände umfassende, in dieser Zeitschrift VII 358 und XVIII 345 empfohlene, große Werk seit 1874 schon in dritter Auflage erscheint, liefert den sichern Beweis für dessen Gehalt und Brauchbarkeit. Es gibt in schöner deutscher Übersetzung die in Brevier und Meßbuch niedergelegte römische Liturgie nebst ausgewählten Stücken aus andern Liturgien des Morgen- und Abendlandes, ist also sehr geeignet, in den Geist des Kirchenjahres einzuführen und das kirchliche Leben zu fördern.

Das Gebetsleben Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Von Dr Margreth. gr. 8° (XII u. 320) Münster 1902, Aschendorff. *M* 6.—

Diese dankenswerte Monographie gibt A in § 1—3 eine Übersicht über die Quellen für die Lehre vom Gebete Christi, dann behandelt B das Gebet Christi.

Aus dem ersten Teil, der bloß ein Zehntel des gesamten Werkes umfaßt, heben wir die Zusammenstellung der einzelnen Schrifttexte in griechischer und deutscher Sprache hervor. Der zweite Teil umfaßt eine Reihe interessanter Fragen. § 4—7 behandeln die Tatsache des Gebetes Christi (des irdischen und himmlischen), die dogmatische Erklärung sowie die Frage nach der Notwendigkeit des Gebetes. In § 8 kommt die äußere Beschaffenheit des Gebetes zur Sprache. § 9—14 behandeln den Gegenstand des irdischen Gebetes Christi; die Lob- und Dankgebete, die Segensgebete, die Opfer- und Leidensgebete, die Gebete um die eigene Verherrlichung, die Gebete für die Apostel und die Hierarchie, für die Gläubigen und alle Menschen kommen einzeln zur Sprache; § 15 handelt über den Gegenstand des himmlischen Gebetes; in § 16—20 wird das Gebet Christi als Opferfunktion, als Gebet unseres Hauptes, in seiner unfehlbaren Wirksamkeit und seinem Beispiel für uns betrachtet. Ein dreifaches Verzeichnis: die einzelnen Gebete Christi, die angeführten Schriftstellen, die wichtigen Materien umfassend, beschließen die Monographie. Besonders ansprechend, zum Teil ergreifend erscheinen uns: die Gedanken über die Anrede (S. 118 u. 119), die Gedanken über das messianische Lob- und Dankgebet (S. 139 ff), über das hohepriesterliche Gebet (S. 155 ff), über das Opfergebet im Ölgarten (S. 167 f), über die Gebete des Herrn für seine öffentliche Wirksamkeit (S. 235 ff), das Gebet Christi als Beispiel für uns (S. 296 f). — Bei der Fülle schönen Stoffes wollen wir über Kleinigkeiten nicht rechten, obgleich die Ausführungen auf S. 280 uns nicht befriedigten. Um dem Buch einen größeren Leserkreis und eine weitere Benutzung zu sichern, möchten wir wünschen, daß manche Partien in einer zweiten Auflage kürzer gefaßt würden.

Anleitung zur Beruhigung ängstlicher Seelen. Von P. D. Karl Quadrupani, Barnabit. Aus dem Italienischen übersetzt von Johann Baptist Berger, Pfarrer zu Boppard. Fünfte Auflage. kl. 8° (VIII u. 170) Regensburg 1904, Manz. 80 *Pf.*

Dasselbe Buch. Mit den Zusätzen des Chevalier du Chambon de Mésilac versehen. Zweite Auflage. 16° (320) Paderborn 1903, Bonfaciusdruckerei. 50 *Pf.*

Die von Quadrupani verfaßte tröstliche Abhandlung erschien in Italien bereits in 30 Auflagen, in französischer Übersetzung bereits in 18. Die an zweiter Stelle genannte Ausgabe ist durch Zusätze vermehrt, welche du Chambon aus den Schriften des hl. Franz von Sales beifügte. Diese Beigaben sind fast ebenso lang als der ursprüngliche Text, dienen zur Erweiterung und Vertiefung und haben durch das Ansehen des hl. Franz besondern Wert.

L'âme religieuse temple de Dieu. Retraite de consécration ou d'anniversaire par Olivier Lefranc T. O. P. 12° (170) Paris 1903, Lethielleux. *Fr.* 1.—

Die Lehre des hl. Paulus, Christen seien Tempel Gottes, wird mit Berücksichtigung des Tempels des Alten Bundes und der christlichen Kirchen sowie der an und in den Gotteshäusern vollzogenen gottesdienstlichen Handlungen begründet und zu Nutzanwendungen verwertet. Außerdem wird hingewiesen auf die dreifache Bedeutung der Stadt Jerusalem, auf Maria, den auserlesensten Tempel Gottes, und auf die Häuser des Simon, des Zachäus, Matthäus und Lazarus, in die der Herr einkehrte. Es ergaben sich dadurch viele fruchtbare und neue, das kleine Buch ansprechend und brauchbar machende Vergleiche.

Neue Marianische Literatur.

Das fünfzigjährige Jubiläum der feierlichen Verkündigung der Unbefleckten Empfängnis hat eine Reihe Gelegenheitsschriften veranlaßt. **L'immaculée Conception.** Par J. B. Terrien S. J. kl. 8° (180) Paris 1904, Lethielleux. *Fr.* 1.50. Die Schrift, ein Auszug aus dem trefflichen, in dieser Zeitschrift (LX 454 u. LXIV 338) angezeigten Buche La mère de Dieu et la mère des hommes, bietet eine durch theologische Gründlichkeit und echte Frömmigkeit ausgezeichnete Darlegung der Auserwählung und ersten Begnadigung Mariens.

„Keine Makel ist an dir" (Hl 4, 7). Ein Büchlein über die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter Maria. Mit einem Anhange verschiedener Gebete und vielen Bildern nach Gemälden berühmter Meister. Von P. Josef Schneider S. J. kl. 8° (118) Klagenfurt 1904, St Josef-Verein. Zehn Kapitel erklären in volkstümlichem, zuweilen etwas derben Tone die Bedeutung des Dogmas. Die zweite Hälfte des Büchleins bietet Andachtsübungen. — Anspruchslose, aber brauchbare Festbüchlein sind auch: **Maria, ohne Sünde empfangen.** Von P. Jos. Krebs C. SS. R. 12° (IV u. 108) Dülmen 1904, Laumann. Geb. 50 *Pf.* **Maria Immaculata.** Von Ludwig Soengen S. J. 12° (116) M.-Gladbach 1904, Kühlen. 30 *Pf.*; geb. 50 *Pf.* **Gnaden-Novene** zu Ehren der heiligen Gottesmutter Maria nebst einem Anhang der gewöhnlichen Gebete von Fr. X. Brors S. J. 12° (VIII u. 112) Weißensee-Berlin 1904, Waßmann, Pfarrer. Geb. 50 *Pf.*

Ein reichhaltiges, Priestern sehr nützliches Hilfsmittel zur eigenen Erbauung und zur Vorbereitung auf Predigten ist **Pietas Sacerdotalis** erga immaculatam Conceptionem beatissimae Virginis Mariae. Fasciculus precum meditationum et documentorum, quae collegit P. Henricus Watrigant S. J. 32° (343) Tornaci 1904, Desclée. *Fr.* 1.50.

Kühlen hat ein großes **Jubiläums-Gedenkblatt** herausgegeben. In Chromolithographie *M* 1.—, in Lichtdruck 80 *Pf.*, dazu ein „Immakulataschild" 20 *Pf.*

Von Dr Philipp Hammer, **Der Rosenkranz,** eine Fundgrube für Prediger und Katecheten, ein Erbauungsbuch für katholische Christen, wurde der erste Band in dieser Zeitschrift (XL 261) empfohlen. Er behandelt den Rosenkranz im allgemeinen, dessen Credo und das Vaterunser. Im zweiten Bande wird der Anfang, im dritten, bereits in vierter Auflage vorliegenden (gr. 8° [VIII u. 400] Paderborn 1903, Bonifaciusdruckerei. *M* 3.40), der Schluß des ersten Teils des Ave Maria erklärt, im vierten Bande der zweite Teil desselben sowie die Übung der drei göttlichen Tugenden. Folgen sollte noch eine Erklärung der fünfzehn Geheimnisse in gleicher gemütvoller und unterhaltender Schreibweise, welche das ganze Werk zu einem anziehenden und nützlichen Lesebuch für fromme Seelen macht. Der Tod setzte jedoch dem Wirken des Verfassers ein Ende.

Der hochheilige Rosenkranz in 31 Betrachtungen, Gebeten und Beispielen. Für den Monat Oktober und die Maiandacht bearbeitet von W. Cramer. Vierte, vermehrte Auflage. 12° (210) Essen-Ruhr 1904, Fredebeul. Geb. 60 *Pf.* — Für jeden Tag ist eine Betrachtung gegeben, welche sich auf den Wortlaut des Rosenkranzes, dessen Zweck und Form bezieht und mit einem Gebete sowie mit einem Beispiel endet. Alles ist klar, belehrend und anregend, so daß das Büchlein sich auch für gemeinsame Andachten brauchbar erweist.

Schlichte Gedanken über den Rosenkranz, von Schwester Maria Loyola, Klosterfrau zu York. Mit einer Vorrede von Herbert Thurston S. J. Aus

dem Englischen. 8° (X u. 267) Mainz 1904, Kirchheim. *M* 1.80; geb. *M* 2.20 Die einfachen, gehaltvollen Gedanken dieses kleinen Buches über die Geheimnisse des Rosenkranzes werden wegen ihrer neuen Form und wegen der anspruchslosen Art, in der eine fromme Klosterfrau sie vorträgt, Eindruck machen auf viele Leser und ihnen zum betrachtenden Beten des Rosenkranzes, das ja zur Gewinnung der Ablässe erfordert wird, gute Dienste leisten.

Neuer Mai-Monat. Mit Zugrundelegung des alten Büchleins von P. Alphons Muzzarelli herausgegeben von Dr Johannes Praxmarer. Zweite, durchgesehene Auflage. 8° (208) Mainz 1904, Kirchheim. 90 *Pf*; geb. *M* 1.20 — Einunddreißig auf die Tage des Maimonates verteilte Betrachtungen behandeln die Stoffe, welche in Exerzitien vorgelegt werden, und bezwecken, eine Anleitung zur Besserung des Lebens zu geben, und zwar unter besonderer Hilfe Marias. Ein Beispiel ist für jeden Tag beigefügt und wird bei gläubigen Seelen nicht ohne Wirkung bleiben.

Mater admirabilis. Die wunderbare Mutter. Eine Maiandacht in Beispielen von wunderbaren Gebetserhörungen von J. P. Toussaint, Priester der Diözese Luxemburg. Zweite Auflage. 8° (IV u. 212) Mainz 1904, Kirchheim. Geb. *M* 1.— Der Verfasser glaubt, die Andacht zur Gottesmutter würde wohl „am besten" gefördert „durch die anschauliche Erzählung der Gnadenerweise, mit welchen Maria jene belohnt, die vertrauensvoll ihre Zuflucht zu ihr nehmen". Selbst wenn alle Beispiele sicher beglaubigt wären, muß doch die dogmatische Grundlage stets der entscheidende Kern bleiben, besonders in unserer Zeit. Zum Privatgebrauche mag das Büchlein bei einfachen Leuten Dienste leisten, zum Vorlesen in öffentlichen Maiandachten ist es nicht zu empfehlen.

Ein Blumenstrauß, der Himmelskönigin gebunden. Eine Sammlung von Maiandachten für Kirche und Haus. Von Gemminger, Priesterhausdirektor. Zweite Auflage. 12° (VI u. 496) Regensburg 1903, Pustet. *M* 1.80; geb. *M* 2.40 — Das Buch bietet zwei Maiandachten mit je einunddreißig recht frommen, verständlichen und durch Beispiele anziehend gemachten Betrachtungen. Einiges ist freilich weit hergeholt, besonders in den sieben Betrachtungen über das Verhältnis Marias zu den einzelnen Sakramenten, auch sind für die Richtigkeit der angeführten Väterstellen die nötigen Nachweise nicht gegeben. Das Ganze ist aber einfachen Leuten, die guten Willens sind, sehr dienlich.

Lasserres **„Unsere liebe Frau von Lourdes"** hat Herder (Freiburg 1903) in der freien Übersetzung von M. Hoffmann in achter Auflage herausgegeben. Vgl. über das Buch diese Zeitschrift XXXI 436. *M* 3.—

Originell und populär, erbaulich und anregend ist ein von P. Valentin verfaßter **„Marianischer Sprachunterricht".** Neun Betrachtungen oder Briefe über den Gebrauch, welchen Maria, die Mutter Gottes, von ihrer Zunge gemacht hat. (12° [70] München 1904, Pfeiffer. 60 *Pf.*) Die Betrachtungen behandeln das Stillschweigen und das Reden Mariä, finden in letzterem je ein Wort der jungfräulichen Reinheit, Demut und Nächstenliebe, des Dankes, Schmerzes und Mitleides sowie der Belehrung.

Wert und Übung der Andacht zur allerseligsten Jungfrau oder: Warum und wie soll man Maria verehren? Von Gallifet, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Französischen. Neue Ausgabe, besorgt von P. Franz Miller S. J. 12° (190) Regensburg 1904, Manz. *M* 1.— Das treffliche, 1750 in Lyon zuerst erschienene und oft in verschiedenen Sprachen herausgegebene Werk, legt dem

Titel entsprechend in zwei Teilen dar, welche Gründe zum Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter anregen, und wie man ihre Tugenden nachahmen soll. Sein Wert ist so allgemein anerkannt, daß es einer weiteren Empfehlung nicht bedarf.

Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart. Für Schule und Haus ausgewählt und mit kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter sowie zahlreichen Erläuterungen versehen von Professor Dr Otto Hellinghaus. Dritte, sehr verbesserte und erweiterte Auflage. gr. 8° (XVI u. 706) Freiburg 1903, Herder. *M* 4.80; geb. *M* 6.—

Die Brauchbarkeit dieser schönen Blütenlese aus der neueren deutschen Dichtkunst beweist, daß sie bereits in dritter Auflage und so stark erweitert vorliegt. Die Grundsätze, nach denen die Auswahl geschah, sind die altbewährten: 1. Alles Aufgenommene darf der christlichen Schule und Familie unbedenklich in die Hand gegeben werden. 2. Die Proben haben eigenen Wert und dienen zugleich zur Charakteristik des betreffenden Dichters. 3. Keine Bruchstücke, sondern immer ein abgeschlossenes Ganze. Die Zahl der Dichter ist in der neuen Auflage von 71 auf 89, die der Gedichte von 678 auf 991 gestiegen. Sehr willkommen sind die kurzen Lebensbeschreibungen und die zahlreichen Erläuterungen. Das Buch ist dadurch zu einer Literaturgeschichte in Beispielen von Novalis bis auf Detlev v. Liliencron, Gustav Falke und Theodor Herold geworden und bietet insofern Wertvolleres als das neulich in diesen Blättern gelobte „Poesie fürs Haus", das die Gedichte nach ihrem Inhalte gruppiert hat, während Hellinghaus die chronologische Ordnung vorzog.

Im Zeichen der Jakobinermütze. Erinnerungen aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutionsarmee. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen bearbeitet von Theodor Graf von Scherer-Boccard. (Neue Ausgabe.) 8° (796) München 1903, Volksschriftenverlag. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Die lieben alten Erinnerungen aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutionsarmee, die uns vor einem halben Jahrhundert bei ihrer Lesung vor Spannung erzittern ließen, haben es wohl verdient, neu aufgelegt zu werden. Fehlt es doch in der Gegenwart nicht an Verblendeten, welche die französische Revolution verhimmeln und ihre Blutmenschen als Helden der Freiheit hinstellen möchten. Hier werden sie von einem Zeitgenossen, Alexis von Monteuil, dessen Aufzeichnungen Graf Scherer-Boccard folgte, wahrheitsgetreu gezeichnet. Die neue Auflage folgt, soviel wir sie verglichen haben, getreu der zweiten Auflage von 1857 (Hebler, Frankfurt a. M.), nur hat sie die vielen kleinen Kapitelchen in größere zusammengefaßt und mitunter eine erläuternde Note beigefügt. Es läßt sich nicht leugnen, daß die alte Ausgabe in drei Bänden handlicher war als die vorliegende.

Die Kirchfahrerin. Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol. 8° (182) Köln, Bachem. *M* 1.50; geb. *M* 2.40

Auch ohne die Erklärung im Vorwort, daß das hier Gebotene nicht eigene Erfindung sei, wird jeder Leser die Überzeugung gewinnen, Wahres und Echtes in dieser vorzüglichen Erzählung vor sich zu haben. So etwas läßt sich nicht erfinden — das ist aus dem katholischen Volksleben herausgewachsen! Das arme „Moidle" aus dem Pustertale mit seinem schweren Geschicke, dem ererbten Fluche einer hartherzigen Ahnfrau, der erst durch die Sühne liebevollen Opfers gelöst wird, muß

das Interesse des Lesers in hohem Grade gewinnen. Die Charaktere sind psychologisch vertieft und heben die schlichte Erzählung über das gewöhnliche Maß literarischen Wertes hoch empor.

Neufränkische Lieder und Weisen. Von August Deppisch. 8° (388) Leipzig, Woerl. *M* 3.—

Die „Neufränkischen Lieder" enthalten im ganzen, was Inhalt und Form betrifft, doch manches „Altfränkische", und wir betrachten das durchaus als keinen Tadel. Begeisterung für Gott und Kirche, patriotische Treue und Ergebenheit an das bayrische Herrscherhaus kommt durchweg zum Ausdruck. Leider ist die poetische Form nicht durchwegs so einwandfrei wie der gesunde, kernige Inhalt. Die Lieder müßten sehr gesichtet werden. Was nur mehr oder weniger geschickt gereimte Prosa ist, dürfte in einer neuen Auflage nicht wieder erscheinen. Das Lehrgedicht „Die Schulfrage" z. B. enthält ja ganz vorzügliche Gedanken, kann aber doch kaum zur Poesie gerechnet werden, und so noch manches andere. Dafür sind einige der Lieder und der humoristischen Dichtungen recht gut gelungen.

Eremos. Auf der Fahrt nach dem Frieden. Eine Seelengeschichte in italienischen Tagebuchaufzeichnungen. 12° (274) Rom 1904, Pustet.

Unter dem Pseudonym „Eremos" birgt sich ein tüchtiger deutscher Gelehrter. In der Tat entwirft er uns mit gewandtem Stifte eine Reihe der herrlichsten Naturschilderungen und tiefempfundene Stimmungsbilder. Freilich tritt dadurch die eigentliche „Seelengeschichte" bis etwa in die Mitte des Buches, wo der Dichter mit den Campagna-Kindern zusammentrifft, etwas in den Hintergrund. Auch hat der Professore tedesco vielleicht gar zu viel Reminiszenzen aus der altrömischen Geschichte in seine Tagebuchblätter eingeflochten. Aber der Grundgedanke, daß man nur durch Weltentsagen zum Seelenfrieden gelange, wird schließlich gut gelöst. Dennoch bilden wohl den Hauptwert die wundervollen Natur- und Stimmungsbilder vom Tyrrhenenmeer, von der römischen Campagna, vom Nemisee, aus den Sabinerbergen. In diesen glühenden Schilderungen wie auch in den eingestreuten Gedichten spricht sich eine feurige Dichterseele aus. Reifen Lesern sei das Büchlein empfohlen; für die Jugend ist es zu überschwenglich.

Bilder aus dem Tiroler Volksleben. II. **Die Pestkapelle im Gaistale.** Originalerzählung aus dem Tiroler Volksleben von Josef Praxmarer. Verfasser des „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre" usw. Dritte Auflage. 8° (416) Bozen 1904, Auer & Co, vorm. J. Wohlgemut. *Kr.* 2.50; kart. *Kr.* 3.—; geb. *Kr.* 3.50

Praxmarer ist wegen seiner volkstümlichen, warmen, aber kräftig-derben Sprache, mit welcher er Episoden aus der Geschichte seines Landes und Züge aus dem Volksleben zu schildern versteht, in weiten Kreisen geschätzt. Der vorliegende Band ist bereits die dritte Auflage zweier Erzählungen, die mehr durch die Idee — Edelsinn und Treue — als durch den inneren Zusammenhang der Begebenheiten miteinander verknüpft sind. Ohne das Mittel einer künstlichen Spannung versteht es der Verfasser, uns für seine ehrlichen, biedern Gestalten zu interessieren. Wir fühlen mit diesem heldenmütigen Löffelschmied den Schmerz über das Unglück seines schönen Vaterlandes, bewundern die Treuherzigkeit und den Edelsinn des Jörgele und freuen uns herzlich, daß beide im Frieden ihre alten Tage verleben. Eine Lesung, die erfrischt, hebt, veredelt!

1. **Aus den Tiroler Bergen.** Lustige und leidige Geschichten von Reimmichl (Seb. Rieger). Zweite Auflage. 8° (448) Brixen, Preßvereins-Buchhandlung. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

2. **Im Tirol drinn'.** Neue Geschichten aus den Bergen von Sebastian Rieger (pseud. Reimmichel). Zweite Auflage. 8° (374) Brixen 1904, Preßvereins-Buchhandlung. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Bald muntere bald tiefernste Erzählungen sind es, die Seb. Rieger, der beliebte tirolische Reimmichel, uns in den beiden Bändchen bietet. Tiroler, wie sie leibten und lebten und hoffentlich auch jetzt noch nicht ausgestorben sind, — tapfer, fromm, voll Vaterlandsliebe und Gottvertrauen — ziehen die Helden dieser Erzählungen an uns vorüber. „Der Fahnlbua", „Das Blüeh-Moidele", „Der Bergnarr", „Die Heldenbraut" u. a. wirken geradezu ergreifend. Für die fröhlichen („lustigen") Geschichten wäre zuweilen eine knappere, packendere Form angeraten.

Miszellen.

Allerlei Glossen zum Freidenkerkongreß in Rom. Unter so günstigen äußeren Verhältnissen trat noch kein Freidenkerkongreß zusammen wie der diesjährige. Weder London (1882 und 1887) noch Paris (1889 und 1900), weder Amsterdam (1883) noch Antwerpen (1885), weder Madrid (1892) noch Brüssel (1895), nicht einmal die Calvinstadt Genf (1902) konnte auf das Freidenkerherz eine solche Anziehungskraft ausüben, zu so hochgradiger Begeisterung entflammen und eine solche Fülle prachtvollen Deklamationsstoffes bieten wie das Rom von 1904. Man denke sich doch! Rom immer noch — jetzt bereits im 20. Jahrhundert — der Sitz desjenigen, der beansprucht, der unfehlbare Lehrer der Menschheit und der geschworene Feind der Gedankenanarchie zu sein! Rom am 20. September, also am Jahrestag des Einmarsches der piemontesischen Truppen durch die Porta Pia und des Zusammenbruches der weltlichen Herrschaft des Papstkönigtums! Rom mit seinem Collegium Romanum, das die italienische Regierung in zarter Aufmerksamkeit dem freien Gedanken zum Tummelplatz angewiesen hatte, dasselbe Collegium Romanum, wo das durch die Jesuiten immer und mit aller Energie vertretene Prinzip der geistlichen und weltlichen Autorität und deren herrschgewaltige Logik und Wissenschaft jahrhundertelang die stolzesten Triumphe gefeiert hat! Mein Herz, was willst du mehr?

In der Tat war denn der Besuch dank der Fürsorge der französischen und italienischen Regierungen, welche die großen Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften veranlaßt hatten, den Kongreßmitgliedern alle nur irgendwie möglichen Erleichterungen zu gewähren, ein befriedigender, ja guter. Nach dem

offiziellen Berichte mögen etwa 5000 Köpfe an den Veranstaltungen teilgenommen haben. Unter den ca 1500 Ausländern zählte man nahe an 1000 Franzosen und etwa 400 Spanier, während der Rest aus Deutschen (72), Belgiern, Russen, Holländern, Engländern und Amerikanern zusammengelesen war. Es mag aber gleich beigefügt werden, daß es keine Unehre ist, wenn das germanische Element gegen das romanische in bedeutender Minderheit blieb und das angelsächsische fast ganz verschwand. Was also die Zahl der Besucher betrifft, konnte sich selbst der Sanguiniker damit zufrieden geben. Die Qualität freilich hätte besser sein können. Die Regierung ließ sich nur durch ihre Gendarmerie und Carabinieri vertreten, selbst der freidenkerische Unterrichtsminister, der doch sein Erscheinen zugesagt hatte, fand noch zur rechten Stunde, daß er verhindert sei. Von geistigen Kapazitäten merkte man auch nicht viel. Allerdings tat die Frankfurterin noch am 23. September mit den vielen „Gelehrten von Weltruf", welche dem Kongresse beiwohnten, gewaltig groß. Allein sie muß schlecht berichtet gewesen sein; denn gerade die bekanntesten unter den von ihr aufgezählten Namen, der Franzose Berthelot, der Norweger Björnstjerne Björnson, der Italiener Lombroso, glänzten durch ihre Abwesenheit, und der Spanier Salmeron, der Museumsdirektor Sergi und selbst unser Ernesto Häckel konnten für diesen Ausfall nur einen schwachen Ersatz bieten.

Der Freidenkerkongreß von Genf hatte Berthelot mit Häckel das Ehrenpräsidium für die Versammlung in Rom angetragen. Aber Marzellin Berthelot ging nicht nach Rom, und das war gescheit von ihm; er war viel gescheiter als sein Mitehrenpräsident Ernst Häckel von Jena.

Es ist ein liebliches Idyll, in welchem uns Gaston Moray, ein Teilnehmer am Kongresse, unsern gelehrten Landsmann vorführt. Das Festbankett zwischen den Ruinen des alten Imperatorenpalastes auf dem Palatin war vorüber — das Bankett zu *Fr.* 3.50. Das geborstene Mauerwerk, die gestürzten Säulenkolonnaden des Augustuspalastes, die prachtvollen Lichteffekte eines wunderbarschönen italienischen Herbsttages, diese harmonisch abgegrenzten Baumgruppen, dieses Dunkel der Zypressenhaine, dieses Azurblau des Himmels, der sich über die römische Campagna wölbt, — ein Hintergrund wie geschaffen, um das ehrwürdige Gelehrtenhaupt Ernst Häckels von Jena zu seiner vollen Geltung zu bringen. „Ich hatte einige Augenblicke das Glück, mit Professor Häckel zu plaudern. Er saß auf einem ausgebrochenen Kapitäl, im Halbschatten der breiten Krempen seines Schlapphutes aus weichem Filz — das ist der Hut, den Carlyle auf dem Porträt von Whistler trägt. Ich sah seine klaren Augen funkeln, Kindesaugen von deliziöser Reinheit und Feinheit. Und welch ein gutmütiges, verbindliches Lächeln! Welch eine Heiterkeit in seinem ganzen Wesen! Dieser Mann besitzt, man fühlt es, alle Gewißheiten (toutes les certitudes), und er ist glücklich. Als ich ihn um seine Ansicht über die heutige französische Wissenschaft fragte, gab er zur Antwort: ‚Sie haben, wie übrigens auch wir in Deutschland, keine Gelehrten mehr wie jene, deren Entdeckungen und Gedanken während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts die Welt durchstrahlten und erleuchteten. Cuvier und Claude Bernard, wer ist an ihre Stelle getreten?'" Der französische

Journalist hatte wohl keine Lust zu bemerken: Weder Cuvier noch Claude Bernard würden heute ihren Gelehrtenruf in Rom kompromittieren, denn sie waren nicht Freigeister, sondern gläubige Christen. Er hatte vielleicht auch keine Zeit dazu, denn bereits spielte die Musik, die Klänge der Marseillaise wirbelten zum azurblauen Himmel empor, und die Kongressisten, Männlein und Weiblein, marschierten in gehobenster Stimmung über das Forum Romanum — zur Arbeit in der Aula maxima des Römischen Kollegs.

Hier wäre der Ort gewesen, wo der „Vertreter Deutschlands", wie er sich stolz zu nennen beliebte, sein Licht hätte leuchten lassen können. Er hat es nicht getan. Oder sollte etwa die Vertretung des „deutschen Gedankens" darin bestehen, daß Häckel ein Zustimmungstelegramm an Combes, den brutalen Unterdrücker des freien Gedankens, beantragte? oder darin, daß er am Standbild Giordano Brunos einen Kranz niederlegte mit der stolzen Inschrift auf der roten Schleife: „Ernesto Haeckel per la Germania"? oder gar darin, daß er dreißig Thesen über seine monistische Weltanschauung im Felleisen über die Alpen schleppte, die man in Rom weder hören, noch studieren, noch diskutieren wollte, die aber zum Glück für Deutschland schon vorher durch das Frankfurter „Freie Wort" veröffentlicht waren? In Rom aber wollte man, wie es scheint, nicht einmal seinen charakteristischen germanisch-griechischen Wortschatz kennen lernen, nicht seine „embryonische Psychogenie", seine „cänogenetischen" Wechsel, sein „Psychoplasma", nicht seine „Cytopsyche", „Cänopsyche", „Histopsyche", „Neuropsyche", nicht seine „Ästhesis", „Tropesis", „Pyknosis", nicht einmal seine „Dysteleologie". Diese Barbaren von Romanen, die von solcher Wissenschaft nichts wissen wollten! Vielleicht hat es ihnen der Freidenker Karl Vogt angetan, der einmal gesagt hat, er verstehe selbst mit dem Lexikon in der Hand nichts davon. Interessant wäre auch die Vorführung des Bathybius Haeckelii und dessen Entwicklung zum Homo sapiens gewesen; lehrreich und absolut neu ein anständiger Beweis für die generatio aequivoca — die Hauptgegner Pasteur, Tyndall, Quatrefages, Claude Bernard und so viele andere wissenschaftliche Größen waren ja nicht zugegen, und die anwesenden Freidenker hätten seinen Hauptbeweis, man müßte sonst eine Schöpfung annehmen, unbesehen und blindlings angenommen; dem wissenschaftlichen Milieu, in dem sich der Ehrenpräsident jetzt befand, hätte es durchaus entsprochen, wenn er seine kühnsten Behauptungen über die Entwicklungslehre zum besten gegeben hätte, jene Behauptungen, die selbst einen Ch. Darwin erzittern ließen und die dem Professor von Jena in freidenkerischen Kreisen den Ehrennamen des „Enfant terrible des Darwinismus" eintrugen (Claparède). Es ist überhaupt so eine eigene Sache um die Wissenschaft des „Ehrenpräsidenten des 10. internationalen Freidenkerkongresses". Man erkundige sich darüber einmal bei Karl Vogt, Virchow, Du Bois-Reymond oder bei Dennert, Paulsen, Harnack, Loofs u. a., die nicht gerade übermäßig sklavisch am alten Christenglauben festhalten und dem freien Gedanken einen ziemlichen Spielraum belassen. E. Häckel ein Gelehrter von Weltruf!

Und doch war E. Häckel unbestritten die *erste* und, da Berthelot die Freundlichkeit hatte, wegzubleiben, die *einzige* „wissenschaftliche Größe" auf

dem Freidenkerkongreß! „Er war glücklich.“ Der Professor einer deutschen Hochschule ist glücklich mitten unter einer schreienden, heulenden, sich zankenden und balgenden revolutionären Bande, welcher der roteste belgische Sozialist Demlon Vorhaltungen über Anstand machen muß! Er ist Ehrenpräsident dieser Bande! Neben ihm sitzen und kommandieren Sozialisten rotester Färbung, und Häckel ist glücklich! Man singt und spielt die Marseillaise, die Internationale, die Carmagnole, und auf Häckels feinen, reinen Zügen spielt das bekannte deliziöse Lächeln! Man entfaltet die rote Fahne, man predigt die soziale Anarchie, die Revolution, den Königsmord: Häckel sieht und hört alles, er steht dabei und lächelt verbindlichst! „Er ist glücklich!“ Wenn es nicht zur Unehre der Wissenschaft wäre, möchte man zu seiner Entschuldigung annehmen, er habe von allem, was um ihn her vorging, nichts gehört, gesehen, verstanden; er habe bei seiner Wallfahrt zum Giordano Bruno-Denkmal nichts von dessen freien Sitten und homosexuellen Ungeheuerlichkeiten gewußt; er habe nie gehört, daß ein gewisser Giuseppe Garibaldi, zu dessen Standbild unser deutscher Professor gleichfalls pilgerte, im Jahre 1870/71 deutsche Krieger aus dem Hinterhalte niederknallen ließ! Wäre er doch wie sein Kollege Berthelot schön zu Hause geblieben! Der Glückliche wäre jetzt glücklicher und um eine kolossale Blamage ärmer.

Der Kongreß hub mit einer Wallfahrt zur Bresche der Porta Pia an. Die „Kölnische Zeitung“ nennt den Aufzug einen „Radauzug“. Es ließ sich doch so flott marschieren unter den Klängen der Kapelle „Umberto I.“, zwischen den spalierbildenden Carabinieri, auf den Takt der unvermeidlichen Marseillaise. Aber diese Franzosen! Da entfalten sie eine blutrote Fahne, singen Revolutionslieder, vergreifen sich am savoyischen Wappen! So was muß die Polizei nervös machen! — An der Porta Pia angelangt, hält der belgische Sozialist Fournémont, der Generalsekretär des Kongresses, die Festrede. Er spricht von der großen französischen Revolution, er spricht von der Gründung der Internationale im Jahre 1864 in London, er spricht von den Ereignissen des 20. September 1870 an der Porta Pia: er sagt aber nicht, was der Einzug der piemontesischen Kanonen mit der Gedankenfreiheit zu tun habe. Oder sollte das auch Gedankenfreiheit sein, wenn das Raubtier das wehrlose Lamm überfällt und zerreißt? Der frechste Straßenräuber wäre dann der größte Freidenker!

Über den Verlauf des Kongresses selbst ist nicht viel zu sagen. Die Tagesblätter, und zwar auch die der gedankenfreiesten Richtung, sind darüber nicht sehr erbaut. „Von allem Anfang an hatten die Anarchisten und Sozialdemokraten rotester Färbung die Führung an sich gerissen und die Freiheit des Wortes durch ihre terroristische Taktik zu nichte gemacht. . . . Eine Tagesordnung Hubbards erklärte den Papst für den Leiter eines Syndikats, dem der besondere Schutz der Gesetze nicht gebühre. . . . Die Tagesordnung wurde mit Jubel aufgenommen. Eine andere Tagesordnung schaffte Gott ab, eine dritte pries die Universalrepublik als die der Menschheit einzig zuträgliche Regierungsform, und eine vierte brandmarkte die Sozialpolitik des italienischen Kabinetts. Der Kongreß schloß mit einem begeisterten Hoch auf die Universalrepublik und die soziale Revolution. Die Staatsbehörden hatten dem wüsten Treiben (!) dieser Pseudogelehrten (!) mit

einer seltenen Langmut zugesehen." So die „Neue Freie Presse". Wie verschämt tut dagegen die Indépendance Belge: „Wozu es vertuschen wollen? Man muß die Wahrheit auch gegen sich selbst zu sagen wissen. Es ist sehr zu bedauern, daß die Behauptung des freien Gedankens im Angesichte des Vatikans nicht immer den Charakter der Würde und Logik, der Ordnung und Disziplin, wie es wohl wünschenswert gewesen wäre, an sich trug." Humorvoller spricht schon die „Neue Züricher Zeitung": „Der Internationale Freidenkerkongreß ist kein gelehrtes, sondern ein politisches Stelldichein höchst zweifelhafter Art gewesen. Sozialisten aller Länder, aber besonders Frankreichs, Spaniens und Italiens überwogen; selbst an Anarchisten fehlte es nicht. Das schöne Geschlecht war durch ein paar zigarettenrauchende Russinnen und Jüdinnen vertreten, die für die Befreiung des Weibes eine Lanze brachen" usw. Die erzliberale, kirchenfeindliche Zeitung La Capitale spricht von dem „bedauernswerten Ausgang", den der Kongreß genommen, von seinen Besuchern als von „den extravagantesten und bizarrsten Elementen, die man auf der Welt habe finden können"; diese hätten „durch ihre Ausschreitungen mit vollen Händen die Lächerlichkeit auf den Kongreß gehäuft". „Die Angelegenheit des freien Gedankens . . . hat nie so viel Unglück erlebt wie während des Kongresses. Im ganzen genommen ist er als eine große und lächerliche Eselei erschienen, ja sozusagen wie eine Burleske schlimmster Sorte." Neben der „lächerlichen Eselei" und der „Burleske schlimmster Sorte" erscheinen Bezeichnungen wie „immense Kinderei", „großartige Kirmeß", „allseitiges Fiasko", die man anderswo lesen konnte, wie die reinsten Koseworte.

Woher diese allgemeine Verstimmung? Woher diese Verurteilung in allen auch nur halbwegs anständigen Kreisen? Doch wohl nicht daher, daß der Kongreß gegen das Papsttum, die Kirche, die Religion gerichtet war? Gewiß nicht. Hätten die Freidenker in Rom nur gegen die Herrschgelüste des Vatikans, gegen den Übermut des Klerikalismus, gegen das Königtum Christi und etwa noch gegen den persönlichen außerweltlichen Gott gewettert; hätten sie nur auf Trennung von Kirche und Staat und allenfalls auf Unterdrückung der Kirche, nur auf vollständige Laisierung des Unterrichts und der Erziehung, nur auf brutale Knechtung und Unterdrückung Andersdenkender beantragt; hätten sie nur die Abschaffung der Garantiegesetze und die Auslieferung des Papstes an den Pöbel gefordert und erzwungen: wahrhaftig, sie hätten mehr erreicht; der Liberalismus hätte mit verschränkten Armen und deliziösem Lächeln ihnen zu Gevatter gestanden, und der Freidenkerkongreß wäre als Großtat des freien Gedankens in die Annalen der Geschichte eingetragen worden.

Woher also die Verstimmung? Ach, der Freidenkerkongreß hatte das Unglück, frei zu denken, nicht bloß über Religion und Kirche und Papsttum, sondern auch über Kapital und Eigentum, über Regierungsrechte und Regierungsformen, über Königtum und Republik, und er hatte den weiteren unglücklichen und unverzeihlichen Einfall, auch konsequent zu denken. Warum sollte denn das Eigentum des Großkapitalisten unantastbarer sein als der Besitz der Armen und der Kirche? Warum sollte das Königtum eines Viktor Emanuel geheiligter

sein als die Krone des Priesterkönigs auf Petri Thron? Sind überhaupt Rechte noch denkbar, wenn man einmal die Abschaffung Gottes beschlossen hat? Wozu also erschrecken über die notwendigen praktischen Folgerungen seines eigenen Freidenkertums? Wozu indigniert tun, wenn die soziale Revolution, wenn die Universalrepublik ausgerufen wird? Wozu es als „eine Unschicklichkeit" — wie zart! — bezeichnen, wenn ein französischer Abgeordneter in öffentlicher Versammlung zur gewaltsamen Beseitigung der Könige auffordert? Wozu sich also entrüsten über den wüsten Hexensabbat, der sich während dreier langer Tage in der Aula maxima des Collegium Romanum abspielte? Dieser ekle Hexensabbat bietet übrigens nur einen schwachen Vorgeschmack von dem grauenhaften Durcheinander, dem die menschliche Gesellschaft bei der konsequenten Durchführung des Freidenkertums entgegengeht — dem Pandämonium!

Und das Facit aus dem ganzen Rummel?

Der „Avanti", der italienische „Vorwärts", lacht und höhnt über den lendenlahmen, theorisierenden Liberalismus, das Katheder-freidenkertum, das für immer erdrückt worden sei; eines habe der Kongreß ins hellste Tageslicht gesetzt: den sieghaften Vormarsch des Sozialismus. Darin mag der „Avanti" recht haben: Das Katheder-freidenkertum — die academia — wird den sieghaften Vormarsch der Anarchie nicht aufhalten, im Gegenteil nur fördern und dabei selbst verbluten.

Aber auch der Sozialismus wird seinen Meister finden. Denn drüben im Vatikan betet und trauert der Statthalter Christi: die Beleidigungen und Blasphemien, welche Gottes Majestät zugefügt werden, erfüllen seine glaubensinnige Seele mit tiefem Schmerze, und der Papst fordert zur Sühne auf. Gleichzeitig protestiert er gegen die erneuten schreienden Verletzungen seiner heiligsten Rechte und damit der Rechte aller Fürsten und Könige. Er weint bei dem Gedanken, zu welchen Untiefen des Elends und der Verzweiflung die menschliche Gesellschaft durch das Freidenkertum getrieben wird. Er weint, aber er hofft, Gottes allmächtige Hand schützt sichtbar seine Kirche. Der Dom des hl. Petrus ruht auf zu festem Gestein, als daß er durch das Gekrächze und die Gestikulationen einiger wutschnaubenden, zigarettenrauchenden Bellen de Saraga und Genossinnen ins Wanken käme. Die Anfeindungen haben der Kirche immer noch Triumphe gebracht. Der letzte Freidenkerkongreß war von Anarchisten, Sozialisten, Freidenkern jeder Schattierung als Gegenstück zum Vatikanischen Konzil geplant und in Szene gesetzt: er verkrachte an seiner eigenen „Lächerlichkeit" und „Eselei". —ρ

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenundsechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

LIBRARY
AUG 28 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des siebenundsechzigsten Bandes.

	Seite
Zum Jubeljahr der Unbefleckten. (M. Meschler S. J.)	1
Begriff und Zweck der Strafe. (V. Cathrein S. J.)	23
Entstehung und Wachstum der Großstadt. (H. Koch S. J.)	39
Ideales Streben auf der internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf. (St. Beissel S. J.)	59
Die Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts. (A. Baumgartner S. J.)	72
Der kleine allgemeine Katechismus des Vatikanischen Konzils. (K. Kirch S. J.)	121
Die Bevölkerung der modernen Großstadt. (H. Koch S. J.)	142 283
Die Einteilung und verschiedenartige Behandlung der Verbrecher nach der kriminalsoziologischen Schule. (V. Cathrein S. J.)	155
Linienführung und Farbengebung bei Kunstwerken der Ausstellung zu Düsseldorf. (St. Beissel S. J.)	173
Savigny und die Dinge in Bayern. (O. Pfülf S. J.)	188
Der hl. Ignatius im Lichte der kritischen Forschung. (O. Braunsberger S. J.)	241
Nationale Eigenart und geistiger Gehalt der zu Düsseldorf ausgestellten Kunstwerke. (St. Beissel S. J.)	256 419
Ein Buch über Mystik. (M. Meschler S. J.)	269
Joseph de Maistre. Eine literarische Skizze. (A. Baumgartner S. J.)	300
Der geschichtliche Charakter des vierten Evangeliums. (J. Knabenbauer S. J.)	361
Ein verschwundener Kirchenschatz des 14. Jahrhunderts. (J. Braun S. J.)	371 504
Das Rätsel des Lebens. Eine entwicklungsphysiologische Studie. (E. Wasmann S. J.)	384 520
Achim von Arnim im Spiegel seiner Briefe. (O. Pfülf S. J.)	402
Zur Jubelfeier der Unbefleckten Empfängnis. (A. Baumgartner S. J.)	473
Unsere Liebe Frau vom guten Rat. (M. Meschler S. J.)	475
Die neuzeitliche Entwicklung im Handwerk. (H. Pesch S. J.)	486
Die Begleitfeste der Weihnacht. (E. A. Kneller S. J.)	538

Miszellen.

Seite

Zum fünfzigjährigen Bestande der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ . 115

Die Darstellung der Übertragung der geistlichen Gewalt an den Apostelfürsten in der Kunst Roms und des Morgenlandes . . . 116

Neues von den Anfängen des Festes der Unbefleckten Empfängnis . . 117

Ein Urteil über neuere katholische Philosophie 237

Mystisches bei Origenes 238

Ein Inventar des Klosters St Gallen aus dem 11. Jahrhundert . . 354

Wildwucherung des amerikanischen „Scientismus“ 355

Kulturkämpferisches 359

Allerlei Glossen zum Freidenkerkongreß in Rom 467

„Tugendstatistik“ 590

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

	Seite
Agnetus, Eine moderne Kanzel	235
Amann, Schwester Euphemia Dorer, Ursulinerin	234
Ammann, Jesus von Nazareth	111
Annuaire-Almanach 1904 . . .	344
ab Appeltern, Compendium praelect. iur. regularis Piati Montani	97
Arand, Des Sanderbauern Dienstboten	234
Arens, Konrads von Würzburg Goldene Schmiede	589
Arndt, Die vier heiligen Evangelien. — Das Neue Testament	351
Astrain, Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España. T. I.	242
Atzberger s. Scheeben.	
Aus Vergangenheit und Gegenwart s. Herbert, Höcker, van Maurik.	
Bach, Jakob Balde	232
Bachem (Jul.), Staatslexikon [2]	557
Bachems Jugenderzählungen s. Heitzer, Maidorf, Roos.	
— Neue illustrierte Jugendschriften s. Bennett, Holdschmidt, Münchgesang, Ritter.	
Bacher, Die Studentenkongregation	352
Bader, Turm- und Glockenbüchlein	460
Ballmann, Mehr Licht, mehr Bildung. — Zum Katholisch werden. — Panem et Circenses. — Leben heißt Genießen . .	111
Bals, Bilder aus dem Tier- und Pflanzenreich (Jugendperlen 15)	353
— Lustige Musikanten in Feld und Wald. — Das Staatswesen und Staatsleben im Tierreich. (Naturwissenschaftl. Jugend- und Volksbibliothek V VIII) . . .	580
Bardenhewer, Geschichte der altkirchl. Literatur. II. Bd . . .	227
v. Bardewiek, Gebetslehre Jesu Christi	352
Baumgartner, Die lauretanische Litanei. Sonette [3] . .	584
Beetz, Klare Köpfe. Heft 1—13	341
— Fixsterne	342
Béguinot, La très sainte Eucharistie	337
Beiträge, Bonner, zur Anglistik: Heft XIV: Die Kildare-Gedichte. Von W. Heuser	457
Heft XV: Die Sprache der altengl. Glossen im Ms. Harley 3376. Von P. Boll. — Über Erhaltung des altengl. oe-Lautes im Mittelenglischen. Von K. D. Bülbring . . .	458
Heft XVI: Das Beowulflied. Von M. Trautmann . . .	458
Bendel, Wetterpropheten . .	580
— Vogelwanderleben	581
Bennett, Der kleine Sänger von Stratfort	235
Berger s. Quadrupani.	
Biederlack, Die soziale Frage [6]	231
Bischoff, Heinrich Hansjakob .	459
Blößner, Die Äbte des oberpfälzischen Prämonstratenserklosters Speinshart	232
Bochtler, Christentum und Sozialismus	111
Boeken, Um und in Afrika .	108
Boll s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.	

Seite

Borchardt, Der Haushalt der Stadt Essen am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts 109
Böttger s. Schwalbe.
Bouix-Peyré, Vie de sainte Thérèse écrite par elle-même [15] 585
Boulay de la Meurthe, Correspondance du Duc d'Enghien et Documents sur son enlèvement et sa mort. I 453
v. Brackel-Leis, Der dreißigjährige Petroleumkrieg . . 345
Brandenburg, Gottesdienst und Kirchenausstattung . . . 460
Braun (Jos.), Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente 113
— 200 Vorlagen für Paramentenstickereien [2] 113
Braun (K.), Amerikanismus, Fortschritt, Reform 228
v. Bremscheid, Torheit des Unglaubens. — Fluch des Unglaubens 111
Breuer, Der Kurfürstentag zu Mühlhausen 1627 340
Brors, Gnaden-Novene zu Ehren der heiligen Gottesmutter . . 463
Brüll (A.), Die wahre Kirche 338
— (W.), Chronik der Stadt Düren [2]. I. II. 231
Brunot, La solidarité sociale comme principe des lois . . 327
Bülbring s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Buol, Die Kirchfahrerin . . . 465
Burckhardt-Holtzinger, Geschichte der Renaissance in Italien [4] 567
Busch, Reiseerlebnisse aus den deutschen Besitzungen in der Südsee 353
Butzon, Promptuarium Sacerdotis 584

Cabrol, La prière liturgique. La prière pour les malades . 352
Cathrein, Moralphilosophie [4]. — Der Sozialismus [8] . . . 230
de Cazenove d'Arlens, Deux mois à Paris et à Lyon sous le Consulat 106
Clemenz, Mutter! Ihr Lob, ihre Freude, ihr Leid 588
von Cochem, Goldene Himmelsleiter 351
— Unterricht über das mündl. Gebet 351
Concilium Tridentinum s. Ehses.
Cossa-Moormeister, Die ersten Elemente der Wirtschaftslehre [4] 344
Cramer, Der hochheilige Rosenkranz [4] 463

Jacqué, Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist . . . 456
David, Zu Nutz und Trost . . 113
Delsor s. Spirago.
Demski, Papst Nikolaus III. . 99
Denifle, Luther und Luthertum [2] I 229
Deppisch, Neufränkische Lieder und Weisen 466
Donner, In den Wäldern Brasiliens. — Aniza 353
v. Doß, Die Standeswahl [4] . . 105
Douais, L'Art à Toulouse . . 346
— La Mission de M. Forbin-Janson auprès du Grand Duc ... de Toscane 342
Drerup, Welt und Leben . . 94
Dürers Allerheiligenbild . . . 112

Ehses, Concilii Tridentini Actorum Pars I (Concilium Tridentinum IV) 432
d'Eichthal, La solidarité sociale, ses nouvelles formules . 327
Einführung in die Heilige Schrift [5] 449
v. Ekensteen, Drei Volksschriften 234
Elteſter s. Kurth.
Engeln, Im Telegraphen- und Telephonbureau 580
Eremos 466
Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte s. Falk.

Seite

Ermoni, L'Eucharistie dans l'Eglise primitive. — L'Agape dans l'Église primitive. — La Primauté de l'Évêque de Rome dans les trois premiers siècles. 450

Ettlinger, Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie . . 455

Fäh, Geschichte der bildenden Künste[2] 325

Falk, Die pfarramtlichen Aufzeichnungen des Florentius Diel 339

Famulus, Gottesbeweise. — Die Weisheit der Gottesleugner 111

Feiel, Des Christen Kreuzestrost 111

Fell, Treu zu Kirche und Papst 228

Feret, La Faculté de Théologie de Paris. Époque moderne III 338

Festgabe. Heinrich Finke zum 7. August 1904 gewidmet . . 577

Fey, Unsere Lage und unsere Aufgaben nach dem Fall von § 2 des Jesuitengesetzes 359

Flaskamp, Frommer Freude voll 444

Fortschritt, Sozialer 575

Franz, Das Rituale von St Florian 442

von der Fuhr, Handbuch für die Perikopenstunde 350

Gallifet-Miller, Wert und Übung der Andacht zur allerseligsten Jungfrau. Neue Ausg. 464

Gay s. Houssaye.

Gemminger, Ein Blumenstrauß, der Himmelskönigin gebunden[2] 464

Gespenst, Das rothe 457

Gietmann, Die Wahrheit in der gregorianischen Frage 347

Gnauck-Kühne, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende 220

Gockel, Luftelektrische Erscheinungen 110

Götzelmann s. Thureau-Dangin.

Graus, Vom Gebiete der kirchlichen Kunst. — S. Maria im Ährenkleid 440

Seite

v. Greiffenstein, Weiße Narcissen 92

Greving, Wohnungs- und Besitzverhältnisse der einzelnen Bevölkerungsklassen im Kölner Kirchspiel St Kolumba . . . 340

Grundl, Das Neue Testament[2] 351

Guéranger, Die heilige Adventszeit[3] 461

Gusy, Was ist Wahrheit? . . 350

Hammer, Der Rosenkranz. I—IV 463

Handbibliothek, Katechet., s. Nepesny, Stanislaus.

v. Handel-Mazetti, Volksschriften 236

Hansen s. de Ribera.

Harten, Zur Sonnenwendzeit . 589

Hattler, Lebensbild des ehrw. P. Claudius de la Colombière 586

Hausherr-Lehmkuhl, Compendium Caeremoniarum[4] . . 584

v. Hebentanz-Kaempfer, Bleibet im Hause 456

Heger s. Montforte.

Heidemann, Papst Clemens IV. I. Teil 99

von der Heiden, Sonntagsgeschichten 353

Heim, Der hl. Benedikt Joseph Labre 585

Heitzer, Seines Vaters Schutzengel 114

Hellinden, Der Stern von Halalat 114

Hellinger, Tropfen aus dem Märchenborn 353

Hellinghaus, Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart[3] 465

Helmling, Hagiographischer Jahresbericht für die Jahre 1901 und 1902 342

Herbert, Flüchtiges Glück . . 115

Herders Konversations-Lexikon[3] II III 213

Heuser s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik 458

	Seite
Hiebl, Wozu Kongregationen?	576
Hilarion, „Treu zu Rom“	235
Hildebrand, Das Sakrament des Heiligen Geistes	352
Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher	561
Hitze, Die Arbeiterfrage[4]	456
v. Hobe-Gelting, Die Rechtsfähigkeit der Mitglieder religiöser Orden	98
Höcker, Der Geisterseе	115
Hoffmann (A.)-Plaßmann, Mathematische Geographie[5]	348
— (M.) s. Lasserre.	
Hoischen, Waltrud. — Der Engel der Familie. — Heideröschen	353
Hoischen-Kamp, Volldampf voraus I II	353
Holdschmidt, Cornelius	235
Höller, Der Ehekatechismus	349
Holnstein, Goldkörner[4]	350
Holtzinger s. Burckhardt.	
Hophan, Lukians Dialoge über die Götterwelt	587
Houssaye-Gay-von Liszt, Leben der ehrw. Mutter Theresia von Jesu, geb. Gräfin Xaverie von Maistre	586
Hubert-Valleroux, La Coopération	345
Huch, Wanderungen	235
Huck, Ubertin von Casale und dessen Ideenkreis	452
Jaeger, Die Schola Carolina Osnabrugensis	455
Janssens, Summa theologica V, Pars altera	336
Jellinek, Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte I	347
Jensen, Der Englische Petterspfennig und die Lehenssteuer aus England und Irland an den Papststuhl	452
Ilgner, Die volkswirtschaftl. Anschauungen Antonins von Florenz	230
Jöchle, Gedichte	111
Joly, L'enfance coupable	345
Jugendperlen s. Bals, Busch, Donner, von der Heiden, Hellinger, Hoischen, Kamp, Kemper, Steinbach.	
Jugend- und Volksbibliothek, Naturwissenschaftliche, s. Bals, Bendel, Engeln.	
Kamp s. Hoischen.	
Kasselbach, Literarische Ungezogenheit und Schlimmeres	229
Keller (Ad.), Geistlicher Wegweiser für Eheleute	105
— (Jos. Ant.), Zweihundertdreißig ausgewählte Beispiele zum zweiten Gebot Gottes	350
Kemper, Der rote Adler im weißen Felde	353
de Kerval, Sancti Antonii de Padua Vitae duae	343
Kirsch (J. P.), Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des XIV. Jahrh.	101
Klein (J.), Katechismus der sozialdemokratischen Religion und Revolution	457
Kongregationen, Die Marianischen, und der Ministerial-Erlaß vom 23. Januar 1904	576
Koenig, Geschichte des Luxemburger Landes im 18. Jahrh. I. u. II. Teil.	110
Kösters, Maria, die unbefleckt Empfangene	573
v. Kralik, Das deutsche Götter- und Heldenbuch III—VI	587
Krebs, Maria, ohne Sünde empfangen	106
Krick, Der kirchliche Brautunterricht	235
Krose, Konfessionsstatistik Deutschlands	438
Krug, De pulchritudine divina libri tres	226
Kühlen, Jubiläums-Gedenkblatt der Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis	463

	Seite
Kunst, Christliche. Serie I—V. Mit Text von S. Staudhamer	459
Kurth-Elteſter, Wynfrith-Bonifatius	585
Lang, Das Kauſalproblem	575
— Nietzſche und die deutſche Kultur[2]	109
Lafferre-Hoffmann (M.), Unſere liebe Frau von Lourdes[8]	464
Le Bachelet, L'Immaculée Conception I II	450
Leben und Tugenden des Dieners Gottes P. Petrus Julianus Eymard	586
Le Coz ſ. Roussel.	
Lefranc, L'âme religieuse temple de Dieu	462
Le Gaudier-Micheletti, De sacrificio Missae	104
Lehmkuhl ſ. Hausherr, Wilmers.	
Leis ſ. v. Brackel.	
Liell, „Fractio panis" oder Cena „coelestis"?	112
Lieſe, Handbuch des Mädchenſchutzes	457
Lindl, Entſtehung und Blüte der altorientaliſchen Kulturwelt. Cyrus	231
Lindner, Historia Monasterii Tegernseensis	108
Lingen, Zwei Volksſchriften	234
v. Liszt ſ. Houſſaye.	
Lohmann, Das Leben unſeres Herrn und Heilandes Jeſus Chriſtus. Volksausgabe	350
Lottini, Compendium philosophiae scholasticae	575
Maidorf, Der verhängnisvolle Steinwurf. — Freud und Leid im kleinen Kreiſe	114
Margreth, Das Gebetsleben Jeſu Chriſti	461
Maria Loyola, Schlichte Gedanken über den Roſenkranz	463
Martin, Doctrine spirituelle de Saint Augustin	352
Maucourant-Veit, Fromme Erwägungen über das Gelübde des Gehorſams	234
van Maurik, Herrn van Bommels Badeerlebniſſe	115
Mayer (J. G.), Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz	86
Mayrhofer, Der Mutter Vermächtnis	588
Mehler, General Tilly der Siegreiche	454
Meſchler, Leben des hl. Aloyſius[7]	585
Meyenberg, Homiletiſche und katechetiſche Studien	98
— Eine Weile des Nachdenkens über die Seele	460
Meyer (J. A.), Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Grund und Bodens der Stadt Gießen	110
Micheletti ſ. Le Gaudier.	
Miller ſ. Gallifet.	
Minges, Compendium theologiae dogmaticae	336
Molitor, Deutſche Choral-Wiegendrucke	582
Mommert, Topographie des Alten Jeruſalem	103
— Das Prätorium des Pilatus	104
Monforte-Heger, Die Andacht der Prieſter zur ſeligſten Jungfrau Maria	104
Moormeiſter ſ. Coſſa.	
Muck, Abſchiedsworte an die Jugend	349
Muff, Die Hausfrau nach Gottes Herzen	352
Münchgeſang, Unter dem alten Deſſauer	235
Muſenalmanach deutſcher Hochſchüler 1904	567
Nandſen, Licht und Wahrheit	328
Natur und Kultur, Heft 1—6	581
Natur und Offenbarung	115
Nemo, Gottes Wege	235
Nepeſny, Die ſiebenfache Gnadenquelle	348

Seite

v. Oer, Unsere Schwächen . . 105
Ommer, Selbstliebe — Egoismus 576
Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters II [3 u. 4] 102
Pecci (Leo XIII.), Die Übung der Demut. Aus dem Italien. von J. A. Zoller [5] 233
Peyré s. Bouix.
Pfeiffer (C.), Die dichterische Persönlichkeit Neidharts von Reuenthal 109
Piatus Montanus s. ab Appeltern.
Piolet, Les Missions Catholiques Françaises au XIXe siècle . . 219
Plaßmann s. Hoffmann.
Podlaha, Die Bibliothek des Metropolitankapitels von Prag 581
Podlaha-Šittler, Chrámový Poklad u sv. Vita v Praze 373 582
— Der Domschatz in Prag . . 581
Pohl (M. J.) s. Thomae Hemerken.
Pohle, Lehrbuch der Dogmatik II 574
Poulain, Des grâces d'oraison 269
Praxmarer (Joh.), Neuer Mai-Monat [2] 464
— (Jos.), Bilder aus dem Tiroler Volksleben II [3] 466
Preca, Malta Cananea . . . 443
Pustet, Verschiedene liturgische Texte 583
Quadrupani-Berger, Anleitung zur Beruhigung ängstlicher Seelen [5]. — Dasselbe. Mit den Zusätzen des Chevalier du Chambon de Méfilac [2] . . . 462
Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, s. Kirsch.
Rabeau, Le culte des Saints dans l'Afrique chrétienne . . 338
Raue, Die göttliche Liebe in Glaube und Leben 351
Rauschen, Florilegium patristicum. Fascic. I II 227
Redeatis, Verschlungene Wege 235

Seite

Reimmichl (S. Rieger), Aus den Tiroler Bergen [2] 467
de Ribera-Hansen, Leben der hl. Theresia 585
Rieger (pseud. Reimmichel), Im Tirol drinn' 467
Riepenhausen, Pius-Buch . 100
Rinieri, Corrispondenza inedita dei Cardinali Consalvi e Pacca nel tempo del Congresso di Vienna 453
Ritter (H.), Mit Meißel und Pinsel 235
Rivière, La Terre et l'Atelier: Jardins ouvriers 345
Rodriguez, Das Versprechen . 235
Rolfes, Aristoteles' Metaphysik 574
Roos, Schmierbrenners Maxl . 114
Rothensteiner, Hoffnung und Erinnerung 571
Roussel, Correspondance de Le Coz II 106

Samsour s. Zeibert.
de San, Tractatus de Divina Traditione et Scriptura . . . 574
Sanders, Études sur Saint Jérôme 96
de Santi, Il „Cursus" nella storia letteraria e nella liturgia, Ediz. rived. 231
Sauter, Der liturgische Choral 347
— Der hl. Vater Benedictus nach St Gregor dem Großen . . . 584
Savels, Der Dom zu Münster in Westfalen 459
Scheeben-Atzberger, Handbuch der katholischen Dogmatik IV 449
Scheffmacher, Kontrovers-Katechismus 349
v. Scherer-Boccard, Im Zeichen der Jakobinermütze. Neue Ausgabe 465
Scherg, Über die religiöse Entwicklung Kaiser Maximilians II. 103
Schlager, Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz 452

Seite

Schmidlin, Papst Pius X. . 100
Schmitz (B.), Münsterscher Musenalmanach 1904 444
Schnabel, Die Feier der Einweihung einer Kirche 352
Schneider (Jos.), „Keine Makel ist an dir“ 463
Schröder, Hilfsbuchlein zum kleinen Katechismus [3]. Kleine Kirchengeschichte [4] 348
Schulmann, Die Volksschule vor und nach Luther 232
— Eine moderne Pädagogin . . 233
Schulte, Die Fugger in Rom . 318
Schwalbe-Böttger, Grundriß der Astronomie 579
Schweizer, Geschichte der Nationalökonomik I 344
Science et Religion s. Ermoni, Le Bachelet, Vacandard.
Seidenberger, Grundlinien idealer Weltanschauung . . . 338
Siebelt, Drei Volksschriften . 234
v. Silva, Schola artistica Beuronensis 112
Sinding, Mariae Tod und Himmelfahrt 111
Sittler s. Podlaha.
Soengen, Maria Immaculata 463
Souben, Nouvelle théologie dogmatique I 227
Specht, Geschichte des Kgl. Lyceums Dillingen 107
Spirago-Delsor, Volkskatechismus. III. Teil 349
Staatslexikon s. Bachem (Jul.).
Stanislaus, Pröblein aus den Sonntags-Episteln 348
Staudhamer s. Kunst, Christliche.
Steinbach, Teufelstrank . . 353
Stemlin, Der Sozialismus . 457
Stengel, Das Taubensymbol des Hl. Geistes 346
Stieglitz, Ausgeführte Katechesen für das vierte Schuljahr; für das sechste [2] 349
— Reuemotive für die Kinderbeicht 461

Seite

Stölzle, Ernst von Lasaulx . 579
Studien, Kirchengeschichtliche s. Demski, Heidemann.
Stufler, Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod 337
Sverdrup, Neues Land . . . 343
Terrabugio-Walter, Die katholische Jungfrau 234
Terrien, L'immaculée Conception 463
Thébaud, Three-Quarters of a Century III 341
Themistor, Die Bildung und Erziehung der Geistlichen [3] . . 97
Thomae Hemerken a Kempis Opera omnia. Edid. M. J. Pohl. II III 451
Thomas Villanova, St Bonaventura und das Papsttum . 96
— Unser heiliger Vater Papst Pius X. 100
Thuma, Nachgelassene Gedichte 111
Thureau-Dangin—Götzelmann, Der heilige Bernardin von Siena 578
Toussaint, Mater admirabilis [2] 464
Trautmann s. Beiträge, Bonner, zur Anglistik.
Vacandard, La Confession Sacramentale dans l'Église primitive 450
Valentin, Marianischer Sprachunterricht 464
Veit s. Maucourant.
Vermeersch, De vocatione religiosa et sacerdotali dissertatio 105
— Manuel Social. Nouv. édit. . 439
Vockenhuber s. v. Weiß.
Volksbibliothek, Katholische s. Ammann, Ballmann, Bochtler, von Bremscheid, Famulus, Feiel, Jöchle, Thuma.
Volksschriften der katholischen Verlagsgesellschaft in Frankenstein s. Agnetus, Arand, von Ekensteen, Huch, Lingen, Nemo, Redeatis, Rodriguez, Siebelt.

	Seite
Böller s. Natur und Kultur.	
de Waal, Papst Pius X.[1 u. 2]	100
von Walden, Kreuzesblüten. — Christus	222
Walter s. Terrabugio.	
Watrigant, Pietas sacerdotalis erga immaculatam Conceptionem	463
Weber (G.), Irreführung des protestantischen Volkes	98
Weiß (A. M.), Die religiöse Gefahr	207
v. Weiß-Bockenhuber, Weltgeschichte VII[4 u. 5]	578
Weltgeschichte in Charakterbildern s. Lindl.	
Wettstein, Zurück zur katholischen Kirche?	342
Wetzel, Das Sonntagsglück. Das Vaterhaus und seine Gegner. Der Herr kommt	235
v. Wildenburg, Über die Geschichte und Pflege des katholischen deutschen Kirchenliedes	347
Wilmers-Lehmkuhl, De Fide divina	96
— Lehrbuch der Religion[6]	226
Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms	89
Wintera, Braunau und der dreißigjährige Krieg	340
Wirz, Leben des im Rufe der Heiligkeit gestorbenen P. Heinr. Thyssen O. S. Fr.	586
Zeibert-Samsour, Compendium historiae ecclesiasticae[3]	103
Zeilner, Des ehrw. P. Sigm. Neudecker Geistesschule für Ordensleute. I. Teil	233
Zoller s. Pecci.	
Zottmann (Al.), Franz X. von Zottmann, Bischof der Diözese Tiraspol	454

Zur Jubelfeier der Unbefleckten Empfängnis.

(8. Dezember.)

Wie einst vor fünfzig Jahren geht heut von Mund zu Mund
Ein Jubelruf gar selig durchs weite Erdenrund.

Er gilt der makellosen, der reinsten Himmelsbraut,
Dem wunderbarsten Tempel, den sich der Herr erbaut,

Der hehren Bundesarche, dem Vlies des Gedeon,
Dem Paradiesesgarten, dem lichten Gnadenthron,

Dem wunderbaren Dornbusch, den nie die Glut versehrt,
Dem Davidsturm, der siegreich den Feind von uns gewehrt,

Dem Reis aus Jesses Stamme, dem goldnen Himmelstor,
Der Lilie zart und lieblich, die nie den Duft verlor,

Dem Weib, das, ohne Sünde, der Schlange Haupt zertrat,
Der Menschheit Ruhm gerettet, nach Gottes ew'gem Rat.

Der Sündflut Wogen brachen sich scheu an ihrem Fuß,
Eh' noch als Gottesmutter sie ehrt des Engels Gruß.

Im ersten Augenblicke ward sie durch Gottes Huld
Erlöst und rein bewahret von jeder Sündenschuld.

So strahlt sie lichtumwoben inmitten dieser Welt
Voll Schuld und Not und Sünde, das reinste Gotteszelt.

Den Mond zu ihren Füßen, ums Haupt den Sternenkranz,
Trägt sie als lichten Mantel des Lenzes Sonnenglanz.

Von ihren reinen Händen ziehn Strahlengarben aus
Und fluten Licht und Leben ins dunkle Erdenhaus.

Es weicht von Adams Söhnen des Fluches Todesnacht,
Ein neuer Schöpfungsmorgen, ein neuer Tag erwacht.

Herab zu den Verbannten der Ew'ge selber steigt,
Sein Friedensbogen funkelt, der Sturm der Sünde schweigt.

Die Wahrheit das Erbarmen nicht zürnend mehr verneint,
Gerechtigkeit und Frieden ein sel'ger Kuß vereint.

Bis zu der Gottheit Höhen die Menschheit ringt empor,
Kein Flammenschwert des Engels droht mehr an Edens Tor.

Empor aus Not und Sünde, empor aus Qual und Schmerz
Zieht uns mit milder Liebe der Jungfrau Mutterherz.

Es glätten sich die Wogen, und durch das weite Meer
Zieht unverletzt und siegreich der Kirche Schiff einher.

Und wie der neunte Pius voll Liebe, voll Vertrau'n
Empor zur Jungfrau blickte in Not und Todesgrau'n,

Und wie der greise Leo bei ihr Erhörung fand
Und ihr die schönsten Rosen zum heil'gen Kranze wand,

Schaut auch der zehnte Pius zu ihrem Thron empor,
Schmückt ihre Festaltäre mit reichstem Blütenflor,

Und jubelnd stimmt der Erdkreis ein in sein flehend' Wort:
Maria, sündenlose! o sei du unser Hort!

Alexander Baumgartner S. J.

Unsere Liebe Frau vom guten Rat.

„Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt", singt der Dichter. Aber keines der Bilder vermag dieses wunderbare Wesen, nach Gott das schönste und größte, in seinen Vorzügen, Ehren, Würden und in der Herrlichkeit seiner Bedeutung und Macht zu schildern. Kunst und Gelehrsamkeit, Kindessinn und Seherblick, der Alte und der Neue Bund haben für diese „Kaiserin der Welt und des Himmels" ein Hof- und Titelbuch zusammenzustellen sich bemüht und sind noch nicht damit zu Ende gekommen. Wie jeder Frühling neue Blüten und Blumen ansetzt und gebiert, so eifert jedes Jahrhundert, durch neue Titel und Nennungen seine Verehrung und Liebe gegen die seligste aller Frauen zu betätigen und zu verewigen.

So begrüßt, kaum aus der Wiege gehoben, unser Jahrhundert jetzt in amtlicher Anrufung Maria als die Mutter des guten Rates. Es ist eine der letzten Verfügungen des Papstes Leo XIII. und einer der vielen Beweise seiner kindlichen Andacht und Verehrung zur Gottesmutter, daß er diesen Titel der Lauretanischen Litanei einfügte (den 22. April 1903). Es ist eine hehre und liebliche und bedeutungsvolle Benennung, die einer Ratgeberin der Christenheit und Spenderin des guten Rates.

I.

Der Rat ist eine Betätigung der Klugheit, deren Aufgabe darin besteht, uns die rechten Mittel zum Ziel zu zeigen. Der praktische Verstand wendet nämlich vermittelst der Klugheit die allgemeinen Grundsätze des sittlichen Lebens auf die einzelnen vorkommenden Fälle an, welche von uns eine Entscheidung fordern, zeigt, was unter diesen Umständen zu tun ist, und ordnet das Erkannte als Mittel an. Der Rat ist gut, wenn er das rechte Mittel zum guten Ziel trifft und vorschreibt, schlecht aber ist er, wenn er verkehrte Mittel zum guten Zweck, oder gute Mittel zu einem

verworfenen Zweck anordnet. Guter Rat ist nun vor allem auch im übernatürlichen Leben wichtig und notwendig. Deshalb gibt es nicht bloß eine eigene übernatürliche Tugend, die uns guten Rat vermitteln soll, nämlich die Tugend der Klugheit, und nimmt diese in einem gewissen Sinne unter allen sittlichen Tugenden den ersten Rang ein, sondern zur leichteren und praktischeren und sichereren Betätigung derselben wird uns sogar eine besondere Gabe des Rates verliehen, die zu den Gaben des Heiligen Geistes gehört (Is 11, 2).

Wer sieht auch nicht ein, wie unendlich wichtig für uns unter allen Umständen der gute Rat ist? Unser ganzes sittliches Leben besteht seiner Vollkommenheit nach in der Geradheit und Übereinstimmung unseres Willens und Handelns mit dem Willen Gottes und unserem ewigen Ziel. Dazu also ist vor allem erfordert, daß wir bei den Entscheidungen, die zu treffen sind, erkennen, welches der Wille Gottes und welches Mittel diesem Ziel entsprechend ist. Darin nun gerade besteht der gute Rat. Ohne diese Gabe des Rates ist alle Klugheit und Weisheit wie eine Klinge ohne Heft, wie ein Ding ohne Namen und wie die Schrift sagt, eine verborgene Weisheit und ein versteckter Schatz, die niemand von Nutzen sind (Sir 20, 32). Wer ist nun aber im stande, immer zu wissen, was nach dem Willen Gottes ist und was uns zum ewigen Ziele führt? „Unzuverlässig sind die Gedanken der Sterblichen und unsicher unsere Berechnungen, denn der verwesliche Leib beschwert die Seele. . . . Deinen Ratschluß aber, wer kann ihn kennen, außer du gibst ihm Weisheit und schickst deinen Heiligen Geist aus den Höhen?" (Weish 9, 14 f.) Groß ist von außen der Widerstreit des Bösen und Guten um uns, ja in unsern eigenen Herzen sind die Stimmen der Verlockung und der eigenen inneren Gelüstigkeit oft so stark und überzeugend, daß es eine schwere und oft unmögliche Aufgabe ist, zu erkennen und zu befolgen, was uns wirklich zum Heile dient. Da ist dann wirklich guter Rat teuer, und hundert Geheimräte der Welt mögen nicht ausreichen mit all ihrer Weisheit und Erfahrung.

Wie überaus wichtig, wie segensreich oder verhängnisvoll erweist sich oft für uns und andere, für Zeit und Ewigkeit, einen guten Rat zu haben und zu befolgen oder auf die Pfade eines verfehlten Ratschlusses zu geraten! Vornehmlich ist die Gabe des guten Rates aber wichtig für solche, die andere zu leiten und zu regieren haben, für Vorgesetzte, Seelenführer und für Regenten von Gemeinwesen. Mit Recht heißt die Klugheit bei den Gottesgelehrten die Tugend der Regenten und die Führerin und Wagen-

lenkerin aller Tugenden. Wie schrecklich hat sich der unweise und böse Rat der Jugendgenossen an Roboam gerächt! Er kostete ihn die größere Hälfte seines Reiches (3 Kg 12, 13 f). Die Schrift nennt ihn deshalb den törichten Nachfolger seines weisen Vaters Salomon, ja den Törichtesten des Volkes und den Verlassensten an Klugheit, der das Volk durch sein Unternehmen zum Abfall brachte (Sir 47, 27 28). Machte doch auch ein verruchter Rat das ganze Volk Gottes zum Gottesmörder und zum Mörder an seinem Berufe und an seiner Auserwählung (Jo 11, 50). Noch jetzt heißt die Stätte, wo der Rat gegeben worden sein soll, „der Berg des bösen Rates". Es ist ein sicheres Strafgericht Gottes über ein Volk, wenn er es des Rates bar und ohne Einsicht und Verständigkeit läßt (Dt 32, 28), wenn er von ihm wegnimmt alles, was stark und kräftig ist, Ratgeber, Richter und Propheten, wenn er ihm Kinder zu Fürsten gibt (Is 3, 1 f), wenn er es ausliefert in die Hand von trügerischen Ratgebern (Klgl 2, 14. Jr 23, 16 f. Ez 13, 4). Im Gegenteil ist es ein Wort des Segens, wenn der Herr zu einem Volke spricht: „Ich werde bestellen Richter, wie sie früher waren, und Räte wie von alters, danach wirst du genannt werden Stadt des Rechtes, eine treue Burg" (Is 1, 26). Deshalb mahnt die Heilige Schrift so oft und eindringlich: „Rat und Klugheit weise nicht ab von dir" (Sir 6, 24). „Wer weise ist, hört auf Rat" (Spr 12, 15). „Des Weisen Rat ist eine Quelle des Lebens" (Sir 21, 16). Im Gegenteil warnt sie auch: „Bewahre dein Herz vor einem Ratgeber" (ebd. 37, 9), und: „Bereite dein Herz mit gutem Rat, kein anderer wird für dich mehr Wert haben" (ebd. 37, 17). Die Weisheit aber, die versteht, was wohlgefällig vor Gott, was richtig ist nach seinem Gesetz, wohnt bei Gott als Beisitzerin seines Thrones. Von dort muß sie kommen und uns lehren, wie wir das Heil finden (Weish 9, 4 9 18 19). Und sie kommt zu uns, vermittelt durch Engel und Menschen, die Gott uns zu Ratgebern bestellt, namentlich durch Maria, die Mutter des guten Rates.

II.

Maria ist die beste Ratgeberin. Die Begründung liegt ganz und gar in der Beziehung Marias zum Gottmenschen, Jesus Christus. Christus, der Gottmensch, ist wahrer Sohn Gottes und die zweite Person in der heiligsten Dreifaltigkeit und als solche die Person der Weisheit Gottes und der Inbegriff und die Quelle aller Erkenntnis Gottes und des Heiles. Schon als ewige, königliche Weisheit ist sie lieblich und erhaben geschildert

in der Schrift, in dem freundlichen Verkehr mit den Menschenkindern als Urheberin der physischen Ordnung, als Führerin, Leiterin, Ratgeberin und Retterin der Menschheit aus dem Verderben der Welt und des Heidentums (Weish Kap. 6 7 8 13 14 15). In dieser Eigenschaft wurde sie von den Propheten verkündigt und vorausgesagt als der große Ratgeber (Is 9, 6), auf dem der Geist des Rates selbst ruhen sollte (ebd. 11, 2). Und so erschien sie wirklich in der Gestalt des Gottmenschen und offenbarte sich als die Quelle aller Gotterkenntnis und des Heiles (Mt 12, 18), als Licht- und Ratspender, der alle Welt erleuchtet (Jo 1, 9; 8, 12) und betätigt sich noch fortwährend in der Kirche durch den Glauben, durch sein Gesetz und seine Gnadenwirksamkeit fort und fort durch alle Geschlechtsfolgen in den heiligen Seelen, die sie zu Freunden und Propheten Gottes macht (Weish 7, 27).

Dieser göttlichen Weisheit und großen Ratgeberin der Menschheit nun steht niemand näher als Maria. Sie ist die Mutter Jesu. Sie hat uns die Menschwerdung dieser Weisheit vermittelt, sie hat uns dieselbe geboren und aller Welt geschenkt mit allen Segnungen der Wahrheit und des Heiles. Das setzt sie in die nächste Nähe des Gottmenschen und macht sie zum vorzüglichsten Werkzeug nicht bloß wie einst zur Verwirklichung der Menschwerdung, sondern auch zur vornehmsten Vermittlerin all ihres Gnadensegens, auch in der Spendung des guten, heilwirkenden Rates. Und das vor allem, weil sie die Mutter Jesu ist. Es hat Gott gefallen, uns Jesus, die Quelle aller Gnade und alles Heiles, durch Maria zu geben. Dieser Ratschluß Gottes ist auch der Grund und das Fundament des großen Gesetzes, nach dem bei allen Gnadenerteilungen auch Maria eine mitwirkende Hand hat. Deshalb heißt sie vornehmlich „die kluge Jungfrau", „der Sitz und Thron der Weisheit". Auf ihrem Schoße und in ihren Armen thront immerdar die ewige, menschgewordene Weisheit und spendet Rat und Heilserkenntnis auf ihre Fürbitte und durch ihre mütterliche Hand. Maria ist das vornehmste Gefäß und das Orakel des guten Rates in der Eigenschaft als Mutter Jesu. — Sie ist es aber auch in der Eigenschaft als unsere Mutter. Weil sie Mutter Jesu ist, ist sie auch unsere geistige Mutter, die Mutter aller Christen und Menschen. Die Mutter aber ist die erste und beste Ratgeberin des Kindes. Es ist ja die Pflicht der Mutter, durch Rat und Tat dem Kinde beizustehen und seine Schritte und Entschließungen zu leiten. Wie könnte auch der Rat einer solchen Mutter nicht gut sein, die so voll des Geistes Gottes

und wahrster Liebe zu uns ist? Wann klingt auch der Rat lieblicher, annehmlicher und eindringlicher, als wenn er von den Lippen einer Mutter fällt und mit der Macht unergründlicher Liebe an unser Herz pocht? Das ist dann das Gesetz des Herrn, makellos, das Herz erquickend, süßer als Honig und Honigseim, die Augen erleuchtend und Weisheit verleihend den Kleinen (Ps 18, 8 f). Maria ist wirklich die Mutter in Israel, die Stadt, in der man fragen muß nach den Wegen des Herrn (2 Kg 20, 19). — Maria ist endlich Ratgeberin der Christenheit, weil sie unsere Königin ist. Auch diesen Ehrenrang teilt sie auf ihre Weise mit ihrem Sohn. Wie wir Christus einfach unsern Herrn und König nennen, so Maria Unsere Liebe Frau, unsere Herrin und Königin. Eine Königin muß aber weisen und beratenden Sinnes sein. Maria ist es mehr als ihre Ahnherren David und Salomon, mehr als ihr Vorfahre Joseph, der durch seine Ratweisheit das Pharaonenland rettete und seinem Volke ein Hort und Ernährer und Stammvater wurde. Königinnen haben oft nicht viel hineinzuraten in Reichsgeschäfte. Wohl aber Maria. Nicht als ob sie wirklich Rat abzugeben hat. Nein, sie führt aber die Ratschlüsse Gottes mit der Menschheit aus, sie offenbart dieselben an die Menschen und leiht ihnen ihren Arm, sie zu vollführen. So ist die Mutter Gottes das vornehmste Werkzeug der Ausführung der Absichten Gottes. Es gibt in der Kirche und Christenheit kaum ein großes Werk, eine bedeutsame Unternehmung, eine Ordensstiftung, bei welcher sie nicht ratend eingriff. Wegen der innigen Beziehung Marias zu Christus wendet die Kirche auf sie die Verse an, die der ewigen Weisheit gelten: „Ich, die Weisheit, wohne bei Überlegungen und bin unter einsichtsvoller Erwägung. Mein ist Rat und Recht, mein ist Klugheit; durch mich regieren die Könige, und verordnen, was recht ist, Gesetzgeber; durch mich herrschen Fürsten und Gewalthaber" (Spr 8, 12 14—16). Was ist die Regierung der Welt und die Gewalt über sämtliche Erdenherrscher gegen die Ehre und Macht, als fürbittender Vortrags- und Ausführungsrat gleichsam Zutritt zu dem Rat der heiligsten Dreifaltigkeit zu haben, wie Maria sie besitzt und ausübt? Wer also des Rates bedarf, der gehe zu Maria. Eine bessere Ratgeberin gibt es nicht. Rat geben ist ihre Aufgabe und ihr himmlisches Amt. Deshalb ist sie „die Mutter des guten Rates".

Aber wie spendet uns nun Maria die Wohltat ihres guten Rates? Auf dreifachem Weg.

Erstens durch das Beispiel und Vorbild ihres schönen, tugendlichen Lebens. Wie das Leben des Gottmenschen, so ist auch das Leben Marias

„voll Gnade und Wahrheit" (Jo 1, 14) und der Spiegel der höchsten Tugend und Vollkommenheit. Es ist ganz eingerichtet nach den Räten der Vollkommenheit des Evangeliums und selbst ein Bruchteil des Evangeliums. Wie jede Seite des Evangeliums uns Ratschläge der Vollkommenheit erteilt, so jede Seite des Lebens der Gottesmutter. Und so wie es ganz eingerichtet ist nach dem Evangelium, so auch ganz angepaßt für uns, für alle Stände und für alle Lagen des menschlichen Lebens. Dieses Leben, so wunderbar und ausnahmsvoll nach der inneren Seite, ist in der äußeren Erscheinung und Gestaltung ganz unser aller Leben, ganz natürlich und menschlich in Pflicht und Recht, in Arbeit und Ruhe, in Freud' und Leid, in stetem Wechsel von guten und bösen Tagen. Wir finden da Rat in jeder Lage unseres Lebens. Wenn nun schon Bilder sprechen und Rat erteilen, um wie viel mehr das Lebensbild der vollkommensten, gnadenreichsten und liebenswürdigsten Jungfrau, das Lebensbild unserer Mutter im höchsten Sinne der Bedeutung? Lernen wir aus dem Buche des Lebens der Gottesmutter und denken wir uns, was sie in ihrem Erdenwandel in ähnlichem Umstand gewählt und getan. Das ist sicher ein guter und himmlischer Rat.

Der zweite Weg, auf dem Maria uns guten Rat erteilt, ist die Gnade der Erleuchtung und Einsicht, die sie uns fürbittend erlangt. Es gibt nicht wenige Heilige, denen sie diese Wohltat selbst durch wahrnehmbare Ansprache gespendet hat, wie einem hl. Stanislaus, Petrus Nolaskus, Raimund von Pennafort und Alfons Liguori. Das sind aber besondere Gnadenbewilligungen und gehören nicht zum gewöhnlichen Lauf des christlichen Lebens. Dieser äußeren Offenbarungen braucht es aber nicht. Es stehen Maria tausend Wege offen zu unserem Herzen. Bald ist es ein gutes Buch, bald ein Freund und Vater unserer Seelen, ein Ereignis und ein Vorfall, an die der gute Rat für uns sich knüpft, vornehmlich aber die Gnade der inneren Einsprechung, die Gabe der wirklichen Gnade, welche Maria uns vermittelt und welche unsern Verstand erleuchtet und unsern Willen anregt, der gewordenen Erleuchtung zu entsprechen. Wer zählt die Glücklichen alle, denen Maria in ihren Zweifeln geraten, die sie in ihrer Ungewißheit aufgehellt, denen sie aus Schwierigkeiten und Bedrängnissen den Weg gewiesen, die sie mit mildem Trost heimgesucht und die sie glücklich zum Ziele geleitet hat? Waren doch manche dieser Ratsgnaden der Anfang der Wege Gottes und die Einweisung in die Pfade des Heiles und der Heiligkeit für immer. Wenn unserem leiblichen Auge

die geistige Welt offen läge, wir würden mit Überraschung und Staunen sehen, wie die milden freundlichen Strahlen, welche von dem Throne der Himmelskönigin ausgehen und die geistige Welt der Seelen durchfluten, nicht weniger, als das sichtbare Sonnenlicht die irdische Schöpfung mit seinen Lichtwellen durchleuchtet und stets neue Welten von Leben und Schönheit hervorzaubert, das Reich der überirdischen Ordnung aufhellen und ganze Himmel geistiger Freude und Heiligkeit schaffen zum Frommen der Seelen und zum unaussprechlichen Wohlgefallen des Schöpfers. Maria ist das Lichtgestirn, das wie kein anderes die Glanzfülle der geistigen Zentralsonne auffängt und unserer armen, finstern Erde und ihren Kindern zuwendet.

III.

Auf welche Art und Weise können wir uns nun der Wohltat des guten Rates versichern?

Wer des Rates bedarf, muß vor allem um Rat fragen und um Rat bitten. Es ist wohl das wenigste, was wir tun können, den Mund und die Hand öffnen, um zu empfangen. Es heißt bei uns Menschen, wer fragt, der vernimmt. Und um guten Rat zu vernehmen, lassen es sich die Menschen nicht selten lange Wege und große Opfer kosten. Bei Maria kostet es bloß eine herzliche Bitte. Die göttliche Weisheit hat wirklich ein Haus des Rates für die Christenheit gebaut (Spr 9, 1). In diesem Hause wohnt und schaltet eine Herrin, überaus teilnehmend und gütig gegen alle; nie läßt sie die Leuchte ausgehen in der Nacht (ebd. 31, 18); sie schläft nicht (Ps 120, 3); sie hält stets offenes Haus und empfängt jeden, der anklopft, und hört alle an mit ausgiebiger Langmut und Güte, ja sie selbst ladet die Hilfsbedürftigen ein, bei ihr zu kaufen ohne Silber und Kaufpreis (Is 55, 1). Diese Herrin ist Maria, die gütige, milde und süße Hausmutter der Christenheit.

Zweitens müssen wir zu Maria gehen und sie bitten mit Vertrauen. Was es da heißt von jedem Notruf zu Maria, das gilt auch von der Bitte um guten Rat. Es ist nicht erhört, daß sie eine Bitte zurückgewiesen und nicht erhört habe. So oder so, finden wir immer Gehör bei ihr, oft in einem viel besseren, höheren und ersprießlicheren Sinne für uns. Denn weise ist sie, überaus gütig und mächtig. Sie findet in der Erhörung unser Heil, die Ehre und Verherrlichung ihres Sohnes und die süßeste Genugtuung ihrer mütterlichen Liebe, uns wohlzutun. Maria ist also wirklich „die Ratgeberin aus Tausenden" (Sir 6, 6). Es gilt nun

nicht mehr ganz, was der Prediger sagt (7, 29), bei den Männern habe er unter tausend bloß einen gefunden und unter den Weibern keine, die das alte Unheil und die Verwirrung der Sünde in der Welt gutgemacht. Dieses Idealbild ist neben Christus auch seine heilige Mutter durch ihre Reinheit, ihre Güte und Weisheit.

Drittens endlich tun wir, um uns immerdar dieser Hilfe des guten Rates zu versichern, gut, unsere mächtige Herrin und Liebe Frau durch täglichen treuen Dienst nach Vermögen und nach Eingebung unseres Herzens zu ehren. Man muß also mit ihrem Dienst nicht warten, bis die Zeit der Not und des Bedürfnisses eintritt. In bösen und guten Tagen verdient sie von uns geehrt zu werden. Das heißt wachen immerfort, Tag und Nacht an ihrem Throne (Spr 8, 34). Wohl uns dann! Ihre Diener kennen nicht Not und die Bedrängnis böser Tage (ebd. 31, 15 21 22).

Gar lieblich und herzgewinnend sind die Worte, mit denen die Heilige Schrift das mütterliche Walten der göttlichen Weisheit unter den Menschenkindern, ihren Lieblingen, (ebd. 8, 31) schildert. „Ist jemand klein, so komme er zu mir" (ebd. 9, 4). „Kommet zu mir, ihr Kleinen, ich will euch mitteilen meinen Geist und euch kundgeben meine Worte" (ebd. 1, 22 23). „So ruft die Weisheit und erhebt die Klugheit ihre Stimme. Auf die Höhen und erhabenen Gipfel, an den Weg, mitten auf die Straße stellt sie sich, an den Toren redet sie und spricht: O Männer, zu euch rufe ich, und meine Stimme ergeht an die Menschenkinder. Lernet Klugheit, Kinder, merket auf . . ., über wichtige Dinge will ich sprechen, und meine Lippen werden sich öffnen, um das Recht zu verkünden" (ebd. 8, 1—6). Man sollte sagen, dem Seher sei ein Blick vergönnt gewesen in kommende glückliche Zeiten, in das Reich der katholischen Kirche, wo so ein königliches, mütterliches Wesen seine milde Herrschaft führt. Wer denkt bei den „Höhen", bei den „Toren" und „Straßen" nicht unwillkürlich an die Heiligtümer der Mutter der Christenheit, die unsere Städte und Berge zieren, die immer offen stehen, wo sie jedem Rats- und Hilfsbedürftigen ihr Ohr und Herz leiht, und wo sie still und unauffällig in unzählige Menschenherzen Licht, Trost und die Erkenntnis des Heiles ergießt? Diese Heiligtümer der Gottesmutter sind die wahren Orakel der Christenheit.

IV.

Ein solches Heiligtum und, man möchte sagen, das sichtbare Wahrzeichen und die Wiege der Andacht zu Maria unter der Anrufung der Mutter des guten Rates ist das Städtchen Gennazano in Italien.

Wo die römische Campagna gegenüber den Albaner- und Volskerbergen sich zu hügeln beginnt und ein anmutiges Vorland bildet, das mit seinen frischen Taleinschnitten und mit den kastanien- und eichengekrönten Höhen sich allmählich zu den schneebedeckten Häuptern des Apennin erhebt, da, zwischen Palestrina und Anagni, liegt Gennazano, wie alle sog. castelli Romani an einen jähen Hügel hinangelagert. Die Landschaft war einst ein Teil des alten Latium, der Wiege der Weltbeherrscherin Rom, und des ältesten römischen Heidendienstes. Wie in Rom die jungfräuliche Gottesmutter den alten Dienst der jungfräulichen Vesta, der Hüterin und Mutter des römischen Reiches, durch ihren Altar verdrängte, so pflanzte sie auch hier nach der Austreibung des Heidentums eine Stätte ihres reinen Dienstes als Mutter der Erkenntnis und schönen Liebe (Sir 24, 24). In hohem Altertum schon soll hier ein Heiligtum der Gottesmutter gestanden haben. Im Mittelalter war Gennazano ein Feudalgut der mächtigen Familie Colonna, von deren Walten auch das zinnengekrönte Tor und der Baronalpalast laut genug Zeugnis geben. Eben die Colonna übergaben im Jahre 1356 das Heiligtum, das von der Höhe des Hügels das ganze Städtchen überschaut und beherrscht, der Sorge und Obhut des Augustinerordens.

Im Jahre 1467, unter der Regierung Papst Pauls II., soll der Legende nach aus Skutari in Albanien durch Engelshände plötzlich das jetzige Gnadenbild, gleichsam vor dem Ansturm der Türken flüchtend, hierher gebracht worden sein, und die vielen Wunder, durch welche die Gottesmutter sich an dieser Stätte besonders gnädig zeigte, gaben den Anlaß zum Umbau des Gotteshauses und zur Begründung der berühmten Wallfahrt, die dem Gnadenort Loreto wenig nachgibt. Die Wallfahrer, die aus allen Ländern kamen, nahmen auch überallhin Abbildungen der Mutter des guten Rates mit und verbreiteten die Andacht weit über Italien hinaus nach Deutschland, Spanien und Belgien, wo zahlreiche Heiligtümer der Verehrung Unserer Lieben Frau unter demselben Titel errichtet wurden. So predigt nun, wie die ewige Weisheit, auch Maria überall den Menschenkindern und weist sie durch ihren Rat auf die Pfade des Heiles.

Das Gnadenbild selbst, der Ausdruck und äußere Anknüpfungspunkt der Andacht, ist ausnehmend frisch, lebendig und lieblich. Es ist ein mäßiges Fresko von unbestimmtem Alter und stellt die Mutter Gottes im Brustbild dar. Sie trägt das göttliche Kind im Arme, und das Kind hinwieder hält die Mutter umschlungen. Der rechte Arm des Kindes legt sich

zärtlich um den Nacken der Mutter, so daß die äußersten Fingerspitzen der kleinen Hand an der andern Seite des Halses der Mutter noch sichtbar sind, und mit der linken Hand faßt es vertraulich in den goldenen Saum am Halsausschnitt ihres Kleides. Das kindliche Haupt schmiegt sich liebkosend an die mütterliche Wange, und sie erwidert den Kuß mit einem unnennbar zärtlichen Blick, indem sie ihr Haupt, Stirn an Stirn, Aug in Aug an das Haupt des Kindes legt. Die Mutter trägt ein grünes Kleid, das Kind ein rotes, und beider Gewand ziert an Hals und Arm ein goldener Saum. Ein großer blauer Mantel endlich umfließt Mutter und Kind. Das Antlitz beider zeigt eine himmlische Frische und Anmut in Farbe und Blick der schönen blauen Augen und eine Fülle von Milde und Zärtlichkeit, der man selten an einem andern Muttergottesbild begegnet. Namentlich scheint auf der weiten, geistesmächtigen Stirn des Kindes wirklich ein Strahl der ewigen Weisheit und Schönheit zu spielen. Über dem Vorhang, der den Hintergrund des Bildes abschließt, wölbt sich ein strahlender Regenbogen. Es gibt in der Tat kaum ein Madonnenbild, das diesem an Anmut und Lieblichkeit gleichkommt.

Das ist nun der geistige Inhalt und der irdische Untergrund des Titels „Maria, Mutter des guten Rates", den Papst Leo als neue Perle dem Bilderkranz der Lauretanischen Litanei eingefügt. Es ist wirklich eines der „tausend Bilder", die Maria lieblich ausdrücken und der Christenheit zur Verehrung und Liebe vorführen. Das Bild ist lieblich, hehr und hochbedeutend. Was gibt es lieblicheres denn Maria als mütterliche Ratgeberin ihrer geistigen Kinder und sorgliche Hausmutter der irdischen Gottesfamilie? Hehr und erhaben ist es, weil es Maria in der innigsten Beziehung zur göttlichen Weisheit, ganz eingehüllt in den Glanz des ewigen Lichtes (Weish 7, 26), und in der Teilnahme und Ausübung der höchsten Erlösungstätigkeit, als geistige Mitregiererin des Reiches Gottes schauen läßt. Wichtig und bedeutend aber ist die Aufgabe einer Beraterin der Christenheit gewiß zu jeder Zeit, namentlich aber in unsern Zeitläuften, wo ganz andere Ratgeber, ja eine ganze Legion von Ratgebern in wirklichem Fleisch und Blut und in Gestalt von Büchern und Blättern, von Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft und selbst unweisen und gottentfremdeten Gesetzgebungen, als ebensoviele Apostel und Ratgeber des Unglaubens, der Unsittlichkeit, der Afterweisheit, der Unbotmäßigkeit und Gottlosigkeit gegen die Menschheit losgelassen scheinen und die Wege der

einzelnen, der Kinder und Unmündigen, das Familien- und Staatsleben zu verderben sich abmühen. Entgegen den Veranstaltungen der göttlichen Weisheit steht auch richtig überall, auf Straßen, an Toren und auf allen Höhen die Weisheit der Welt und des Fleisches und sucht die Völker auf die Abwege der Sünde und des Unglaubens zu ziehen. Wie angebracht und notwendig ist da die Anrufung und Andacht zur Mutter des guten Rates. Das Bild der Lieben Frau vom guten Rat sollte deshalb füglich warnend und behütend überall stehen an allen Scheidewegen des Lebens, in der Familien- und Arbeitsstube, vor allem aber, wo Menschen das öffentliche Wohl beraten, an Versammlungsorten der Volksvertretung und der höchsten Regierung. Da wäre namentlich der rechte Platz für diejenige, bei der Weisheit und scharfsinnige Überlegung ist und durch welche die Könige und Herrscher regieren und Gesetzgeber Recht bestimmen (Spr 8, 15). Unsere guten Altvordern dachten so und liebten es, durch fromme, sinnbildliche Schilderungen in ihren Ratssälen an Recht und Gerechtigkeit und jede „gute Art des Regiments" erinnert zu werden. Die christliche Kunst hat darin Meisterwerke geschaffen. Gibt es nun ein lieblicheres und eindringlicheres Bild aller guten Zucht und der besten Regierungsweise als das Bild der Mutter vom guten Rat, der weisen, edlen und königlichen Jungfrau, der hehren Gottesmutter und höchsten Königin der Welt und des Himmels, die auf ihrem Arm den König der Könige, den göttlichen Rat- und Gesetzgeber, die eingeborne Weisheit trägt und den Menschenkindern vorhält? So hat ein gottbegnadeter Schilderer[1] in dem kunstsinnigen Siena wirklich der ratspflegenden Weisheit der Stadt die Gottesmutter mit ihrem göttlichen Kinde als Vorbild „des guten Regiments" an die Wände ihres Stadthauses gemalt. Und ein deutsches Volk, wohlberühmt wegen seiner Verehrung zur Gottesmutter, hat an öffentlicher Stelle in der Inschrift eines ihrer Standbilder ein schönes, bedeutungsvolles Zeugnis dieses katholischen Gemeinsinnes mit diesen Worten verewigt:

Rem, Regem, Regimen, Regionem, Relligionem
Conserva Bavaris virgo Maria tuis! (Maximilianus I. 1638.)

[1] Simone Martini 1315.

M. Meschler S. J.

Die neuzeitliche Entwicklung im Handwerk.

Das Handwerk im Mittelalter, seine Blüte, sein Verfall hat uns an anderer Stelle beschäftigt[1]. Heute wendet sich unsere Aufmerksamkeit der zweiten Epoche zu, der Zeit, die charakterisiert ist durch den Sieg des individualistischen Freiheitsgedankens auf wirtschaftlichem Gebiete.

Die innere politische Entwicklung Deutschlands, die weitere Ausbildung des Territorialstaates, die fortschreitende Zentralisierung des Rechts und der Macht im modernen Staate hatten die Grundlagen des alten rein lokalen, zünftlerischen Gewerberechts erschüttert. Dazu die Vermehrung der Bevölkerungszahl, die Änderungen in der Technik, im Verkehr, — alles vereinte sich, um den Untergang der einst so blühenden, jetzt durch zahlreiche Mißbräuche in der öffentlichen Meinung diskreditierten Zunft zu beschleunigen.

Fast aussichtslos erschien insbesondere der Kampf gegen den mächtigsten Feind des Kleingewerbes, die Manufaktur und Fabrik. Der Großbetrieb nahm stetig zu. Seine Vorteile waren unverkennbar. Die Anwendung der Maschine ermöglichte es, auch den gesteigerten Anforderungen vielfach auch besser und billiger zu genügen, als die handwerksmäßige Produktion es vermocht hätte. Je mehr aber der Fabrikbetrieb sich ausdehnte, in um so weiterem Umfange entzog sich die gewerbliche Produktion den Fesseln des Zunftsystems.

In derselben Richtung wie das neue Betriebssystem wirkten sodann noch die sozialen Machtverschiebungen, welche sich an die Herrschaft des Merkantilismus anschlossen. Dieser hatte Handel und Industrie zur Blüte gebracht, die oberen Schichten der Mittelklassen gestärkt, den Bürgerstand zu einem mächtigen Faktor im Staatsleben gemacht. Das Beamtentum wurde zum großen Teil den bürgerlichen Kreisen entnommen. Sie lieferten die Vertreter der Wissenschaft und Literatur, bildeten und beherrschten die öffentliche Meinung, standen aber selbst im Dienste der Aufklärung, waren begeisterte Anhänger des individualistischen Freiheitsgedankens der rationalistischen Philosophie, der Physiokratie, des Smithschen

[1] Vgl. „Wechsel und Wandel in der Handwerkerpolitik", diese Zeitschrift LXVI (1904) 62 ff 186 ff.

Systems. Immer kräftiger ertönte aus dieser wirtschaftlich starken, politisch und geistig strebsamen Klasse der Ruf nach allgemeiner Rechtsgleichheit und Freiheit, nach Beseitigung aller überlieferten Privilegien, nach Aufhebung jeder Form wirtschaftlicher Gebundenheit.

So wurden in Frankreich, nachdem schon vorher durch Turgots Einfluß der Zunftzwang zum Teil und für kurze Zeit aufgehoben war, die Zünfte als Bestandteile der ständischen Ordnung von der großen Revolution völlig zertrümmert. Das französische Gewerberecht fand dann alsbald in diejenigen deutschen Gebiete Eingang, welche direkt oder indirekt der Herrschaft Frankreichs unterworfen waren, in die Länder des linken Rheinufers, das Königreich Westfalen, das Großherzogtum Berg.

Auch Preußen folgte durch Edikt vom 2. November 1810 dem französischen Vorbilde. Hielt man hier noch an der Konzession fest, so handelte es sich dabei doch nur um ein individuelles Privilegium von ausschließlich steuerrechtlicher Bedeutung. Jeder Beliebige, der sein Steuerpatent löste, erlangte die Befugnis, ein Gewerbe zu betreiben. Nur für einzelne Gewerbe wurde, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, besondere polizeiliche Genehmigung erfordert. Allein auch diese Erlaubnis war nicht konstitutiven, sondern rein deklaratorischen Charakters. Sie schuf und gewährte kein Recht, sie erkannte dasselbe lediglich als vorhanden an. Zwar ließ man die Innungen noch bestehen, entkleidete sie aber ihrer öffentlich-rechtlichen Befugnisse. Die jetzige Innung war nur mehr ein Privatverein zur Pflege der gemeinsamen gewerblichen Interessen. Der Beitritt blieb frei. Das Vereinsleben wurde geregelt durch den privatrechtlichen Gesellschaftsvertrag, auf dem die Gemeinschaft beruhte. Den gleichen Standpunkt vertrat die allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 für das gesamte preußische Staatsgebiet.

Hannover, Kurhessen, Oldenburg schafften die während der Fremdherrschaft eingeführte Gewerbefreiheit bald wieder ab. Auch in den andern deutschen Staaten zeigte sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach ein Schwanken zwischen den Grundsätzen der Gewerbefreiheit und der Gebundenheit. Die bayerische Gesetzgebung hielt, ohne zünftlerisch zu sein, an dem Konzessionssystem fest und suchte auf diese Weise eine Art „geregelter Gewerbefreiheit" durchzuführen.

Als der im Jahre 1848 zu Frankfurt a. M. tagende „deutsche Handwerker- und Gewerbekongreß", gestützt auf „einen feierlichen, von Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit", die Rückkehr zur Zunftverfassung in ziemlich radikaler Weise (mit Bestimmung der Meisterzahl an den einzelnen Orten, Verbot, mehrere Handwerke zugleich zu betreiben, Erschwerung des Überganges zu einem andern Gewerbe u. dgl.) gefordert hatte, wendeten die Regierungen ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße der Handwerkerfrage zu. Eine preußische Verordnung vom 9. Februar 1849 kam sogar den Wünschen der Handwerker im weitesten Umfange entgegen. Allein die sog. „Gewerberäte",

aus Fabrikanten und Handwerkern zusammengesetzt, die mit der Aufsicht über die Durchführung der neuen Bestimmungen betraut wurden, waren hierin ebenso lässig wie die Polizei. Dauernde Erfolge hat das Gesetz daher um so weniger erlangt, als in der Zwischenzeit auch beim Volke selbst die Strömung zu Gunsten der Gewerbefreiheit abermals an Stärke gewann.

Österreich baute zuerst seine Gewerbeordnung vom 20. Dezember 1859 auf dem Grundsatze der Gewerbefreiheit auf. Hessen-Nassau folgte diesem Beispiele 1860, Sachsen und Oldenburg, Baden und Württemberg 1861, die thüringischen Staaten 1862, Bayern 1868, Preußen 1869. Die für den ganzen Norddeutschen Bund am 21. Juni 1869 erlassene, 1871 auf das Deutsche Reich ausgedehnte Gewerbeordnung (R.-G.-O.) schloß sich eng an den liberalen Grundgedanken der damals herrschenden Theorie an.

Für die Schweiz stellt Art. 31 der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 den Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit mit Rücksicht auf die Eidgenossen auf. An diesem Grundsatze müssen die kantonalen Gesetzgebungen festhalten. Ein einheitliches Gewerberecht für die Gesamtschweiz fehlt, wird aber neuerlich erstrebt.

Großbritannien hatte schon lange vor den kontinentalen Staaten das mittelalterliche Zunftwesen beseitigt. Belgien folgte der französischen Gesetzgebung. Italien bekennt sich zum Grundsatze der Gewerbefreiheit, wenn auch zahlreiche Spezialvorschriften denselben durchbrechen. Die skandinavischen Reiche führten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den freien Gewerbebetrieb ein, nachdem sie lange noch an dem alten Satze festgehalten, daß das Gewerbe eine „städtische Nahrung" sei. Rußland, das, wie Deutschland, eine eigentliche Gewerbeordnung hat, bekennt sich im allgemeinen zum Prinzip der Freiheit, macht aber Ausnahmen hinsichtlich gewisser Personen, Betriebe, Waren. Russische Juden z. B. dürfen regelmäßig nur innerhalb der 15 Gouvernements, die als Judengebiete bezeichnet sind, ohne weiteres Handel und Gewerbe betreiben. Auch für russische Aktiengesellschaften wird ein vom Kaiser bestätigtes Statut gefordert [1].

Das Prinzip der Gewerbefreiheit hatte gesiegt. Die alten Formen der Gebundenheit auf gewerblichem Gebiete, Zunftrecht und Konzessionssystem, waren beseitigt. Der Betrieb eines Gewerbes stand jedem frei, soweit nicht durch das Gesetz für bestimmte Einzelfälle Ausnahmen gemacht wurden. Auch war der gleichzeitige Betrieb mehrerer Gewerbe zulässig. Desgleichen durfte dasselbe Gewerbe von demselben Unternehmer an verschiedenen Orten (Filialen) zugleich betrieben werden. Ebenfalls die Art des Gewerbebetriebes war freigegeben, Herstellung, Qualität, Preisbestimmung, Absatz der Produkte dem Inhaber des Gewerbes ganz über-

[1] Vgl. Wörterbuch der Volkswirtschaft I 885 ff. — Staatslexikon der Görres-Gesellschaft II [2] 1360 ff.

lassen. Das Publikum sollte seine Interessen selbst vertreten, Preis und Qualität der Waren prüfen[1].

Wenn man die Gewerbeberechtigung als einen Ausfluß der persönlichen Freiheit, als eine natürliche Befugnis des Individuums hinstellte, so läßt sich dagegen kaum etwas einwenden. Unbegründet dagegen war die Meinung, als ob jenes natürliche Recht des Menschen erst jetzt zur richtigen Geltung gekommen sei. Man mag über die Zünfte der Verfallzeit urteilen, wie man will, das Zunftsystem als solches hat die natürliche Befugnis zur wirtschaftlichen Betätigung nicht in Zweifel gezogen. Es stellte nur Normen für die Ausübung jenes Rechtes auf, bildete die geschichtliche Form, in welcher zugleich der soziale Charakter der Arbeit unter den gegebenen konkreten Umständen seine praktische Durchführung gefunden hatte. Die Gewerbefreiheit gewährte demgegenüber nicht ein neues subjektives Privatrecht, welches der Zunftperiode fremd gewesen wäre. Sie ist überhaupt in sich kein persönliches Recht, sondern ein volkswirtschaftliches, legislativ-politisches Prinzip, das für die Ausübung des natürlichen Arbeitsrechts keine publizistischen, im Interesse des Standes und der bürgerlichen Gemeinschaft aufgerichteten Schranken kennt.

Nachdem die Hemmnisse des Gewerbebetriebes gänzlich gefallen, vollzog sich der Siegeslauf des kapitalistischen Großbetriebes in beschleunigtem Tempo. Technik und Arbeitsteilung konnten sich frei entwickeln. Nicht nur die maschinelle Industrie eroberte neue Gebiete, selbst solche, in welchen ihrem Vordringen von einem geschickten und kräftigen Handwerke erfolgreich hätte widerstanden werden können; neben dem maschinellen erscheint auch der handwerksmäßige Großbetrieb auf kapitalistischer Grundlage. Viele Handwerker müssen im Dienste des Kapitalisten arbeiten, der dann in Bazaren, Magazinen, Warenhäusern mit zahlreichen Filialen in verschiedenen Stadtteilen oder Städten das Publikum mit Handwerksprodukten versorgt. Man hat diese Entwicklung volkswirtschaftlich zu rechtfertigen versucht, indem man hinwies auf die bessere Verteilung und Ausnutzung der Arbeitskräfte, auf die Verminderung der Generalunkosten, der Ausgaben für Heizung, Licht usw. Wir bestreiten diese Vorteile des kapitalistischen, wenn auch nichtmaschinellen Großbetriebes keineswegs. Nur fragt sich, ob das Konsumenteninteresse unbedingt eine solche kapitalistische

[1] Vgl. Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft. Neukamp, Gewerbegesetzgebung I 874.

Form der Versorgung des Publikums erheischt, und ob denn nicht doch der Untergang so vieler Handwerker, die zu hausindustriellen Lohnarbeitern herabgedrückt werden, ein unverhältnismäßig großes Opfer des Volkswohlstandes bedeutet. Jedenfalls könnte selbst ein ökonomisch gut gestelltes Privatbeamtentum jener großen Unternehmungen den sozial unabhängigen gewerblichen Mittelstand in keiner Weise ersetzen.

Waren die selbständigen Handwerker schon hart bedrängt durch die Konkurrenz des kapitalistischen Großbetriebes, so erstanden ihnen dazu noch aus den eigenen Reihen gefährliche Widersacher, endlose Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Es ist von Interesse und Wichtigkeit in unserer Frage, den Zusammenhang gerade dieses Übelstandes mit der Gewerbefreiheit ins klare Licht zu setzen. Die Gewerbefreiheit vermochte vor allem nicht, der Eigenart des Handwerks gerecht zu werden. Alle liberalen Gewerbeordnungen werfen Handwerk und Fabrik in denselben Topf, als Arten oder Formen der allgemeinen Gattung: Stoffveredlung, Gewerbe. Es geschieht das nicht zufällig. Die Berücksichtigung dessen, was dem Handwerke eigentümlich ist, ohne das es als solches nicht fortbestehen kann, würde ja unwillkürlich zu Erwägungen und Schlußfolgerungen führen müssen, welche der Gewerbefreiheit im Prinzip widerstreiten. Daher wird, bewußt oder unbewußt, wenn Fabrik und Handwerk einander gegenübergestellt werden, mit aller Sorgfalt das dem Handwerke am meisten Charakteristische jeder unliebsamen Bloßstellung entzogen. Oder sollte es wirklich genügen, Manufaktur und Handwerk lediglich nach dem Umfang des Betriebes, nach der Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte zu unterscheiden, dort von einer Fabrik zu reden, wo der Gewerbebetrieb mit mechanischer Betriebskraft sich vollzieht? Auch in der Werkstätte mancher Handwerker finden sich heute Werkzeug- und Kraftmaschinen, ohne daß dadurch die Werkstätte zur Fabrik wird. Äußere Verschiedenheiten des Betriebes nach Umfang und vorwiegender Kraftverwendung heben nicht den wichtigsten Unterschied hervor, treffen nicht die Eigenart des Handwerks, sind unsicher, veränderlich, kaum ohne Willkür gewählt. Auch heute noch ist das Handwerk — wie z. B. das kantonale bernische Gewerbegesetz[1] ganz richtig hervorhob — ein persönlich durch den „Meister" eventuell mit Hilfe von „Gesellen" und „Lehrlingen" ausgeübter Gewerbebetrieb bestimmter Berufs-

[1] W. Krebs, Grundsätze und Zielpunkte einer schweizerischen Gewerbeordnung (1889) 10.

arten. Diese persönliche Gliederung: Lehrling, Geselle, Meister, der Umstand ferner, daß der Meister oft mit und neben dem Gesellen in der Werkstätte den Gewerbebetrieb ausübt, unterscheiden Fabrik und Handwerk wenigstens ebensosehr, wenn nicht charakteristischer, als die Verschiedenheiten des Betriebsumfangs und der vornehmlich verwendeten Betriebskraft. Mit andern Worten: das Handwerk hat naturgemäß eine abgestufte Fachbildung. Lehrlinge und Gesellen befinden sich in der berufsmäßigen Vorbildung. Wenn das Handwerk als solches bestehen soll, dann muß dieses Verhältnis bewahrt, gestärkt, mehr oder minder der Willkür entzogen werden. Die rein negative Gewerbefreiheit aber vermochte das nicht. Hatte die Zunft nur gelernte, männliche, erwachsene Gesellen gekannt, so erlaubte die Freiheit, alle möglichen Arbeiter an sich zu ziehen. In dem Großgewerbe spielte die Konkurrenz gelernte gegen ungelernte Arbeiter aus, Geschlecht gegen Geschlecht, Alter gegen Alter, nur um billig zu produzieren. Im Handwerk aber vertrat bald der halb ausgelernte Lehrling den Gesellen und der oberflächlich gebildete Geselle den gediegenen Meister. Wozu denn auch Schranken, da man das Vertrauen auf die Zukunft des Handwerkes nahezu verloren hatte? Wozu eine besondere Sorge für die berufsmäßige Vorbildung der jungen Handwerker? Wozu Hemmnisse, welche die Möglichkeit einer frühen Verselbständigung — allerdings mit halber, unzulänglicher theoretischer und praktischer Fachbildung — begrenzt oder beseitigt hätte? Das paßte nicht zu den freiwirtschaftlichen Axiomen, zur „natürlichen" Selbstregulierung des Wirtschaftslebens, zur wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit usw. Schriftlicher Lehrvertrag, Beaufsichtigung des Lehrverhältnisses, Gesellen- und Meisterprüfung, das war ein überwundener Standpunkt! Auch das gesamte Fortbildungsschulwesen mußte folgerichtig auf den Selbsttrieb der einzelnen Interessenten angewiesen bleiben.

Das Ergebnis dieser goldenen Freiheitsperiode war eine schwere Schädigung des Handwerkes. In der Tat regulierte die vielgepriesene Selbstliebe alles, auf seiten des Meisters wie des Lehrlings und Gesellen. Der Meister sah in dem Lehrling nur die billige Arbeitskraft. Möglichst viele Lehrlinge zu halten mußte für ihn von Vorteil sein. Er drillte sie, züchtete sie, wie sein Vorteil es erheischte; aber er unterrichtete sie nicht, bildete aus ihnen keine tüchtigen Gesellen heran. Der Lehrling anderseits wollte nicht so sehr lernen als möglichst bald verdienen. Bei der häufigen Gespanntheit des gegenseitigen Verhältnisses war leicht ein Anlaß gefunden,

die Lehre vor der Zeit zu verlassen. Oder der Lehrling lief einfach weg, auch ohne Grund. Mit dem Segen seiner gesetzlichen Vertreter, Eltern, Vormünder, fand ja der halbausgebildete Junge Unterkunft und Verdienst in einer andern Werkstatt oder gar in der Fabrik, dem Eldorado der Freiheit. Es war vorerst für den zunächst Beteiligten ein nicht geringer Schaden, daß seine Ausbildung ein Stückwerk geblieben. Zu wirklichen „Meistern" konnten solche Leute späterhin wohl kaum jemals werden. Sie blieben dazu verurteilt, Stümper im Handwerk oder Fabrikarbeiter zu sein. Aber der Schaden erstreckte sich nicht minder auf den ganzen Stand. Es fehlte bald an der genügenden Zahl brauchbarer Gesellen. Die Leistungsfähigkeit des Handwerkes nahm ab. Ein weit verbreitetes, man kann sagen planmäßig großgezogenes Pfuschertum entzog dem Handwerk das Vertrauen der Konsumenten, schädigte den ehrlichen, tüchtigen Meister durch minderwertige, aber billige Konkurrenz, eröffnete der Großindustrie Gebiete, die von einem leistungsfähigen Kleingewerbe ganz wohl hätten behauptet werden können. Jene „Hunderttausende minderwertiger Existenzen, die immer wieder aus sich selbst heraus geboren wurden und ihren unheilvollen Einfluß auf immer breiterer Grundlage ausübten", sagt Gustav Koepper[1], sie „mußten bald auch den besseren Teil ihres Standes auf eine tiefere Stufe herabdrücken. . . . So war es möglich, daß im Handwerk ganze Berufe im vollsten Sinne des Wortes von der Großindustrie, von der Maschine verschlungen wurden, nicht weil die Waren hier besser und billiger hergestellt wurden, sondern einfach, weil es an dem wohlausgebildeten Nachwuchse fehlte. Das Schuhmacherhandwerk ist nicht dem Kaufmann zum Opfer gefallen, sondern den oben geschilderten Zuständen. Der Schuhmachermeister, der vielleicht Ende der achtziger Jahre noch zehn Gesellen beschäftigte, sah sich gezwungen, einen Laden mit fertiger Ware zu eröffnen, nicht weil die Kundschaft für Werkstattarbeit gefehlt hätte, sondern weil er auf die Dauer keine Gesellen mehr auftreiben konnte, die den Anforderungen, die er an ihre Fähigkeiten stellen mußte, genügten! Diese Entwicklung ist an sich nicht überraschend; überraschend ist nur, mit welcher Schnelligkeit sie sich unter dem Einfluß ungezügelter Gewerbefreiheit vollziehen konnte!"

Aber auch die Beziehungen zwischen Gesellen und Meister hatten sich gründlich geändert. Mochten kaum jemals alle Gesellen zur

[1] Handwerks Art, Handwerks Recht (1904) 20 f.

Selbständigkeit gelangen, der naturgemäße Abschluß der Gesellenzeit ist und bleibt doch immer die Meisterschaft, das Gesellentum als solches nur ein Durchgangsstadium. Das entspricht eben der Eigenart des Handwerks. Solange die Entwicklung ihren natürlichen Verlauf nimmt, besteht daher im Handwerk keine soziale Scheidung zwischen dem Unternehmer und seinen Gehilfen. Gewiß fehlt es nicht an Interessengegensätzen. Was aber fehlt, das ist die volle klassenmäßige Sonderung der Interessen. Die wegen des Lohnes, der Arbeitsbedingungen vielleicht miteinander streiten, sind hier Glieder ein und desselben Standes mit vielen gemeinsamen Standesinteressen. Jetzt aber war der Geselle „frei" geworden. Das Vorbild der Fabrik hatte im städtischen Handwerk immer mehr zur Lösung der häuslichen Gemeinschaft zwischen dem Meister und seinen Gehilfen geführt. Die Lockerung des persönlichen Verhältnisses aber erleichterte die Ausbildung eines schroffen Gegensatzes, wobei die kleinliche Interessenpolitik der Handwerksmeister oft noch mehr erbitterte, als bei den Fabrikarbeitern die Selbstsucht der großen Unternehmer. Bedrängt durch die Konkurrenz sah sich der Handwerker nun noch zahlreichen Verwicklungen ausgesetzt durch seine eigenen Gehilfen. Aber auch der Geselle war in seiner Freiheit schutzlos und hilflos allen Wechselfällen des Lebens überliefert. Die alten „Gesellenladen", soweit sie noch bestanden, hatten keine Bedeutung, keine Kraft und Leistungsfähigkeit mehr.

Allen diesen Schwierigkeiten und Bedrängnissen gegenüber erwiesen sich die nach der R.G.O. von 1869 zugelassenen freien Innungen — soweit sie überhaupt noch bestanden — als völlig machtlos. Da sie bloße Privatvereine waren, so mußte ihnen vor allem die zur wirksamen Vertretung der Handwerksinteressen erforderliche Stetigkeit und Festigkeit abgehen. Die Zahl der Mitglieder wechselte sehr. Unzufriedene Elemente, die sich den Majoritätsbeschlüssen nicht fügen wollten, traten aus. Die erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, dazu fehlte der Opfersinn und die dauernde Begeisterung für das Innungswesen in seiner derzeitigen Gestaltung. So erklärte es sich, wie ein beträchtlicher Teil der Handwerker unentwegt die Wiederherstellung eines modifizierten Zunftsystems forderte, die Abhängigkeit des selbständigen Gewerbebetriebes von der Aufnahme in die Zunft auf Grund eines Befähigungsnachweises. Anderseits wurde selbst von Freunden des Mittelstandes dieser Wunsch ebenso nachdrücklich als unerfüllbar bezeichnet. Niemals habe der fabrikmäßige Großbetrieb der Innung angehört. Er lasse sich heute noch viel weniger in die Zucht

hineinzwängen. Eine brauchbare Abgrenzung von Fabrik und Handwerk aber sei unmöglich. Statt der unpraktischen und wirkungslosen Rückkehr zu überlebten Rechtsformen empfehle sich daher viel eher eine Reform auf individualistischer Grundlage[1], die Bildung neuer Rechts- und Wirtschaftsformen auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse.

Unter Anerkennung der Gewerbefreiheit als der nunmehrigen Grundlage des Wirtschaftslebens suchte diese Richtung daher in dem Genossenschaftswesen, den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, die dem Kleingewerbe dringend notwendige Stärkung durch „soziale Selbsthilfe".

Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts hatten sich in England Genossenschaften in der Form von Konsumvereinen gebildet mit dem Zwecke einer Verbilligung der Lebensmittel für die arbeitenden Klassen. Die französischen Genossenschaften, die seit dem Julikönigtum sich lebhafter entwickelten, waren vorerst meist Produktivgenossenschaften der Arbeiter. In Deutschland diente die Genossenschaftsbewegung (Schulze-Delitzsch) von vornherein mehr dem Zwecke, durch solidarischen Zusammenschluß die Vorteile des kapitalistischen Großbetriebes in den Dienst des Kleingewerbes zu stellen. Die Vereinigung vieler kleiner Kapitalien ermöglichte zunächst die Bildung einer großen Kapital- und Kreditmacht, um den einzelnen Genossen gegen billigen Zins Vorschuß oder Kredit zu gewähren. Der gemeinsame Bezug der Rohstoffe in größeren Quantitäten gestattete den Einkauf unter vorteilhaften Bedingungen. Auch die Verbindung zu gemeinsamer Herstellung und gemeinsamem Verkaufe, die Magazinvereine und Produktivgenossenschaften, dienten wie Rohstoffvereine, Vorschuß- und Kreditvereine demselben Zwecke, den Kampf mit dem kapitalistischen Großbetriebe unter günstigeren Bedingungen aufzunehmen, als dies der isolierte Handwerker zu tun vermochte[2]. Vom Staate erwartete man dabei nur ein der Natur und dem Zweck der Genossenschaft entsprechendes Gesellschaftsrecht, das der Genossenschaft ermöglichte, als juristische Person zu existieren. Diesem Verlangen entsprach das preußische, späterhin auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnte Gesetz über die rechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften vom 4. Juli 1868. Dennoch blieben diesen Genossenschaften noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Erfolge waren wesentlich bedingt durch eine vortreffliche Verwaltung. Die Genossenschafter selbst aber verfügten regelmäßig persönlich nicht über die hierzu erforderliche Zeit und die ausreichenden Fähigkeiten. Man war daher auf ein besonderes Beamtentum angewiesen, welches an dem Gedeihen der Genossenschaft nicht immer das notwendige Interesse bekundete. Anderseits wurde durch jeden Mißgriff der Verwaltung bei der bestehenden Solidarität aller Genossen vielleicht deren wirtschaftliche Existenz in Frage gestellt. Für die Schulden der Genossenschaft haftete nämlich zunächst das Genossenschaftsvermögen, subsidiär aber

[1] Bornhak, Das deutsche Arbeiterrecht (1892) 44 ff.

[2] Vgl. A. Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften (1899) 4.

jeder Genossenschafter mit seinem eigenen Vermögen. Ein neues Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1889 gestattete nun die Einführung einer beschränkten Haftung. Auch wurde die obligatorische Revision der Genossenschaften gesetzlich angeordnet. Durch Gesetz vom 31. Juli 1895 ist dann für Preußen die Zentral-Genossenschaftskasse gegründet worden, um den auf dem Prinzip der Selbsthilfe beruhenden (weniger kapitalkräftigen) Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften den erforderlichen Bankkredit zu gewähren. In Österreich besteht vielfach die löbliche Gepflogenheit, daß seitens der Regierungsbehörden die Stadtverwaltungen auf leistungsfähige Genossenschaften zur Ausführung größerer Aufträge hingewiesen werden. In Deutschland hat sich leider das Genossenschaftswesen beim Kleingewerbe viel weniger entwickelt[1] als innerhalb des landwirtschaftlichen Gebietes. Der Handwerkerstand steht, wie es scheint, noch zu sehr unter dem Einflusse einer alle Tatkraft und Initiative lähmenden Depression. Wird da geholfen, gelingt es, dem Handwerk von neuem Hoffnung, Mut, Vertrauen auf seine Zukunft einzuflößen, dann erst dürfte wohl das Genossenschaftswesen seine volle Bedeutung erlangen für die Hebung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und somit für die Erhaltung und Stärkung des gewerblichen Mittelstandes.

Aber lohnt es sich überhaupt noch, dem Handwerk besondere Sorgfalt zuzuwenden? Haben die Reformbestrebungen zur Erhaltung des Handwerks irgendwelche Aussichten auf praktischen Erfolg, oder kann es sich lediglich nur noch darum handeln, diesem einst so blühenden Stande das Sterben zu erleichtern, nachdem die Gewerbefreiheit usw. ihm den Todesstoß versetzt hat?

Man hat berechnet (Thilo Hampke), daß sich gegenwärtig in Deutschland trotz allen Rückgangs[2] noch etwa 1 375 000 selbständige Handwerker, 1 125 000 Gesellen und 440 000 Lehrlinge befinden, — mit den Angehörigen der Meister ein beträchtlicher Bruchteil des gesamten Volkes. Ist damit schon der Beweis erbracht, daß sich bisher die handwerksmäßigen Kleinbetriebe immerhin in großer Zahl neben der Großindustrie tatsächlich erhalten konnten, so wird uns ein Blick auf die einzelnen Entwicklungsvorgänge innerhalb der gewerblichen Produktion in der Über-

---

[1] Vgl. Retzbach, Wie kann das Genossenschaftsgesetz für die Handwerker nutzbar gemacht werden? in „Soziale Tagesfragen" (Volksverein) 16.—18. Heft (1901) 33 ff. — Ferner derselbe, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften (1899). — „Arbeiterwohl": Bedeutung und Organisation von Kreditgenossenschaften für das Handwerk (1898), Heft 7. — Crüger u. H. Jäger, Rohstoffgenossenschaften für Handwerker (1896). — Crüger, Anleitung zur Gründung von Handwerkergenossenschaften (1900). — Die von Crüger herausgegebenen „Blätter für Genossenschaftswesen" (Wochenschrift).

[2] Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften 1 ff.

zeugung von der Lebensfähigkeit des Handwerks noch mehr bestärken müssen. Man darf ohne Zweifel K. Bücher[1] beistimmen, wenn er im Hinblick auf das Handwerk von einem tiefgreifenden Umbildungsprozeß, teilweise von einem Verwitterungsprozesse spricht. Aber die Frage bleibt, in welcher Weise, in welchem Umfange dieser Prozeß sich vollzieht, und ob jene Umwandlungen unbedingt zum schließlichen Verderben des Handwerks führen müssen. Indem wir einige der wichtigsten allgemeinen Ergebnisse der unter Büchers Leitung mit außerordentlicher Sorgfalt veranstalteten Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik" über die Lage des Handwerks[2] uns vor Augen führen, werden wir zugleich darüber belehrt, daß nicht nur Gewerbefreiheit und Großindustrie an dem Unglück des Handwerks schuld sind, — eine Erkenntnis, die sowohl für die Beurteilung der gegenwärtigen Verhältnisse, wie für die Behandlung der Reformfrage von größter Tragweite ist.

Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Handarbeit, das Handwerk nicht bloß durch Maschine und Fabrik bedroht und verdrängt wird. Außer den Fortschritten der Produktionstechnik kommt die moderne volkswirtschaftliche Bedarfsgestaltung für den Rückgang des Handwerkes wesentlich in Betracht[3].

Zunächst hat eine örtliche Zusammenziehung des Bedarfs stattgefunden. Die räumliche Umschichtung der Volksmassen in Stadt und Land, die großstädtischen Menschenanhäufungen, die Kriegsheere, die Staats- und Gemeindeanstalten, die ausgedehnten Transportunternehmungen usw. bilden heutzutage Mittelpunkte eines massenhaften Bedarfs an gewerblichen Produkten. Das Handwerk, vor allem der isolierte Handwerker, steht einer solchen Bedarfskonzentration ratlos gegenüber. Der städtische und namentlich der großstädtische Konsument verlangt ferner eine reiche Auswahl gebrauchsfertiger Waren, die der gewöhnliche Handwerker nicht bieten kann, jedenfalls nicht in der Fülle und Mannigfaltigkeit, wie das Warenhaus sie an demselben Orte in sich vereinigt.

Dazu kommt noch in sachlicher Hinsicht eine größere Gleichartigkeit des Bedarfs. Die Unterschiede der Lebensgewohnheiten in den verschiedenen Bevölkerungsschichten sind heute nach vielen Seiten hin weniger schroff. Kosten gewerbliche Produkte nicht zu viel, dann werden auch die unteren Volksklassen dieselben sich aneignen wollen, während die Billigkeit der Ware es den irgendwie besser Gestellten ohne allzu große Opfer erlaubt, selbst einem raschen Modenwechsel Rechnung zu tragen. So besteht für eine ganze Reihe von Artikeln ein Massenbedarf an billiger Ware, wie sie die Fabrik, nicht aber das Handwerk liefern

[1] Die Entstehung der Volkswirtschaft[3] (1901) 217 ff 224.

[2] Die Ergebnisse sind niedergelegt in Bd LXII—LXXI der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.

[3] Vgl. Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft[3] 225 ff.

kann. Auf der andern Seite werden im heutigen Kulturleben der Industrie manche so großartige Aufgaben gestellt, welche nicht einmal die Fabrik des älteren Typus zu lösen vermag, geschweige die Betriebsweise des Handwerkes. „Die Anfertigung einer Lokomotive, eines Dampfkrahns, einer Schnellpresse, der Bau einer Strombrücke oder eines Kriegsschiffes, die Ausstattung einer städtischen Straßenbahn mit Schienen und Betriebsmaterial lassen sich nicht mit bloßem Handwerkszeug und Handwerkskräften vollziehen. Sie bedürfen mechanischer Einrichtungen von gewaltiger Leistungskraft, hochgebildeter Techniker und Handarbeiter von sehr verschiedener Qualifikation. . . . Man kann geradezu sagen, daß es heute industrielle Aufgaben gibt von einer Größe, daß sie nur von wenigen, ja vielleicht nur von einer oder zwei Firmen in Europa ausgeführt werden können. Es hat sich dafür neben dem älteren Typus der Fabrik, welcher seine Stärke in der gleichartigen Massenfabrikation findet, ein neuer Typus ausgebildet, dessen Daseinsberechtigung in der Größe der Produktionsaufgaben liegt. Man könnte diese jüngere Art gewerblicher Großunternehmungen mit dem bereits gebräuchlichen Ausdrucke ‚Fabrikationsanstalt' benennen. An der Spitze steht ein Stab von eingeschulten Technikern, die über umfassende mechanische Hilfsmittel gebieten, denen die nötige Handarbeit in wirksamster Weise angegliedert ist."[1]

Da konzentrierter Bedarf sich nicht durch zerstreute Produktion befriedigen läßt, so mußte, wie Bücher ausführt, dem *Konzentrationsprozesse des Bedarfs ein Konzentrationsprozeß auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion* zur Seite gehen. Dieser aber ist es gerade, dem das Handwerk weithin erliegt[2].

Indem Bücher dann auf die einzelnen Vorgänge eingeht, unterscheidet er für die Verdrängung folgende fünf Fälle[3]: 1. Verdrängung des Handwerks durch gleichartige Fabrikproduktion (z. B. Weberei, Schuhmacherei). 2. Schmälerung seines Produktionsgebietes durch Fabrik oder Verlag (z. B. die Fabrikation des Schlosses wird dem Schlosser entzogen, andere Zweige seines Produktionsgebietes verbleiben ihm. Oder es werden verschiedene Handwerke zu einer einheitlichen Produktionsanstalt (Möbelfabrik, Wagenbauanstalt u. dgl.) verschmolzen. Auch zieht die Fabrik häufig die Anfangsstadien der Produktion an sich. Der Bautischler bezieht die zugeschnittenen Parkettböden, der Schmied die fertigen Hufeisen usw.). 3. Angliederung des Handwerks an die Großunternehmung. (Jeder große Fabrikbetrieb hat eigene Schlosserei, Reparaturwerkstätten u. dgl.) 4. Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung. (Spinnrad, Spule, Haspel braucht die ländliche Bevölkerung nicht mehr; Holz- und Zinngefäße sind ersetzt durch Gefäße aus Blech, Porzellan, Steingut usw.) 5. Herabdrückung des Handwerks zur Heim- und Schwitzarbeit durch das Magazin.

Wenn aber auch der geschichtliche Umwandlungsprozeß auf gewerblichem Gebiete das Handwerk wirtschaftlich und sozial von der ersten Stelle an die zweite Stelle gerückt habe, so ist Bücher gleichwohl weit entfernt, dem Hand-

[1] *Bücher*, Entstehung der Volkswirtschaft 225—227.
[2] Ebd. 229. [3] Ebd. 230.

werke die Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit abzusprechen. Er meint, daß „das Handwerk in allen Fällen, wo es gebrauchsfertige, raschem Verderben nicht ausgesetzte Waren liefert, die in bestimmten Typen für Durchschnittsbedürfnisse hergestellt werden können, im höchsten Maße gefährdet sei, selbst da, wo eine technische Überlegenheit des Großbetriebs nicht vorhanden ist“ [1]. In allen Fällen dagegen, wo das Handwerksprodukt lokal angebracht oder individuell angepaßt werden muß, könne selbst das städtische Handwerk sich behaupten, auch in den größeren Städten, wenn der Betrieb einen kleinkapitalistischen Charakter annehme (mit Verkaufsmagazin, z. B. Klempner, Sattler, Schneidermaßgeschäfte usw.).

Wir fügen die vielleicht etwas optimistische Ansicht eines Mannes bei, der aus der Praxis seines Amtes eine zuverlässige Kenntnis der Verhältnisse sich verschaffen konnte. Der Sekretär der Handwerkskammer von Koblenz, Gustav Koepper, weist in seiner wertvollen Schrift: „Handwerks Art, Handwerks Recht“ [2] zunächst darauf hin, daß die Großindustrie eine ganze Anzahl neuer Handwerke begünstigt, wenn nicht geschaffen habe, daß sie für einen erheblichen Teil des Handwerks die Vorarbeiten (Halbfabrikate) liefere. Bei den vielen Schädigungen solle man sich auch dieser Vorteile bewußt bleiben, welche die Großindustrie dem Handwerk geboten. Indem sodann Koepper den heutigen Stand des Handwerks überblickt, glaubt er dasselbe zweckmäßig in vier Abteilungen scheiden zu können. Als die erste Abteilung betrachtet er diejenigen Handwerke, die fast vollständig an die Großindustrie verloren gegangen sind. Hierzu gehören die Weber, die Spinner, die Nagelschmiede, die Nadler, die Seiler, die Kammacher und vielleicht noch die Hutmacher. Zur zweiten Gruppe gehören diejenigen, die zurzeit im Kampfe mit der Großindustrie stehen. Ein Teil derselben dürfte durch die Vollendung und Eigenart des handwerkmäßigen Erzeugnisses, bei dem wachsenden Bedarf an Luxusartikeln und der fortschreitenden Verfeinerung des täglichen Lebens, der großindustriellen Massenfabrikation gegenüber sich behaupten können. Läßt das industrielle Produkt eine Reparatur zu, dann vermag das Handwerk auch als Reparaturbetrieb, etwa in Verbindung mit einem Ladengeschäft, in welchem die Fabrikware umgesetzt wird, immerhin noch fortzubestehen. Unter die zweite Gruppe fallen besonders die Buchbinder, Bürstenmacher, Pinselmacher, Färber, Feilenhauer, Gerber, Gürtler, Handschuhmacher, Korbmacher, Küfer, Messerschmiede, Müller, Mühlenbauer, Siebmacher, Schirmmacher, Schlosser, Schmiede, Schuhmacher, Stuhlmacher, Schiffbauer, Seifensieder und Uhrmacher. Die dritte Gruppe verfügt über ein dem Handwerk wohl für alle Zeiten vorbehaltenes Gebiet. Es sind das die Barbiere [3], Friseure und Perückenmacher, auch die Bäcker, die Bandagisten, Brunnenbauer, Buchdrucker, Konditoren, Gelb- und Rotgießer, Zinn- und Metallgießer, Glockengießer, Gold- und Silberarbeiter, Goldschläger, Silberschläger, Klempner, Kürschner, Kupferschmiede, Maler und Anstreicher,

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 240. [2] (1904) 104 ff.

[3] Der Barbier produziert zwar keine „Waren“, ist aber von alters her den Handwerkern zugezählt worden. Vgl. O. Thissen, Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen (1901) 9.

Vergolder, Lackierer, Mechaniker, Optiker, Metzger, Posamentiere, Dachdecker, Hufschmiede, Schornsteinfeger, Ofensetzer, Stukkateure, Tapezierer, Dekorateure, Polsterer, Wagner, Zimmerer, Maurer, Pflasterer, Installateure, Elektrotechniker usw. Nimmt man namentlich auf das Bauhandwerk Rücksicht, so umfaßt diese Gruppe vielleicht die Hälfte sämtlicher Handwerksbetriebe, welche durch die Großindustrie nicht angetastet, teilweise sogar gefördert werden. Zur vierten Gruppe gehört das gesamte Kunsthandwerk, das ebenfalls der Großindustrie nicht zum Opfer fallen wird, von derselben vielmehr mannigfache Förderung erfährt.

Es wäre somit nach allem jedenfalls verfehlt, das Handwerk schlechthin als einen verlorenen Posten zu betrachten und zu behandeln[1]. Wir wollen es nicht tadeln, wenn man bei der Frage der Lebensfähigkeit des Handwerks darauf hinweist, daß mehr als die Hälfte der handwerksmäßigen Meister auf dem Lande ansässig ist und dort, wenn auch ein ärmliches, so doch relativ sicheres Auskommen findet. Gewiß, die Landbevölkerung wendet sich noch gerne an den bekannten, befreundeten Handwerksmeister, statt an den offenen Markt. Die alte Kundenproduktion besteht da im weitesten Umfange fort. Man garantiert sich gewissermaßen gegenseitig den Absatz der eigenen Produkte, der Bauer dem Handwerker wie umgekehrt der eine Handwerker dem andern. Auch kann der ländliche Handwerker durch den Anbau einer Ackerparzelle, mit Kuh oder Ziege, einen Teil seiner Bedürfnisse nebenbei gewinnen. Aber auch das durch die technisch-ökonomische Entwicklung und die Bedarfsgestaltung der Neuzeit stärker bedrängte städtische Handwerk weist, wie Adler mit Recht betont[2], in jeder Mittelstadt noch immer Dutzende, in jeder Großstadt Hunderte von Leuten auf, die es durch Fleiß, Tüchtigkeit, Solidität sogar zu erheblichem Wohlstand gebracht haben.

Ziehen wir also das Fazit aus obigen Darlegungen: die Bedeutung, welche das Handwerk im Mittelalter für die gewerbliche Produktion besaß, hat es heute nicht mehr. Als gewerbliches Betriebssystem steht es in der Gegenwart für manche Zweige an zweiter Stelle. Wenn aber schlechthin gesagt worden ist, die Kleinbetriebsformen lähmten die nationale Produktivkraft, sie seien „rückständige, überwundene, rohe, um nicht zu sagen sozial hemmende Produktionsmethoden", welche die tatsächliche Nationalproduktion hinter der technisch möglichen zurückhielten, so nennt auch

---

[1] Vgl. auch M. Mendelson, Die Stellung des Handwerks (1899) 238 ff. — W. Kulemann, Das Kleingewerbe (1895) 9 ff.

[2] G. Adler, Epochen der deutschen Handwerkerpolitik (1903) 70 f.

Bücher diese Überschätzung der Großindustrie eine „kurzsichtige wirtschaftspolitische Studierstubenlogik [1].

Kann die Lebensfähigkeit und der Wert des Handwerks als kleingewerblicher Betriebsform auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht in ernstlichen Zweifel gezogen werden, so rechtfertigt anderseits die hohe soziale Bedeutung des gewerblichen Mittelstandes [2] für Erhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts, die Unabhängigkeit, der konservative Geist, der Familiensinn, die im Handwerk eine Heimstätte finden, alle Bestrebungen zur Erhaltung dieses edlen Bestandteiles der Gesellschaft, soweit sie nach Ziel und Art sich in den rechten Grenzen halten.

In dem gewerblichen Mittelstande, sagt Hitze [3], „vereinigt sich 1. Kapital, Intelligenz und Arbeit; derselbe bildet so die vermittelnde Schicht zwischen der Bourgeoisie und dem ‚Proletariat', d. h. der Masse jener, die nichts einzusetzen haben, als ihrer Hände Arbeit. 2. Im Handwerk arbeiten Meister (Unternehmer) und Geselle (Gehilfe) in persönlicher Gemeinschaft; Geselle und Lehrling stehen, namentlich in Kleinstadt und Dorf, vielfach noch in Familiengemeinschaft mit dem Meister; es herrscht noch nicht jene Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie in der Großindustrie. 3. Im Gewerbe besteht noch eine aufsteigende Ordnung von Lehrling, Geselle und Meister, indem noch im allgemeinen jeder durch Fleiß, Tüchtigkeit und Sparsamkeit zur wirtschaftlichen Selbständigkeit sich emporringen kann. 4. Der Handwerker arbeitet in erster Linie für den lokalen Markt, auf Bestellung für die Kundschaft, die sich aus allen Schichten der Gesellschaft rekrutiert; persönliche Beziehungen verknüpfen Produzent und Konsument — sozial wertvolle Beziehungen zur Ausgleichung der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Gegensätze im Gemeinde- und Staatsleben. 5. Der Handwerkerstand dient auch insofern dem Ausgleich der Stände, als die Söhne des Bauernstandes, des Kaufmanns-, Beamten- usw. Standes, für welche im eigenen Stande kein Platz mehr ist, dort Aufnahme finden, wie anderseits der Handwerker den ‚höheren' Ständen wertvolle Kräfte zuführt. 6. Im Handwerkerstande herrscht noch religiöser Ernst, sittliche Kraft, Liebe und Treue zu König und Vaterland, — sittliche Güter, die als Erbe der Jahrhunderte übernommen, wohl leicht erhalten, aber bei der Richtung der modernen wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung nur schwer und langsam neu erworben werden können. „So ist die Erhaltung und Hebung des Handwerkerstandes im Interesse des sozialen und sittlichen Gleichgewichtes der bestehenden Gesellschaftsordnung eine der wichtigsten und ernstesten Aufgaben der Sozialpolitik".

---

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 213 f. Wertvolle Aufschlüsse zur Frage der Lebensfähigkeit des Handwerks bieten O. Thissens Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen (1901) mit Vorrede von F. J. Neumann (XII ff). — Vgl. auch Stieda, Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks (1897).

[2] Referat, in Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXXVI (1898) 36 f.

[3] Vgl. Victor Brants, La petite industrie contemporaine (1902) 157.

Aber wie kann geholfen werden, — und ist das, was bisher geschehen, ausreichend, um zu dem erstrebten Ziele zu gelangen?

Man könnte sagen: Die Menschen sind nicht für eine bestimmte Art der Warenproduktion, sondern umgekehrt ist diese für die Menschen da. Wenn also die Einführung der Maschinen einen so wichtigen Stand um Wohlstand und Brot bringt, dann möge man dem großindustriellen Betriebe bzw. seiner weiteren Ausdehnung unübersteigbare Schranken ziehen. Das wäre eine höchst unverständige Argumentation, die ihre Spitze sofort gegen das Handwerk selbst richten müßte. Auch das Handwerk ist nicht Selbstzweck. Es steht mitten im Fluß der geschichtlichen Entwicklung. Zerschlägt man heute die alten Maschinen, morgen werden neue an ihrer Stelle stehen. Wenn die gewerbliche Produktion, wie alle Produktion, ihr naturgemäßes Ziel in der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hat, dann wird jede bestimmte Art von Güterproduktion nur so weit sich behaupten können, als sie jenem Ziele zu entsprechen, dem Bedürfnisse der Konsumenten sich anzupassen im stande ist. Der Bedarf und die Art seiner Befriedigung, sie ziehen überall in letzter Linie und schließlich immer siegreich die Grenzen zwischen alten und neuen Formen der Produktion. Nun aber stellt die maschinelle Großindustrie für manche Gebiete gewerblicher Produktion ihre Erzeugnisse unstreitig mit Rücksicht auf den Bedarf besser und billiger her, als das Handwerk dies vermöchte. Sie bedeutet daher insoweit einen wahren Fortschritt, eine Vervollkommnung der allgemeinen Wohlfahrt, auf welche die Gesellschaft nicht verzichten kann und niemals verzichten wird. Jeder Reformvorschlag, welcher der technischen Entwicklung, der maschinellen Produktion gewaltsam die Wege verlegen will, muß somit a limine abgewiesen werden [1].

Soweit aber anderseits durch eine größere Zahl selbständiger Handwerker der Bedürfnisbefriedigung des Volkes in ebenso guter Weise genügt wird als durch die Fabrik, durch eine kleine Anzahl von Großunternehmern, so weit wird eine von gesunden nationalökonomischen Prinzipien ausgehende Wirtschaftspolitik aus Gründen der Allgemeinheit mit aller Entschiedenheit die Produzenteninteressen des Kleingewerbes wahrnehmen, für die Erhaltung und Stärkung des Handwerks eintreten. Mit Recht ist es ja als ein schwacher Trost bezeichnet worden, wenn Sombart zur Beleuchtung des durch den Kapitalismus geschaffenen höheren Wohl-

[1] Hitze, Schutz dem Handwerk (1883) 20.

standes auf die feine Einrichtung der modernen Rasierstuben u. dgl. hinweist. Die Erhaltung des gewerblichen Mittelstandes bedeutet doch etwas mehr für das Wohl der Gesellschaft, als der bloße Komfort einer Rasierstube, mit dem der Kapitalismus uns beglückt.

Der gewerbliche Mittelstand aber kann in der Tat und muß erhalten werden überall da, wo sein Zurückbleiben sich lediglich als das Werk einer einzig durch größere Kapitalkraft übermächtigen Konkurrenz, einer gegebenen Organisation des Kredits usw. darstellt, oder wo die geringere Leistungsfähigkeit des Handwerks durch seine mangelhafte technische und kaufmännische Ausbildung, geschäftliche Indolenz u. dgl. verursacht wird. Wir treten somit durchaus nicht für eine „Immobilisierung" (Bücher) der Technik und der gewerblichen Produktion ein, verlangen ohne Rückhalt von dem Handwerk, daß es sich entsprechend der neuzeitlichen Entwicklung weiter fortbilde und umbilde[1]. Von einer künstlichen Organisation allein die Überwindung des Mangels an Leistungsfähigkeit zu erwarten, wäre Torheit. Wird aber die Organisation zugleich in den Dienst einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit gestellt, so erkennen wir auch in ihr ein höchst wirksames Mittel an, um dem Handwerke in seiner Notlage erfolgreich zu helfen.

Dabei bleibt zu beachten, daß solche Vorschläge wenig Aussicht auf Erfolg haben, die dem Zwang eine so weite Ausdehnung geben wollen, wie sie durch das Gesamtwohl des Volkes nicht unbedingt erfordert wird. Der heutige freiheitliche Geist duldet keine willkürlichen oder doch nicht als notwendig erwiesenen Schranken. Wir halten fest an der Konkurrenz, wenn auch nicht an der absolut freien Konkurrenz. Die Möglichkeit einer Auslese, eines Emporsteigens wirklich tüchtiger Elemente muß gewahrt bleiben. Ferner darf die Ausübung der naturrechtlichen Befugnis jedes Erwachsenen, durch Arbeit sein Brot zu verdienen, keiner ungebührlichen Erschwerung begegnen. Kurz, welche Wege die Reform immer beschreiten wird, alle Beschränkungen der Freiheit, die dem Gemeinwohle widerstreiten, die nach Art und Umfang den Bedürfnissen der Gegenwart nicht Rechnung tragen, sind zu vermeiden. Ein Gebundenheitssystem, welches einfachhin das mittelalterliche Zunftsystem kopieren wollte, steht daher für heute ganz außer Frage. Die alte Trennung von Stadt und Land, die Einführung eines Analogon zur städtischen Bannmeile, um ausschließlich

[1] Victor Brants, La petite industrie contemporaine 14.

den Handwerkern eines bestimmten Bezirkes die Versorgung der dortigen Konsumenten zu sichern, ist undenkbar. Ebensowenig aber, wie die Zwangs- und Bannrechte früherer Zeiten, lassen sich in der Gegenwart jene mißbräuchlichen Beschränkungen der Zahl der Gewerbetreibenden durch „geschlossene" Zünfte, die „Sperrung" der Zunft gegen Auswärtige u. dgl. rechtfertigen oder durchführen.

Aber anderseits hat ebenfalls das Freiheitssystem in der Form der gewerbefreiheitlichen Zeit sich überlebt, nachdem die verderblichen Folgen dieses Systems allenthalben zu Tage getreten sind. Als Turgot im Jahre 1776 die Aufhebung des Zunftzwanges verfügte, berief auch er sich auf das natürliche Menschenrecht eines jeden, seine Arbeit frei zu wählen. Sein Fehler war, daß er dieses Recht ganz individualistisch auffaßte. Er vergaß, daß der Mensch inmitten der Gesellschaft arbeitet, sozialen Rücksichten sich unterwerfen muß. Die individualistische Freiheit aber ist rein negativ, darum ihrem Wesen nach Ungebundenheit, der Gegensatz zu jener Ordnung, auf welche keine Gesellschaft dauernd verzichten kann. Selbst Turgot mußte das Prinzip der Freiheit korrigieren, wenigstens für seinen — Barbier und Apotheker. Und so ist es überall geblieben[1]. Neben der Freiheit des allgemeinen Gewerberechts, das höchstens eine polizeiliche Anmeldung erfordert, schreitet die Approbation, die Konzession einher, richtet ein partikulares Gewerberecht mannigfache Schranken auf für diejenigen Gewerbe, deren ungeschickter Betrieb gemeingefährlich werden könnte. Bei uns wird für gewisse Betriebe, zur Vermeidung einer Gefährdung oder Belästigung des Publikums, die Genehmigung der gewerblichen Anlage gefordert. Auch der Nachweis einer persönlichen Befähigung ist z. B. den Hufschmieden nach landesgesetzlichen Bestimmungen nicht erlassen. Ferner kann mit Rücksicht auf das Ortsbedürfnis für einzelne Gewerbe eine Beschränkung eintreten (z. B. Schankwirtschaft, Pfandleihgewerbe u. dgl.). Auch für den Gewerbebetrieb im Umherziehen, für das Wandergewerbe (Gegensatz: stehendes Gewerbe mit festem Domizil) wurden bestimmte Erfordernisse oder Schranken aufgestellt und späterhin noch verschärft. Man kann sagen: diese und ähnliche Beschränkungen dienen nur oder in erster Linie dem Schutz der Konsumenten. Ohne Zweifel! Die Konsumenteninteressen finden bei der größeren Konkurrenz der Gewerbe-

[1] Vgl. Chr. Moufang, Die Handwerkerfrage (1864) 20 ff, wo ältere Zeugnisse gegen die Gewerbefreiheit angeführt werden.

freiheit ihre Rechnung. Sie sind anderseits dabei mehr gefährdet, als unter der Herrschaft des Systems der Gebundenheit mit Qualitätskontrolle. Die frei sich entwickelnde Technik kann auch der Verfälschung der Waren dienen. So mußte man Gesetze schaffen gegen Warenverfälschung, Fleischschaugesetze, Gesetze gegen den unlautern Wettbewerb, die Reklame mit Lug und Trug. Auch der Kartellierung der Großbetriebe, soweit sie zur Ausbeutung von Arbeitern und Konsumenten führt, wird man mehr und mehr entgegentreten müssen. Nachdem nun aber einmal das Prinzip der absoluten Freiheit in vielfacher Weise zum Schutze der Konsumenten beschränkt werden mußte, glaubt der Handwerkerstand, um so eher eine Korrektur der Gewerbefreiheit auch im Interesse der Produzenten fordern zu dürfen; eine Beschränkung der Freiheit einmal zum Schutze gegen das Pfuschertum, auch gegenüber der Kapitalmacht, wo dieselbe sich in das eigenste Gebiet der handwerksmäßigen Produktion eindrängt, ohne daß der technische Fortschritt, das offenkundige allgemeine Interesse der Konsumenten eine solche Verdrängung des Handwerks unbedingt erforderten.

Die hierhin gehörigen Forderungen lassen sich auf zwei Punkte zurückführen: die Frage der Vorbildung und die Frage der Organisation[1]. Wir werden demnächst zu untersuchen haben, wie weit und in welcher Weise die Gesetzgebung den diesbezüglichen Wünschen des Handwerks bisher entgegengekommen ist.

Heinrich Pesch S. J.

Ein verschwundener Kirchenschatz des 14. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Paramente. Der Löwenanteil am Inventar ist den Paramenten zugefallen. Umfaßt doch deren Verzeichnis im Druck nicht weniger denn volle zehn Quartseiten. Zuerst werden die bischöflichen Insignien, die Mitren, Pastoralstäbe mit ihren panniselli, die Pektoralien, Ringe, Handschuhe und Rationalien aufgeführt, dann folgen unter ebensovielen Rubriken

[1] Vgl. Haider, Salzburger Thesen über die Handwerkerfrage usw. (1884) 7 ff.

die vollständigen Ornate, die Meßgewänder, die Alben, die cortinae, die Fahnen, die pallae, die mappae, die Sängerstäbe, die Missalienkissen, die Wandteppiche, die nachones, die divi und schließlich in langer Reihe die Pluvialien.

Der Mitren, infulae genannt, besaß der Schatz acht. Alle waren mit Perlen, silbervergoldeten Zierplättchen in Gestalt von Rosetten, Sternen oder ähnlichem und Edelsteinen, einzelne auch mit Stickereien verziert und zum Teil von großem Wert. Besonders war eine ein hervorragendes Prachtstück, leicht begreiflich, wenn man vernimmt, daß sie ein Geschenk Karls IV. darstellte. Sie war aus Goldstoff gemacht, zu dem lauteres Gold gebraucht worden war, und auf jedem Schild mit zwei großen Medaillons in Vierpaßform und sechs kleineren geschmückt, die sich gleichmäßig auf die beiden Hälften der Schilde verteilten und mit Saphiren, Smaragden, Diamanten, Rubinen und Perlen besetzt waren.

An Hirtenstäben fanden sich im Schatz vier vor. Einer — er wird als Stab des hl. Adalbert bezeichnet und schloß das vom Kaiser aus Trier mitgebrachte Stück des Stabes des hl. Petrus ein — hatte durch Karl IV. eine neue Montierung erhalten, bei der es die Freigebigkeit des kaiserlichen Schenkgebers weder an Gold noch an Gemmen und Perlen hatte fehlen lassen. Ein zweiter, eine Gabe des Prager Bischofs Tobias (1279—1296), bestand aus vergoldetem Silber und lief in der Krümmung in einen Drachenkopf aus, der im Maul einen Rubin hatte. Der dritte, ein Geschenk des Prager Weihbischofs Přibyslaus und zum Gebrauch des jedesmaligen Weihbischofs bestimmt, war aus Holz gemacht und mit vergoldetem Silber überzogen; er wies in der Krümme eine Bischofsstatuette auf. Der vierte Stab wird baculus Sancti Pauli genannt, weshalb, ist aus dem Inventar nicht erkennbar. Mit vergoldetem Silber bekleidet war er oben mit einer Gemme von bräunlicher Farbe geschmückt.

Die panniselli, welche im Anschluß an die curvaturae verzeichnet werden, waren Zierbehänge, die seit dem späteren Mittelalter unterhalb der Krümme an den Hirtenstäben angebracht zu werden pflegten. Ursprünglich Sudarien, Schweißtücher, mittelst deren man den Hirtenstab hielt, wurden sie rasch zu bloßen Zierstücken und in dieser Eigenschaft dann gern reich verziert. Das Prager Inventar berichtet von zweien solcher panniselli. Beide waren mit Perlen besetzt; eines war außerdem mit silbervergoldeten Knäufchen und dem Bild Christi geschmückt.

Von den sechs Pektoralkreuzen, welche das Inventar verzeichnet, bestanden zwei aus Gold. Eines derselben, ein Geschenk des Erzbischofs und Kardinals Johannes, war mit 5 Saphiren, 21 Perlen und 8 kleinen Gemmen besetzt, von den übrigen war eines — es bestand aus Silber — mit einer Kamee verziert. Zwei der aufgeführten sechs Kreuze bargen, wie das Inventar ausdrücklich hervorhebt, Reliquien. Der Pontifikalringe gab es neun im Schatz von St Veit, von denen freilich einige bei Aufstellung des Schatzverzeichnisses nicht zur Stelle waren. Es waren zum Teil sehr kostbare Stücke. Zwei rührten von dem

sel. Bischof Andreas (gest. 1224) her, einer wird als annulus S. Thomae de Aquino bezeichnet. Besonders bemerkenswert aber ist der an erster Stelle genannte Ring, nicht sowohl wegen seines Edelstein- und Perlenschmucks, noch auch, weil er ein Geschenk Wenzels IV. bildete, sondern vor allem darum, weil er aus einem Ring der Kette des hl. Petrus hergestellt worden war.

An Pontifikalstrümpfen, Pontifikalsandalen und bischöflichen Handschuhen waren je zwei Paar im Schatz vorhanden. Die Handschuhe wiesen auf dem Handrücken nach Sitte des Mittelalters Medaillons auf, auf denen bei einem der beiden Paare das Gotteslamm und ein auf der Kathedra sitzender Bischof, bei dem andern Christus und die allerseligste Jungfrau dargestellt waren.

Die rationalia, von welchen das Inventar redet, bedeuten jenen dem erzbischöflichen Pallium nachgebildeten bischöflichen Schulterschmuck, der im Mittelalter bei den Bischöfen von Bamberg, Würzburg, Regensburg, Minden, Lüttich, Naumburg, Paderborn, Toul, Eichstätt, Krakau gebräuchlich war und bei den vier letztgenannten noch jetzt gebräuchlich ist. Die Beschreibung, welche es von denselben gibt, läßt es allerdings unklar, ob wir in ihnen dieses bald kragen-, bald gabelförmige Schultergewand oder einen pontifikalen Brustschmuck von der Form einer Agraffe zu sehen haben, wie er im 12. und 13. Jahrhundert mehrfach unter dem Namen rationale erwähnt wird und noch auf Bildwerken des 13. Jahrhunderts nachweisbar ist. Allen Zweifel aber behebt die Schilderung, welche ein Inventar vom Jahre 1396 von einem von Erzbischof Johannes VI. (1379—1396) geschenkten Rationale gibt [1], zumal dieses im Schatzverzeichnis von 1387 ausdrücklich als crux de perlis super ornatum, quem fecit dominus Iohannes, archiepiscopus modernus bezeichnet wird. Die drei Rationalien müssen sehr kostbar gewesen sein, da sie reich mit Perlen besetzt waren. Auffallend und durchaus ungewöhnlich, aber darum um so bemerkenswerter ist, daß sich unter ihnen auch ein rationale diaconale vorfand, während doch sonst das Schmuckstück ein bischöfliches Privileg war. Dieses diakonale Rationale ist ein Unikum in der Geschichte des Rationales [2].

Von der Fülle der nicht bischöflichen Gewänder und der übrigen Paramente läßt sich eine eingehendere Beschreibung unmöglich liefern. Sie

---

[1] Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze LVIII: Aliud rationale quod donavit dns Iohannes archiepiscopus pragensis de perlis, gemmis et argento deaurato, a parte anteriore habens Virginem gloriosam cum puero et sub ipsam angelum, qui tenet infulam, et in inferiore parte sanctam Catharinam. In parte anteriori ad latus sinistrum deficiunt tres lectuli cum gemmis. In parte dextra ante textum „Maria“ deficit unus lectulus cum gemma. In parte posteriori habens crucifixum; ad latus dextrum deficit lectulus cum gemma. Item inferius sub curvatura archiepiscopi deficit lectulus cum gemma et supra crucem habet pelicanum et haec omnia de perlis (in Perlstickerei).

[2] Über das Rationale vgl. Braun, Das Rationale, in Zeitschrift für christliche Kunst, Jahrg. 1903, Nr 4 (mit Abbildungen).

würde den Raum, der diesen Zeilen gesetzt ist, um ein vielfaches überschreiten. Wir müssen uns daher mit einer skizzenhaften Schilderung des Bestandes begnügen.

Der ornatus integri, d. i. der vollständigen aus Kasel, Dalmatik, Tunicella (hier subtile genannt) und Pluviale bestehenden Gewandsätze vermerkt das Inventar in allem 34, der Kaseln werden 25 aufgeführt, der Alben, welche alle mit reichen, zum Teil höchst kostbaren Besätzen versehen waren, 28, der Humeralien 57, darunter 17 mit Paruren geschmückte Humeralien. Ganz besonders reichhaltig ist aber das Verzeichnis der Pluvialien, deren das Inventar außer den zu den ornatus integri gehörenden noch etwa 150 andere aufführt. Sie waren teils Stiftungen frommer Gläubigen, deren Namen das Inventar sorgsam anmerkt, teils eine Hinterlassenschaft verstorbener oder auf einen Bischofssitz beförderter Kanoniker, teils endlich sog. cappae professionis, d. i. Pluvialien, welche von den neu eintretenden Domherren auf ihre bzw. ihres Kanonikates Kosten beschafft werden mußten. Es begreift sich daher auch, daß die Stoffe, aus denen sie verfertigt waren, fast nur erstklassiges Material darstellten und daß manche aus ihnen nicht bloß auf dem Schild mit reichen Stickereien und sonstigem Schmuck, sondern auch mit kostbaren Saumbesätzen versehen waren.

Der cortinae vermerkt und beschreibt das Schatzverzeichnis 47. Es waren das zum Teil Behänge, die nach uraltem, aus altchristlicher Zeit stammendem Brauch seitlich und hinten um den Altar aufgehängt wurden und diesen nach drei Seiten abschlossen. Sie wurden bald an beweglichen Armen, bald an Stangen, die auf Säulen ruhten, befestigt. Im späteren Mittelalter liebte man es, oben auf diesen Säulen Engelfiguren mit den Leidenswerkzeugen oder sonstige Statuen anzubringen. Der Gebrauch erhielt sich am Rhein und in Belgien vielerorten bis ins 17. Jahrhundert hinein. Einige der im Inventar verzeichneten cortinae dienten an Festtagen zur Verzierung der Orgel, sowie der Schreine und Altäre der hll. Wenzeslaus, Vitus und Sigismund. Eine war zur Verhüllung des Triumphkreuzes in der Fastenzeit bestimmt, also ein sog. Hungertuch — sie war von weißer Farbe —, andere wurden im Chor und über dem Chorgestühl als Wandbehänge verwendet.

An vexilla, Kirchenfahnen, treffen wir im Schatz von St Veit 2 einzelne Fahnen und 6 Fahnenpaare an; der pallae, d. i. Altarbekleidungen oder Antependien, führt das Inventar 30 auf, von denen sich eine große Zahl durch kostbare figürliche Stickereien auszeichneten, der mappae oder Altartücher 26, darunter manche, die mit prächtigen Bordüren verbrämt waren, der baculi, d. i. Stäbe, welche die Canonici nach der consignatio von 1420 bei Prozessionen zu tragen pflegten, 21, von denen einer zwar nur aus Eisen bestand, aber mit silbernen Knäufen versehen war, die übrigen ganz aus Silber gemacht waren, der Kissen, welche als Unterlage der Plenarien dienten, oder auf den Sitz der Präzentoren, der vor dem Singpult in der Mitte des Chores befindlichen Vorsänger, gelegt wurden, 15, der tapecia, Teppiche und Decken für die fürstlichen

Grabmäler in St Veit, 31. An kostbaren seidenen manutergia, Handtüchern, vermerkt es 10, an nachones, wertvollen Seidenstoffen, die als Decken sowie zur Herstellung von Paramenten verwendet wurden und zum größten Teil bei Gelegenheit von Exequien vornehmer Personen gestiftet worden waren, 25, an diva, einer Baldachinart, 5.

Es ist in der Tat eine überaus stattliche Zahl von liturgischen Gewändern und sonstigen Paramenten, welche das Prager Inventar aufgezeichnet hat. Und doch ist es nicht sowohl ihre große Anzahl, welche unser Interesse erweckt, als vielmehr das Material, aus dem sie, bis auf die Behänge herab, fast ausschließlich bestanden, und die reiche Ausstattung, die sehr vielen obendrein zu teil geworden war.

Unter den Stoffen, aus denen die Paramente gemacht waren, sind die verschiedenartigsten kostbaren Gewebe vertreten; Sammete, Sammetbrokate, Brokate, Imperial, Baldekin, Byssus, Atlas, Cendel, Taft, Nacho, Marmatum und Sylherz (Silhéř). Als Futterstoffe werden genannt tela (Linnen), Barchent, laniatum (Wollzeug), Cuklerz (kukléř), Postawecz, Cendel und Cendelin [1]. Die Sammete und Seidenzeuge stammten nach der Beschreibung, welche das Inventar von ihrer Musterung gibt, wohl meistens aus Italien, insbesondere aus Lucca — pannus lucanus wird ausdrücklich erwähnt — doch fehlte es auch nicht an byzantinischen und orientalischen Stoffen, welche letztere einigemal mit bestimmten Worten

[1] Es bietet viele Schwierigkeit, die Bedeutung der Stoffnamen in mittelalterlichen Inventarien festzustellen, da der Sinn, den man mit ihnen verband, weder überall noch in den verschiedenen Zeiten der gleiche blieb, zumal bei größerer Entfernung vom Fabrikationsort. Übrigens gilt noch heutzutage ganz dasselbe. Was nun die im Text erwähnten Namen anlangt, so vergleiche man wegen Sammet, Sammetbrokat, Brokat, Atlas und Taft: Braun, Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente 5 ff. Imperial scheint im Prager Inventar einen besonders schweren Seidenstoff zu bezeichnen. Nacho (auch nassetum) und Baldekin bedeuten einen gemusterten Stoff von der Art unserer Brokate und Brokatelle. Ein Unterschied zwischen beiden Bezeichnungen ist nicht ersichtlich. Unter Byssus dürfte nach spätmittelalterlicher Weise ein feiner weißer Seidenstoff, nicht aber ein feines Linnen- oder Baumwollzeug zu verstehen, Marmatum aber als Moiré zu erklären sein. Sylherz, ursprünglich ein Gewebe aus Arras, sog. Harras oder Harrasch, bezeichnet im Inventar von 1387 ein schillerndes Seidenzeug, der Technik nach ein Taft, bei dem für Kette und Einschlag ein Faden von verschiedener Farbe genommen wurde (Ornatus integer in tenui serico viridi mutabili dicto silherz; Podlaha, Chrámový poklad u sv. Víta u Praze xxxviii), Cendel, das in mittelalterlichen Inventaren eine große Rolle spielt, ein einfarbiges, meist leichteres taft- oder köperartiges Seidengewebe, Cendelin, wie es scheint, einen halbseidenen Futterstoff. Cuklerz (mit cucullus zusammenhangend, also ursprünglich Zeug für einen Mönchscucullus) wird als Wollstoff aufzufassen sein. Postawecz bedeutet einen seidenen Futterstoff, dessen Beschaffenheit nicht näher angegeben ist, Barchent einen groben Linnenstoff.

unter der Bezeichnung pannus Sarasmorum (statt Saracenorum) oder sarasinus aufgeführt werden.

Höchst interessant sind die Angaben, welche das Inventar über die Muster der Stoffe macht. Wer sich mit den mittelalterlichen Textilien vertraut gemacht hat, glaubt manchmal unwillkürlich die Gewebe vor sich zu sehen, so eingehend sind nicht selten die Beschreibungen, welche von den Stoffmustern nach Gegenstand und Farbe geboten werden.

Es ist eine bunte Folge von Dessins, die das Inventar verzeichnet, und kaum minder bunt ist die Reihe der Motive, die bei den Mustern zur Verwendung gekommen sind. Da begegnen uns Greife, Adler, Hasen, große und kleine Vogelgestalten, Löwen, Leoparden, Elefanten, Hirsche, ein- und mehrschwänzige Drachen, Hunde, Fische, geflügelte Rosse, Schwäne, Pfauen, Pelikane u. a., mehr oder weniger phantastische oder naturalistische Tiergestalten, Rosen, Lilien, Glockenblumen, großes und kleines Blattwerk und sonstige meist nur als flores bezeichnete vegetabilische Gebilde, ferner Kreuze, Sterne, Pfauenfedern, sarazenische und lateinische Inschriften, Kronen, Kreise, schachbrettartige, gewürfelte und gestreifte Musterungen, Punkte, kleine goldene Scheiben nach Art von Goldmünzen, Türme, Frauengestalten, geflügelte Frauenköpfe, Mädchen, mit einem Körbchen und kleinen Vögeln, Hände, die Hunde festhalten, mit Ketten am Fuß gefesselte Tiere, wasserschöpfende Mädchen, strahlende Sonnen u. a. im mannigfaltigsten Wechsel und immer neuen, von schier unerschöpflicher Phantasie zeugenden Verbindungen. Aus den vielen hier nur einige Beispiele. Da gab es ein schwarzes Pluviale, auf dem in Gold gewebt Hunde in Umfriedigungen dargestellt waren, über ihnen die Sonne, welche ihre Strahlen auf sie herabsandte. Auf einem andern sah man auf rotem Fond in Gold große Vögel, zwischen deren Krallen ein Menschenhaupt angebracht war, im Wechsel mit kleinen Vögeln dargestellt, welche im Schnabel einen Zweig und in den Füßen ein Tuch hielten; wieder ein anderes wies auf rotem Grund goldene Hirschkälber und grüne Bäume auf. Zahlreich sind die Muster, in denen goldenes oder farbiges Blumen- und Rankenwerk mit Drachen, Löwen, Adlern oder sonstigem mehr oder weniger phantastisch behandeltem Getier verwebt waren. Auf einem nacho, den Herzog Johannes von Görlitz bei den Exequien eines Paulus v. Wlasym geschenkt, gewahrte man auf grünem Fond in Gold Löwen, Bäume, pelikanartige Vögel, die auf den Bäumen ihre Jungen aßen, und Drachen, die mit den Löwen kämpften. Ein anderer nacho enthielt auf rotem Grund inmitten von Ranken und Blumen in Gold und farbiger Seide goldene Vögel, die mit den Klauen kleine Tiere gepackt hatten, und goldene Hunde, die aus einem von Strahlen umglänzten Dorngebüsch hervortreten. Ein Pluviale aus rotem nacho war mit goldenen Vögeln, Vierfüßlern und Buchstaben gemustert. Auf einem gelb und weiß gestreiften Altarbehang waren Reiter in gelben Kreisen zur Darstellung gekommen. Zahlreich sind die Gewebe, deren Dessin sich aus Kreisen, die mit paarweise gegenübergestellten Tieren oder stilisiertem Blumen-

werk gefüllt waren, zusammensetzte. Den Granatapfel finden wir nicht ausdrücklich erwähnt, doch läßt die Beschreibung einiger Stoffe kaum einen Zweifel, daß sie mit dem Granatapfelmuster versehen waren. Wiederholt werden Zeuge erwähnt, die neben andern Motiven literae gentiles, arabische Inschriften, enthielten; so war ein Pluviale „auf rotem Fond mit goldenen Löwchen, heidnischen Buchstaben und grünen Vögeln" gemustert.

Man hat in die Muster der mittelalterlichen Stoffe allerlei Symbolik hineingeheimnist. Kaum ein Dessin, für das man nicht eine mystische Deutung versucht hat. Es war Übereifer. Gewiß hat es Muster gegeben, denen eine bestimmte religiöse Symbolik unterlegt war, allein ihre Zahl ist im ganzen sehr gering. Es waren fast ausschließlich Stoffe italienischer Fabrikation. Wie wenig man auf den symbolischen Sinn des Dessins sah, beweisen schlagend die so beliebten und darum von italienischen Seidenwebern gern imitierten Stoffe mit arabischen Inschriften. Hätte man nach der Bedeutung dieser literae gentiles geforscht, so würde vielleicht die Freude an diesen Zeugen etwas gemindert worden sein; denn man hätte dann oft entdeckt, daß es sich bei den fraglichen Inschriften um Lobsprüche oder Anrufungen Allahs und ähnliches handle. Allein wer kümmerte sich um ihren Sinn und ihren Inhalt? Man sah in ihnen lediglich, was man in den Greifen, Adlern, Drachen, Fischen, Burgen, Hunden, geflügelten Frauenköpfen, Reitern, wasserschöpfenden Mädchen usw. sah, ein gefälliges, zierliches Ornament. Es ist geradezu zum Ergötzen, was man alles in die mittelalterlichen Muster hineingelegt hat. Hat man sich doch z. B. dazu verstiegen, das Muster, auf dem zwei Hände zwei Hindinnen an Ketten halten, als symbolische Darstellung einer Gott wohlgefälligen Ehe auszulegen.

Man war in der mittelalterlichen Kunst sehr wenig engherzig. Auch die Inventare mit ihren Angaben über die Muster der zu den Paramenten verwendeten Stoffe bieten dafür manchen sprechenden Beleg. Wer heute unterschiedslos die Zeuge, von denen das Prager Schatzverzeichnis des Jahres 1387 erzählt, zu liturgischen Ornaten gebrauchen würde, bekäme sonder Zweifel recht oft den Vorwurf zu hören, daß er keinen Unterschied zu machen verstehe zwischen kirchlichen und unkirchlichen Stoffen. Und nicht mit Unrecht; denn die Zeiten, Anschauungen und Sitten sind in mannigfacher Beziehung andere geworden. Insbesondere fehlt dem Kulturmenschen unserer Tage jene kindlich naive Unbefangenheit in religiösen Dingen, welche eine charakteristische Eigenschaft des mittelalterlichen Menschen war. Es wäre aber durchaus verkehrt, wollte man den veränderten Verhältnissen nicht gebührende Rechnung tragen.

Doch nicht bloß in Bezug auf den Stoff, sondern auch in Bezug auf die Ausstattung müssen manche der im Inventar aufgeführten Paramente erstklassige Arbeiten gewesen sein. Zahlreich sind die Ornatstücke, bei denen schmalere und breitere Goldborten, Perlstickereien, aufgesetzte silbervergoldete Zierplättchen und was sonst zur Verzierung der Paramente zu dienen pflegte, ganz besonders aber figurale Stickereien ausgiebige Verwendung gefunden hatten. Außer dem Heiland und seiner heiligen Mutter sind es vor allem die hochverehrten Landespatrone, die immer von neuem auf den Paramenten wiederkehren. Am häufigsten kehren die Figurenstickereien bei den Pluvialien und Antependien wieder, begreiflich, weil die Sticker hier ihre Kunst am ungehindertsten walten lassen konnten. Ein Zeichen des beginnenden Verfalles des Geschmacks sind die auf nicht wenigen Paramenten vorkommenden Wappen der Geschenkgeber.

Bücher. Den Beschluß des Inventars machen die zur Dombibliothek gehörenden Bücher. Ihre Zahl ist, wenn mit dem Bestand moderner Bibliotheken verglichen, klein. Obendrein hatten die meisten oder doch wenigstens ein großer Teil derselben einen liturgischen Charakter. Für das ausgehende 14. Jahrhundert stellten sie indessen eine bedeutende Bibliothek und einen wirklichen Schatz dar; denn noch war ja die Buchdruckerkunst nicht erfunden und noch mußten die Bücher in mühseliger Arbeit von der Hand fleißiger Schreiber hergestellt werden.

Der Katalog der Dombibliothek, wie wir heute das Inventar der Bücher des Domschatzes nennen würden, umfaßt fünfzehn Rubriken, von denen die fünf ersten die liturgischen, fünf weitere die theologischen, die zwei folgenden die historischen, zwei andere die juristischen und eine letzte die philosophischen Schriften enthalten. Streng ist die Scheidung freilich nicht eingehalten worden, da sich z. B. unter die theologischen Werke Ciceros Reden und unter die historischen Cantionalia verirrt haben und den philosophischen ein Anhang in Gestalt sog. Ordinarien, d. i. die Gottesdienstordnung regelnder Bücher, und sonstiger liturgischer Werke gegeben ist.

Die erste Abteilung hebt an mit der rubrica de libris matutinalium, d. i. den Lektionalien und Antiphonarien, wie sie beim Chorgebet gebraucht wurden. Der Lektionalien werden 6, der Antiphonarien 8 aufgeführt, von denen allerdings eines verloren gegangen war. Die folgende Rubrik, libri gradualium, enthält 5 Gradualien, 1 Kyriale und 1 Sequentiar; die dritte, rubrica de libris officiorum, 15 Missalien; die vierte 2 Evangeliare und 4 Epistolare, die letzte 11 Psalterien samt einer Anzahl verschiedener anderer liturgischer Bücher, nämlich 2 libri viatici, d. i. Reisebreviere, von denen 1 (das kleinste) in der Sakristei der St Michaelskapelle angekettet war, wohl weil

es wegen seines bequemen Formats am ehesten in Gefahr stand, ausgeführt zu werden; ferner 2 Kollektorien, Sammlungen von Orationen, 1 Ordo, 1 Taufagende, 1 Benediktionale, 1 Pontifikale, 2 Regelbücher mit den Stiftsstatuten und endlich ein Register der Privilegien des Kapitels.

In der zweiten Abteilung werden zuerst die Bibeln samt den Glossen zu verschiedenen Büchern des Alten Testaments, 2 Schriften des hl. Augustinus, den jüdischen Altertümern des Josephus und einigen Summen verzeichnet, im ganzen 26 Nummern; dann folgen in 24 Nummern die libri omeliarum, Homilien Gregors d. Gr., Homilien des Origenes, Traktate des hl. Augustinus zu den Psalmen nebst einer Reihe sonstiger Psalmenerklärungen. Die dritte und vierte Rubrik enthalten Glossen zu den Evangelien, den Paulusbriefen, den kanonischen Briefen und der Apokalypse, in allem 16 Nummern. Den Schluß machen die libri doctorum, Werke Isidors, Gregors d. Gr., des Johannes Damascenus, Ruperts von Deutz, des Areopagiten, Innocenz' III., der hll. Ambrosius, Augustinus, Beda, Anselm, Bernard, Leo, Thomas von Aquin, Johannes Chrysostomus, darunter auch zwei Specula Ecclesiae, ein maius und ein minus, alles in allem 25 Bände.

Die dritte Abteilung vermerkt zunächst die libri chronicorum, von denen wir die Chronica regni Boemiae des Cosmas und eine zweite Chronica regni Boemiae hervorheben, im ganzen 5 Nummern, zu denen sich anhangsweise einige Cantionalia, Gradualia u. ä. gesellen, und dann die libri passionalium, Heiligenleben, denen die Verfasser des Inventars eine Anzahl von libri sermonum, Predigtbüchern, angefügt haben, zusammen 18 Nummern.

Die juristische Abteilung besteht aus den libri decretorum und den libri decretalium. Jene enthalten in 7 Nummern verschiedene kürzere oder längere Ausgaben von Gratians Dekret, diese in 18 Nummern Sammlungen von Dekretalen und sonstige kirchenrechtliche Schriften.

Die letzte Abteilung umfaßt nur die eine Rubrik libri artium und verzeichnet 24 Werke. Es finden sich unter ihnen neben andern, deren Autor nicht näher bezeichnet ist, Schriften von Aristoteles, Cicero, Seneca, Horaz, Sedulius, Averoës, Konstantin von Karthago, Vitruv, Makrobius, Priscian und Chalcidius. Ein Nachtrag, der sich an die letzte Abteilung anschließt, bucht noch eine Anzahl Pontifikalien, Ordinarien, Benediktionalien nebst verschiedenen Ordines für einzelne Pontifikalhandlungen, die Erteilung der Weihen und die Konsekration der Kirchen, die Ölsegnung am Gründonnerstag und die Vornahme der Exorzismen.

Das wäre ein kurzer Auszug des Inventars von St Veit aus dem Jahre 1387; es ist in der Tat ein glänzendes Bild, was er uns bietet. Freilich hat die Herrlichkeit nicht lange gedauert. Sie war rasch gekommen; wenige Jahrzehnte hatten genügt, um den Schatz von St Veit zu einem der hervorragendsten und glänzendsten Kirchenschätze seiner Zeit zu machen. Umfaßt das Inventar von 1354 erst 10 Quartseiten, so

hat dasjenige von 1355 es bereits auf 13 gebracht; im Jahre 1368 ist das Inventar auf 15 gestiegen, im Jahre 1387 aber auf volle 26. Es war nicht ein Faktor, der eine solche Zunahme zuwege brachte; mancher hatte vielmehr darauf eingewirkt, die tatkräftige, von hohen Idealen getragene Wirksamkeit der ersten drei Erzbischöfe von Prag, eines Ernst von Pardubitz, eines Johannes Očko von Wlašim und eines Johannes von Jenstein, der Eifer eines für den Glanz des neuen Domes begeisterten Kapitels, die Frömmigkeit und der Opfersinn des Adels wie des Bürgertums, namentlich aber und vor allem die großartige, nimmer ermüdende Freigebigkeit Karls IV. Wenn seine Regierung für Böhmen überhaupt so gesegnet gewesen ist, so ist sie ganz besonders für die Erbauung und Ausstattung des St Veitsdoms und im Zusammenhang damit für eine mächtig gesteigerte Pflege der christlichen Kunst in Prag von höchster Bedeutung gewesen.

Rasch indessen, wie der Schatz von St Veit entstanden, sollte er wieder zu Grunde gehen. Die Inventare von 1396 und 1413 zeigen ihn noch auf seiner Höhe, dann folgten die Hussitenkriege mit ihren Schrecken und ihren Greueln, und bald war es um den Schatz geschehen. Was nicht die beute- und zerstörungslustigen Hussitenhorden vernichteten, ging zumeist entweder in der durch die Kriege eingerissenen Unordnung zu Grunde oder wurde zur Bestreitung der Kriegskosten von Sigismund in klingende Münze umgewandelt. Im Jahre 1420 wurde der größte Teil der hervorragendsten Kostbarkeiten des Schatzes nach Burg Karlstein gebracht, darunter 11 Schreine samt Bruchstücken vom Schrein des hl. Wenzeslaus, 6 Büsten, 10 Armreliquiare, 2 goldene und 30 andere Kelche. Ein Jahr später flüchtete man einen andern Teil zum Kloster Ojvín; 1438 ging auf Befehl König Albrechts eine neue Sendung zum Karlstein, doch handelte es sich diesmal schon durchweg um Stücke von geringerer Bedeutung. Was in Prag verblieb, war so wenig, daß ein Inventar des Schatzes vom Jahre 1441 nur mehr drei Quartseiten füllt. Was zum Karlstein gekommen, war zwar der Scylla hussitischen Fanatismus entgangen, aber dafür der Charybdis der Geldnot Sigismunds verfallen. Von all den Prachtstücken, welche den Weg dahin gemacht, kam nur sehr wenig 1454 nach Prag zurück. Statt in ihren herrlichen Schreinen, Arm- und Kopfreliquiaren usw. mußten die meisten Reliquien in ärmlichen Ladulae (Kästchen) geborgen oder in Tücher eingehüllt die Heimkehr zum St Veitsdom antreten.

Gegen das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts begann für den so schwer heimgesuchten Domschatz eine bessere Zeit. Die Tage der Ruhe brachten seinem fast ganz zusammengeschmolzenen Bestand einigen Zuwachs, der freilich im ganzen nur ein schwacher Ersatz für die auf immer verlorene alte Herrlichkeit war. Vor allem waren es reichbestickte Humeralienbesätze und Kaseln, um die der Schatz bereichert wurde; die neuen Reliquiare, welche um diese Zeit geschaffen wurden, waren mit Ausnahme weniger Stücke ohne hervorragende Bedeutung.

Was der St Veitsdom gegenwärtig an Kunstschätzen besitzt, stammt, soweit es nicht erst im 17. und 18. Jahrhundert entstand oder in späterer Zeit von anderswoher ihm eingefügt wurde, zumeist aus der letzten Hälfte des 15. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Von all den Kostbarkeiten, die er am Oktavtag des Unschuldigen Kinderfestes des Jahres 1387 barg, ist nur noch ein höchst spärlicher Rest vorhanden. Von den 27 Reliquienbüsten hat sich keine erhalten, denn von den fünf, welche sich zur Zeit im Schatze befinden, stammen vier erst aus der Neige des 15. Jahrhunderts, das dem 14. Jahrhundert aber angehörende Brustbild der hl. Ludmilla kam erst 1782 in den Besitz des Domes. Von den Armreliquiarien haben sich nur zwei samt dem Bruchstück eines dritten in die Gegenwart gerettet, von den Reliquienstatuetten hat sich keine erhalten, von den Monstranzen lassen sich nur noch drei nachweisen, von den Reliquientafeln besitzt der Schatz einzig die der fünf Brüder und selbst diese bloß als Torso; von den zahlreichen kostbaren Kreuzen sind nur ein Kristallkreuz und ein kleineres, goldenes, doppelarmiges Kreuz mit einer Partikel vom heiligen Kreuz geblieben; denn die beiden kostbaren goldenen Kreuze, die jetzt eine der hervorragendsten Zierden des Domschatzes sind, befanden sich um das Ende des 14. Jahrhunderts nicht zu Prag, sondern auf dem Karlstein. Die Tumben sind alle ohne Ausnahme verschwunden; nicht einmal dem Prachtschrein des hl. Wenzeslaus war ein besseres Los beschieden. Auseinandergenommen und zum Teil nach Burg Karlstein gebracht, mußte er hier mit so vielen andern Leidensgefährten zur Bezahlung der Söldner Sigismunds dienen. Auch die Kelche sind allesamt hin, von dem übrigen liturgischen Gerät aber ist nur der Onyxbecher, den Karl IV. einst gestiftet, auf unsere Zeit gekommen. Erhalten blieben sonst noch zwei der drei aus Elfenbein geschnitzten Jagdhörner, der Helm und das Panzerhemd des hl. Wenzeslaus, das Schwert des hl. Stephan, das sog. Banner des hl. Georg und einige unbedeutende

Reliquiare mit Reliquien des Herrn. Von der alten Dombibliothek ist, wie ein Vergleich des jetzigen Bestandes mit dem Inventar von 1387 zeigt, verhältnismäßig am meisten erhalten; Bücher ließen sich eben nicht umschmelzen, noch hatten sie für plündernde Horden besondere Anziehungskraft; immerhin stellt auch so die Zahl der geretteten Bücher nur einen geringen Teil der Bibliothek vom Jahre 1387 dar. Übersteigt sie doch im ganzen kaum zwei Dutzend. Am schlimmsten hat aber das Geschick den Paramenten mitgespielt. Keine cortina ist mehr vorhanden, keine mappa, kein Wandbehang, keines der zahllosen Pluvialen, keiner der kostbaren Ornate. Die einzigen Stücke, denen es vergönnt war, die Gegenwart zu schauen, sind zwei Kaseln, eine Mitra, ein Pontifikalhandschuh, ein Pontifikalring und vier allerdings kostbare, in Perlstickerei ausgeführte Albenparuren, wofern letztere nicht erst nach 1387 entstanden oder von Karlstein in späterer Zeit nach Prag gekommen sind. Im Inventar von 1387 sind sie nicht verzeichnet.

Das Los, welches dem Schatz von St Veit zu teil ward, steht nicht vereinzelt da. Es ist typisch für die mittelalterlichen Kirchenschätze, denen es zum Teil sogar noch schlimmer ergangen ist. Das Mittelalter war groß im Geben und Aufbauen, aber es war in den Tagen der Kriegsstürme und wild erregter Leidenschaften auch gewaltig im Nehmen und Zerstören, und so sehr wir die tiefe Frömmigkeit jener Zeit bewundern müssen, so sehen wir denn doch auch nur zu oft, wie die Habgier der Großen und der Frevelmut gewalttätiger Söldner ohne jede Scheu ihre Hand an das Heilige legen. All die herrlichen Kunstwerke, mit welchen gläubiger Frommsinn die Gotteshäuser füllte, gingen zum größten Teil nicht durch den zerstörenden Einfluß der Zeit, sondern durch die Leidenschaft der Menschen zu Grunde.

Man kann es nicht genug beklagen, daß von all den mittelalterlichen Werken kirchlicher Kleinkunst so viel verloren ging, und zwar vornehmlich das Beste und Kostbarste davon. Wir würden uns sicher in manchen Punkten ein ganz anderes Urteil über die Kunsttätigkeit im Mittelalter bilden können. Was wissen wir denn jetzt zuletzt von ihr? Ist das, was wir aus jenen Tagen besitzen, wirklich geeignet und genügend, uns einen klaren Einblick in das Kunsthandwerk der Vorzeit zu gestatten? Noch immer liebt man es heute, mit fabelhafter Sicherheit die noch vorhandenen Monumente zu datieren und bestimmten Schulen oder gar bestimmten Meistern zuzuweisen. Man konstruiert Schulen über Schulen,

und Heil dem Meister, dessen Name aus irgend einer Zeit, vielleicht als der einzige von hundert, durch irgend einen Zufall auf uns gekommen ist. Er wird sicherlich zum Mittelpunkt einer umfassenden Kunsttätigkeit und zum Schöpfer so und so vieler Kunstwerke gemacht. Es täte gut, wenn unsere Kunsthistoriker sich ein wenig mehr in den mittelalterlichen Inventarien umsähen, als es wirklich geschieht. Das Studium derselben würde sie gewiß zu bescheidenerer Zurückhaltung mahnen; denn es zeigt, wie wenig wir im Grunde von der mittelalterlichen Kleinkunst wissen und wieviel wir nicht wissen.

Wenden wir indessen unsern Blick noch einmal für einen Augenblick dem Schatz von St Veit zu. Es muß in der Tat ein Bild märchenhafter Pracht gewesen sein, wenn bei hochfestlichen Gelegenheiten die Truhen und Schränke ihren kostbaren Inhalt zum Schmuck des Domes und zur festtäglichen Ausstattung der Geistlichkeit hergegeben hatten. Welch ein Glanz mag sich insbesondere entfaltet haben, als es Erzbischof Johannes 1385 vergönnt war, den nach vierzigjähriger Bautätigkeit endlich fertiggestellten hochragenden Chorbau einzuweihen! Wenn je, so hat gewiß damals der Schatz das Schönste und Beste, was er umschloß, zur Mehrung der Festfeier, hergeliehen. Werfen wir darum einen Blick in das Heiligtum, das sich für die Stunde der Weihe aufs herrlichste gerüstet hatte, einer Braut gleich im Brautgeschmeide. Die Wände des Chores sind mit golddurchwirkten reichgemusterten Wandteppichen bekleidet; andere nicht minder kostbare Behänge schmücken die Orgel und die Rückwände des Chorgestühles, dessen Sitze und Pulte Spreiten aus Goldbrokat und farbenprächtig gemustertem Brokatell bedecken. Den Altar umgeben die von der Königin Blanka geschenkten Altarbehänge aus weißem und rotem Sammet, mit aufgestickten goldenen Schilden, während den Schrein des hl. Wenzeslaus ein mit goldenen Kreuzen und roter Borte geschmückter Prachtteppich umhüllt. Die Mensa des Hochaltars ist mit einem herrlichen Antependium verziert, dem inmitten das Bild der Gottesmutter mit dem Kinde, umgeben von Sternen und der Inschrift: Quae venis absque mora, pro te venerantibus ora, rechts und links aber die Figuren der Patrone aufgestickt sind; über die Mensa aber ist ein kostbares Altartuch mit breiter, schwerer Goldborte und den Wappen des ungarischen Königshauses ausgebreitet. Im Hintergrund des Altares stehen auf Bänken die vorzüglichsten Reliquienbüsten, Armreliquiare, Reliquienstatuetten, Ostensorien und Schreine. Andere haben im Chor auf Gestellen oder

auf den von prächtigen Behängen umhüllten Altären der Chorkapelle Aufstellung gefunden.

Die Zeremonien der Einweihung sind schon vorüber; bereits hat das feierliche Pontifikalamt eine Weile seinen Anfang genommen. In den oberen Reihen des Chorgestühls gewahren wir die Domherren, fast 60 an der Zahl, alle in Superpelliceen und glänzenden Pluvialien aus Sammet, Sammetbrokat, Brokat, Damast, Imperial und wie die herrlichen Stoffe immer heißen mögen, auf der Brust mit Perlen, Gemmen oder Bildwerk geschmückte Agraffen; die Dignitäre tragen kostbare Mitren. In den unteren Stalla haben die mansionarii ihren Platz, wie die canonici im Chorrock und Festtagspluviale; inmitten des Chores aber stehen vor dem Sängerpult, welches mit reichgewirktem, tief herabhängendem nacho bedeckt ist und das mit glänzenden Miniaturen gefüllte Graduale des Erzbischofs Ernst von Pardubitz trägt, die praecentores, Vorsänger, bekleidet mit Prachtchorkappen, auf dem Kopf die den Cantores eigene Mütze, in der Hand silberne Sängerstäbe. Näher dem Altare zu erblicken wir Akolythen in Alben, deren Ärmelrand und Saum Paruren aus rotem und gelbem Brokat aufgenäht sind, in der Hand teils silberne Leuchter, teils die silbervergoldeten, mit figürlichen Darstellungen verzierten Weihrauchfässer, teils endlich die von Karl IV. geschenkten, aus Jaspis und Amethyst geschnittenen Weihrauchschalen. Mitten auf der Mensa steht vor dem alten goldenen, mit zahlreichen Gemmen besetzten Kreuz, darin eine Partikel des heiligen Kreuzes, der große aus lauterem Gold gemachte, mit Edelsteinen und bildlichen Darstellungen verzierte Kelch, neben ihm die goldene mit Edelsteinen geschmückte Patene und — auf einem Kissen aus Brokat — das in Goldschrift auf Purpurgrund geschriebene uralte Missale, auf der Kredenz silbervergoldete Kännchen für Wasser und Wein, ein Becken nebst Kanne aus Silber für die Vornahme der Händewaschung und der mit silbervergoldetem Gotteslamm geschmückte Behälter für das mit kunstvoll gestickter Bordure versehene Korporale, welches der Diakon demnächst auf dem Altar ausbreiten wird.

Der Celebrans, d. i. der Erzbischof Johannes, und die Leviten sind in den kostbaren Ornat gekleidet, den die Kaiserin Elisabeth, die vierte Gemahlin Karls IV., dem Dom verehrte. Er besteht aus vorzüglichstem Imperial und ist in großen Perlen mit Adlern, Greifen, Löwen und den von Kronen überragten Buchstaben R. E., dem Monogramm der kaiserlichen Geschenkgeberin, geschmückt. Die Alben, wahre Festalben, eine Gabe

des Erzbischofs selbst, sind mit Paruren versehen, denen kunstverständige Hände in echten Perlen Heiligenbilder eingestickt haben. Auch die Zierbesätze der Humeralien, die sich kragenartig um den Hals legen, sind Prachtstücke der Stickerei. Auf dem Haupte trägt der Erzbischof eine von Gemmen und Perlen strotzende Mitra, die kostbarste, welche der Schatz birgt, seine Hände sind mit Handschuhen bekleidet, auf deren Rücken ein prächtiges Medaillon mit Emaillebildchen erglänzt. An der Rechten hat er neben andern auch den prachtvollen, aus einem Glied der Kette des hl. Petrus gemachten, mit Gold überzogenen und mit Diamanten samt andern Edelsteinen geschmückten Ring, den Kaiser Wenzel IV. 1381 dem Dom geschenkt hatte, in der Linken den Hirtenstab des hl. Adalbert, dem Karl IV. die Partikel vom Stabe des hl. Petrus hatte einfügen und eine so herrliche Ausstattung hatte geben lassen. Eben singt der Subdiakon aus dem goldenen Plenar die Epistel. Der Diakon steht zur Linken des Altars, während der Erzbischof auf seinem mit Decken aus Sammetbrokat geschmückten Thron sitzend zuhört: wahrlich, ein Bild, wie es nicht glänzender die Phantasie eines Märchendichters hätte erfinden können, und doch keine Schöpfung dichterischer Einbildungskraft, sondern lautere Wirklichkeit.

Zu allen Zeiten hat die Kirche nach Umständen und bestem Vermögen der Zierde des Gotteshauses und der gottesdienstlichen Feiern ihre liebende Sorge zugewendet. Durch die Stürme der Verfolgungen gezwungen, zur Feier der heiligen Geheimnisse in die ernsten, schaurigen Grüfte der Katakomben zu flüchten, hat sie selbst hierhin die Künste mit sich geführt. Die Malereien, die noch jetzt hie und da diese mittlerweile von Barbarenhorden verwüsteten heiligen Räume schmücken, sind dafür gleichsam lebendige Zeugen. Was aber die Kirche für den Schmuck des Gotteshauses gewirkt, seitdem die Stunde der Erlösung schlug und sie sich frei und ungefährdet in der Öffentlichkeit bewegen und ihrer göttlichen Sendung und Aufgabe gemäß betätigen durfte, davon wissen die herrlichen, im Glanz des Marmors und ihrer Mosaiken strahlenden, mit goldenem und silbernem Gerät auf das kostbarste ausgestatteten altchristlichen Basiliken, wie die mächtigen, in wuchtiger Urkraft sich aufbauenden romanischen Dome, die himmelanstrebenden gotischen Kathedralen und die zahllosen glänzenden Kirchenbauten der neueren Zeit in lauter, überzeugendster Weise zu erzählen. Der Grund aber, weshalb sie in dieser Weise alle Künste, Großkünste wie Kleinkünste, in ihren Dienst zog, war für sie in

erster Linie nicht die Erkenntnis, daß der Mensch ein Doppelwesen ist, das Anregung bedarf, wenn es religiös gehoben und begeistert werden soll, noch auch der Wunsch, den Gläubigen Ehrfurcht vor dem Gotteshaus und den darin sich vollziehenden heiligen Handlungen einzuflößen und ihnen in den Schöpfungen des Meißels und Pinsels gleichsam ein Bilderbuch zur Belehrung und Erbauung in die Hand zu geben, sondern das Bewußtsein, daß die Kirche mehr als ein bloßes Bet- oder Predigthaus, daß sie ein wahrhaftiges Gotteshaus, das irdische Gezelt des sakramentalen Gottes, und daß von den gottesdienstlichen Funktionen, die in ihr gefeiert werden, eine in aller Wirklichkeit die wunderbare unblutige Erneuerung des großen Versöhnungsopfers auf Golgatha ist. Ja, das ist es, was vornehmlich die Kirche zu jeder Zeit bis auf die Gegenwart bewog und bis in die fernste Zukunft bewegen wird, die Künste alle, welchen Namen sie auch führen, im Gotteshause heimisch zu machen und dieses mit deren besten und herrlichsten Schöpfungen zu füllen.

Indem die Kirche aber so zur Hüterin, Pflegerin und Förderin der Künste ward, hat sie auch ein bedeutendes Stück Kulturarbeit geleistet. Wie sie den Barbaren mit dem Glauben und dem Christentum auch das Wissen brachte und alle wahrhaft guten Ergebnisse der antiken Wissenschaft vermittelte, so nicht minder die mannigfachen Künste mit ihrem den Geist veredelnden und läuternden Einfluß. Welch ein Unterschied beispielsweise zwischen den Hütten der alten Germanen oder den rohen Holzbauten der Franken und den großartigen romanischen und gotischen Domen, zwischen den ungeschlachten, abschreckenden Unholden, mit denen unsere Altvordern Balken und Giebel schmückten, und den wie von übernatürlicher Lieblichkeit umflossenen und vergeistigten Gestalten, die in späterer, vom Christentum durchdrungener Zeit die heiligen Hallen füllten!

Die Kirche ist aber nicht bloß die treueste Schirmerin aller Künste geworden, sie hat es auch verstanden, eine wahre Volkskunst zu schaffen. Es waren lautere, edle und veredelnd wirkende, nicht auf bloßen Sinnenreiz oder gar die Erregung niederer Leidenschaften berechnete Schöpfungen, welche unter ihrer Fürsorge entstanden. Werke waren es, die zu allen, die es gut meinten, eine trauliche, verständliche Sprache redeten, Werke, nicht bestimmt für die unzugänglichen Kabinette irgendwelcher Großen, noch geschaffen zum Genuß und zur Ergötzung einiger weniger Auserlesenen. Die Meisterwerke, welche sie erstehen ließ, hat sie in die Öffentlichkeit gestellt, vor jedermann, damit alle, hoch und niedrig, reich und arm,

gelehrt und ungelehrt, sich daran erfreuen konnten und bei ihrem Anblick belehrt, erbaut und erhoben würden. So aber ist die Kunst, welche die Kirche zu aller Zeit gepflegt hat, im vollsten und edelsten Sinne stets eine „Kunst für alle" gewesen.

Jos. Braun S. J.

Das Rätsel des Lebens.

Eine entwicklungsphysiologische Studie.

(Schluß[1].)

Das Zünglein der Wage scheint sich nun wieder ganz entschieden der Epigenesis zuzuneigen. Bevor wir darüber ein endgültiges Urteil uns bilden und die Schlußfolgerungen ziehen, welche gegen den Mechanismus und für den Vitalismus auf diesem Gebiete sprechen, müssen wir jedoch die verschiedenen Tiergruppen kurz durchgehen, an denen die hauptsächlichsten entwicklungsphysiologischen Versuche angestellt worden sind.

An erster Stelle sind die Experimente an Amphibieneiern zu nennen, die zuerst von Roux seit 1883 unternommen wurden. Mit einer erwärmten Nadel stach er eine der beiden ersten Furchungskugeln des Froscheis an und brachte sie dadurch zum Absterben. Die unverletzt gebliebene Eihälfte entwickelte sich hierauf gerade so weiter, als ob ihre zerstörte Nachbarhälfte unversehrt geblieben wäre. Da letztere den Entwicklungsprozeß nicht mehr mitmachen konnte, so war das Ergebnis jener interessanten Versuche ein seitlicher Halbembryo (hemiembryo lateralis), also ein halber Zukunftsfrosch. In ähnlicher Weise gelang es Roux, durch Zerstörung einer Furchungskugel am vierzelligen Stadium des Froschkeimes einen Dreiviertelembryo zu erzielen usw.

Aus diesen Resultaten konnte man schließen, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen die beiden Furchungskugeln des zweizelligen Entwicklungsstadiums des Froschkeimes die Anlagen der rechten und der linken Körper-

[1] Siehe oben 384.

hälfte des zukünftigen Frosches enthalten, und daß diese Anlagen befähigt sind, unabhängig voneinander sich weiter zu entwickeln. Ebenso schien jedes Viertel des vierzelligen Entwicklungsstadiums je ein entsprechendes Froschviertel aus sich selber heraus, ohne Beeinflussung durch die andern drei Viertel, zu erzeugen. Roux formulierte dieses Ergebnis folgendermaßen: „Die normale Entwicklung ist von Anfang an ein System bestimmt gerichteter Vorgänge, welches in festen Beziehungen zu den Hauptrichtungen des späteren Embryos steht, derart, daß jede der vier ersten Furchungszellen nicht bloß einem bestimmten Viertel des Embryos räumlich entspricht, sondern auch für sich im stande ist, dieses Viertel hervorzubilden." „Die Entwicklung der Froschgastrula und des zunächst daraus hervorgehenden Embryos ist von der zweiten Furchung an eine Mosaikarbeit, und zwar aus mindestens vier vertikalen, sich selbständig entwickelnden Stücken."

Die Entwicklung des Froscheis schien also ganz den Gesetzen der Präformation und der Selbstdifferenzierung zu gehorchen, nicht den Gesetzen der Epigenesis und der abhängigen Differenzierung. Selbstredend war jedoch eine Verallgemeinerung dieses Ergebnisses auf die individuelle Entwicklung anderer Organismen nicht erlaubt. Ja sogar für den Frosch konnte Roux später feststellen, daß seine Halbembryonen sich nachträglich zu vollständigen Embryonen ergänzten, indem die fehlende Körperhälfte von der vorhandenen aus nachgebildet wurde unter Benutzung des Materials des durch die Operation geschädigten Furchungsabschnittes. Es trat also eine Umdifferenzierung ein, durch die der Halbembryo sich in einen ganzen Embryo verwandelte, eine organische Regulation, welche offenbar durch den Zweck des herzustellenden lebensfähigen Ganzen bestimmt wurde; sämtliche Präformationsmechanismen lassen uns bei der Erklärung dieser Erscheinung im Stich.

Später wiederholte Oskar Hertwig die Rouxschen Versuche am Froschei, kam dabei jedoch zu ganz andern Ergebnissen. Er beobachtete bei der Abtötung einer Furchungskugel des zweizelligen Stadiums, daß sich stets — mit einer einzigen Ausnahme — aus der unversehrt gebliebenen Hälfte des Embryos nicht ein Halbembryo, sondern direkt ein vollständiger Embryo von halber Größe herausbildete. Hier war also von „Mosaikarbeit" keine Spur zu finden, sondern nur von den Gesetzen der abhängigen Differenzierung, die von der Idee des Ganzen beherrscht wird.

Den Versuchen von O. Schulze und Th. Morgan blieb es vorbehalten, den scheinbaren Widerspruch zwischen den Resultaten, zu denen Roux und Hertwig an demselben Objekte und mit denselben Methoden gelangt waren, befriedigend aufzuklären. Ließ Morgan die von ihm operierten Froscheier nach der Operation in ihrer natürlichen Lage, nämlich mit dem schwarzen (animalen) Pole nach oben gerichtet, so erzielte er aus den unverletzten Eihälften ausschließlich Halbembryonen; kehrte er sie dagegen um, so daß der weiße (vegetative) Pol nach oben sah, so entwickelten sich meistens Ganzembryonen von halber Größe. Im ersteren Falle war die ursprüngliche Anordnung der Eisubstanz in der unversehrten Blastomere erhalten geblieben; daher setzte diese ihren gewöhnlichen Entwicklungsgang vorerst fort und wurde erst durch spätere Umdifferenzierung zu einem ganzen Embryo. Im letzteren Falle waren dagegen durch die Umkehrung des Eis die Substanzen desselben sofort in einer Weise umgelagert worden, welche direkt zur Regulierung der Entwicklung im Sinne des Ganzen führte. Ein regulierendes Prinzip der Embryonalentwicklung können wir übrigens für keinen der beiden Fälle entbehren.

Aus den erwähnten und andern entwicklungsphysiologischen Experimenten geht hervor, daß die beiden ersten Furchungszellen des Froscheis bei normaler Entwicklung eine verschiedene prospektive Bedeutung besitzen, indem sie zu den symmetrischen Hälften des Embryos sich ausgestalten. Hinsichtlich der prospektiven Potenz sind sie dagegen untereinander gleich und dem ungefurchten Ei äquivalent; denn aus jeder der beiden Hälften kann noch ein ganzer Embryo werden. Dasselbe gilt noch für das vierzellige Furchungsstadium des Froscheis; aus jeder der vier Blastomeren, die unter normalen Verhältnissen nur je ein bestimmtes Froschviertel zu bilden bestimmt sind, kann durch Trennung der Furchungskugeln noch ein ganzes, wenngleich sehr kleines Fröschlein sich entwickeln. In späteren Embryonalperioden dagegen, vom Achtzellenstadium des Keimes an, sind die einzelnen Furchungszellen nicht mehr untereinander gleichwertig; im genannten Stadium vermögen die vier Zellen der animalen Hälfte des Eis nur noch Organe der animalen Sphäre und die vier Zellen der vegetativen Hälfte nur noch Organe der vegetativen Sphäre zu erzeugen. Die prospektive Potenz der einzelnen Furchungszellen des Amphibieneis wird demnach mit der fortschreitenden Entwicklung immer mehr beschränkt und eingeengt.

Wir kommen nun zu den Versuchen an Eiern von Stachelhäutern (Echinodermen).

Wie im Amphibienei, so sind wahrscheinlich auch in jenem der Stachelhäuter die Hauptachsen des Embryos schon vor dem Beginne des Furchungsprozesses bestimmt, wenn wir auch nicht sicher wissen, auf welchen materiellen Strukturverhältnissen diese Präformation beruht. Am Amphibienei deutet bereits die verschiedene Färbung der beiden Eipole eine animale und eine vegetative Hälfte des Eis an, während am Echinodermenei eine derartige Verschiedenheit der Eisubstanzen nicht wahrnehmbar ist.

Unter den Eiern der Stachelhäuter sind namentlich jene der Seeigel (Echiniden) zu entwicklungsphysiologischen Versuchen sehr geeignet und bilden einen Lieblingsgegenstand für dieselben. Man kann hier die einzelnen Blastomeren des sich furchenden Eis nicht bloß durch Nadeln voneinander trennen oder durch Schütteln des Wassergefäßes, in welchem die Eier liegen, zur Isolierung bringen, sondern noch viel besser dadurch, daß man die Eier, wie Herbst zuerst entdeckt hat, in kalkfreies Wasser überträgt. Der Mangel des Kalkgehalts im Wasser genügt bereits, um die Furchungszellen zur isolierten Entwicklung zu veranlassen, ja selbst bei schon ziemlich weit vorgeschrittenen Stadien des Embryos genügt es, ihn in kalkfreies Wasser zu versetzen, um die einzelnen Zellen voneinander zu trennen.

Die Regulationsfähigkeit, das Umdifferenzierungsvermögen der Furchungskugeln ist bei den Eiern der Seeigel ein ungemein großes und hat zu wahren Triumphen der Epigenesis geführt. Während im Amphibienei nur die vier ersten Furchungszellen des Embryos, wenn man sie voneinander trennt, dazu befähigt sind, einen neuen ganzen Embryo zu bilden, erstreckt sich bei den Seeigeleiern dieses Vermögen bis auf das Blastulastadium, das nach der genauen Berechnung von Hans Driesch aus 808 Zellen besteht. Jede dieser 808 Zellen ist bezüglich ihres Entwicklungsvermögens allen übrigen gleichwertig. Driesch zerschnitt mit einer feinen Schere die Blastulastadien von Seeigeln, und zwar in ganz beliebigen Richtungen. An den Bruchstücken legten sich zunächst die Wundränder zusammen und verwuchsen. Dann rundete sich das Schnittstück zu einer kleinen kugeligen Blastula ab, die sich normal weiterentwickelte und schließlich eine vollkommene, wenngleich kleine Seeigellarve (Pluteus) lieferte. Die an den ursprünglichen Schnitträndern befindlichen Zellen würden bei normaler Weiterentwicklung einer nicht operierten Blastula eine ganz andere Lage im Embryo eingenommen haben

und zu ganz andern Geweben desselben verwandt worden sein, z. B. zur Bildung des Darms statt zur Bildung der äußeren Körperwand. Aus diesen Versuchen von Driesch folgt somit, daß in der Seeigelblastula noch sämtliche Zellen in Bezug auf ihr Entwicklungsvermögen untereinander gleichwertig sind: jede von ihnen kann jede beliebige Stelle und jede beliebige Rolle in dem zu bildenden Organismus übernehmen. Alle Zellen der Echinidenblastula sind somit bezüglich ihrer prospektiven Potenz untereinander gleich. Über das was schließlich aus der Zelle wird — über ihre prospektive Bedeutung — entscheidet die Lage der Zelle in dem nach seinen Achsenverhältnissen bereits ganz bestimmt determinierten Ganzen. Driesch hat daher den Satz aufgestellt: „Die prospektive Bedeutung der Zelle ist eine Funktion ihrer Lage."

Die Echinidenblastula ist somit ein schönes Beispiel eines harmonisch-äquipotentiellen Systems, in welchem jeder Teil jeden beliebigen andern Teil oder auch das Ganze selber zu ersetzen vermag. Ähnlich wie die geistige Seele des Menschen ganz ist in jedem Teile des Körpers und ganz im ganzen Körper, so ist hier das organische Entwicklungsvermögen ganz in jedem Teile des Embryos und ganz im ganzen Embryo. Ohne ein regulierendes Prinzip der Entwicklung, welches über den mechanischen Faktoren leitend steht, wäre diese wunderbare Einheit in der Mannigfaltigkeit völlig undenkbar. Hier kann nur der Vitalismus eine befriedigende Erklärung bieten, nicht aber der Mechanismus.

Je weiter die Entwicklung der einzelnen Organe des Tieres in der Echinidenlarve fortgeschritten ist, desto geringer zeigt sich das Umdifferenzierungsvermögen der einzelnen Zellen. Also auch hier wird — wie bei der Entwicklung des Froschembryos — die prospektive Potenz der einzelnen Zellen mit dem Fortschritte des Wachstums immer mehr eingeengt, obgleich sie bis ins Blastulastadium hinein noch unbeschränkt bleibt. „Sind also", so sagt Driesch, „die Organe ihrer Anlage nach ausnahmslos die Folgen korrelativen Geschehens (abhängiger Differenzierung) im weitesten Sinne, so sind sie in ihrer Ausbildung im wahren Wortsinne Selbstdifferenzierung." Also muß sich auch hier zur vollständigen Erklärung des Entwicklungsverlaufes die Epigenese mit der Präformation friedlich vereinigen.

Überblicken wir noch kurz die an Eiern anderer Tierklassen angestellten Versuche.

Bei den Eiern der Hydromedusen (Polypen und Medusen) verhalten sich die isolierten Furchungskugeln ganz ähnlich wie bei dem Ei des Wassermolches *(Triton)* unter den Amphibien. Sie runden sich nach der Isolierung wieder ab und bilden sich zu einem verkleinerten Ganzen um, fahren in ihrer Furchung fort und liefern schließlich entsprechend verkleinerte, aber sonst normale Larven. Zoja erzog aus den isolierten Blastomeren des zweizelligen und des vierzelligen Stadiums noch vollkommene Hydroidpolypen, aus denjenigen des acht- und des sechzehnzelligen Stadiums nur noch Larven (Planulae), die sich nicht weiter zu entwickeln vermochten. Also auch hier scheint die prospektive Potenz der einzelnen Furchungszellen des Embryos um so enger zu werden, je weiter die Entwicklung des Individuums bereits fortgeschritten ist.

Wie groß die Verschiedenheiten sein können, die zwischen den Entwicklungsgesetzen verwandter Tiergruppen obwalten, zeigt am besten ein Vergleich dieser entwicklungsphysiologischen Versuche mit jenen an den Eiern der Rippenquallen (Ktenophoren). Hier tritt nämlich schon sehr früh eine Beschränkung der prospektiven Potenz der einzelnen Blastomeren auf, welche ganz an die Mosaiktheorie erinnert. Die ersten Experimente wurden von Karl Chun mittels der Schüttelmethode angestellt. Es gelang ihm, bei der ersten Furchung des Eis von tentakeltragenden Ktenophoren die beiden Blastomeren voneinander völlig zu trennen und aus denselben Halblarven aufzuziehen, die statt der normalen 8 Rippen nur deren 4 und auch von den übrigen Organen bloß die Hälfte der Normalzahl besaßen. Spätere Forscher haben dieses Ergebnis im wesentlichen bestätigt gefunden, das wir dahin ausdrücken können, daß bei den Rippenquallen bereits den beiden ersten Furchungskugeln des befruchteten Eis eine ganz verschiedene und fest begrenzte prospektive Potenz zukommt; jede derselben kann nur einen halben normalen Organismus erzeugen, während bei den echten Quallen, die zu demselben Unterkreise des Tierreichs gehören, jede Zelle des sechzehnzelligen Stadiums noch befähigt ist, eine ganze kleine Larve zu liefern.

Wie die Entwicklung der beiden ersten Eihälften bei den Rippenquallen eine reine Mosaikarbeit ist, die in vollkommener Selbstdifferenzierung, ganz unabhängig von der Entwicklung der andern Blastomere, verläuft, so ist dies auch der Fall für die Ausbildung der Quadranten und Oktanten des Embryos, die durch die folgenden Fur-

chungsteilungen erzeugt werden. Erst wenn das Ektoderm (das äußere Keimblatt) den Embryo überwächst, scheint ein Zusammenarbeiten und eine gegenseitige Beeinflussung der Quadranten und Oktanten zu beginnen. Von besonderem Interesse ist hierbei die Entwicklung der Rippen, von denen die Rippenquallen ihren Namen tragen.

Aus den Versuchen der verschiedensten Forscher geht übereinstimmend hervor, daß das befruchtete Ei der Ktenophoren nur acht Rippen, und nicht mehr, zu produzieren im stande ist. Mit dem Fortschreiten der Furchung wird diese Entwicklungsmöglichkeit folgendermaßen lokalisiert, daß jedem Oktanten die Bildung einer einzigen Rippe zugeteilt wird. Da die Rippenanlagen aus den sog. Mikromeren (kleinen Furchungskugeln) des Embryos entstehen, die im sechzehnzelligen Stadium von den Makromeren (großen Furchungskugeln) sich differenzieren, so müssen wir sagen: jede der 8 Mikromeren besitzt das spezifische Anlagematerial für eine einzige Rippe, und die Entwicklung derselben ist somit eigentliche Selbstdifferenzierung.

Die Eier der Weichtiere (Mollusken) verhalten sich, obwohl dieser Tierkreis mit den Rippenquallen gar nicht verwandt ist, dennoch bei der Furchung ähnlich wie jene. Isolierte Blastomeren furchen sich weiter, als ob sie noch im Verbande des Ganzen lägen, und zeigen deshalb typische Teilfurchung. Die so entstandenen Halb-, Viertel- usw. Embryonen entsprechen zwar nicht ganz einer Hälfte, einem Viertel usw. des betreffenden Organismus, sondern ergänzen sich zu lebensfähigen Existenzen, indem das Ektoderm sie überwuchert und sogar schwache Ansätze zur Wimperbildung der normalen Larven auftreten. Weiter ließen sich diese Wesen jedoch nicht züchten, sondern starben ab. Die Entwicklung des Molluskeneis beruht somit im wesentlichen auf Selbstdifferenzierung der einzelnen Furchungszellen und kann als Mosaikarbeit bezeichnet werden. Einen ähnlichen ausgesprochenen Mosaikcharakter weist auch der Furchungsprozeß des Eis der Ringelwürmer (Anneliden) und der Fadenwürmer (Nematoden) auf.

Die Versuche an Eiern von Ascidien (Seescheiden), welche Chabry anstellte, schienen ebenfalls zu Gunsten der Mosaiktheorie und der Präformationslehre zu sprechen, indem dieser Forscher durch Trennung der beiden ersten Furchungskugeln Halblarven erzielte. Spätere Experimente von Driesch und Crampton haben jedoch gezeigt, daß hier die Sache ähnlich sich verhält wie bei manchen Stachelhäutern, z. B.

bei einem Seeigel *(Sphaerechinus)*. Die isolierten Furchungszellen beantworten den operativen Eingriff allerdings zuerst durch eine Defektfurchung, aus welcher ein Teilwesen hervorgeht. Aber nachträglich treten regulatorische Vorgänge ein, durch welche der halbe Embryo zu einem Ganzen sich ergänzt, so daß ganze Blastulä, Gastrulä und schließlich ganze Larven von halber Größe entstehen.

Während in den Eiern der Rippenquallen, der Weichtiere und mancher Würmer eine sehr geringe Regulationsfähigkeit sich äußert und die Entwicklung daher als Mosaikarbeit erscheint, schließen sich die Eier der Knochenfische (Teleostier) und diejenigen des berühmten Lanzettfischchens *(Amphioxus)* an die Formen mit hohem Regulationsvermögen an, wie wir sie unter den Stachelhäutern trafen. Bei den Eiern von *Amphioxus* ist jedoch eine gewisse Neigung der isolierten Blastomeren zur Defektfurchung, d. h. zur Bildung unvollständiger Embryonen, nicht zu verkennen; ferner zeigt sich bei ihnen eine sehr rasche Abnahme des regulatorischen Umdifferenzierungsvermögens mit dem Fortschreiten der Furchung. Immerhin überwiegt bei ihnen die abhängige Differenzierung wenigstens in den ersten Furchungsstadien ganz bedeutend über die selbständige Differenzierung.

Wir sind nun mit unserem Überblick über das entwicklungsphysiologische Verhalten der Eier verschiedener Tierklassen fertig und können zu den Schlußfolgerungen aus demselben übergehen. Um diese möglichst klar und kurz zu fassen, wollen wir sie in Frageform vorlegen.

Erstens: Beruht die individuelle Entwicklung der Organismen auf selbständiger oder auf abhängiger Differenzierung, auf Präformation oder auf Epigenese?

Wenn wir das befruchtete Ei als Ganzes betrachten, so beruht die Embryonalentwicklung desselben vom Anfang bis zum Ende auf selbständiger Differenzierung und demnach auf Präformation. Wenn wir dagegen die Wechselbeziehungen der einzelnen Teile des Eis und des sich aus ihm entwickelnden Keimes zueinander berücksichtigen, so lautet die Antwort: Die Entwicklung beruht teilweise auf Selbstdifferenzierung teilweise auf abhängiger Differenzierung. Das Gesamtbild der Entwicklung gestaltet sich demnach zu einer „epigenetischen Evolution."

Im einzelnen ist die Anteilnahme der selbständigen und der abhängigen Differenzierung in dem Entwicklungsprozesse der Organismen

eine mannigfaltig gemischte und eine mannigfaltig verschiedene. Verschieden ist sie nicht bloß bei den Eiern verschiedener Tierklassen, sondern auch bei den verschiedenen Entwicklungsstadien ein und desselben Embryos. Bald stellt die Entwicklung der einzelnen Teile des Keimes gleichsam eine Mosaikarbeit dar, wo jeder Teil unabhängig vom andern sich ausgestaltet, z. B. bei der Entwicklung der Rippenquallen[1]. Bald gleicht sie vielmehr einem harmonisch-äquipotentiellen System, in welchem jeder Teil in beliebiger Weise seine Entwicklungsrolle mit derjenigen jedes andern Teils vertauschen oder sogar die Rolle des Ganzen übernehmen kann, z. B. bei der Seeigel-Blastula[2]. In beiden Fällen wird jedoch der geordnete Verlauf der einzelnen Phasen der Entwicklung von der Idee des herzustellenden Ganzen beherrscht, im letzteren Falle allerdings viel klarer und bestimmter als im ersteren.

Wir sahen ferner, daß im Beginn der Embryonalentwicklung die einzelnen Furchungszellen des Embryos meist eine weit größere Umdifferenzierungsfähigkeit zeigen als später, und daß somit die prospektive Potenz der einzelnen Zellen immer beschränkter wird, je weiter die einzelnen Organe des neuen Wesens sich ausbilden. In dieser Hinsicht beginnt die Entwicklung mit abhängiger Differenzierung und endet mit selbständiger Differenzierung der einzelnen Teile des Keims.

Zweitens: Welche Rolle spielt die Kernsubstanz der Eizelle bei der Entwicklung des Embryos?

Wir können diese schwierige Frage, welche vom Standpunkt der mikroskopischen Morphologie schon früher behandelt wurde[3], hier nur ganz flüchtig vom entwicklungsphysiologischen Gesichtspunkte aus besprechen.

Zwei Ansichten stehen sich auf diesem Gebiete schroff und unvermittelt gegenüber. Die eine der beiden Theorien, welche hauptsächlich von Wilhelm Roux und August Weismann vertreten wird, schreibt der chromatischen Kernsubstanz der befruchteten Eizelle und der aus ihr entstehenden Furchungszellen eine durchaus maßgebende, führende Rolle bei den Entwicklungsprozessen zu. Durch „erbungleiche Teilung" der Chromosomen der Zellkerne werden nach dieser Ansicht

[1] Vgl. oben S. 525, f. auch S. 526 f.

[2] Vgl. oben S. 523, f. auch S. 524 f.

[3] In unserem Buche: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie, 6. Kapitel.

die materiellen Vererbungsträger auf die verschiedenen Zellen des sich bildenden Organismus verschieden verteilt und bestimmen dadurch den Charakter der künftigen Gewebe und Organe. Die andere Theorie dagegen, welche hauptsächlich von Oskar Hertwig und Hans Driesch verfochten wird, läugnet sowohl die Existenz als die Notwendigkeit einer erbungleichen Teilung der Chromosomen.

Für beide Theorien sprechen wichtige Tatsachen, während andere mit ihnen wiederum nur schwer vereinbar sind.

Die Theorie der erbungleichen Teilung steht in folgerichtigerem Zusammenhange mit den mikroskopisch nachgewiesenen Kernteilungsvorgängen bei der Befruchtung, welche uns nicht bloß die gesetzmäßige Verteilung der Chromatinsubstanz der Keimzellkerne auf die Tochterzellen des Embryos zeigen, sondern auch eine Verteilung, welche wenigstens in manchen Fällen eine wirklich erbungleiche zu sein scheint, indem die künftigen Keimzellen und die künftigen Körperzellen ganz auffallend verschiedene Chromatinanteile erhalten. Für das Ei des Spulwurms *Ascaris megalocephala*, Var. *bivalens* ist dies bereits durch Boveri und andere Forscher nachgewiesen, ebenso auch durch Giardina für das Ei eines Schwimmkäfers *(Dytiscus)*[1]. Zu Gunsten der erbungleichen Teilung lassen sich ferner jene obenerwähnten entwicklungsphysiologischen Erscheinungen deuten, in denen die Entwicklung des Embryos vorwiegend von Selbstdifferenzierung der einzelnen Teile desselben beherrscht wird und eine Mosaikarbeit darstellt, z. B. bei der Entwicklung der Rippenquallen. Auch die Tatsache, daß mit der fortschreitenden Entwicklung des Keimes die prospektive Potenz der einzelnen Zellen desselben immer mehr eingeengt und beschränkt wird, läßt sich durch die Theorie der erbungleichen Teilung recht bequem erklären.

Gegen diese Theorie lassen sich jedoch zahlreiche andere, nicht minder bedeutsame Beobachtungen der Entwicklungsphysiologie anführen, vor allem jene, in denen die einzelnen Zellen des Embryos ein „äquipotentielles System" bilden, dessen einzelne Komponenten untereinander und mit dem Ganzen beliebig vertauscht werden können; bei der Bruchstückfurchung des Seeigeleis vermag ja jeder Teil der in beliebiger Richtung zerschnittenen Blastula wieder zu einer ganzen, entwicklungsfähigen Blastula zu werden. Hieraus scheint zu folgen, daß die Kernsubstanzen der einzelnen Zellen des Keimes

[1] Siehe ebd. S. 101 ff u. Fig. 21; S. 140.

untereinander völlig gleichwertig sind und daß somit keinerlei „erbungleiche Teilung" bei dem Furchungsprozesse des Eis stattgefunden hat. Ungünstig für die Theorie der erbungleichen Teilung ist ferner die Tatsache, daß die Entwicklung der speziellen Anlagen der künftigen Organe des Embryos meist auf abhängiger Differenzierung beruht, während die Selbstdifferenzierung erst in späteren Stadien zur Geltung kommt; es scheint somit anfangs meist nur eine erbgleiche Teilung der Vererbungsträger stattzufinden. Möglicherweise werden künftige Forschungen uns einen geeigneten Weg zeigen, um beide Theorien, jene der erbungleichen und der erbgleichen Teilung, miteinander friedlich zu vereinigen, wobei allerdings manche Schroffheiten und Einseitigkeiten, welche diesen Theorien heute noch ankleben, erst abgeschliffen werden müssen.

Von viel größerer und für die philosophische Lösung des Lebensrätsels viel einschneidenderer Bedeutung als diese rein fachwissenschaftliche Frage ist die folgende, die wir deshalb auch etwas eingehender behandeln wollen.

Drittens: Lassen sich die Entwicklungsvorgänge durch mechanische Ursachen befriedigend erklären, oder müssen wir für sie eine eigene „vitale" Gesetzlichkeit annehmen, welche die chemisch-physikalischen Faktoren der Entwicklung beherrscht und dieselben zur Bildung eines lebensfähigen Organismus zielstrebig hinlenkt? Mit andern Worten: Sollen wir uns auf dem Gebiete der philosophischen Erklärung der Entwicklungserscheinungen zum Mechanismus oder zum Vitalismus bekennen?

Der Mechanismus entsprang den großartigen Erfolgen, welche die mechanische Naturanschauung auf physikalischem und chemischem Gebiete im 19. Jahrhundert zu verzeichnen hatte. Er beruht jedoch, genau betrachtet, nur auf einer einseitigen Überschätzung der mechanischen Naturerklärung und kann deshalb vor einer gründlichen Kritik keineswegs standhalten. Allerdings zählt der Mechanismus auch heute noch unter den Naturforschern viele Anhänger, da alte Vorurteile sich nur langsam beseitigen lassen. Zu seiner Verteidigung gegen die Vertreter des „Neovitalismus" hielt Professor Otto Bütschli auf dem fünften internationalen Zoologenkongreß zu Berlin am 16. August 1901 eine lange Rede über „Mechanismus und Vitalismus."[1]

[1] Siehe die Verhandlungen S. 212—235.

„Der Mechanismus", so sagt daselbst Bütschli (S. 213), „erachtet es für möglich, wenn auch zurzeit nur in beschränktestem Maße durchführbar, die Lebensformen und Lebenserscheinungen auf Grund komplizierter physiko-chemischer Bedingungen zu begreifen. Im Gegensatz hierzu leugnet der Vitalismus diese Möglichkeit. Er ist überzeugt, daß das physiko-chemische Geschehen der anorganischen Natur für die Begreiflichkeit der Organismen nicht ausreiche; daß vielmehr ein ganz besonderes Geschehen, wie wir es in der anorganischen Natur nicht erfahren, in der Organismenwelt bestehen müsse". Die Fragestellung ist hiermit von Bütschli recht klar und zutreffend gegeben. Leider kann man dasselbe nicht von den Beweisen sagen, die er für den Mechanismus ins Feld führt. Wir haben seinen Vortrag mit Aufmerksamkeit angehört und mit noch größerer Aufmerksamkeit später durchgelesen, und doch fanden wir in ihm nur einen einzigen wirklichen Beweis für die mechanistische Lebenserklärung, einen Beweis, der in den Schlußworten des Vortrages ausgesprochen ist: „*Begreifen können wir von den Lebenserscheinungen nur das, was sich physiko-chemisch erklären läßt*" (S. 235).

Der Herr Professor möge es uns gütigst verzeihen, daß uns dieser Beweis ganz „unbegreiflich" vorkommt; denn wenn er richtig wäre, so würden die Gedanken des Herrn Redners für ihn selber wie für seine Zuhörer und Leser schlechthin *unbegreiflich* gewesen sein. Die Gedanken Bütschlis fallen nach seiner eigenen Ansicht ohne Zweifel unter die Kategorie der „Lebenserscheinungen". Er möge uns also erst sein eigenes Denken *physiko-chemisch erklären*, bevor er von uns verlangt, daß wir seine Verteidigung des Mechanismus „begreifen" sollen!

Hieraus dürfte bereits zur Genüge hervorgehen, daß in Bütschlis Beweisführung ein offenbarer Zirkelschluß enthalten ist, der ihr jede logische Kraft raubt. Er verwechselt die Begriffe „begreifen" und „physiko-chemisch erklären", und gibt beide für identisch aus. Das ist aber eine Zumutung, die wir uns im Interesse des gesunden Menschenverstandes nicht gefallen lassen können. Entweder setzte Bütschli bereits voraus, daß die Lebenserscheinungen, wissenschaftlich betrachtet, nur eine physiko-chemische Erklärung zulassen, und dann hat er eben vorausgesetzt, was erst zu beweisen war; oder er setzt es nicht voraus, und dann ist er uns den Beweis dafür, daß die Lebenserscheinungen nicht überdies eine eigene, vitale Gesetzmäßigkeit besitzen, einfachhin schuldig geblieben. Man sollte

doch endlich einmal aufhören, mit so fadenscheinigen Gründen die vitalistische Lebensauffassung zu bekämpfen.

Auch im Interesse der modernen Biologie müssen wir gegen Bütschlis völlig unbewiesene Behauptung protestieren, daß nur dasjenige für uns „begreiflich" sei, *was* aus chemisch-physikalischen Ursachen erklärt werden kann, und *so weit* als es aus denselben erklärt werden kann. Dann wäre ja der wissenschaftliche Wert der großartigsten biologischen Errungenschaften unserer Zeit gleich Null. Oder sind wir etwa im stande, die Vorgänge der indirekten Kernteilung, der Befruchtung und der individuellen Entwicklung physiko-chemisch zu erklären? Sind sie deshalb für uns schlechthin „unbegreiflich"? Nein, das sind sie nicht; denn diese Erscheinungen begreifen wir hauptsächlich aus ihrem *Zwecke*, nicht aus ihren *mechanischen Ursachen*. Ebenso wie wir begreifen können, weshalb ein Schlüssel von bestimmter Form ein Schloß zu eröffnen vermöge, ohne daß wir vorher wissen müßten, durch welchen mechanischen Prozeß Schlüssel und Schloß in der Schmiede hergestellt worden sind, ebenso können wir auch die Bedeutung der Kernteilungsvorgänge für die Befruchtung und Entwicklung begreifen, ohne die chemisch-physikalischen Ursachen derselben zu kennen. Die Behauptung, daß die wissenschaftliche Begreifbarkeit eines biologischen Vorgangs auf die Kenntnis seiner physiko-chemischen Ursachen sich beschränke, ist daher eine falsche und materialistisch-engherzige Behauptung.

Mit den Beweisen, welche von andern Verteidigern des Mechanismus vorgebracht wurden, steht es übrigens nicht viel besser. So äußert sich der berühmte Physiologe *Max Verworn* in der Einleitung zu seiner neuen „Zeitschrift für allgemeine Physiologie" (Bd I) gegen den Neovitalismus und zu Gunsten des Mechanismus folgendermaßen: „Die Prinzipien des Geschehens müssen überall die gleichen sein, solange wir uns in der Körperwelt bewegen." — Aber warum denn? Läßt sich denn das überhaupt a priori entscheiden? Ist nicht vielmehr die Frage, ob die Prinzipien des anorganischen und des organischen Geschehens die gleichen seien oder nicht, durch die *Erfahrung* zu beantworten? Die Erfahrung sagt uns aber, die Lebensvorgänge seien derart, *daß sie einer rein mechanischen Erklärung sich nicht fügen wollen*. Daher hat ein Vitalist das unbestreitbare Recht zu sagen: *Die Lebensvorgänge werden von einer eigenen Gesetzlichkeit beherrscht, die über dem chemisch-physikalischen Geschehen steht*. Verworn hat sich

übrigens durch seine Verteidigungsweise des Mechanismus den Boden unter den Füßen entzogen. Er beweist nämlich seinen Satz, daß die rein mechanischen Prinzipien für lebendige wie für leblose Körper gleiche Gültigkeit haben müssen, durch folgende Begründung: „Denn die Physiologie kann nie etwas anderes sein als Physik und Chemie, d. h. Mechanik der lebenden Körper." Nun, dann ist ja die Physiologie als eigener Zweig der Biologie ganz überflüssig; man soll ihn ruhig kassieren und der Physik und Chemie einverleiben, womit Herr Verworn als Physiologe schwerlich einverstanden sein wird.

Aber — so wendet man häufig zu Gunsten des Mechanismus ein — der Vitalismus steht ja im Widerspruch mit dem allgemein anerkannten *mechanischen Energiegesetze*! Wenn es ein eigenes vitales Geschehen gäbe, so würde dadurch das Gesetz von der Konstanz der Energiemenge im Universum durchbrochen: also ist der Vitalismus unhaltbar. — Was ist hierauf zu erwidern?

Das Energiegesetz ist *ein rein mechanisches Gesetz* und kann deshalb nur für die Wirksamkeit *mechanischer Faktoren* gelten. Für psychische und vitale Faktoren kann es daher nur insoweit Gültigkeit haben, als dieselben mechanischer Ursachen sich bei ihrer Wirkungsweise bedienen, weiter nicht. Wer somit auf das Energiegesetz sich beruft, um ein psychisches oder ein vitales Geschehen als unmöglich nachzuweisen, der setzt entweder stillschweigend voraus, daß *alles* Geschehen im Universum seinem inneren Wesen nach nur rein mechanisch sein könne — und dann setzt er eben schon voraus, was erst zu beweisen war — oder sein ganzes Beweisverfahren ist gegenstandslos.

Die Annahme eines eigenen vitalen Geschehens würde nur dann in wirklichem Widerspruche mit dem Energiegesetze stehen, wenn durch die Wirksamkeit des vitalen Prinzips das mechanische Energiequantum entweder erhöht oder vermindert würde. Aber eine derartige Vorstellung entspricht keineswegs dem wahren Vitalismus. Wir brauchen keine „Lebenskraft", die als Deus ex machina stoßend und schiebend in das Getriebe der mechanischen Faktoren eingreift, sondern nur ein *Lebensprinzip*, das als causa formalis die Atome und Molekeln des lebenden Körpers befähigt, ihre chemisch-physikalischen Tätigkeiten *in bestimmter, vitaler Richtung zu vollziehen*. Alles, was dabei an mechanischer Arbeit geleistet wird, kommt *ausschließlich* auf Rechnung der physiko-chemischen Faktoren, nicht auf Rechnung des Lebens-

prinzips: also *kann* letzteres gar nicht störend eingreifen in das Gesetz von der Erhaltung der Energie!

Diese einzig richtige Auffassung der *Lebensgesetzlichkeit*, welche die Organismen von den anorganischen Naturkörpern wesentlich unterscheidet, wurde schon von alters her durch die aristotelische Philosophie vertreten und findet neuerdings auch Anklang bei hervorragenden Naturforschern. Vor allem ist hier *Hans Driesch* zu nennen, der als einer der tüchtigsten Entwicklungsphysiologen für die „Autonomie der Lebensvorgänge" sich erklärt und das Prinzip der vitalen Gesetzlichkeit neuerdings ausdrücklich als *ein den Entelechien des Aristoteles entsprechendes Formalprinzip* bezeichnet[1]. Auch die „Dominanten" des bekannten Botanikers *J. Reinke*[2] stehen dem Begriffe der Entelechien nicht fern.

Diese Darlegungen dürften genügen, um einerseits die vom Mechanismus erhobenen Einwände zu entkräften und anderseits die richtige Auffassung des Vitalismus klarzulegen.

Wenn wir nun noch die Frage stellen, ob wirklich für die vernunftgemäße Erklärung der entwicklungsphysiologischen Vorgänge, die wir in dieser Abhandlung unsern Lesern vorführten, die Annahme einer eigenen vitalen Gesetzlichkeit nötig sei, welche über den chemisch-physikalischen Ursachen beherrschend steht, so können wir unsere Antwort kurz fassen: *Die Annahme eines Lebensprinzips ist unbedingt erforderlich zur Erklärung der Entwicklungserscheinungen.*

Auf die Unzulänglichkeit der von *O. Hertwig*, *J. Loeb* usw. unternommenen Versuche, den Furchungsprozeß des Eis durch rein mechanische Faktoren zu erklären, wurde bereits oben (S. 394 ff) hingewiesen. Die für die Epigenesis sprechenden Tatsachen der abhängigen Differenzierung und der Umdifferenzierung lassen sich ebenfalls, wie wir an verschiedenen Stellen hervorhoben (oben S. 397 u. 521 ff), nur dadurch erklären, daß der ganze Entwicklungsprozeß *gleichsam beherrscht wird von der Idee des herzustellenden Ganzen*, eine Ausdrucksweise,

---

[1] Ergebnisse der neueren Lebensforschung S. 14; s. auch desselben Verfassers „Organische Regulationen", Leipzig 1901, und „Die Seele als elementarer Naturfaktor", Leipzig 1903.

[2] Die Welt als Tat[3], Berlin 1903, S. 275—292; Einleitung in die theoretische Biologie, Berlin 1901, Kap. 19 u. 20. Die Dominantenlehre (Natur und Schule 1903, Heft 6 u. 7). Siehe auch die neue Schrift Reinkes: „Der Neovitalismus und die Finalität in der Biologie" (Biolog. Zentralblatt XXIV [1904], Nr 18 u. 19, S. 577—601).

die auch Korschelt und Heider in ihrem vortrefflichen „Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte" wiederholt gebrauchen. Wir kommen also ohne eine teleologische Auffassung der Entwicklungsvorgänge nicht aus; sie sind völlig unbegreiflich ohne die Annahme eines Formalprinzips, das die mechanischen Ursachen beherrscht und zum Ziele der Herstellung eines lebensfähigen Organismus leitet.

Aber können wir dann nicht vielleicht die befruchtete Eizelle im Sinne der Präformationstheorie als eine wunderbar fein und kompliziert gebaute Maschine uns vorstellen, deren Räderwerk durch rein mechanische Ursachen abläuft und den gesetzmäßigen Aufbau des Organismus im Entwicklungsprozesse bewirkt? Diese „Maschinentheorie des Lebens" hat Hans Driesch, der früher ihr selber huldigte, in den letzten Jahren einer wiederholten gründlichen Kritik unterzogen und sie als völlig unhaltbar nachgewiesen. „Die Eier", so sagt Driesch[1], „sind der Ausgang eines ungeheuer komplizierten formgestaltenden Geschehens; jedes Ei möchte also wohl als kleine, jenseits der Grenze der Sichtbarkeit existierende, äußerst komplizierte Maschinerie gedacht werden können. Nun sind aber im Laufe der individuellen Entwicklungsgeschichte alle Eier durch Teilung von einer Zelle her entstanden. Wie kann eine „komplizierte Maschinerie" sich fortgesetzt teilen und doch immer ganz bleiben? Das kann sie eben nicht, und darum ist auch auf diesem Gebiete die Maschinentheorie widerlegt."

In der Tat, eine noch so fein und kunstreich gebaute Maschine, die sich aus eigenem Antriebe hundertmal teilt und doch in allen ihren Teilen die Fähigkeit bewahrt, von selber wieder zu einer ganzen Maschine zu werden, eine solche Wundermaschine ist absolut undenkbar.

Ebenso wie in der Entwicklung des Eis, so zeigt sich die Unhaltbarkeit der Maschinentheorie des Lebens auch in den aequipotentiellen Systemen[2]. Erinnern wir uns nochmals an dasjenige, was oben (S. 523) von der Blastula des Seeigeleis berichtet wurde. Man kann eine solche Blastula in beliebigen Richtungen durchschneiden, und aus jedem Stück wird von selber wieder eine ganze Blastula; ja jede der 808 Zellen des Blastulastadiums ist im stande, ihre ursprüngliche Entwicklungsrolle

[1] Ergebnisse der neueren Lebensforschung 15.

[2] Siehe oben S. 401.

mit derjenigen einer jeden andern Zelle derselben Blastula zu vertauschen. Nun denke man sich einmal eine Maschine, die aus 808 Teilen besteht; man zerschlage diese Maschine in Stücke und sehe dann zu, ob die einzelnen Stücke im stande sind, sich durch „physiko-chemische Faktoren" von selber wieder zu einer ganzen, betriebsfähigen Maschine zu ergänzen! Eine Maschine, die das zu leisten vermöchte, ist abermals absolut undenkbar.

Noch ein anderes klassisches Beispiel für die Unhaltbarkeit der Maschinentheorie des Lebens sei nach Driesch[1] hier kurz erwähnt. Er stellte mit einer Ascidie (Seescheide, *Clavellina lepadiformis*), einem ziemlich hoch organisierten Tier, eine Reihe von Zerschneidungsversuchen an: „Die *Clavellina* ist etwa 2—3 cm lang; ihr Körper gliedert sich in drei Abschnitte; den obersten bildet die außerordentlich große, korbartige Kieme, mit einer Ein- und einer Ausflußöffnung für das Wasser versehen; dann folgt ein verbindender schmaler Körperteil, welcher den Vorder- und Enddarm birgt, und zuunterst sehen wir den sog. Eingeweidesack mit Magen, Darm, Herz, Fortpflanzungsorganen usw.

„Zerschneidet man den Körper einer *Clavellina* in der Höhe des Verbindungsteiles, so daß man also den Kiemenkorb und den Eingeweidesack isoliert vor sich hat, so kann sich jeder dieser beiden Teile in drei bis vier Tagen zu einem ganzen Organismus vervollständigen, indem durch echte, von der Wundfläche aus geschehende ‚Regeneration' der Kiemenkorb sich einen Eingeweidesack, der Eingeweidesack einen Kiemenkorb verschafft.

„Nicht alle isolierten Kiemenkörbe der *Clavellina* verhalten sich, wie oben geschildert; etwa die Hälfte derselben, namentlich solche, die von kleineren Individuen stammen, kommen auch zwar zur Bildung eines neuen ‚Ganzen', aber auf ganz anderem Wege. Sie beginnen nicht mit einer Neu-, sondern mit einer Rückbildung. Die Organisation des Kiemenkorbes, seine wimpernden Spalten, seine Öffnungen usw. schwinden allmählich; nach fünf bis sechs Tagen ist gar keine Organisation mehr an den Gebilden zu erkennen; sie erscheinen als gleichförmige weiße Kugeln; ja als ich diese rückgebildeten Stücke zuerst vor mir sah, hielt ich sie geradezu für im Absterben begriffen oder schon abgestorben. Aber sie sind es nicht. Zwei bis drei Wochen können sie in diesem reduzierten Zustand verharren, dann beginnen sie eines Tages sich aufzuhellen und zu strecken,

[1] Studien über das Regulationsvermögen der Organismen. 6. Die Restitutionen der Clavillina lepadiformis (Archiv f. Entwicklungsmechanik XIV [1902], 1. u .2. Heft, 247—287); vgl. auch: Ergebnisse der neueren Lebensforschung 10—12.

und nach zwei bis drei weiteren Tagen ist wieder eine ganze Ascidie mit Kiemenkorb und Eingeweidesack da. Es ist das ein durchaus neuer Organismus, der mit dem alten keine Organisationsteile, sondern nur das Organisationsmaterial gemeinsam hat; sein Kiemenkorb ist nicht etwa der abgeschnittene alte: er ist viel, viel kleiner, hat viel weniger Öffnungsröhren und viel weniger und kleinere Öffnungen. Es ist gleichsam die alte Organisation des isolierten Kiemenkorbes zu einem indifferenten Gebilde eingeschmolzen worden, und aus diesem ist, wie in der Embryonalentwicklung, ein ganzer, kleiner Organismus neu erstanden. Mit dem Mikrotom ausgeführte Schnitte durch die rückgebildeten Kugeln zeigten, daß in der Tat die ‚Entdifferenzierung' der Organisation außerordentlich weit gegangen war."

„Nun kommen wir aber zu dem wichtigsten Punkte, den die Versuche an isolierten Kiemenkörben der *Clavellina* ergeben haben: nicht nur der isolierte Kiemenkorb, so wie er einmal ist, kann sich durch Rückbildung und Wiederauffrischung zu einer kleinen neuen Ascidie umgestalten; man kann auch den isolierten Kiemenkorb beliebig durchschneiden, entweder in eine obere und untere, oder in eine rechte und linke, oder in eine vordere und hintere Hälfte; auch die so gewonnenen Teilstücke bilden ihre Organisation zurück und frischen sich dann zu einer ihrer Organisation nach durchaus ganzen kleinen Ascidie wieder auf.

„Das ist gewiß ein äußerst seltsames Phänomen im Gebiete organischer Formgestaltung."

So weit Driesch. Vergleichen wir nun die formbildende Leistungsfähigkeit des zur indifferenten Kugel rückgebildeten Kiemenkorbes oder Kiemenkorbstückes von *Clavellina* mit dem beliebten Beispiel einer kompliziert gebauten Maschine, welche nach der Ansicht der Mechanisten das wesentliche Ebenbild des Organismus sein soll. Wir zerschlagen die Maschine in Stücke und nehmen dann ein Stück, das wir wieder zerschlagen, in nähere Beobachtung. Wir sehen nun, daß dieses Stück nach einigen Tagen von selber in einen unscheinbaren Trümmerhaufen zerfällt, bis man von den ursprünglichen Maschinenteilen gar nichts mehr wahrnimmt. So liegt der Trümmerhaufen einige Wochen still da, dann beginnt es sich in ihm plötzlich zu regen, die einzelnen Eisenteilchen fügen sich ganz von selber wieder zusammen, und zwar nicht etwa zu dem ursprünglichen Maschinenstücke, dem der Trümmerhaufen entstammte, sondern zu einer neuen ganzen kleinen Maschine, die nach demselben

Plane gebaut ist wie die alte! — Das ist ja die reinste Hexerei! — so wird jeder sagen. In der Tat, eine der Maschinentheorie des Lebens folgende *Clavellina* würde auf natürlichem Wege ein derartiges Kunststück nie und nimmer zuwege bringen. Wir sagen deshalb: Der Mechanismus, der trotz solcher Leistungen die *Clavellina* für eine bloße Maschine erklären will, fordert einen wahren Hexenglauben! Da wir jedoch der Überzeugung sind, daß natürliche Ursachen, nicht Zauberkünste, den Wundern der Entwicklung zu Grunde liegen, deshalb kommen wir zum Schlusse:

Der Vitalismus ist die einzig vernunftgemäße philosophische Theorie des Lebens; denn er sieht den Organismus nicht für eine leere Maschine an, sondern weiß auch den Baumeister zu finden, der in ihr wohnt!

E. Wasmann S. J.

Die Begleitfeste der Weihnacht.

Warum feiert man unmittelbar nach der Weihnacht die Feste des hl. Stephanus, des Apostels Johannes, der Unschuldigen Kinder?

Die Frage läßt sich recht wohl aufwerfen. An den ersten Tagen nach Ostern und Pfingsten wird niemals im Abendland das Gedächtnis eines Heiligen gefeiert, das Andenken an den Heiland oder den Heiligen Geist verdrängt durchaus die Heiligenfeste. Weihnachten verdrängt sie nicht, sondern scheint sie anzuziehen. Gleich am zweiten Tag der Festwoche läßt gleichsam der Herr dem Diener den Vortritt, und was sonst an keinem Feste des Herrn vorkommt, das geschieht auf Weihnachten: in der zweiten Festmesse wird an eine Heilige, die hl. Anastasia, ein eigenes Kirchengebet eingelegt. Woher und seit wann diese Bevorzugung der Heiligen in der Weihnachtszeit, seit wann und warum sind gerade Stephanus, Johannes, die Kinder von Bethlehem die Begleiter des neugebornen Gottessohnes?

I.

Bereits im Mittelalter hat man jene Fragen sich gestellt und sie in verschiedener Weise beantwortet. Ein nicht weiter bekannter Mönch der

Trierer Erzdiözese (aus Echternach?) verweist ums Jahr 1132 auf den altchristlichen Gedanken, daß in Christus auch die Kirche wiedergeboren ist, daß Christus und die Kirche ein Leib und ein Geist sind:

„Durch Christi Menschwerdung wiedergeboren und mit ihm ein Leib geworden feiert die Kirche zugleich die Tatsache, daß Christus um ihretwillen und sie selbst in Christus geboren wurde; sie feiert die Geburt ihres Hauptes und ihrer Glieder. Am ersten Tag die Geburt Christi, des Hauptes der aus drei Ordnungen bestehenden Kirche, welche sind die Märtyrer, die Lehrer, die gewöhnlichen Gläubigen." In Stephanus, dem ersten Blutzeugen, „dessen Beispiel alle andern gefolgt sind", würden alle Märtyrer geehrt, ebenso sämtliche Lehrer in dem Apostel und Evangelisten Johannes, „dem ersten und vorzüglichsten Lehrer der Kirchen", und endlich die gewöhnlichen Gläubigen in den Unschuldigen Kindern, die durch ihre Einfalt den einfachen Glauben der Gerechten vorbildeten[1].

Die schönen und tiefen Gedanken, welche dieser Darstellung zu Grunde liegen, hatten bereits im christlichen Altertum ihren Ausdruck gefunden. So ist z. B. nach dem hl. Leo Christi Eintritt in die Welt auch der Ursprung des christlichen Volkes und die Geburtsstunde des Hauptes die Geburtsstunde des Leibes; auch er sieht in den Unschuldigen Kindern die Vertreter des ganzen Heeres der Märtyrer[2].

Ganz ähnlich wie der Mönch von Echternach spricht sich ein größerer Zeitgenosse aus, dessen Darlegungen den weitesten Widerhall gefunden haben. St Stephanus, Johannes und die Unschuldigen Kinder, sagt in seiner geistreichen Weise der hl. Bernhard[3] (gest. 1153), stellen uns drei Arten von Heiligkeit, und zwar die drei einzig möglichen Arten von Heiligkeit, vor Augen. Stephanus ist Märtyrer dem Äußern wie dem Innern nach, Johannes hat vom Blutzeugen nur das Innere, den Willen zum Martyrium, die Unschuldigen Kinder nur das Äußere. Stephanus ist Märtyrer vor den Menschen, denn auch das innere Erfordernis zum Martyrium, die freiwillige Hingabe in den Tod, äußert sich bei ihm klar besonders in seinen letzten Worten. Johannes, mit seinem rein inneren Opfer, ist Märtyrer bloß vor den Engeln. Die Unschuldigen Kinder endlich sind Märtyrer Gottes. Denn weder Menschen noch Engel fanden an ihnen Verdienste; so sind sie das sprechendste Denkmal der Gnade Gottes.

---

[1] Epistola Iohannis monachi ad Adalberonem Trevirensem archiepiscopum, bei Martène et Durand, Veterum scriptorum ... amplissima collectio I, Parisiis 1724, 714 715.

[2] Serm. 26, n. 2; Serm. 38, n. 1 (Migne, Patr. lat. LIV 213 260).

[3] Sermo in nativ. ss. Innocent. (Migne a. a. O. CLXXXIII 139).

Die Ausführungen Bernhards sind in der Folge Gemeingut der mittelalterlichen Liturgiker geworden.

Nach Wilhelm Durandus (gest. 1296) z. B. werden die genannten Feste unmittelbar nach Weihnachten gefeiert: „Erstens damit Christus, das Haupt und der Bräutigam, mit sämtlichen (Arten von) Gefährten erscheine. Denn in seiner Geburt hat Christus, der Bräutigam der Kirche, drei Gefährten sich zugesellt, von welchen es im Hohenlied heißt: Mein Geliebter ist rot und weiß, auserwählt aus Tausenden. Weiß mit Rücksicht auf Johannes den Evangelisten, den herrlichen jungfräulichen Bekenner. Rot mit Rücksicht auf Stephanus, den Erstling der Märtyrer. Auserwählt aus Tausenden, mit Rücksicht auf die große Zahl der Unschuldigen. Zweitens aber, damit die Kirche alle Arten von Märtyrern vereinige, da in Christi Geburt die Ursache des Martyriums aller liegt." Letzterer Gedanke wird dann an der Hand des hl. Bernhard ausgeführt [1].

Nach Ablauf des Mittelalters hat sich der Scharfsinn der Liturgiker in ähnlichen Deutungen kaum mehr versucht, und wo solche auftreten, beanspruchen sie keinen höheren Wert als den eines mehr oder weniger geistreichen Einfalls. In diesem Sinn wird es zu beurteilen sein, wenn ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts in den Unschuldigen Kindern die Leibgarde des neugebornen Christkindes, in Stephanus den Kriegsobersten des Friedensfürsten, in Johannes seinen Reichskanzler erblickt [2].

Ausdrücklich bemerken die mittelalterlichen Liturgiker, der 26. und 27. Dezember seien nicht die Todestage der hll. Stephanus und Johannes. Der heilige Evangelist sei am 24. Juni, dem Todestag und Fest Johannes' des Täufers, ins Grab gestiegen. Der 27. Dezember könne etwa als der Tag betrachtet werden, an welchem ihm eine Kirche geweiht worden oder an dem er den „Patriarchenstuhl" von Ephesus in Besitz genommen habe. Mit Stephanus aber verhalte die Sache sich so: Man feiere von ihm zwei Feste im Kirchenjahr, die Auffindung der Reliquien am 3. August und den Todestag am 26. Dezember, der Tag des Martertodes sei der 3. August. Man habe die Daten vertauscht, um Stephanus in die Nähe des neugebornen Christuskindes zu bringen [3].

All diese Deutungen sind nun gewiß ganz so sinnig und geistreich, wie die liturgischen Erklärungen des Mittelalters überhaupt zu sein pflegen. Manche der angeführten Gedanken mögen auch tatsächlich bei der Ausgestaltung unseres heutigen Brauches mitgewirkt haben. Allein rein ge-

[1] Durandus, Rationale divinorum officiorum lib. 7, cap. 42, Lugduni 1612, 460. Ähnliche Gedanken bei Joh. Beleth, Rationale cap. 70; Migne, Patr. lat. CCII 77; Sicard, Cremon. Mitrale lib. 9, cap. 6—8; ebd. 213 407 f.

[2] Th. Raynaudus, Trias fortium David, Rob. de Arbrisselo n. 44 (Opp. IX 174 a).

[3] Durandus a. a. O. lib. 7, cap. 21, p. 445.

schichtlich betrachtet, verhält sich die Sache doch ein wenig anders, als man in früheren Zeiten sich das vorstellte. Die Entwicklung der Begleitfeste hängt innig zusammen mit der Entstehung und Ausbildung des Kirchenjahres überhaupt und mit dem Aufkommen des Weihnachtsfestes. Über letztere beiden Punkte also zunächst einige kurze Bemerkungen.

II.

Gegen den Heiden Celsus, der die Christen wegen ihres Fernbleibens von den heidnischen Festlichkeiten tadelte, führt Origenes (gest. 254) den Gedanken aus, die beste Festfeier bestehe darin, daß man seine Pflicht tue und beständig das Gebet übe. Aber diese Antwort genügt ihm doch nicht ganz; er fühlt, daß man ihm entgegenhalten könne, „was an den Sonntagen, auf Karfreitag, Ostern, Pfingsten bei uns (den Christen) zu geschehen pflegt". Origenes wiederholt diesem Einwurf gegenüber, für den vollkommenen Christen sei jeder Tag ein Sonntag und Festtag, was er dann im einzelnen für jeden der vier genannten Tage ausführt[1].

Nach dem Zusammenhang der Stelle muß man annehmen, Origenes habe sämtliche Feste der damaligen Christenheit aufgezählt. Somit gab es deren um die Mitte des 3. Jahrhunderts noch äußerst wenige, und diese wenigen sind dieselben, welche schon in apostolischer Zeit durch eine besondere Feier ausgezeichnet waren. Für den Sonntag und Ostern ist der apostolische Ursprung sicher, mit dem Pfingstfest, zuerst erwähnt bei Tertullian, wird die Sache sich nicht anders verhalten[2]. Von einer Entwicklung des Kirchenjahres ist also in den beiden ersten Jahrhunderten der nachapostolischen Zeit keine Rede. Daß namentlich eine Feier der Geburt Christi mangelte, läßt sich auch sonst aus Bemerkungen des Origenes schließen. Die Heilige Schrift, sagt er mehrmals, berichte nur von schlechten Menschen — Herodes, Pharao —, sie hätten ihren Geburtstag gefeiert[3], und eine Bemerkung gegen Geburtstagsfeiern überhaupt, die Origenes anfügt[4], würde er sicher sich nicht erlaubt haben, wenn er von kirchlicher Feier der Geburt des Herrn etwas gewußt hätte. Allerdings hören wir

[1] C. Celsum VIII 21 (Migne, Patr. gr. XI 1549).

[2] Sonntag: 1 Kor 16, 2; Offb 1, 10; Apg 20; Ostern: 1 Kor 5, 7. Euseb., Hist. eccl. 5, 23 etc.

[3] In Matth. tom. 10, cap. 22; Hom. 8 in Levit. n. 3 (Migne a. a. O. XIII 896 a; XII 495 a).

[4] *Ὁ φαῦλος τὰ γενέσεως ἀγαπῶν πράγματα ἑορτάζει γενέθλιον.* In Matth. a. a. O.

schon in der Zeit des Origenes, bei seinem Lehrer Klemens, von einer Feier, die nicht apostolischen Ursprungs ist, nämlich von der Feier des Tauftages Christi. Aber es sind nur Häretiker, die Basilidianer, welche dies Fest am 11. oder 15. Tybi, d. h. am 6. oder 10. Januar begehen[1]. Die Art und Weise, wie Klemens von dieser Festlichkeit spricht, schließt die Annahme aus, auch die Katholiken hätten ein ähnliches Fest besessen.

Was von der Geburtsfeier des Herrn gesagt werden muß, findet seine Anwendung auch auf die Feste, welche heute die ständigen Begleiter der Weihnacht sind. Von einem Stephanus- oder Johannesfeste ist in den ersten Jahrhunderten nichts zu finden. Freilich begann sich spätestens von der Mitte des 3. Jahrhunderts an ein Heiligenkalender zu bilden, seine Anfänge liegen in der Sitte, die Cyprian (gest. 258) uns bezeugt[2], die Todestage der Märtyrer aufzuzeichnen, um bei der Wiederkehr dieser Tage beim heiligen Opfer ihre Namen nennen zu können.

Dasjenige, was auch noch heute an den Heiligenfesten die höchste Ehre für den gefeierten Seligen bildet, war also wenigstens damals schon im Gebrauch, und Andeutungen bei Tertullian und in der Märtyrergeschichte des hl. Polykarp lassen die gleiche Sitte auch schon für frühere Zeiten annehmen. Nun standen ja die Märtyrer ungemein hoch in der Schätzung und Verehrung der Christen, und unter ihnen nicht an letzter Stelle der hl. Stephanus, „der vollendete Märtyrer", wie die Märtyrer von Lyon um 170 ihn nennen[3], und der Lieblingsjünger, der um der besondern Liebe willen, die Christus ihm zugewendet, Gegenstand heiliger Sehnsucht und eines heiligen Neides war[4]. Allein ein Blick in den ältesten römischen Kalender zeigt, daß er oder Stephanus darum noch nicht mit einer besondern Festfeier geehrt wurden.

Das Kirchenjahr und der Kalender der ältesten Zeit war eben noch wenig ausgebildet und in manchen Punkten wenig folgerichtig. Von den drei großen Festkreisen, aus denen es besteht, dem Weihnachts-, Ostern-, Pfingstfestkreis, sind nur von zweien die Ansätze vorhanden. Es fehlt das Weihnachtsfest, und bevor es ein solches gab, konnte auch der Grund-

---

[1] Clem. Al., Strom. I 21 (Migne, Patr. gr. VIII 888a). In den Jahren, welche auf ein alexandrinisches Schaltjahr folgen, fallen die genannten Daten auf den 7. und 11. Januar.

[2] Cypr., Ep. 12, n. 2 (Hartel 503).

[3] Euseb., Hist. eccl. 5, 2 5.

[4] Dionys. Alex. bei Euseb. a. a. O. 7, 27.

gedanke, der dem späteren Kirchenjahr zu Grunde lag, nicht zur Ausprägung kommen, der Gedanke nämlich, daß Christi ganzes Leben im Laufe des Jahres von dem Christen geistig mitdurchlebt werden soll. Was ferner den Heiligenkalender angeht, so trug er, seiner Entstehung entsprechend, eher den Charakter des zufällig Zusammengewürfelten, als den einer planvollen Anlage. Man hatte nicht gleich, zu Anfang des 2. Jahrhunderts etwa, mit der Aufstellung solcher Verzeichnisse begonnen. Sie enthalten deshalb meist nur die späteren Heiligen und nur die Heiligen einer bestimmten Gegend. Beispielsweise enthält der älteste erhaltene Kalender, der der Stadt Rom vom Jahre 354, nur römische Märtyrer und fast nur solche aus dem 3. Jahrhundert. Es fehlen die älteren römischen Blutzeugen, wie z. B. der hl. Justin, der Märtyrerpapst Telesphorus. Es fehlen ferner Ignatius von Antiochien und Polykarp, Stephanus, Barnabas, Timotheus. Ja außer Petrus und Paulus sind nicht einmal die Apostel und Johannes der Täufer erwähnt. Ein Fest der Muttergottes sucht man ebenfalls vergebens. Im Kanon der heiligen Messe mochten manche dieser Namen genannt sein, Festtage aber fehlten noch.

III.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß eine Geschichte der Weihnacht und ihrer Begleitfeste für uns erst mit dem 4. Jahrhundert beginnt. War bisher der Kreis der kirchlichen Feste ein beschränkter und die Festfeier sehr entfernt von äußerer Prachtentfaltung, so änderte sich das alsbald nach dem Sieg des Christentums unter Konstantin. Das äußere kirchliche Leben begann nunmehr nach allen Richtungen hin sich mächtig zu entfalten. Es entstanden neue Kirchenbauten, die mit prächtigen Zeremonien eingeweiht und nach bestem Vermögen geschmückt wurden, die Liturgien erhielten ihre Ausbildung, der Bischof trat bald mit eigenen liturgischen Gewändern bekleidet an den Altar und bediente sich beim heiligen Opfer kostbarer Altargeräte. Besondern Aufschwung nahm auch die Heiligenverehrung. Man meinte zu wissen, daß es neue Märtyrer in der Zukunft nicht mehr geben werde, und wandte also der Verehrung der alten eine um so liebevollere Aufmerksamkeit zu.

In Kappadozien wie in Gallien und Afrika erstanden zu ihrer Ehre Kapellen und Heiligtümer. Die Reliquien von früher fast vergessenen Blutzeugen wurden wieder aufgesucht und erhoben. Zu den Grabmälern der beliebtesten Heiligen strömten in zahlreichen Scharen die Wallfahrer,

um dort zu beten oder Heilung von ihren Krankheiten zu suchen, und an den Märtyrerfesten begannen die Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Basilius, Ephrem mit aller Pracht griechischer Redekunst die Kämpfe und Siege der christlichen Helden dem lauschenden Volke zu verkünden.

Auch das Kirchenjahr fand jetzt eine weitere Ausgestaltung, die oben berührten Mängel, die ihm noch anhafteten, wurden nunmehr stärker empfunden, und man befliß sich, ihnen abzuhelfen. Seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts wird die Sitte, ein Fest zur Erinnerung an die Geburt des Herrn zu begehen, immer allgemeiner in der Kirche. Im Orient hält man den 6. Januar, das Fest der Epiphanie, für den Jahrestag derselben, in Rom dagegen ist im Kalender von 354 der 25. Dezember der Feier des gnadenreichen Ereignisses gewidmet. Seit den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts dringt die Feier des 25. Dezember auch in die Gewohnheiten des Orients ein; das Epiphaniefest gilt dort fortan als der Erinnerungstag an die Taufe Christi im Jordan. Unterdessen ist aber auch das Epiphaniefest von der Westkirche übernommen worden, schon Filastrius von Brescia bezeugt um 383, daß, ausgenommen bei gewissen Häretikern, überall beide Feste begangen würden [1].

Chrysostomus nennt das Weihnachtsfest „das verehrungswürdigste und erhabenste von allen", es verhalte sich zu den übrigen Festen, wie die „Metropole" zu den übrigen Städten. Epiphanie, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten nähmen aus ihm Anfang und Ursprung [2]. In diesen Gedanken nahm man das Weihnachtsfest zum Grundstein und Anfangspunkt des neu zu schaffenden Kirchenjahres. In seine Nähe setzte man die Feste derjenigen Heiligen, die zum Anfang der Kirche und des Kirchenjahres in besonderer Beziehung standen.

Hierin liegt nun der erste Anfang der Begleitfeste der Weihnacht. Wir haben jetzt an der Hand der ältesten Zeugnisse deren ursprüngliche An-

---

[1] Filastrius, Adv. haer. cap. 112, ed. Marx 111. Über die Einführung des Weihnachtsfestes ist in letzter Zeit viel geschrieben worden, vgl. den Überblick über die Ergebnisse etwa bei K. A. H. Kellner, Heortologie, Freiburg 1901, 82—105. Es ist übrigens ein großer Irrtum, wenn man die Sache so darstellt, als ob Usener, Lagarde ꝛc. die Geschichte des Weihnachtsfestes zuerst entdeckt hätten. Den älteren katholischen Gelehrten war dieselbe wohlbekannt. Man sehe nur, was Pagi (Breviarium Pont. Rom., Antwerp. 1717, 89; Migne, Patr. lat. CXXVIII 27), Cotelier zu Constit. apost. 5, 13 (Migne, Patr. gr. I 857 ff), Constant zu den falschen Schreiben des Papstes Julius (Migne, Patr. lat. VIII 964 ff) bemerken.

[2] Sermo de S. Philogonio n. 3—4 (Migne, Patr. gr. XLVIII 752).

ordnung und spätere Entwicklung zu zeigen und die Gründe hervorzuheben, welche bei ihrer Einführung und Anordnung maßgebend waren.

1. Die ältesten der bezüglichen Nachrichten bietet uns der hl. Gregor von Nyssa (gest. 394). Wie sich aus seinen Festreden[1] entnehmen läßt, lautete bei ihm der Anfang des Kirchenjahres:

25. Dezember: Weihnachten.
26. „ Stephanus.
27. „ Petrus, Johannes, Jakobus.
28. „ Paulus.

Keinem Christen sei es unbekannt, sagt Gregor ausdrücklich, daß nicht nur des Petrus, Johannes und Jakobus Andenken gefeiert werde, sondern zugleich dasjenige aller andern Apostel[2]. Es werden also die drei Apostel deshalb ausdrücklich genannt, weil sie die hervorragendsten und ersten[3] im Apostelbund waren, diejenigen, die vom Heiland selbst allein von allen als Zeugen seiner Verklärung, der Totenerweckung im Haus des Jairus, seines Todeskampfes am Ölberg auserwählt wurden[4]. Daraus geht hervor, daß unter Jakobus nicht der Sohn des Alphäus, der „Bruder des Herrn", der spätere Bischof von Jerusalem, sondern der Zebedäide, der Bruder des Apostels Johannes, verstanden ist. Abgesehen vom Paulusfest am 28. Dezember ist dieselbe Festordnung mittelbar bezeugt durch Asterius von Amasea[5].

---

[1] In diem luminum, Migne, Patr. gr. XLVI 579 b (Verschiedenheit von Weihnacht und Epiphanie); in S. Steph. or. 2, ebd. 725 c (Feste des 26. und 27. Dezember); in S. Basilium, ebd. 789 a (Paulusfest am 28. Dezember).

[2] In S. Stephanum laudatio 2 (Migne a. a. O. XLVI 732 d).

[3] Ebd. 725 c 729 b. [4] Ebd. 732 b c.

[5] Migne a. a. O. XL 340 d. Ob man eine Stelle der sog. Apostolischen Konstitutionen hierherziehen kann, ist zweifelhaft. Unter den Tagen, an welchen die Sklaven von Arbeit frei sein sollen, werden „die Tage der Apostel" und unmittelbar darauf „der Tag des Erzmärtyrers Stephanus" genannt. Viele Festtage einzelner Apostel kann es zur Zeit der Abfassung der Apostolischen Konstitutionen noch nicht gegeben haben. Wenn also der Verfasser die Apostel*tage* nicht einzeln nennt, so scheint das auf eine Sachlage zu deuten, wie sie beim Nyssener bezeugt ist. Für das Paulsfest am 28. Dezember hat man sich wohl auf den hl. Chrysostomus berufen, der in einer Homilie am 1. Januar sage, vorgestern (*πρώην*) habe er das Lob des hl. Paulus verkündet. Allein *πρώην* braucht nicht „vorgestern" zu bedeuten. Aus hom. 26 in 2 Cor. n. 5 (Migne a. a. O. LXI 582) scheint hervorzugehen, daß Chrysostomus Petrus und Paulus am 29. Juni feierte, was ein zweites Gedenkfest der Apostelhäupter am 28. Dezember nicht ausschließt. Auch „Euthalius" kennt das Apostelfest am 29. Juni; daß die betreffende Aufzeichnung aus dem Jahre 396 stammt, wird man wohl festhalten müssen.

Doch diese wohl früheste Anordnung scheint nicht langen Bestandes sich erfreut zu haben. Noch ungefähr zu Lebzeiten des Bischofs von Nyssa wurde ein griechisches Martyrologium verfaßt, das uns in einer 411 oder 412 niedergeschriebenen syrischen Übersetzung noch heute erhalten ist. Der Anfang dieses Festverzeichnisses lautet[1]:

26. Dezember: Der erste Märtyrer in Jerusalem, Stephan der Apostel, der Koryphäe der Märtyrer.

27. Dezember: Johannes und Jakobus, die Apostel in Jerusalem.

28. Dezember: In Rom Paul, der Apostel, und Symeon Kephas, der Koryphäe der Apostel unseres Herrn.

Man darf wohl annehmen, daß diese Festordnung aus der vorher betrachteten entstanden ist, es würde sonst Petrus nicht an zweiter Stelle neben Paulus stehen. Der Grund der Änderung ist wohl ebenfalls durchsichtig: man dachte, Petrus und Paulus gehörten mehr zusammen als der Apostelfürst und die beiden Söhne des Zebedäus; so schrieb man denn Petrus vom 27. auf den 28. hinüber.

Diese Änderung, so unbedeutend sie scheinen mag, erwies sich dennoch als eine folgenreiche. Solange Petrus, Johannes und Jakobus zusammen an demselben Tag verehrt wurden, war es offenbar, daß die Feier den Hauptaposteln galt, und es leuchtet von selbst ein, daß unter Jakobus nur der Bruder des Johannes verstanden sein konnte. Als Petrus von den beiden Zebedäiden getrennt wurde, verstand man den Grund nicht mehr, weshalb Jakobus und Johannes an demselben Tag gefeiert werden sollten, und es war unklar geworden, welcher von den beiden Jakobus gemeint sei. Ebenso war es jetzt nicht mehr recht einleuchtend, warum denn Petrus und Paulus als Begleiter des Geburtsfestes auftreten sollten.

In der Tat sollte sich bald zeigen, daß der ursprüngliche Gedanke, der den Begleitfesten zu Grunde lag, unkenntlich geworden war. Ein Kalendarium des 5. Jahrhunderts, das die Festordnung von Karthago angibt, läßt die Erinnerung an die Apostelfürsten fallen. Nach dem Weihnachts- und Stephanusfeste verzeichnet es an den gewöhnlichen Tagen[2]:

27. Dezember: (Das Fest) Johannes des Täufers und des Jakobus, des Apostels, den Herodes tötete.

28. Dezember: Die heiligen Kinder, welche Herodes tötete.

Zum erstenmal erhalten hier die Unschuldigen Kinder ihren Platz beim neugebornen Christkind, den sie fortan nicht mehr verlieren sollen.

[1] Acta SS. Nov. II [LII]. [2] Migne, Patr. lat. XIII 1228 a.

Johannes der Täufer hat wohl nur durch einen Schreibfehler in der Handschrift unseres Kalendariums den Apostel verdrängt. Jakobus wird noch richtig als der Bruder des Evangelisten Johannes aufgefaßt. Doch nicht lange behauptet sich diese Auffassung. Die griechische Urschrift des syrischen Kalenders von 411 oder eine lateinische Übersetzung derselben gehörte zu den Quellen, aus welchen im 6. und 7. Jahrhundert das berühmte und sehr einflußreiche sog. Martyrologium des hl. Hieronymus zusammengestellt wurde. Zu Beginn desselben, oder wahrscheinlicher zu Beginn einer der Quellen desselben, wird folgende Festreihe verzeichnet[1]:

25. Dezember: Weihnacht.
26. „ Stephanus....
27. „ Die Aufnahme des hl. Johannes des Evangelisten bei Ephesus und die Bischofsweihe des hl. Jakobus, des Bruders des Herrn, der von den Aposteln als erster aus den Juden zu Jerusalem zum Bischof geweiht und um die Mitte der Osterzeit mit dem Martertod gekrönt wurde.
28. Dezember: Zu Bethlehem der Feiertag der heiligen unmündigen Säuglinge, die unter Herodes für Christus litten.

Aus Jakobus, dem Sohn des Zebedäus, ist der Sohn des Alphäus geworden.

Ein Schritt noch blieb zu tun, um die Festordnung des sog. Hieronymus zur heutigen umzugestalten: es mußte der 27. Dezember dem Evangelisten Johannes allein vorbehalten werden. Auch dieser letzte Schritt ist bald vollzogen worden. Die ältesten römischen Meßbücher, die den hll. Leo, Gelasius, Gregor beigelegten sog. Sakramentarien, nennen in der Umgebung des Weihnachtsfestes nur mehr einen Festtag des Evangelisten Johannnes. Das sog. Sakramentarium Leos stammt nach gewöhnlicher Ansicht aus dem Ende des 5., nach Duchesne aus dem Schluß des 6. Jahrhunderts. Um diese Zeit also war die Entwicklung zu ihrem Abschluß gelangt[2].

Freilich ist durch die oben vorgelegten Notizen die Entwicklung nur im großen und ganzen gezeichnet. Wie sie im einzelnen in den verschiedenen Ländern sich gestaltete, und wie lange einzelne Gegenden ihre besondern Festordnungen beibehielten, ist schwer zu sagen.

Das Martyriologium des Hieronymus ist in Gallien — Burgund oder Auxerre — verfaßt, und in der Tat bietet eine Predigtsammlung, die in der

[1] Acta SS. a. a. O. [1]—[2].

[2] Am 26. Dezember fehlt in demselben eine Messe für das Stephanusfest, aber nur deshalb, weil die Festmesse schon unter dem 3. August steht (F. Probst, Die ältesten römischen Sakramentarien, Münster 1892, 113).

Wiener Väterausgabe unter dem Namen des Faustus, Bischofs von Reji in Südfrankreich, veröffentlicht wurde, eine Reihe von Homilien, die offenbar an die Festordnung des Hieronymianums sich anschließt. Auf drei Reden für das Weihnachtsfest folgen zwei auf den hl. Stephanus, eine auf die Kinder von Bethlehem, eine auf die Apostel Jakobus und Johannes. Die Überschrift einer Rede für Epiphanie bringt mit letzterem Fest jenes des Märtyrers Lucian von Antiochien zusammen, das in der Tat im syrischen Martyrolog von 411 wie in jenem des Hieronymus auf den 7. Januar fällt [1]. Allein wir dürfen nicht verschweigen, daß der bedeutendste Kenner der altchristlichen Predigtliteratur, G. Morin O. S. B., die fragliche Predigtsammlung zwischen dem Anfang des 6. und der Mitte des 7. Jahrhunderts entstanden sein läßt. Vieles weist aber auch er einem Gallier, dem hl. Cäsarius von Arles (gest. 542), zu [2]. Im übrigen ist es sicher, daß die Feier der hll. Johannes und Jakobus gerade in Gallien sich noch länger erhielt [3]. Der älteste gallische Kalender, der des Polemius Silvius vom Jahre 448, gibt uns über die Weihnachtswoche kaum Aufschluß, er erwähnt außer Petrus und Paulus nur sechs Heilige, darunter aus der Umgebung der Weihnacht nur Stephanus am 26. Dezember [4].

Für Italien zu Anfang des 5. Jahrhunderts wird man die Festreihe aufstellen dürfen:

26. Dezember: Stephanus.
27. „ Johannes [und sein Bruder Jakobus?]
28. „ Jakobus der Bruder des Herrn.

Denn die Überreste einer italienischen Chronik geben in ihrem älteren Teil, der nach Mommsen aus dem Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts stammt, als Todestag des ersten Märtyrers den 26. Dezember, als Todestag des jüngeren Jakobus den 28. Dezember an [5]. Ob ein Fest der Unschuldigen Kinder zur Zeit des hl. Leo in Rom gefeiert wurde, darf man bezweifeln. In seinen acht Reden auf Epiphanie kommt Leo der Große regelmäßig auch auf die Kinder von Bethlehem zu sprechen. Eine halbe Ausnahme bildet nur die vierte dieser Predigten, und diese spricht wenigstens von dem Wüten des Herodes. Man wird also schließen dürfen, daß der Evangelienabschnitt von dem Mord der Kinder in Rom auf Epiphanie verlesen wurde, und daß ein besonderes Fest derselben zu Leos Zeit noch fehlte. In dem berühmten Lektionar der Kirche von Kapua, das im Jahre 546 vollendet war und unter anderem ein Verzeichnis der Episteln

---

[1] Fausti Reiensis opp., ed. Engelbrecht, Viennae 1891, 223 ff 252.

[2] Rev. Bénédictine IX, Maredsous 1892, 51 f.

[3] Migne, Patr. lat. LXXII 232; Rev. Bénédictine X (1893) 250.

[4] Migne a. a. O. XIII 688.

[5] Fasti Vindobonensis, Mon. Germ. Auct. ant. IX 282 u. 283. Auch der Marmorkalender von Neapel (9. Jahrh.), orientalischen Ursprungs, aber in den Begleitfesten der Weihnacht dem okzidentalischen Brauch folgend, feiert am 29. Dezember Jakobus den Apostel.

des Kirchenjahres enthält, ist für die Weihnacht, für das Johannesfest und den Tag der Unschuldigen Kinder eine Festlesung angemerkt[1].

Merkwürdig ist ein spanischer Kalender der Kirchenprovinz Toledo etwa aus dem 10. Jahrhundert. Er bietet folgende Anordnung der Begleitfeste[2]:

25. Dezember: Weihnacht.
26. „ Stephanus.
27. „ Eugenia.
28. „ Jakobus der Bruder des Herrn, Apostel und Märtyrer Christi.
29. „ Aufnahme des hl. Johannes, des Apostels und Evangelisten.
30. „ Jakobus der Apostel, Bruder des hl. Johannes, mit seinen Gefährten.
8. Januar: Die Zerschmetterung (allisio) der Kinder von Bethlehem.

Ein Verzeichnis der Episteln und Evangelien, welche um die Mitte des 7. Jahrhunderts in Toledo während des Kirchenjahres gelesen wurden, stellt die Lesungen für den Tag der Unschuldigen Kinder ebenfalls nicht nach den hll. Stephanus und Johannes, sondern nach dem Tag der Erscheinung des Herrn[3].

2. Gehen wir jetzt noch einmal zurück auf die älteste Anordnung der Weihnachtswoche, wie sie durch Gregor von Nyssa und Asterius bezeugt ist. Jene Bischöfe waren Zeitgenossen der ersten Einführung der Weihnacht und ihrer Begleitfeste im Orient. In ihren Predigten können wir am ersten Aufschluß über die Gedanken und Absichten erhalten, aus denen jene Festordnung hervorgewachsen ist.

Zunächst spricht sich Gregor von Nyssa über den Grund aus, weshalb man mit dem Christfeste die Feier von Märtyrern verbinde.

„Christus", so beginnt er seine zweite Lobrede auf Stephanus, „trat in die Welt als Heiland ein, und mit seinem Eintritt sproßten die Früchte der Kirche hervor. Es glänzte auf jener, der für die Wahrheit Zeugnis gibt, und zugleich mit ihm erglänzten die Zeugen des großen Heilsratschlusses. Die Jünger folgten dem Lehrer, in seinen Spuren wandelnd. Nach Christus die Christusträger, nach der Sonne der Gerechtigkeit die Erleuchter der Erde."[4] Wenn die Sonne, die wir am Himmel sehen, aufgehe, so verdunkele sie mit ihren Strahlen den ganzen Chor der Sterne. Da aber Christus „der Aufgang aus der Höhe" erschien, verdunkelte er nicht die heiligen Männer, die vor ihm waren, sondern umgab sie mit neuem Glanz und schuf neue Lichter, damit sie mit ihm zugleich

[1] Gerbert, Monumenta veteris liturgiae Alemannicae I 405; Codex Fuldensis, ed. E. Ranke, Marburg. et Lips. 1868, 165.

[2] Liber comicus s. lectionarius missae, quo Toletana ecclesia ante annos mille et ducentos utebatur, ed. D. Germ. Morin, Anecdota Maredsolana I, Maredsoli 1893, 405 394.

[3] Ebd. 28 34 43.

[4] Migne, Patr. gr. XLVI 721 a.

leuchteten. Denn die Propheten stehen jetzt in größerem Glanz da, weil ihre Voraussagungen erfüllt sind, und wie er selbst „das Licht der Welt" war, so teilte er von diesem Vorzug auch andern mit, indem er zu ihnen sprach: „Ihr seid das Licht der Welt." [1]

Man sieht, Gregor spricht hier ähnliche Gedanken aus, wie wir sie später bei den Liturgikern des Mittelalters weiter ausgeführt finden. Das Fest der Geburt Christi ist, wie es in einer dem hl. Basilius zugeschriebenen Rede heißt, auch „der Geburtstag der Menschheit. Heute ist die Strafe Adams aufgehoben. Es heißt nicht mehr: Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden. Vielmehr wirst du, vereint mit dem himmlischen (Adam), zum Himmel aufgenommen werden" [2]. Deshalb ist das Fest der Geburt Christi von Festen der Heiligen begleitet.

Wenn die Apostel, als die Väter des Christentums, einen Ehrenplatz zu Beginn des Kirchenjahres erhielten, so kann das nicht überraschen. Auffallender mag es erscheinen, daß der hl. Stephanus vor ihnen den ersten Platz zugewiesen erhält. Auch der Nyssener scheint etwas von dieser Schwierigkeit empfunden zu haben. Er gibt sich alle Mühe, durch rednerische Antithesen das Passende dieser Anordnung zu zeigen.

„Gestern bewirtete uns der Herr des Weltalls, heute aber sein Diener. Der Herr, indem er für uns den Menschen anzog, der Diener, indem er für ihn den Menschen auszog. Der Herr, indem er in die niedere Behausung des irdischen Lebens für uns eintrat, der Diener, indem er in der Kraft des Herrn sie verließ. Der Herr, indem er für uns in Windeln gewickelt wurde, der Diener, indem er für ihn gesteinigt wurde. Der Herr, indem er den Tod überwand, der Diener, indem er dem niedergestreckten Tod den Fuß aufs Haupt setzte." Stephanus war der erste, der den Kranz des Bekennertums sich um die Stirn wand, der erste, der dem Chor der Blutzeugen eine Gasse bahnte. Ein denkwürdiges Schauspiel war der Kampf, den er bestand. Gegen ihn stand der Teufel, der seit Adams Fall an Siege über die Menschen gewohnt war, ihm trat jetzt Stephanus siegreich entgegen [3].

Besonders bemüht sich Gregor, den Gedanken fernzuhalten, als trete man der Ehre der Apostel zu nahe, wenn man einem andern vor ihnen den Vortritt zugestehe. Im Gegenteil, in Stephanus würden auch die Apostel geehrt, deren Arbeiten und Verdiensten die Heiligkeit und das Martyrium des ersten Märtyrers zuzuschreiben sei. Stephanus, dessen Name

---

[1] Migne, Patr. gr. XLVI 728 b c.
[2] Ebd. XXXI 1473 a.
[3] Laudatio 1 (Migne a. a. O. XLVI 704 a).

„Kranz" bedeutet, sei ein Kranz, den niemand anders als eben die Apostel dem Herrn dargebracht hätten:

Die Juden setzten dem Herrn einen Kranz von Dornen aufs Haupt. „Die Werkmeister der evangelischen Wahrheit aber bringen als das erste Aufglänzen der christlichen Gottesfurcht als erste Garbe ihrer Arbeit auf dem Acker der Kirche den Stephanus dem Herrn dar, wie einen Kranz, der wahrhaft aus vielen und mannigfaltigen Tugenden geflochten ist." [1] Weder gebe es Märtyrer ohne Apostel, noch Apostel ohne Märtyrer. Der Märtyrer Lehrmeister seien die Apostel und der Apostel Abbilder die Märtyrer. Die Krone der Lehrer sei der Fortschritt der Schüler [2].

Ganz dieselben Gedanken führt Asterius in seiner Lobrede aus:

„Zürne mir nicht, Petrus, trage es mir nicht nach, Jakobus, verzeihe es mir, Johannes, wenn ich jenen (den Stephanus) nicht nur mit euerem heiligen Lebenswandel vergleiche, sondern ihm noch einen Vorzug zuteilen möchte. Freuet euch vielmehr innigst. Denn ihr seid, weil Väter, ohne Neid und freut euch über die Großtaten der Söhne. Denn wenn etwa Großes und Schönes bei Stephanus ist, so ist das ganz euer Eigentum." [3]

Aus diesen Äußerungen dürfen wir den Schluß ziehen, daß Gregor wie Asterius den 26. Dezember nicht als Todestag des ersten Märtyrers auffaßten. Denn sonst hätten sie die Schwierigkeit, die sie in der scheinbaren Bevorzugung des hl. Stephanus vor den Aposteln fanden, doch wohl einfach durch die Bemerkung gelöst, der Tag nach der Weihnacht sei eben der Todestag des hl. Diakons, und die Gewohnheit fordere, daß man den Festtag der Märtyrer an ihrem Todestag begehe. Von Petrus, Johannes und Jakobus gilt die gleiche Bemerkung. Man ehrte sie nicht deshalb am dritten Weihnachtstag, weil letzterer an ihren gemeinsamen Todestag erinnert hätte, sondern ihre Würde als Apostel war der Grund, weshalb man sie am Anfang des Kirchenjahres gefeiert sehen wollte. In späterer Zeit hat man allerdings geglaubt, die Festfeier der Apostel falle auf ihren wiederkehrenden Todestag.

Eine Frage legt sich hier von selber nahe. Im Orient wurde, wie gesagt, zuerst der 6. Januar als Geburtstag Christi gefeiert. Wann also haben sich die Feste der Apostel und des hl. Stephanus an der Feier der Geburt Christi angeschlossen, schon zur Zeit, da man noch den 6. Januar feierte oder erst nachdem das Weihnachtsfest am 25. Dezember allgemeine Verbreitung fand? Eine Antwort auf diese Frage ist schwierig. Doch scheint es nicht unwahrscheinlich,

[1] Laudatio 2 (ebd. 721 a b). [2] Ebd. 724 c.
[3] Migne a. a. O. XL 340 c.

daß Stephanus und die Apostel schon vor Einführung der Weihnacht ihren Festtag hatten. Der hl. Gregor von Nazianz bezeichnet in einer kurz nach 363 geschriebenen Rede [1] als die am höchsten gefeierten Märtyrer die hll. Johannes, Petrus, Paulus, Jakobus, Stephanus, Lukas, Andreas, Thekla. Die letztere ist genannt, weil sie die erste Märtyrin ist, Lukas und Andreas deswegen, weil seit 357 ihre Reliquien nach Konstantinopel übertragen waren und seitdem im Orient ihre Verehrung sehr verbreitet gewesen sein muß. Die übrigen Namen deuten auf die späteren Begleitfeste des Geburtstags Christi. Denn man wird die Worte des hl. Gregor von Nazianz kaum anders verstehen können als von eigentlichen Festtagen der genannten Heiligen.

IV.

Die Begleitfeste der Weihnacht hat, wie gezeigt wurde, die Westkirche vom Orient übernommen, aber Schritt für Schritt, was ihr überliefert wurde, in ihrer Weise ausgebildet und umgestaltet. Während die Entwicklung im Abendland in der oben gezeichneten Weise ihren Fortgang nahm, blieben auch die Kirchen des Ostens bei dem ursprünglichen Brauch nicht stehen, nur schlug hier die Entwicklung vielfach ganz andere Pfade ein als im Westen.

1. Die griechische Kirche hat die schöne Sitte ausgebildet, daß nach einem Festtage des Herrn oder der Muttergottes das Andenken derjenigen Heiligen gefeiert wird, die bei dem Gegenstand des Festes beteiligt waren. So folgt auf Epiphanie mit ihrer Erinnerung an die Taufe Christi für den 7. Januar der Gedächtnistag Johannes' des Täufers; am Tag nach Mariä Verkündigung erinnert man sich an den Erzengel Gabriel, am Tag nach Mariä Geburt an Joachim und Anna. Diesem Grundsatz zufolge mußte auch Stephanus seinen Platz am 26. Dezember der Mutter Gottes einräumen. Sein Fest folgt dann am 27., das der Unschuldigen Kinder am 29. Am Sonntag nach Weihnachten feiern die Griechen das Andenken an den hl. Joseph, an David und Jakobus, den Bruder des Herrn [2]. Des Apostels Johannes wird in der Weihnachtswoche nicht mehr gedacht.

Seit welcher Zeit der hl. Stephanus bei den Griechen der allerseligsten Jungfrau seine Stelle in nächster Nähe des neugebornen Heilands abgetreten hat, läßt sich schwerlich bestimmen. Aus einer Rede des hl. Chrysostomus geht hervor daß man zu seiner Zeit am Tag nach der Epiphanie noch nicht Johannes den Täufer, sondern den Märtyrer Lucian feierte [3]. Die Sitte der begleitenden Nebenfeste war also damals noch nicht zum Durchbruch gekommen, und daraus mag man schließen, daß auch Stephanus seine ursprüngliche Stelle am 26. Dezember noch inne hatte. Eine dem Patriarchen Proklus von Konstantinopel (gest. um 446) zugeschriebene Rede läßt als Festtag des Heiligen noch den 26. Dezember erkennen [4],

---

[1] Orat. 4 (C. Iulian. 1) n. 59 (Migne, Patr. gr. XXXV 589 b).

[2] N. Nilles, Kalendarium manuale I, Oeniponte 1896, 366 f.

[3] Rede auf diesen Märtyrer (Migne a. a. O. L 522).

[4] *Χθὲς ἐτέχθη καὶ σήμερον αὐτῷ Στέφανος προηνέχθη* (ebd. LXV 809 d).

ebenso der sog. Barbarus Scaligeri, dem eine nach 387 verfaßte griechische Chronik zu Grunde liegt[1]. Das Sirmondsche Synaxarium, das in Handschriften des 10. Jahrhunderts vorliegt, hat am genannten Tag das Muttergottesfest[2]; eine Bestimmung (Kanon 79) des Trullanischen Konzils vom Jahre 692 läßt es ebenfalls an diesem Tage vermuten.

2. Dem griechischen ähnlich ist der Festbrauch der Kopten und Westsyrer. Erstere feiern nach der Weihnacht am 27. Stephan, am 29. die Unschuldigen Kinder, am 30. Johannes den Evangelisten. Die Westsyrer ehren den hl. Stephan am 8. Januar, am 26. Dezember dagegen feiern sie die Mutter Gottes, am 27. die Unschuldigen Kinder[3].

Diese Festordnung ist indes bei den Syrern nicht die ursprüngliche. Ältere Lektionarien verlegen die Unschuldigen Kinder auf den 29. Dezember. Schon der monophysitische Patriarch von Antiochien, Severus, hat zwischen den Jahren 512 und 518 auf diese Opfer Herodes' eine Rede gehalten[4]. Welche Feste damals zwischen dem 25. und 29. Dezember lagen, ist nicht überliefert. Ein Fingerzeig ist vielleicht darin zu sehen, daß der jakobitische Patriarch von Antiochien, Michael der Syrer (1166—1199), in seiner Chronik die Apostelfürsten am 28. Dezember sterben läßt[5].

3. Eine ganz eigentümliche Festordnung haben die Ostsyrer (Nestorianer) ausgebildet. Die wenigen Gedenktage der Heiligen sind bei ihnen auf die Freitage des Kirchenjahres verteilt. Auf diese fallen also auch die Begleitfeste der Weihnacht. Am zweiten Freitag nach dem 25. Dezember ist der Gedenktag der Mutter Gottes, am ersten Freitag nach Epiphanie derjenige Johannes' des Täufers. Der Reihe nach folgen dann:

am 2. Freitag nach Epiphanie: Petrus und Paulus,
„ 3. „ „ „ die vier Evangelisten,
„ 4. „ „ „ Stephanus.

Die Apostel, die in andern Kirchen mehr oder weniger aus der Nachbarschaft der Weihnacht verdrängt sind, erhalten also hier einen Ehrenplatz, und Stephanus tritt in den Hintergrund.

Auch hier ist es recht schwierig, das Alter dieser Festordnung festzustellen. Sie findet sich unter anderem in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts, welche die Lesungen (Perikopen) für das ganze Kirchenjahr enthält. Dasselbe verzeichnet überwiegend nestorianische „Heilige", neben ihnen kommen aber auch die Gründer der später jakobitisch gewordenen Klöster vor. Aller Wahrscheinlichkeit wurden diese aufgezeichnet, als jene Klöster noch nicht jakobitisch waren, das Verzeichnis

[1] Mon. Germ. Auct. ant. IX 281.
[2] Acta SS. Nov. Propyl. 343.
[3] Nilles, Kalendarium manuale II 700 f I 466 ff.
[4] Baumstark in Römische Quartalschrift XIII, Rom 1899, 315.
[5] Oriens christianus I, Rom. 1901, 189.

dürfte also aus der Zeit stammen, als die syrische Nation sich noch nicht in Nestorianer und Jakobiten gespalten hatte [1].

4. Wenn die bisher betrachteten Festordnungen von der ursprünglichen Einrichtung der Weihnachtswoche mehr oder weniger stark abgewichen sind, so haben dagegen andere Kirchen des Orients das Ursprüngliche entweder ganz oder doch auf lange Zeit hinaus treu festgehalten. Merkwürdigerweise bewahrte man das Alte am zähesten gerade in jenen Kirchen, welche gegen die Feier des 25. Dezember sich am sprödesten verhielten, nämlich bei den Armeniern und in Jerusalem.

Die mit Rom nicht vereinten Armenier haben das Weihnachtsfest nie oder doch nur eine Zeitlang angenommen [2]. Sie feiern die Geburt Christi nach wie vor am 6. Januar, und diese Verschiedenheit des Ritus bildete einen Streitpunkt in den Vereinigungsversuchen zwischen der griechischen und der armenischen Kirche [3]. Trotzdem feiern sie gegen Ende Dezember nacheinander zuerst den König David und Jakobus, den Bruder des Herrn, dann den hl. Stephan, dann die Apostelfürsten Petrus und Paulus, dann die Donnersöhne Jakobus und Johannes [4]. Hier ist also, eine kleine Umstellung abgerechnet, noch der uralte Brauch erhalten, wie er durch das Kalendarium von 411 bezeugt ist. Damit stimmt überein, daß die erst später aufgekommene Feier der Unschuldigen Kinder bei den Armeniern nicht im Dezember begangen wird, sie fällt 14 Tage nach dem Pfingstmontag [5].

In einer polemischen Schrift zur Rechtfertigung der armenischen Epiphaniefeier behauptet der armenische Katholikos (Oberbischof) Johannes II., der hl. Cyrill von Jerusalem habe das Festofficium für den Epiphanietag verfaßt, während er für den 25. Dezember das Gedächtnis des Apostels Jakobus und des Propheten David eingesetzt habe [6]. Danach hätten wir also das Urbild für die armenische Festfeier in Jerusalem zu suchen.

In der Tat ist es auch sonst überliefert, daß in Jerusalem, entgegen dem Brauche der sonstigen christlichen Welt, am 25. Dezember nicht das Weihnachtsfest, sondern das Andenken des Königs David und des Apostels Jakobus,

---

[1] Die Handschriftenverzeichnisse der kgl. Bibliothek zu Berlin. XXIII: Verzeichnis der syrischen Handschriften von Ed. Sachau. Nr 14, S. 27. — Ein jakobitisches Verzeichnis ebd. Nr 16 enthält die Anordnung: Weihnachten, Lobpreis der Muttergottes, Kindermord, Christi Beschneidung, Taufe Christi, Enthauptung Johannes', Stephanus, Fest der Muttergottes Mitte Januar, Christi Eintritt in den Tempel und Simeon der Greis.

[2] S. Weber, Die katholische Kirche in Armenien, Freiburg 1903, 519.

[3] Ioa. Nicaen., In nativit. Dom. (Migne, Patr. gr. XCVI 1435); Theoriani disputatio (ebd. CXXXIII 186); Isaac cathol. (CXXXII 1169) etc.

[4] Nilles, Kalendarium manuale II 629. Die Armenier feiern ihre Feste meist nicht an bestimmten Monatstagen, sondern an bestimmten Wochentagen. Die Feier des Stephanustages am 26. Dezember ist für das Jahr 1172 bezeugt durch Theorianus (Migne a. a. O. CXXXIII 265 c).

[5] Nilles a. a. O. II 581.

[6] Nach H. Goussen, Theologische Revue, Münster 1903, 226.

des Bischofs von Jerusalem, gefeiert wurde. Kosmas, der Indienfahrer, behauptet um 547 es ausdrücklich[1], und wenn man zweifeln kann, ob diese Angabe für seine Zeit noch zutreffend ist, da nach anderer Nachricht schon ein Jahrhundert früher Bischof Juvenal von Jerusalem die Feier der Weihnacht eingeführt hat[2], so ist es doch zweifellos, daß noch zur Zeit des hl. Hieronymus († 420) in Jerusalem die Geburt Christi nach alter Sitte am 6. Januar gefeiert wurde. Eine Predigt von ihm, zu Jerusalem am 25. Dezember gehalten und kürzlich durch G. Morin O. S. B. aus dem Staub der Vergessenheit wieder hervorgezogen, behandelt eingehend die in Jerusalem damals verhandelte Frage nach dem wahren Geburtstag Christi. Die Weise, in der das geschieht, ist zu bezeichnend für die damalige Auffassung, als daß wir nicht ein paar Sätze daraus hier anführen sollten[3].

„Weil denn jene (Maria) in ihrem Herzen nachsann, so wollen auch wir in unserem Herzen betrachten, daß Christus am heutigen Tag geboren wurde. Andere sagen, er sei an Epiphanie geboren; wir verurteilen nicht anderer Meinung, sondern halten es, wie wir unterwiesen worden sind. ... Es ist nicht unsere Erfindung, was wir vortragen, es ist die Ansicht unserer Vorfahren, die ganze Welt steht gegen die Meinung dieser Provinz hier. Aber da sagt jemand: Hier ist Christus geboren; wollen also die in der Ferne sind es besser wissen als die in der Nähe? — Wer hat euer Wissen euch mitgeteilt? Diejenigen, die in dieser Provinz hier waren, die Apostel nämlich, Petrus, Paulus und die übrigen Apostel. Ihr hier habt sie vertrieben, wir haben sie aufgenommen. Petrus, der hier war mit Johannes, der hier war mit Jakobus, hat auch uns im Okzident belehrt." Ferner seien in Palästina bis zur Zerstörung Jerusalems beständig Unruhen gewesen. „Anderswo war Friede, hier Krieg; anderswo konnte also die Überlieferung besser bewahrt werden als hier." Nach der Zerstörung Jerusalems aber seien weder Juden noch Judenchristen in Jerusalem geduldet gewesen. Ein fernerer Gegengrund sei der, daß die Festfeier der Palästinenser zur Annahme zwinge, Christus sei an demselben Jahrestag geboren und getauft. Außerdem wachse bis Weihnachten die Dunkelheit, von Weihnachten an aber das Licht. Passend lasse man also auch die Sonne der Gerechtigkeit am 25. Dezember geboren werden. Und endlich dürften zwischen der Geburt Johannes' des Täufers und derjenigen des Erlösers nur sechs Monate liegen. Auch diese Erwägung führe auf den 25. Dezember.

Hat wirklich Bischof Juvenal die Weihnacht in Jerusalem eingeführt, so liegt der Zeitpunkt dieser Umänderung nicht lange nach der angeführten Rede des hl. Hieronymus, und letztere bildet dann ein Zeugnis aus der Zeit des Überganges; man predigte am 25. Dezember damals schon über die Geburt des Erlösers, und nur amtlich und dem Namen nach gehörte der Tag dem König

[1] Cosmographia (Migne, Patr. gr. LXXXVIII 197).

[2] Basilius Seleuc. (Severianus von Gabala?), Orat. 42 (Migne a. a. O. LXXXV 469 b).

[3] Anecdota Maredsolana III 2 p. 396.

David und dem hl. Jakobus an. Hieronymus erwähnt der letzteren Festfeier ja mit keiner Silbe. Doch wie es sich auch damit verhalten mag, sicher ist, daß spätestens ums Jahr 570 in Jerusalem Weihnacht und Epiphanie zwei getrennte Feste waren und David und Jakobus jetzt am Tage nach Weihnachten gefeiert wurden [1]. In späterer Zeit finden wir den Jakobustag auf den 29. Dezember verlegt [2]. Für wen dadurch der 26. Dezember frei gemacht wurde, ist nicht überliefert, die Vermutung aber liegt nahe, daß dieser Tag dem Andenken der Muttergottes gewidmet war. Am 27. Dezember feierte man im 7. Jahrhundert den hl. Stephanus, am 28. die Apostelfürsten Petrus und Paulus [3].

Eine bunte Verschiedenheit des Festbrauches also bei den verschiedenen Nationen und Riten! Wäre es nicht geschichtlich nachweisbar, man würde kaum ahnen, daß all diese Mannigfaltigkeit aus ein und derselben Wurzel entsprossen ist. Und doch ist es so; ein und derselbe Gedanke liegt all den verschiedenen Gewohnheiten und Sitten zu Grunde, zum deutlichen Beweis, daß Einheit der Liturgie mit Einerleiheit nicht zusammenfällt.

---

[1] Itinerar des sog. Antoninus (Itinerara Hierosolymitana Corp. SS. eccl. lat. XXXV 179 166).

[2] Die sog. Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor, herausgegeben von Ahrens und Krüger, Leipzig 1899, 260_{20}.

[3] Sophronius Hieros., Oratio in SS. Petr. et Paulum (Migne, Patr. gr. LXXXVII 3361).

C. A. Kneller S. J.

Rezensionen.

Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr **Julius Bachem**, Rechtsanwalt in Köln. 5 Bände. Lex.-8° Freiburg 1900/1904, Herder. à *M* 13.50; in Original-Halbfranz à *M* 16.50

Ein staatswissenschaftliches Werk, das fest und unerschütterlich auf dem Boden der christkatholischen Weltanschauung steht, wird heutzutage mehr denn je darauf angewiesen sein, durch allseitige Gediegenheit und hohen inneren Wert seinen Platz an der Sonne zu erwerben und zu behaupten. Man konnte sich ursprünglich fragen, ob denn ein Unternehmen dieser Art, von solchem Umfange, das so hohen Anforderungen zu genügen hatte, bei den eigentümlichen Verhältnissen Deutschlands, der lange Zeit hindurch fortgesetzten systematischen Zurückdrängung katholischer Kräfte von den Stellen, die eine ausschließliche, vollkommene Hingabe an wissenschaftliche Forschungen ermöglichen, überhaupt gelingen könnte, ob der erforderliche Stab von Gelehrten zur Bewältigung der enormen Aufgabe in hinreichender Zahl dauernd zur Verfügung stehen würde. Alle Zweifel und Bedenken wurden indes durch den Erfolg widerlegt. Das Unternehmen, das unübersteiglichen Schwierigkeiten zu begegnen schien, war bald gesichert und ist, wie wir mit berechtigtem Stolze hinzufügen dürfen, glänzend gelungen. Praktiker und Theoretiker in großer Zahl, ausgezeichnet durch Wissen und Können, haben sich vereint, neuerdings ergänzt und vermehrt, um ein überaus wertvolles staatswissenschaftliches Lexikon zu schaffen, das sich schon in seiner ersten Auflage nicht nur in den gebildeten katholischen Kreisen großer Beliebtheit erfreute, sondern selbst bei ausgesprochenen Gegnern des katholischen Standpunktes, soweit dieselben ohne Leidenschaft und Voreingenommenheit einer objektiven, gerechten Würdigung Raum gaben, Beachtung, Anerkennung, zum Teil selbst großes Lob gefunden hat.

Daß eine zweite Auflage in mannigfacher Hinsicht Verbesserungen und Ergänzungen der ersten Auflage erstreben mußte, versteht sich von selbst. Diesbezüglich konnten wir bei der Ankündigung der zweiten Auflage in dieser Zeitschrift (LX 106) der Überzeugung Ausdruck verleihen, wie die Wahl des neuen

Herausgebers die möglichst besten Garantien böte für die glückliche Lösung der einer Redaktion des Staatslexikons gestellten Aufgaben. Nun das Werk vollendet ist, gereicht es uns zur großen Freude, unsere im voraus ausgesprochene Überzeugung durch die tatsächlichen Ergebnisse vollauf bestätigt zu sehen.

Nach der positiven Seite hin hat das Werk ohne Zweifel sehr gewonnen. Die einzelnen Artikel haben die inzwischen nötig gewordenen Ergänzungen, Verbesserungen erfahren; manches ist übersichtlicher und präziser gefaßt. In weiten Kreisen befremdet hat allerdings eine der Herausgabe der zweiten Auflage vorausgeschickte Erklärung, die verkürzt im Vorworte der jetzigen Ausgabe sich wiederfindet. Daß extreme Auffassungen und schroffe Form zu vermeiden sind, versteht sich ganz von selbst, ebenso, daß diesbezügliche Änderungen, wenn nötig, durchaus gerechtfertigt wären. Daraus aber eine quasi-programmatische Erklärung zu machen und diese noch mit der älteren Leuten aus der Zeit der altkatholischen Bewegung in ihrer damaligen Tragweite wohlbekannten, hier jedoch unbestimmten und darum unklaren Redensart von einer notwendigen Unterscheidung zwischen feststehenden Lehren der Kirche und Schulmeinungen zu belasten, war überflüssig, konnte leicht als kaum begründeter Tadel des hochverdienten Herausgebers der ersten Auflage und seiner Mitarbeiter gelten und mußte um so bedenklicher erscheinen gerade in einem Zeitpunkte, wo die alte Klarheit und Festigkeit in Prinzipienfragen, welche die Katholiken in schwerer und doch großer Zeit einig erhalten und stark gemacht hatte, hie und da nachzulassen schien. Die Befürchtungen, die sich an jene programmatische Erklärung mit Recht oder Unrecht anknüpften, haben sich jedoch glücklicherweise nicht erfüllt. Insbesondere fand der besonders hervorgehobene Artikel „Syllabus" auch in der zweiten Auflage eine vortreffliche Behandlung, die auf den gleichen Prinzipien wie der Artikel der ersten Auflage sich aufbaut, vielleicht sogar aus dem Umstande eine besondere Schärfe noch gewinnt, daß ihn diesmal ein anderer hochgeachteter deutscher Gelehrter als Verfasser zeichnete. Ob freilich sonst die einzelnen Änderungen der neuen Ausgabe jedesmal als Verbesserungen zu gelten haben, darüber muß der wissenschaftlichen Kritik das Urteil vorbehalten bleiben. So wurde bereits z. B. bezüglich der Stellung der Gelehrten zum Index eine von der Auffassung des betr. Artikels des Staatslexikons abweichende Anschauung geltend gemacht (von Hilgers, Index [1904] 47 ff, von Sägmüller, Lit. Rundsch. XXX, Nr 9, 1. Sept. 1904). Sp. 765 ist der Wortlaut der Thesen des Syllabus 77—79 gestrichen, während er in der ersten Auflage stand. Ohne diesen versteht man kaum die vorhergehenden Ausführungen, und gar ein Andersgläubiger versteht um so weniger, wie die Thesen Pius' IX. die Alleinberechtigung der katholischen Wahrheit hervorhoben. Bezüglich der Trennung von Kirche und Staat ist in dem Artikel über Bekenntnisfreiheit in Übereinstimmung mit dem Kirchenlexikon trefflich der prinzipielle vom praktischen Standpunkte unterschieden, genau so, wie diese Frage von unserem verehrten Lehrer Ferdinand Walter behandelt zu werden pflegte: Es ist gewiß im Prinzip das einzig Richtige, sagte er, daß Mann und Frau zusammenbleiben; wenn sie aber täglich mit dem Besenstiel hintereinander her sind, dann kann es praktisch besser sein, sie gehen auseinander. Beim Vergleich mancher Artikel gewinnt man

freilich den Eindruck, daß in dem Staatslexikon noch keine durchweg einheitliche prinzipielle Auffassung herrscht, so z. B. bei einer Gegenüberstellung der Artikel „Kirchenrecht" und „Papst". Im übrigen darf man bei der Beurteilung eines so umfassenden, durch das Zusammenarbeiten vieler Gelehrten zu stande gekommenen Werkes sein Augenmerk nicht allzusehr auf einzelne Unebenheiten richten, um so weniger, wenn man, jeder Einseitigkeit und Schroffheit prinzipiell abgeneigt, auch den von der eigenen abweichenden Ansichten wohlwollende und gerechte Prüfung und Würdigung vorbehält. Die Freude am Ganzen kann einiger Meinungsverschiedenheiten wegen für uns gewiß nicht getrübt werden. Der gerechte Beurteiler wird aber auch durchweg den einzelnen Artikeln (vgl. insbesondere die vortreffliche Abhandlung über „Kirchenpolitik" von Julius Bachem) aufrichtige Anerkennung nicht versagen dürfen.

Den wichtigsten Bestandteil des Werkes bilden natürlich die eigentlich staatswissenschaftlichen Aufsätze. Über den Begriff und Umfang der Gesellschafts- und Staatswissenschaften herrscht in der heutigen Wissenschaft keineswegs Übereinstimmung. Manche Gelehrte, wohl die meisten, haben kein Verständnis für eine philosophische Gesellschafts- und Staatslehre. Sofern sie Geschichte und Gesellschaftswissenschaft trennen, weisen sie der letzteren die mehr als ruhend vorausgesetzten gesellschaftlichen Zustände zu, der ersteren die Tatsachen und Ereignisse sowie das geschichtliche Werden sozialer Zustände. Auch die Abgrenzung von Ethnologie, Demologie oder Statistik und Staatswissenschaften im engeren Sinne läßt vielfach Klarheit vermissen. Der Begriff der Staatswissenschaften in seiner neueren Fassung umschließt ferner nicht bloß die eigentliche Lehre vom Staate als besonderer Gesellschaftsform, sondern bezieht sich auf das gesamte innerstaatliche Gesellschaftsleben. Man spricht sodann zuweilen von Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre als „besondern" Gesellschaftswissenschaften usw. Das alles mußte natürlich die Auswahl der in einem „Staatslexikon" zu behandelnden Stoffe und Fragen zu einer äußerst schwierigen machen. Dennoch ist, wie uns wenigstens scheinen will, dieses Problem äußerst glücklich gelöst, die Scheidung zwischen Notwendigem und Entbehrlichem vortrefflich gelungen. An den Grundsätzen, wie sie bezüglich der Fixierung des Stoffes für die erste Auflage aufgestellt waren, wurde im wesentlichen auch bei der zweiten Auflage festgehalten. Rein Historisches und rein Geographisches sollte ausgeschlossen bleiben, ebenso wie rein Ethnographisches. Doch fehlt eine wenigstens kurz gefaßte politische Geschichte der verschiedenen Staaten nicht, und für die einzelnen Institutionen wurde die historisch-genetische Erklärung, wie es einem den modernen Anforderungen gemäß gestalteten Werke geziemt, in genügendem, teilweise reichem Maße herbeigezogen. Das Detail des Privat- und Handelsrechts, des Strafrechts und des Kirchenrechts, welches in ein Rechtslexikon im engeren Sinne gehört, findet im Staatslexikon keine Behandlung, wohl aber sind die für dieses Gebiet maßgebenden allgemeinen Grundsätze und die wichtigsten dahin gehörigen namentlich modernen Systeme und Theorien entwickelt, begründet bzw. kritisch geprüft worden. Zog schon die erste Auflage die Statistik nur so weit heran, als ein behandelter Gegenstand dazu Veranlassung bot, so ist in der zweiten

Auflage das statistische Material, unter Nichtberücksichtigung des rasch Veraltenden, noch mehr auf die Daten von dauerndem Werte beschränkt worden. Eine dankenswerte Erweiterung erfuhr jedoch der biographische Teil insofern, als neben den hervorragendsten Vertretern der staatswissenschaftlichen Theorie nun auch den bedeutendsten Politikern der Gegenwart, welche in ihrer öffentlichen Wirksamkeit auf dem Boden der vom Staatslexikon vertretenen Grundsätze standen, kürzere oder längere Artikel gewidmet wurden. Das waren die programmatischen Gesichtspunkte, welche für die Auswahl und Behandlung des staatswissenschaftlichen und verwandten Stoffes in der zweiten Ausgabe maßgebend sein sollten und maßgebend waren. Im allgemeinen wollte also der Herausgeber der neuen Auflage den Charakter des Staatslexikons als eines staatswissenschaftlichen Nachschlagewerkes noch strenger wahren, als dies in der ersten geschehen war; sonst aber suchte er mit vollem Rechte weniger in der Vermehrung der staatswissenschaftlichen Termini, die zur Besprechung gelangen sollten, als vielmehr in einer vertieften, abgeklärten, gründlichen, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Behandlung der Einzelstoffe die Stärke und den Fortschritt des Werkes.

Auf eine Besprechung der einzelnen Aufsätze können wir an dieser Stelle uns nicht einlassen. Man wüßte kaum, wo anfangen und aufhören, und welche Auswahl man unter den vielen vorzüglichen Leistungen treffen sollte. Vor ähnlichen Unternehmungen zeichnet sich das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft als Ganzes namentlich dadurch aus, daß es eine philosophische Staatslehre zu Grunde legt und mit der kausalen die teleologische Auffassung im Sinne der christlichen Moralphilosophie verbindet. Das führt zu einer Einheitlichkeit und festen Begründung der Auffassungen in staatswissenschaftlichen Fragen, wie sie z. B. das im übrigen vortreffliche Handwörterbuch der Staatswissenschaften nur zu oft vermissen läßt.

„Die gelieferten Artikel sind durchschnittlich sehr gut, viele geradezu ausgezeichnet und bei aller Gründlichkeit doch so kurz, daß sich an der Hand derselben jeder sehr leicht in kurzer Zeit über den betreffenden Gegenstand orientieren kann." So urteilte der Rezensent der ersten Auflage des Staatslexikons in dieser Zeitschrift (XLVII 479). Das gleiche Urteil gilt unseres Erachtens ebenso für die Behandlung der staatswissenschaftlichen Fragen in der zweiten Auflage. Auch wir „wünschen deshalb dem bedeutsamen Werke eine rasche und weite Verbreitung. Die beiden bei Herder in Freiburg erscheinenden" (bzw. jetzt erschienenen) „Lexika ergänzen sich gegenseitig und bilden zusammen gleichsam eine vollständige Bibliothek, die keinem gebildeten Katholiken fehlen sollte. Jedenfalls sind die deutschen Katholiken nicht mehr zu entschuldigen, wenn sie auch jetzt noch nach Erscheinen dieser beiden monumentalen und echt katholischen Werke zu den vielfach unchristlichen Enzyklopädien greifen, um sich in Fragen der Religion und Politik Belehrung zu holen". Wenn es nicht unbescheiden ist, so möchten wir zum Schluß unser persönliches Empfinden und Urteil diesem hochbedeutsamen Werke gegenüber in das dankbar frohe Wort zusammenfassen, dessen unser guter Kölner Weihbischof Schmitz auf der Katholikenversammlung zu Crefeld zur Kennzeichnung der katholischen Bewegung sich bediente: „Wir sind gewachsen!" Das beweist in der

Tat in ganz hervorragender Weise das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Aber wir wollen und müssen noch weiter wachsen und darum einmütig miteinander wirken, weiterbauen auf den Fundamenten, die hochbegabte, treu katholische, opferwillige Männer gelegt haben. Der Herausgeber der zweiten Auflage hat die ungeheure Arbeitslast mit Ausdauer und Beharrlichkeit bis zu Ende getragen; ihm vor allem gebührt ein reich bemessener Teil des Lobes, das allgemein dem monumentalen Werke gezollt wird, und — was er gewiß höher schätzt, als Lob — der aufrichtige, herzliche Dank der Katholiken Deutschlands.

Heinrich Pesch S. J.

Der Index der verbotenen Bücher. In seiner neuen Fassung dargelegt und rechtlich-historisch gewürdigt von ***Joseph Hilgers*** S. J. Lex.-8° (XXII u. 638) Freiburg 1904, Herder. *M* 9.—; geb. *M.* 11.50

Der „römische Index" bezeichnet für moderne Geister eine ziemlich unklare, aber nicht ungeläufige Vorstellung. Unter den gangbarsten Schlagworten der Agitation gegen die Kirche steht dieser Name obenan und verfehlt kaum jemals seine Wirkung. Der Index der verbotenen Bücher ist eine jener Einrichtungen der Kirche, für welche es heute schwer ist, Protestanten des gewöhnlichen Schlages Verständnis beizubringen, bei welchen aber auch manche Katholiken zu leicht der Mut verläßt. Grund dieser Erscheinung ist in der Mehrzahl von Fällen nicht so fast Feigheit als Unkenntnis, und gerade in Bezug auf das kirchliche Bücherverbot ist die Unkenntnis eine große und weitverbreitete. Es war daher ein wichtiger Dienst, der Kirche und der Wahrheit erwiesen, dasjenige, was zu einer allseitigen Belehrung über den Index der verbotenen Bücher förderlich sein kann, in einem auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Werke sorgfältig zusammenzuordnen. Zeitgemäßheit und sachlicher Wert des vorliegenden Werkes sind damit genügend gekennzeichnet.

Dem Titel zufolge hat der Verfasser eine dreifache Aufgabe sich gestellt. Zunächst will er „den Index in seiner neuen Fassung darlegen". Demgemäß gibt er die von Leo XIII. erlassenen neuen Indexregeln in genauer Übersetzung, fügt in den Anmerkungen einen knappen, aber ausreichenden Kommentar hinzu, erklärt Anordnung und Einrichtung des neuen Index, das Verhältnis seiner Bestandteile, hebt die Rücksichten und Erwägungen hervor, die dabei maßgebend waren, und zieht den Vergleich zwischen dem jetzt vorliegenden Index mit seinen Vorgängern. Es ergibt sich, daß in dem von Leo XIII. 1900 veröffentlichten Index das Gesetzbuch und die Dekretensammlung der Kirche in Bezug auf das Bücherwesen, soweit sie jetzt noch in Kraft, vollständig und authentisch und in mustergültiger Form vor Augen liegen. Alles aber, was zu ihrem richtigen Verständnis zu wissen gut ist, hat der Verfasser in seiner Darlegung vereinigt. Dem alphabetisch geordneten Verzeichnis der verbotenen Bücher, wie es im Index Leos XIII. mit Rücksicht auf die praktische Benutzung geboten ist, stellt er überdies auf 60 Seiten (S. 415—475) ein übersichtliches chronologisches Verzeichnis aller seit 1600 erfolgten Bücherverurteilungen an die Seite mit genauen Angaben

über Datum, Ort und Quelle der Verurteilung. Damit ist ein trefflicher Überblick über die ganze Tätigkeit und Geschichte des Index gegeben und dem Kirchenhistoriker ein willkommenes Hilfsmittel geschaffen.

Die zweite Aufgabe, deren Lösung angestrebt wird, ist die „rechtliche Würdigung des Index". Dabei konnte es sich naturgemäß nicht bloß um die Neuordnung des Zensurwesens durch die Bestimmungen Leos XIII. handeln, sondern mußte die ganze Entwicklung der kirchlichen Gesetzgebung in Bezug auf das Bücherwesen, wie deren praktische Handhabung überhaupt in Betracht kommen. Aus dem Wesen der Kirche, aus ihrer Aufgabe für die Menschheit, aus den Vollmachten, die Christus der Herr ihr verliehen, aus ihrem ganzen Lehr- und Hirtenamt wird gezeigt, wie eine Überwachung des Büchermarktes und gegebenen Falls eine Einschränkung der Druck- und Lesefreiheit von den Pflichten und Rechten der kirchlichen Obrigkeit sich gar nicht trennen läßt. Weit entfernt, gegen die Kirche zu zeugen, ist gerade die dauernde Aufrechthaltung und Einschärfung der Indexverbote ein Beweis, daß die Kirche nicht aufgehört hat, die Grundsäule der Wahrheit, die wahre Kirche Christi zu sein.

Den Nachweis hat der Verfasser überwältigend geführt und die Beweismomente förmlich gehäuft. Hier steigert sich zuweilen der Ton zu einer Wärme, die aus dem Populärwissenschaftlichen fast ins Paränetische überzuspielen scheint, doch ist der Gang überall der des schulmäßigen Theologen, der jeder Einsprache begegnen, etwas absolut Feststehendes und Unantastbares aufrichten will. Mit der gleichen erschöpfenden Gründlichkeit untersucht noch ein besonderer Abschnitt die Stellung, welche den „Gelehrten", d. h. den berufsmäßigen Pflegern der Wissenschaft, den positiven Bestimmungen des Kirchengesetzes gegenüber zukomme.

An die Einführung in das Verständnis der Gesetzgebung reiht sich die Darstellung des Bücherprozesses, der Verschiedenheit der prüfenden und richtenden Behörden, der Zusammensetzung, Organisation und Verfahrungsweise der Indexkongregation im besondern. Dies konnte am besten geschehen durch eingehende Erklärung der von Benedikt XIV. erlassenen und im Index Leos XIII. aufs neue bekräftigten Bestimmungen, welche tatsächlich fast nur die Jahrhunderte hindurch bestandene Praxis gesetzlich sanktionierten.

Endlich war es in eine „rechtliche Würdigung" auch inbegriffen, daß die bedeutenden Milderungen dargetan und näher erläutert würden, welche im Vergleich zum früher Geltenden der Index Leos XIII. sowohl hinsichtlich der Büchergesetzgebung wie der Bücherverbote gebracht hat.

Was die „historische Würdigung" angeht, so erklärt der Verfasser, daß es seine Absicht nicht sei, eine eigentliche Geschichte des Index hier vorzulegen. Faßt man indes den „Geschichtlichen Rückblick" mit dem inhaltreichen „Schlußwort" (S. 402—414) zusammen, nebst dem Anhang von Dokumenten (S. 479—574), so hat man die ganze Vorgeschichte des Index von den ältesten Zeiten der Kirche an, daran reiht sich auf Grund neu aufgefundener Archivalien die quellenmäßige Darstellung der ersten Entstehung und Ausgestaltung der Indexkongregation und dann in großen Zügen ein Überblick über die verschiedenen Phasen ihrer Weiterentwicklung und die Hauptepochen ihrer Tätigkeit. Freilich wird nicht auf alle

einzelnen verurteilten Werke und Schriftsteller, noch selbst auf alle berühmteren Prozesse eingegangen. In Bezug auf die schriftstellernden Frauen war dies durch die verhältnismäßig geringe Zahl der ausdrücklich Verurteilten möglich gemacht, und die Verschiedenheit der Gebiete, auf welche dieselben sich verteilen, ließ eine Zusammenstellung anziehend und lehrreich erscheinen. Indes finden sich über das ganze Werk hin zerstreut auch sonst, bald da bald dort, Angaben über Persönlichkeiten, die mit dem Index in Konflikt gekommen, und über Kämpfe, welche dabei auszufechten waren. Es genügt, Fälle zu erwähnen wie die von Giordano Bruno und Galilei, den Kardinälen Bellarmin und Petrucci, den Philosophen Hobbes und Spinoza, Hugo Grotius und Friedrich II., Segneri und Rosmini usw. Über manche dieser Fälle werden neue dokumentarische Mitteilungen erbracht, die sich dem Historiker wertvoll erweisen, aber auch jeden andern Leser interessieren werden.

Das Versprechen einer „historischen Würdigung" hat der Verfasser noch vollkommener eingelöst, indem er in nicht weniger als 20 Abschnitten (206—390) in gedrängter Darstellung das Bild des Zensurwesens und der Bücherpolizei entrollt, wie sie in nichtkatholischen Religionsgemeinschaften und staatlichen Gemeinwesen von den Zeiten der Religionsneuerung an, teilweise bis in unsere Tage hinein, bestanden haben. Auch diese historischen Exkurse sind ungemein fleißig ausgearbeitet und bauen sich zum Teil unmittelbar auf den Quellen auf. Nicht leicht wird man irgendwo anders eine so umfassende und erschöpfende Behandlung einer der tiefgreifendsten Fragen des Völkerlebens aufzufinden vermögen; nahezu alle europäischen Kulturstaaten werden dabei eingehend berücksichtigt. Ein weiterer Abschnitt, „Die katholische und die akatholische Zensur", zieht dann das Ergebnis. Es ist nicht zur Unehre des „römischen Index", und zwar nach keiner Seite hin.

War hiermit schon allen Verheißungen des Titelblattes überfließend genuggeschehen, so hat der Verfasser doch seinen Gegenstand zu tief erfaßt, um nicht darüber hinaus auch der moralischen Bedeutung des Index, der Idee und Wirksamkeit dieser kirchlichen Einrichtung, die Aufmerksamkeit zuzuwenden, und zwar mit Vorzug. Hier war vor allem Anklagen und Vorurteilen entgegenzutreten, und drei lehrreiche Abschnitte (S. 166—194) gewähren denn auch Einblick in die Bodenlosigkeit der Unkenntnis und Oberflächlichkeit, mit welcher Männer von Namen, ein Max Lehmann, ein Houston Stewart Chamberlain u. dgl., die Büchergesetzgebung der katholischen Kirche aufs gröbste zu verunglimpfen sich herausnehmen. Ein ganzes Arsenal von Waffen hat der Verfasser hier bereitgestellt; sie halten gut gegen die ganze Legion von leidenschaftlichen Phrasen über den Index, welche in Deutschland die Atmosphäre trübt.

Wichtiger war es, nach der positiven Seite die moralische Bedeutung des Index klarzustellen, und man kann die gegebenen Ausführungen etwa in folgenden Sätzen zusammenzufassen:

1. Das Bücherverbot der Kirche, eine notwendige Betätigung ihres Hirtenamtes und ein Ausfluß ihrer Lehrgewalt, ist durch sein bloßes Vorhandensein, durch seine Aufrechterhaltung von seiten der kirchlichen Autorität eine ernste Mahnung an das, was der Christ seinem Gewissen und seinem Glauben schuldet.

Die Anarchie der Geister, an der heute so schwer die Menschheit krankt, ist nur naturgemäße Folge einer schrankenlosen Druck- und Lesefreiheit. Dahingegen bringt die Gesetzgebung der Kirche es noch deutlich zum Bewußtsein, daß auch im hellen 20. Jahrhundert es dem Christen nicht erlaubt sei, seine Seele zu vergiften, seine gläubige Überzeugung zu untergraben, durch Phantasiereize die niedern Instinkte aufzustacheln. Nie darf der Christ das Böse lieben, nie an der Sünde sich ergötzen, auch nicht wo sie in den Seiten eines Buches lauert. Auch in Bezug auf geistige Genüsse sind dem Gewissen Schranken gezogen. Im Ringen nach geistigem Besitz und geistiger Fertigkeit, ähnlich wie im materiellen Existenzkampf bleiben manche Mittel und Wege dem Christen untersagt, deren der Gottentfremdete, der Gewissenlose freilich ohne Maß und Zügel sich bedienen mag. Von diesen gilt dann, was der große Völkerlehrer von Tarsus als den schlimmsten Fluch bezeichnet hat (Röm 1, 28): tradidit illos Deus in reprobum sensum. Ein schrankenloses Recht, alles im Druck zu verbreiten und alles zu lesen, für alle, das kann die Kirche, als Hüterin der Wahrheit, als Führerin zu Gott, ihren Kindern nicht gestatten.

2. Ihre Pflicht gegenüber den Gefahren des Bücherwesens hat die Kirche im Laufe der Zeiten in verschiedener Weise ausgeübt, entsprechend dem geänderten Stande der Bildung, der Art und Verbreitung der Literatur, entsprechend auch den geistigen Strömungen und Flutwellen des Irrtums, welche in verschiedenen Perioden die Christenheit bedroht haben. Und nicht nur gegen Unglauben und Irrglauben, gegen Freigeisterei und Gottlosigkeit hat sie den Kampf geführt, sondern mit der gleichen Entschiedenheit auch gegen falsche Richtungen der Frömmigkeit, gegen ungesunde Übertreibungen und gefahrvolle Selbsttäuschungen die Wächterstimme erhoben.

3. Die Wirrsale des 16. Jahrhunderts im Verein mit der durch die neue Kunst des Buchdrucks heraufbeschworenen Überflutung von Schriftwerken haben zur Errichtung einer besondern Aufsichtsbehörde, der Indexkongregation, geführt, die von ihrem Gründer, dem hl. Pius V. an hervorragende Größen der kirchlichen Wissenschaft teils zu ihren Ratgebern, teils zu ihren Häuptern gehabt hat. Die Tätigkeit dieser Kongregation des Index während der letzten dreihundert Jahre, in Vergleich gebracht mit der akatholischen oder der staatlichen Zensur- und Bücherpolizei in irgend einem der europäischen Kulturstaaten während der gleichen Zeit, erweist sich bei aller Festigkeit und Konsequenz als weise, milde und stets voll Würde. Mißgriffe und Übelstände, die bei jeder menschlichen Einrichtung auf die Länge der Zeit zuweilen sich einstellen werden, sind wohl auch in der Geschichte der Indexkongregation da oder dort einmal aufzuspüren. Allein dank einer trefflichen Organisation und einer die Interessen der ganzen Christenheit überschauenden, hochgesinnten Leitung sind nachweisbare Irrungen solcher Art aufs äußerste vereinzelt und im Vergleich mit dem Guten, das vom Index ausgeht, von verschwindender Bedeutung.

4. Zweck und Absicht der Indexverbote im einzelnen ist nicht die Schädigung, Herabsetzung oder Brandmarkung eines Autors, ist weder Strafmaßregel noch Akt der Feindseligkeit. Das Indexverbot ist seinem ganzen Wesen nach

Schutzmaßregel und Warnung, und dies zunächst für die große Masse der Gläubigen, in zweiter Linie erst Belehrung und Mahnung für den Verfasser. Deshalb darf aber auch der Index Ansehen der Person nicht kennen. Kein Rang in der wissenschaftlichen oder kirchlichen Hierarchie, kein Ruf der Heiligkeit noch sonst persönliches Verdienst, keine Zugehörigkeit zu einer Schule oder einem Orden, welcher immer sie seien, vermag ein Verbot da zurückzuhalten, wo Abirrung, Ärgernis oder Seelengefahr für eine größere Zahl von Gläubigen ernstlich zu befürchten steht.

5. Daher erfüllen die Oberhirten der Einzelkirchen in solchen Fällen nur eine heilige Pflicht, wenn sie die Kongregation des Index auf entstehende Gefahren und bedenkliche Schrifterzeugnisse aufmerksam machen. Auch an hervorragendere Vertreter der kirchlichen Wissenschaft, denen ihre Stellung wie ihre Sachkunde einen weiter reichenden Blick ermöglicht, könnte unter Umständen eine ähnliche Verpflichtung im Gewissen herantreten. Gewiß sind Verhältnisse denkbar, in welchen die Loyalität gegen die Kirche, der Eifer für die Seelen und die Liebe zum Frieden in der Christenheit solches verlangen könnte.

6. So ist es seit 300 Jahren in der katholischen Kirche in Übung gewesen zu Nutz und Frommen des christlichen Gemeinwesens. Vieles Ärgernis ist damit verhütet, viele edle Geister sind vor weiteren Irrungen bewahrt, häretische Bewegungen noch rechtzeitig erstickt worden. Das Ansehen der Heiligen Schrift, das Symbolum der Kirche, der lebendige, feste Glaube an Christi Gottheit und die göttliche Sendung seiner Kirche sind dadurch für uns Katholiken unangetastet bewahrt und die Einheit des Geistes in allem Wesentlichen ist für die weltweit ausgebreitete katholische Gesamtheit dadurch gesichert und erhalten worden.

Mit dem Gesagten wäre in kargen Umrissen angedeutet, wie außerordentlich ergiebig, wie lehrreich und zeitgemäß der Inhalt des stattlichen Bandes ist. Was die Form angeht, so wird die Wärme und der Eifer, die zuweilen hervorbrechen und dann wohl auch in Häufung und Verschlingung der Gedanken und gehobenen Sprachwendungen sich kundgeben, auf manche Leser den Eindruck nicht verfehlen. Dem Verfasser gilt es, die Sache der Wahrheit zu verteidigen, die er gänzlich verkannt und aus Unverstand verlästert sieht, daher der Ernst, der die Darstellung beseelt. Eine ruhige, kühle Entwicklung wäre andern vielleicht willkommener gewesen, wie sie übrigens in den historischen Teilen des Bandes überall auch vorherrscht. In der Tat sind ja die verschiedenen Abschnitte sehr verschiedenartig gestaltet, so daß selbst eine gewisse Schwierigkeit besteht, über den ungemein reichen Inhalt einen Überblick zu gewinnen. Wie sehr die Selbständigkeit und Abrundung jedes einzelnen Kapitels wohlgefällt und der oft überraschende Wechsel in der Reihenfolge das Interesse immer neu anregt, möchte doch auf den ersten 160 Seiten, welche den Kernpunkt der Sache enthalten, die Anordnung zuweilen den Eindruck des Losen und Willkürlichen zurücklassen. Die natürlichste Erklärung hierfür bieten jene hier und dort eingestreuten Bemerkungen, welche erkennen lassen, daß der Verfasser noch während der Drucklegung neue Momente in die Behandlung hereinzuziehen für wünschenswert erkannte. Denn daß es ihm an der vollständigsten Beherrschung seines Stoffes nicht mangelte, hat

er im Buche selbst glänzend bewiesen. Jedenfalls hat der Leser dabei kaum etwas zu bedauern. Es findet sich nichts in dem Bande, was man entbehren möchte, und es wird nichts vermißt, was zur allseitigen Beurteilung des Gegenstandes gewünscht werden könnte.

Der Verfasser selbst, der ein reiches Wissen auf vielen Gebieten und einen riesigen Fleiß hier im Dienste der Kirche eingesetzt hat, bedarf des weiteren Lobes nicht. Die Sache aber, welche er vertritt, hat mittlerweile eine neue Beleuchtung erfahren, die anzuführen sich verlohnt. Am 9. Mai 1861 starb zu München einer der Professoren der dortigen Hochschule, Ernst von Lasaulx, Kollege Döllingers und Kollege Frohschammers, welch letzteren eben damals die Erbitterung gegen den Index zur offenen Auflehnung gegen die Kirche brachte. Lasaulx hatte bei aller persönlichen Religiosität in mehreren seiner Schriften freiere, nicht unbedenkliche Anschauungen vertreten, und wiederholt gingen Gerüchte um von einer Verurteilung derselben durch die Indexkongregation. Sieben Wochen bevor er starb, gab er vom Krankenbett aus vor Zeugen die Erklärung ab seiner treuen Anhänglichkeit an die katholische Kirche und ihre Lehren und seines Bedauerns darüber, „wenn und was er möglicherweise Irriges wider dieselben, gegen seine Absicht, in Wort und Schrift vorgetragen habe". Dieser allgemeine, einschlußweise Widerruf aller etwa ausgesprochenen Irrtümer, von zuverlässiger Freundeshand niedergeschrieben, ging sofort nach Rom ab, wo noch im Jahre seines Todes, 14. Oktober 1861, ein Dekret der Kongregation vier seiner Schriften untersagte. Die Indexausgabe (Turin) 1891 konnte diesem Verbote aber hinzufügen, daß der Autor noch vor seinem Tode christlich fromm dem Urteil der Kirche sich unterworfen habe (Rem. Stölzle, Ernst von Lasaulx, Münster 1904, 278; vgl. 275). Aber nicht erst die Todesnähe hatte in dem gefeierten katholischen Lehrer der Münchener Hochschule solche Gesinnung gezeitigt. Mehr denn drei Jahre zuvor, 27. Dezember 1857, hatte er in einem vertrauten Briefe ausdrücklich niederlegen und dokumentieren wollen, was er schon in mündlicher Unterredung ausgesprochen, wie es im Wortlaute des Briefes heißt:

„Ich beeile mich, schriftlich zu wiederholen, ... daß ich mir bewußt bin, die Wahrheiten der katholischen Kirche niemals in meinem Leben angegriffen, wohl aber mehr als einmal in meinem Leben gegen ihre Widersacher verteidigt zu haben; daß es mir von vornherein wahrscheinlich ist, daß in allen meinen Schriften, die alle in einem Geiste geschrieben sind, je nach der Größe der Probleme, deren Lösung darin versucht wird, größere und geringere Irrtümer vorkommen, und daß, wenn man es in Rom im Interesse der katholischen Kirche finden sollte, diese Schriften deshalb auf den Index librorum prohibitorum zu setzen, ich selbst dieses Urteil als ein begründetes ansehen würde, sowie auch ich den Glauben hege, daß derartige Maßregeln in der Tat im Interesse der katholischen Kirche unserer Zeit seien."

Eine solche richtige Erkenntnis und eine solch echte katholische Gesinnung noch in vielen andern christlich denkenden Männern zu erzeugen, dazu beizutragen, ist das vorliegende Werk vorzüglich geeignet.

Otto Pfülf S. J.

Geschichte der Renaissance in Italien. Von **Jakob Burckhardt.** Vierte Auflage. Bearbeitet von Dr **Heinrich Holtzinger**, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Hannover. Mit 310 Illustrationen. gr. 8° (XVI u. 420) Stuttgart 1904, Neff. *M* 12.—; geb. *M* 15.—

Das Buch erschien in erster Auflage 1868 mit 332 Seiten und 160 Illustrationen in 8° als Fortsetzung der Geschichte der Baukunst von Franz Kugler und wurde mit großem Beifall aufgenommen. In dieser vierten Auflage ist es vom Bearbeiter mit Hilfe des Verfassers und anderer in jeder Hinsicht vermehrt und dem Stande der heutigen Kenntnisse angepaßt worden. Außerordentlich knappe Darlegung ermöglichte es, die große Anzahl der Denkmäler und die weitreichende Literatur in so vollkommener Weise und mit Hilfe gut gewählter Bilder auch anschaulich zu behandeln. Das erste Buch berichtet über die Geschichte der italienischen Architektur im 15. und 16. Jahrhundert, das zweite über die Dekoration zum Schmuck der Bauten selbst und bei ihrer Ausstattung im Innern und Äußern, wobei durchgreifende Scheidung zwischen Kirchen oder Profanbauten nicht nötig war. Die Urteile des Verfassers sind gediegen, maßvoll und zutreffend, wie folgende Proben dartun: „Die (Größen-) Verhältnisse (der Bauglieder der Renaissance) in ihrer Beziehung zu den Formen bleiben Sache des höchsten und feinsten künstlerischen Vermögens. Es handelt sich um einen Stil, bei welchem das wirkliche Leben nicht in der Einzelbildung der Formen, sondern in ihrer Proportionalität zum Ganzen liegt." „Der nordisch-gotische Aufriß auf Pergament gibt die Entwicklung in die Höhe, und auch der dazu gehörige Grundriß zeigt stenographisch zusammengedrängt, wie sich bei wachsender Höhe die einzelnen Teile vom Kern ablösen werden. Das (Bau-)Modell der Italiener dagegen zeigt kubisch, wie die Räume sich innen und außen gestalten und welche ihre plastische Gesamterscheinung in Luft und Licht sein wird." (S. 114 f.) „Die neue Kunst tritt gleich auf mit dem Bewußtsein, daß sie mit der Tradition breche und daß außer der Freiheit die höchste Anspannung aller Kräfte, aber auch der höchste Ruhm ihre Bestimmung sei. Die Entscheidung zu Gunsten des Neuen konnte nur kommen durch eine große Tat eines außerordentlichen Mannes": des Brunelleschi Domkuppel zu Florenz. (S. 36.) „Mit dem Bau von St Peter stellte sich das Papsttum auf lange Zeit an die Spitze alles Monumentalen im ganzen Abendlande. Zur Zeit der Gegenreformation hatte dies nicht bloß formale, sondern auch weltgeschichtliche Folgen, wogegen kaum in Betracht kommt, daß unter Leo X. der Bau einiges zum Ausbruch der Reformation mit beigetragen hat." Seit der Publikation der Beschlüsse des Tridentinischen Konzils wetteiferte man in der ganzen Christenheit im Bau von schönen und kostbaren Tempeln im Stile der neuen Kunst. (S. 12 14.) **Stephan Beissel** S. J.

Musenalmanach deutscher Hochschüler 1904. 4° (130) München 1904, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Geb. *M* 2.50

In den einleitenden Worten „Was wir wollen" betont F. X. Schrönghamer den christlichen Standpunkt dieses Musenalmanachs deutscher Hochschüler

in sehr erfreulicher Weise. „Die moderne Menschheit", sagt er, „ist in zwei Lager gespalten, die einen stillen, aber erbitterten Kampf gegeneinander führen, zwei Heerlager, die mächtig genug sind, einander aufzureiben. Und ihr Schlachtruf ist: Hie Christentum, hie Atheismus! Hie Christus, hie Antichrist! ... In der Mitte aber brandet eine tausendköpfige Menge, die nicht weiß, zu wem sie sich schlagen soll. Es ist unser Volk! Unser Volk, dem man mit der süßen Lüge modernen Unglaubens das Herz vergiften will, unser Volk, das durch die soziale Umwälzung in seiner Mehrheit von der Scholle der Väter vertrieben nach einer neuen Heimat sucht; unser Volk, das seinen alten Gott noch im Herzen trägt und den neuen doch locken und gleißen sieht; unser Volk, das seine alten Lieder und seinen Humor im Sturm und Drang der neuen Zeit verloren hat; unser Volk, das heimatlos, das elend ist!" ... Nun das gilt denn doch hoffentlich nur von einem verhältnismäßig kleinen Teil der sog. Gebildeten, den „der Zweifel der Modernen gepackt" hat; aber man hört es nicht ungern, wenn die Begeisterung der Jugend in den Worten eines Jünglings über den Rand des Bechers schäumt, den er uns bietet. Jedenfalls stimmen wir mit Schröng-hamer überein, daß „unser Volk aufgehört hat, das deutsche zu sein, wenn es nicht mehr ein christliches ist", und freuen uns über den Schluß, den er aus dieser Wahrheit zieht: „Unser Volk zu den alten Idealen zurückzuführen, es in den neuen Zuständen sich zurechtfinden lehren, das ist die soziale Aufgabe der Besten der Zeit. Eine neue Romantik wird und muß die Frucht dieser Bestrebungen sein" usw.

Aus ganzem Herzen begrüßen wir diesen Scheidebrief an die Moderne, die allerdings in gefährlichster Weise den frommen christlichen Sinn unseres Volkes vergiftet und auf allen Gebieten, nicht zum mindesten im Garten der Kunst und Dichtung, die traurigsten Verwüstungen anrichtet. Aber das Wort „Romantik" muß recht verstanden werden. Ihre blaue Wunderblume erblüht nur auf dem Boden echten und lebendigen Christentums, aus wahrer Gottes- und Menschen-liebe, aus einem reinen Herzen. Danach mögen unsere „Jungen, die noch Ideale in der Brust tragen und heilig halten", ringen, wenn sie durch die himm-lische Gabe der Dichtung wirklich Schönes schaffen und als Sänger Gottes zum Kampfe gegen den Antichrist begeistern wollen: „Hie Christ, hie Antichrist!"

Das also ist es, „was wir wollen", wie die beherzigungswerte Einleitung sagt. Wenn nun auch das wirklich Gebotene diesem schönen Programm nicht ganz entspricht, wollen wir doch mit dem guten Willen vorläufig vorlieb nehmen, nach dem alten Spruch: In magnis voluisse sat est und hoffen, daß die kommenden Jahrgänge des Musenalmanachs dem erhabenen Programm immer mehr entsprechen. Wie die unten mitgeteilten Proben beweisen, haben jetzt schon manche, ja die meisten der 25 Sänger hin und wieder dem christlichen Herzen wohllautende Saiten angeschlagen. Möge es noch mehr und kräftiger geschehen! Noch immer bilden die Mehrzahl religiös farblose „Stimmungsbilder", und von dem großen, weltbewegenden Kampfe, den die einleitenden Worte schildern, scheinen die wenigsten unserer jungen Dichter bewegt zu werden. Nach dem alten Spruche: „Wovon das Herz voll ist, strömt der Mund über", der denn doch vor allem

vom Dichterherzen gilt, müßten sonst ganz andere Klänge aus ihren Liedern an unsere Seele sprechen. Die eigentlich religiöse Dichtung schweigt fast völlig; selbst patriotische Lieder werden äußerst sparsam geboten. Statt dessen ermüden die zahllosen Natur- und Stimmungsbildchen, zum Glück meist sehr kurze Stücke, von denen aber oft schwer zu sagen ist, ob sie wirklich Selbstempfundenes bieten oder nur Nachklänge anderer Dichter. Selten sind die Gedanken neu; nur zu oft denkt man: „Das hast du schon und in besserer Form gelesen!" Bei der Aufnahme derartiger Spielereien dürfte größere Strenge walten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen lassen wir einige kritische Erwägungen und Proben folgen. Der Almanach, in dem uns die Dichter ihre Gaben in alphabetischer Ordnung darbringen, beginnt mit Hans Beutner. Sein „Maischnee" ist recht hübsch. Carl Paul Brühls „Herbsttag" würde besser „Sommer" oder „Ernte" überschrieben; denn „die hohen Halme senken der Ähren reife Last" paßt doch nicht in einen Herbsttag, für den „kahle Stoppelfelder" bezeichnend sind. Auch ist uns nie aufgefallen, daß in den Wäldern „ein Duft, als wie von Wein, flutet" — höchstens bei einem Picknick! Sonst ist das Gedicht recht hübsch; es wird aber von Heinrich Jos. Brühls „Herbstsonne" übertroffen. Auch dessen übrige Gedichte sind eines echten Dichters würdig. Geben wir als Probe „Im Abendschein":

„Lichtfunkelnd schäumt das Abendgold
Ins stille Arbeitszimmer
Und füllt den kleinen Raum so hold
Mit zauberschönem Schimmer.

Auf spring' ich, schieb' mit leichter Hand
Zur Seite die Gardinen,
Ein Märchenreich liegt Stadt und Land,
Von roter Glut beschienen.

Auf Häuser und auf Hütten klein,
Drin Leid und Sorge wohnen,
Legt sanft der milde Abendschein
Des Glückes goldne Kronen.

Die schlanken Türme heben sich
Ins Meer der Wolkengluten,
Über die Dächer feierlich
Der Glocken Klänge fluten.

Und aus der tiefsten Gasse steigt
Ein heiliges Begehren.
Vom lichten Himmelszelte neigt
Sich Gnade und Gewähren.

Mein junges Herz pocht sehnsuchtslaut
Dem Glück, dem Glück entgegen:
Mir ist, als ob herniedertaut'
Auf mich ein großer Segen,

Als ob, was mir die Welt geraubt,
Ich schöner wiederfände —
Ich neige andachtsstumm das Haupt
Und falte meine Hände."

Das sind schöne, reine Klänge christlicher Romantik! Weniger bedeutend sind Eugen Fischers kleine Lieder. Chr. Flaskamp ist uns schon aus dem Münsterschen Musenalmanach als talentvoller Dichter bekannt. Von Jos. Ilg seien als Probe die „Sonnenblumen" genannt:

„Die Sonnenblumen seh' ich gern,
Wie sie mit dunkeln träumerischen Augen
Umglüht vom goldnen Strahlenstern
Sich in des Lichtes Fülle trunken tauchen.
O schönes Los! Nur Tau und Licht
Und Sonnenschein und Himmelsduft zu trinken;
O, so vor Gottes Angesicht
Laß mich nur eine Lebensstunde sinken!"

F. X. Kern bietet uns ein recht hübsches Gedicht „Vorm Waldkreuz"; dagegen ist das folgende „Nacht" nach Form und Inhalt durchaus verfehlt, und wir begreifen nicht, wie es Aufnahme finden konnte. Man urteile:

„Nacht, unergründliche tiefe Nacht,
In dir schlummern
Der Menschheit ewige Gedanken. (Was heißt das?)
Nacht, Allbezwingerin, dein nur sind
Tod und Leben. (Ist das wahr?)
Kannst, Mensch, noch länger zweifeln? Nein.
Was ersehnst du?
Mehr Licht? Stirb, Herz, und klage nimmer!"

Wo ist in diesen Phrasen, von Poesie ganz abgesehen, ein christlicher, wo ein vernünftiger Gedanke? Und überdies die Härte der Sprache: „Kannst, Mensch"! Glücklicherweise macht Kern diesen Mißgriff in dem folgenden „Die Rose, die" wieder gut. — Jakob Kneips „Wintermittag" ist originell, seine „Winternacht" von packender Realistik. Kordeschs „Frühlingsliedel" und „Frühlings Sieg" haben einen frischen Klang. Lorenz Krapp, den wir neulich wegen seiner, fast möchte ich sagen „sezessionistischen" Auffassung von Christus tadeln mußten, bewährt sich trotz allem als einer unter seinen Altersgenossen hervorragenden Dichter von ernstem religiösen Sinn, dem es freilich an Klarheit gebricht. Sein „Nach Gott" wäre eine Perle, wenn nicht die mißverständlichen Schlußzeilen den Eindruck trübten. Ganz schön ist sein Gedicht „Frieden", das wir als eines der besten der Sammlung mit Freuden mitteilen:

„Herr, gib mir du den Frieden,
Ich selber kann es nicht!
Ich seh' mit blindem, müdem,
Verstörtem Aug' ins Licht.
Wohl möcht' ich nach dir langen,
Dich ziehn zu mir vor Lust,
Doch Schrecken, Schuld und Bangen
Beklemmen mir die Brust.

Einst kamst auf Wogenpfaden
Du mild zu Petrus hin,
O, brich das Brot der Gnaden
Auch mir im Friedensglühn!
Wie Petrus einst im Reiche
Des Sturms die Hand mir leih,
Daß meine Seele schweige
Und in dir stille sei!"

Das „Sonnenglück" von M. Lizius verrät dichterisches Talent. Aus „Persevera" und „Abendfrieden" von Jos. Minn spricht ein echt poetisches christliches Gemüt. „Traumglück von Karl Muth ist ein wirklich schönes Gedicht und zählt zu den besten des Almanachs. Pronolds „Die Glocken der Großstadt" und „In tiefer Nacht" sind nicht übel; dagegen ist es uns ein Rätsel geblieben, wie die Aufschrift „Königin Natur" zu den drei unbedeutenden Strophen paßt. Jos. Reisenbichlers „Im Leiden" klingt stark modern; Max Reschreiters „Tote Liebe" wurde auf den Kölner Blumenspielen 1904 ausgezeichnet. Auch sein „Trübes Wiedersehen" zeugt von demselben Talente, das aber etwas modern, weltschmerzlich angehaucht ist. Jos. Schrallhammers „Fort" und „Zum besseren Glück" sind recht gute Nummern. F. X. Schröghamer, der Herausgeber des Almanachs, hat ebenfalls einige hübsche Gaben beigefügt. Am besten gefielen uns „Verschollen" und die hübsche kleine Ballade

„Im Felde", weniger gut sein „Requiem aeternam". Karl Schulzes Ballade „Frithof" gefällt, ebenso die beiden kleinen Lieder Sengschmieds „Aus der Ferne" und „Klage". Karl Sommer hat für unsern Geschmack etwas zu viel unglückliche Liebe. Auch Armin Steins etwas schwüle Liebesklagen sähen wir lieber durch Besseres ersetzt. Dasselbe gilt von Vershofers kleinen Dichtungen, die noch viel zu wenig abgeklärt sind. Jos. Weingartner hat in seinem „Zukomme uns dein Reich" einen erhebenden Schlußakkord der Sammlung gefunden.

Der Musenalmanach unserer Hochschüler bietet in der Tat, neben einigen schwachen Gaben, des Guten und Schönen so viel, daß wir ihn getrost empfehlen können. Möge sein Nachfolger für 1905 sich noch enger an das Programm der Einleitung anschließen und noch Besseres und Vollkommeneres dem deutschen Volke bringen! **Jos. Spillmann** S. J.

Hoffnung und Erinnerung. Lieder aus Amerika von **Johannes Rothensteiner.** kl. 8° (XII u. 448) St Louis, Mo. 1903, Herder. *M* 4.80

Schelmisch klagend ruft Rothensteiner der Muse zu:

„Kein Dichter bin ich, ein halber nur,
Vom Dufte der Schönheit trunken;
So laß mich wandeln auf deiner Spur,
In Gottes Wunder versunken.

Den Lorbeerkranz gewinn' ich doch nie;
Bin ja kein rechter Sänger,
Möcht' bleiben im Reiche der Poesie
Dein träumender Müßiggänger."

Glücklicherweise lassen indes schon diese Verse ahnen, daß die Selbstkritik nicht ganz zutreffend ist, daß unser deutsch-amerikanischer Pfarrer vom Mississippistrom mindestens in dichterisch schöner Form zu „träumen" versteht. In der Tat mahnen viele seiner Lieder, wie „Frühlingszauber", „Meeresleuchten", „Totenklage", „Aloha Hawaii" u. a. in der Anmut der Sprache an die Lyrik des frühverstorbenen Benediktinerdichters Leo Fischer. Eine Probe aus „Aloha[1] Hawaii" wird dem Leser willkommen sein:

„Aloha, Aloha, keines der Lande
Dünkt mir so lieblich, so ebengleich,
Als in deinem goldgrünen Gewande
Du, traumseliges Inselreich.
Wunderlieblich im Wogenschaume,
Traulich vom Sommer in Schlummer gewiegt,
Ruhst du lächelnd, wie wenn im Traume
Sich ein Kind an die Mutter schmiegt.
. . . . . .
Lebe wohl, von der Brandung umklungen,
Fröhliches, friedliches Inselreich;

[1] Aloha = Begrüßungsformel auf Hawaii.

Inselvölkchen, so ungezwungen,
Gastfrei, glücklich, gesangesreich.
Lebe wohl, denn die Segel sich breiten
Sehend dem zögernden Schiffe voraus;
Mögen die Engel uns heimwärts geleiten,
Wie sie dich schirmen im Wogengebraus."

Das Wallen der Fluten, die Reize der Inseln, der kindliche Leichtsinn ihrer Bewohner sind hier durch Worte und Rhythmus meisterhaft gezeichnet. Offenbar hat Rothensteiner beim Besuche Hawaiis die Eindrücke empfangen, welche die liebliche Inselgruppe noch immer auf einen künstlerischen Geist machte, von Chamisso bis heute, Eindrücke, welche die Feder des Dichters und den Stift des Malers beleben.

Formschönheit ist indes nicht der einzige Vorzug der Dichtungen Rothensteiners. Die Poesie ist für ihn nicht eitle Tändelei, sein Standpunkt ist durchaus der christlich-religiöse. „Himmelsheimweh", „Sehnsucht", „Beim Abendläuten", „Sternenwelt", die vielen Muttergotteslieder geben diesem einen Grundgedanken, diesem Sehnen nach dem Inbegriff des Schönen einen ergreifenden Ausdruck. So richtet er z. B. in dem schönen Gedichte „Vor der Mutter vom guten Rat" die innigen Worte an Maria:

„Öffne mir des Lebens Quellen,
Meine Glut
Möcht' ich stillen an den Wellen,
Bis in Gott mein Sehnen ruht.

Kalt und düster ist die Erde,
Segne du,
Daß mein Wegeziel mir werde
Süßer Trost und Himmelsruh'."

Man sieht, Rothensteiner ist durch und durch Lyriker, was sich noch ganz besonders in „Spätes Glück" offenbart, einem Gedichte, das von einer psychologischen Feinheit und Empfindungstiefe ist, wie sie uns selten begegnen. Aber gerade unter dieser Rücksicht wird man es zu erklären haben, wenn die epischen Gedichte des zweiten und besonders des dritten Buches nicht recht befriedigen. Möglich, daß auch seine große Sprachgewandtheit unsern Dichter zuweilen zur Sorglosigkeit verleitet. Selbst abgesehen von kleinen Verstößen gegen Versmaß und Reimgesetze, müßten eigentlich mehrere von diesen etwas allzuschnell hingeworfenen Poesien noch einmal unter die scharfe, unerbittliche Feile genommen werden.

Indessen finden sich auch im dritten Buch noch echte Perlen, wie „Der stumme Bettler", „Der Grollende", vor allem aber „Verwaist". Und so verdient denn immerhin „Hoffnung und Erinnerung" die freundliche Aufnahme, um welche der Dichter mit einer Anspielung auf die Sprache Walters von der Vogelweide in den schönen Schlußversen bittet:

„Deutscher Dichter, fremdgeboren,
Heimisch halb und halb beklommen
Fühlt er sich an euren Toren:
Ihr sollt sprechen: Willekommen!"

Al. Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Maria, die unbefleckt Empfangene. Zur Jubelfeier der fünfzigjährigen Erklärung des Dogmas. Geschichtlich-theologische Darstellung von Ludwig Kösters S. J. 8° (VIII u. 274) Regensburg 1905, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 3.60

Daß die Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis zeitgemäß war als Gegensatz gegen den Naturalismus, Rationalismus, Materialismus des 19. Jahrhunderts ist oft betont worden. Der Verfasser legt einen andern Gedanken nahe. Die Erklärung jenes Glaubenssatzes ist für unser 20. Jahrhundert höchst wertvoll, weil die Geschichte desselben ein helles Licht wirft auf die heute so oft auftauchenden Fragen nach der Entwicklung der Dogmen überhaupt, dem Fortschritte der Theologie, dem Verhältnis der theologischen Wissenschaft zum Glauben. Die Entwicklung mancher anderer Dogmen vollzog sich in Zeiten, aus denen wir wenig schriftliche Denkmäler besitzen, die Entwicklung dieses Mariendogmas aber zum größten Teil im vollen Licht der Geschichte. — Die Abhandlung ist also wesentlich eine dogmengeschichtliche. Freilich aus den ersten Seiten und den Hauptüberschriften im Inhaltsverzeichnis möchte man etwas anderes erwarten; der Verfasser hat nämlich seinen Stoff in die vier Abschnitte verteilt: die unbefleckt Empfangene eine Idealgestalt der gläubigen Vernunft; des Ideals fortschreitende Enthüllung; die Realität des Ideals; das Bild der unbefleckt Empfangenen in der Kunst. Diese Überschriften erwecken den Eindruck, als solle ein Panegyrikus geliefert werden, und dieser Eindruck wird im ganzen ersten Abschnitt noch verstärkt und doch wieder enttäuscht, denn Sprache und Form sind nicht recht einer Lobrede angemessen. Doch bald sieht man, daß der Schwerpunkt des Buches im zweiten und dritten Abschnitt ruht. Hier wird nun allerdings die dogmengeschichtliche Seite wohl zum erstenmal in der Weise dargelegt, wie es den neueren Anforderungen entspricht, und insofern auch besser als in irgend einem andern Buche. Der Verfasser stellt nicht zuerst alle Vätertexte zusammen, die für das Dogma sprechen, um danach zu zeigen, die entgegenstehenden Väteräußerungen seien ohne Belang, sondern er geht die einzelnen Jahrhunderte durch und legt aus den Väterschriften sowohl die Gedanken dar, welche der unbefleckten Empfängnis günstig, als jene, die ihr ungünstig scheinen, zeigt wie beide Gedankenreihen sich klären, in der Zeit der großen Scholastiker durch mißverständliche Fragestellung miteinander in Konflikt kommen, und wie endlich der Konflikt sich löst. Am besten ist hier der Abschnitt über die Väterzeit gearbeitet; was über die Scholastik gesagt wird, ist einer Ergänzung fähig. So hätte Denifles Chartularium der Pariser Universität über Joh. de Montesono, Johannes Thomä ꝛc. noch reiche Ausbeute gewährt. Zu Scotus müßten die Bemerkungen von Minges in Theol. Quartalschrift 1902, 272, zu Bernhard die Arbeiten Vacandards, zu Bonaventura die Scholien der neuen Ausgabe berücksichtigt werden. Was S. 124 über den hl. Ignatius gesagt ist, wird wohl die Mehrzahl der Leser mißverstehen. Im dritten Abschnitt wird dann der dogmatische Wert der vorgelegten historischen Zeugnisse untersucht und gezeigt, einmal wie die theologische Wissenschaft zur Folgerung kommen mußte, die unbefleckte Empfängnis sei geoffenbarte Wahrheit, und ferner warum die kirchliche Autorität zur Er-

klärung des Glaubenssatzes voranschreiten konnte und voranschritt. Im Druck des Buches und sonst sind uns manche Flüchtigkeitsfehler aufgefallen. Alles in allem gewährt die Schrift, veranlaßt durch den Plan, das ältere Buch von Perrone umzuarbeiten, eine sehr belehrende Lesung und kann allen, welche eine gründliche Orientierung über das Dogma verlangen, mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Lehrbuch der Dogmatik. Von Dr Jos. Pohle. Zweiter Band. 8° (X u. 574) Paderborn 1903, Schöningh. *M* 6.—; geb. *M* 7.50

Auch dieser zweite Band — Erlösungslehre (einschließlich Mariologie) und Gnadenlehre — verdient sowohl in Bezug auf Reichtum der Gedanken als in Rücksicht auf die Darstellung das Lob, welches dem ersten Bande gespendet wurde (diese Zeitschrift LXIV 581). Wir heben als Partien, die besonders gefallen, hervor: die Verteidigung der beseligenden Anschauung Gottes bei Christus 131 ff, die begeisterte Darstellung der Angemessenheit des Kreuzestodes 198 ff, über das Lehramt des Erlösers 226, über die Himmelfahrt Mariens 287 ff, aus dem Traktate über die Gnade endlich die polemischen Partien, in denen bei aller ruhiger und und liebevoller Würdigung der gegnerischen Momente die milderen Ansichten den Sieg davon tragen und die immer wieder ohne Rücksicht auf den Kontext geltend gemachten Schriftargumente der Rigoristen entschieden abgewiesen werden.

Tractatus de Divina Traditione et Scriptura. Auctore L. de San S. J. 8° (508) Brugis 1903, Beyaert. *Fr.* 7.—

Es bietet großes Interesse, auch ganz positive Stoffe, wie Erblehre, Inspiration und Kanon der Heiligen Schrift von einem Manne mit so eminent spekulativer Begabung behandelt zu sehen. De San bietet eine eingehende Analyse der wichtigeren Väterzeugnisse, die er für seine Thesen anführt. Den Schwierigkeiten weicht er nicht aus; läßt sie im Gegenteil ausführlich zu Worte kommen und sucht durch Beweisgründe und erneute Einwendungen ihnen die gebührende Kraft zu wahren. So findet sich denn auch in der Lösung der Schwierigkeiten eine Fülle von herrlichen Gedanken. Die neuesten Kontroversen über Inspiration konnten zwar noch nicht behandelt werden. Doch finden sich im Kapitel über die Ausdehnung der Inspiration eine Reihe von Bemerkungen, die sicher mit großem Nutzen zu Rate gezogen werden.

Aristoteles' Metaphysik. Übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr theol. Eugen Rolfes. 8° Erste Hälfte, Buch 1—7 (216) *M* 2.50 Zweite Hälfte, Buch 8—14. (200) *M* 2.50 Leipzig 1904, Dürr.

Der Verfasser bietet uns im zweiten und dritten Band der Philosophischen Bibliothek eine sorgfältige und genaue Übersetzung von der Metaphysik des Aristoteles. In der Einleitung gibt er einen kurzen Überblick über Inhalt und Zusammenhang der einzelnen Bücher, wodurch das Verständnis dieser schwierigen und tiefsinnigen Schrift nicht wenig erleichtert wird. Auch für die zahlreichen vortrefflichen Anmerkungen, welche am Schlusse eines jeden Bändchens beigefügt sind, wird der Leser, sagen wir lieber der Studierende, recht dankbar sein. Sie zeugen von einem ebenso gründlichen wie richtigen Verständnis der aristotelischen Lehre und verbreiten über manche schwer verständliche Stellen ein willkommenes Licht. Wir begrüßen es mit Freuden, daß durch Arbeiten wie die vorliegende Übersetzung das Studium der aristotelischen Philosophie gefördert wird. Viele, denen das Ver-

ständnis des griechischen Textes Schwierigkeiten bereitet, können mit Hilfe einer so klaren und getreuen Wiedergabe ihre ganze Aufmerksamkeit der Lehre selbst zuwenden. Es wird zur Gesundung unserer philosophischen Spekulation wesentlich beitragen, wenn wir auf das Studium des Aristoteles selbst zurückgehen. Daß wir es mit erfreulichem Nutzen tun können, werden wir jenen zu danken haben, welche uns wie Dr Rolfes die Schriften desselben in so mustergültiger Bearbeitung darbieten.

Das Kausalproblem. Von Dr Albert Lang, Professor der Philosophie und Apologetik an der Universität Straßburg i. E. 8° (518) Köln 1904, Bachem. *M* 5.—; geb. *M* 6.30

Herr Professor Dr Lang unternimmt es, im vorliegenden ersten Teil eine Geschichte des Kausalproblems zu schreiben, indem er den inneren Zusammenhang der verschiedenen Lösungen darstellt. Wie das Buch aus Vorlesungen entstanden sei, soll es auch vorzugsweise Schülern als Wegweiser beim philosophischen Studium dienen. Der erste Teil umfaßt die Zeit von den ältesten Philosophen Griechenlands bis zu Maine de Biran, der zweite Teil soll die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortführen und mit einer Theorie der Kausalität abgeschlossen werden. Der Gegenstand ist eingeteilt in Kausalbegriff, Kausalgesetz und Kausalprinzip. Bei der grundlegenden Bedeutung dieser Dreiteilung für das ganze Buch wäre eine schärfere Unterscheidung zwischen Kausalgesetz und Kausalprinzip (S. 18 u. 25) erwünscht. Das Buch zeugt von gründlichem Studium, tiefem Verständnis und tüchtiger philosophischer Schulung. Die kritischen Bemerkungen sind richtig und treffend. Es ist ein Führer, dem die Schüler sich vertrauensvoll anschließen dürfen, er wird ihnen behilflich sein, ihre Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Den Zweck, seinen Schülern behilflich zu sein, hat der Verfasser nie aus dem Auge gelassen, das ist kein geringer Vorzug. Für durchgebildete Philosophen dagegen würde das Ganze an Klarheit und Übersichtlichkeit durch eine strengere Einschränkung auf die eigentliche Frage gewonnen haben, da eine weitläufige Auseinandersetzung alles dessen, was irgend mit dem Kausalproblem zusammenhängt, hätte fortfallen müssen.

Compendium philosophiae scholasticae ad mentem S. Thomae Aqu. a Fr. Ioan. Lottini O. Pr. 8° Paris 1903, Lethielleux.

Das Werk umfaßt in zwei mäßigen Bänden (VIII u. 457, IV u. 457) alle Teile der Philosophie und soll für den zweijährigen Kurs als Textbuch dienen. Keine Frage von Wichtigkeit ist übergangen; die Anordnung ist die herkömmliche, der Standpunkt des Verfassers ist derjenige des strengsten Thomismus. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich, der Stoff klar und übersichtlich gegliedert, und in der Auswahl der Beweise herrscht eine weise Mäßigung. Das Buch würde gewinnen, wenn noch an manchen Stellen bestimmt angegeben würde, ob der Verfasser seine Ansicht als sicher oder als wahrscheinlich hinstellt. Zumal in den zwischen den verschiedenen peripathetischen Schulen vielumstrittenen Punkten dürften manche Lehrmeinungen doch wohl nicht als zweifellos sicher verfochten werden.

Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Leipzig, Dietrich. Jedes Heft 15 *Pf.* Die Reihe von 10 Heften *M* 1.20

Schon das erste Heft, von dem geistvollen Breslauer Nationalökonomen Werner Sombart verfaßt, ist geeignet, die Aufmerksamkeit auf diese Serie von Abhand-

lungen zu lenken. Warum interessiert sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? Diese Frage beantwortet Sombart in ansprechender Weise für die einzelnen Stände und durch den Hinweis auf die fortschreitende Erkenntnis, daß unser gesamtes Kulturdasein Beziehungen zu den wirtschaftlichen Unterlagen hat. Aber auch die andern Hefte, so z. B. die Abhandlung von Schulz über das Koalitionsrecht, von Unold über das Wahlrecht, von Leixner über den Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild usw., verdienen Beachtung. Daß jedes einzelne Heft zunächst nur die persönlichen Auffassungen des Verfassers zum Ausdruck bringt, versteht sich von selbst. Der Leser wird auch hier selbst urteilen und auswählen müssen.

Selbstliebe — Egoismus. Von E. M. Ommer. 8° (70) Bozen 1903, Tyrolia. *Kr.* 1.—

Viel Richtiges ist zum Lob geordneter Selbstliebe und zum Nachteil des Egoismus gesagt von einem welterfahrenen, sprachgewandten Manne, der aber die dunkeln Farben stark aufträgt, alles ringsumher angreift und die Schäden unserer Gesellschaft rückhaltlos geißelt. Der Abdruck einer Stelle charakterisiert das Ganze: „Wozu sind Staaten und Regierungen anders berufen, als Recht zu handhaben, unschuldig verfolgte Völker zu schützen und die Verbrecher an den Menschenrechten zu strafen, diese schadlos zu machen! Nicht aber sind sie allein gesetzt, um diplomatische Verhandlungen zu schmieden, allem Unrechten zuzusehen, nur um Strecken Landes oder andere Vorteile einzuheimsen; denn Menschenleben und Rechte gehen über alles. Wohl der Hälfte aller Weltmenschen Tun, Trachten und Ziel ist Befriedigung des Egoismus" (S. 64 f). Auch der Völkerapostel sagte von Gehilfen im Lehramte, die ihm bei den Philippern hätten dienen sollen: „Alle suchen das Ihrige, nicht das, was Jesu Christi ist" Phil 2, 21. Etwas mehr Rücksichtnahme auf die Lehren Christi und auf das Leben seiner treueren Diener würde den Verfasser zu praktischeren, günstigeren und beruhigenderen Ergebnissen geführt haben.

1. **Die Marianischen Kongregationen und der Ministerialerlaß vom 23. Januar 1904.** Verfaßt und aktenmäßig zusammengestellt von einem Priester der Diözese Breslau. 8° (146) Breslau 1904, Verlag der „Schlesischen Volkszeitung". *M* 1.—
2. **Wozu Kongregationen? Wozu insbesondere Marianische Mädchenkongregationen?** Beantwortet von Joh. Hiebl, Weltpriester. 12° (36) St Pölten 1904, Kommissionsverlag J. Gregora. 10 *Pf.*

1. Der Ministerialerlaß vom 23. Januar 1904, welcher die verletzenden Falkschen Verfügungen gegen religiöse Schülervereine aufzuheben schien, war im Grunde nur eine ziemlich unwesentliche Abänderung derselben, mehr dazu geeignet, den allzu grellen Schein der bestehenden Disparität abzumildern, als dem Einwirken der Kirche auf katholische Schülerkreise Vertrauen zu zeigen. Gleichwohl ist dieser Erlaß das Signal zu einer häßlichen Agitation geworden, und nachdem der Lärm sich ausgetobt, liegen über den Prozeß hier die Akten vor: 1. Der Wortlaut der ministeriellen Verfügungen; 2. Meinungsäußerung über dieselben von Dr Kawerau in der „Schlesischen Zeitung" (nebst Erwiderung), von „einem praktischen Schulmanne" in der „Nationalzeitung" und von Professor Werner in der „Christlichen Welt"; 3. die betreffenden Verhandlungen im preußischen Herrenhaus; 4. die päpstlichen Bestimmungen, die Statuten, Errichtungs-

und Aggregationsformulare der Kongregation in lateinischem und deutschem Wortlaut. Die ganze Publikation ist überaus verdienstlich. Insbesondere haben die Ausführungen Professor Werners und manches aus der Herrenhausdebatte es wohl verdient, den Katholiken mehr bekannt gemacht zu werden. Im übrigen zeigt die Broschüre wieder, wie sehr durch krankhaft gesteigerten Argwohn und eingewurzeltes Vorurteil auch gelehrte Protestanten daran gehindert sind, die harmlosesten Erscheinungen des katholischen Lebens richtig zu erfassen. Mit Recht wird die Unterscheidung betont zwischen der ursprünglichen Entwicklung der Kongregationen in der ausschließlichen Pflege der Jesuiten, und der späteren wesentlich verschiedenen, welche, durch die 40jährige Unterdrückung des Ordens naturgemäß herbeigeführt, seitdem immer fortbestanden hat. Die beliebte Anklage, als ob die Kongregation ihre Mitglieder mit vielfachen täglichen Andachtsübungen belaste, hätte als gänzlich unwahr nachdrücklichst zurückgewiesen werden können. Überaus wahr ist hingegen der Nachweis, daß der ganze Ministerialerlaß den Katholiken Preußens keinerlei Nutzen bringt und mit seinem feingesponnenen Netz von Klauseln weit mehr Argwohn bezeugt als Wohlwollen.

2. Die populäre kleine Flugschrift, vorwiegend für ländliche, unvermischt katholische Kreise berechnet, in ihrer ganzen Unbefangenheit und Unmittelbarkeit, kann passend hier verzeichnet werden, indem sie die wirkliche Auffassung katholischer Volkskreise von der Kongregation treulich widerspiegelt. „Zweck derselben", heißt es S. 10, „ist kein anderer, als die Jugend, namentlich in den Jahren der Entscheidung, auf dem Wege der Tugend zu beschützen." Gegner mag das Schriftchen belehren, katholischen Seelsorgern kann es dienen.

Festgabe, enthaltend vornehmlich vorreformationsgeschichtliche Forschungen, Heinrich Finke zum 7. August 1904 gewidmet von seinen Schülern. Mit drei Tafeln. 8° (XVI u. 556) Münster 1904, Aschendorff. *M* 12.—

Der Band umschließt 15 historische Arbeiten verschiedenen Inhaltes, zum Teil erläuternde Textpublikationen, unter denen das von Göller aufgefundene Fragment zum Konzil von Vienne obenansteht, zum Teil aber auch abgerundete historische Abhandlungen. Unter diesen sei besonders hingewiesen auf die anziehende Studie Landmanns über den Franziskanerprediger Heinrich Karstner, die treffliche Untersuchung Linneborns über die Cistercienserklöster Westfalens und Fedor Schneiders über die kuriale Praxis gegenüber dem kirchlichen Zinsverbot; Forschungen zur Stadtgeschichte sind rühmlich vertreten durch Schué und Geisberg. Wenn auch sonst die einzelnen Arbeiten verschieden an Wert wie an Umfang, und hier oder dort einmal etwas weniger zusagen könnten, so ist doch keine einzige, die nicht manches Gute böte, das Freude machen kann und Hoffnungen weckt. Die Hauptbedeutung des Bandes liegt jedoch darin, daß er eine öffentliche Anerkennung für einen verdienten katholischen Historiker ist. Durch eine Reihe tüchtiger Leistungen hat seit 25 Jahren Dr Finke seinen Ruf als Gelehrter begründet und an mehreren wissenschaftlichen Unternehmungen hat er hervorragenden Anteil gehabt. Durch diese Festgabe ist dokumentiert, daß er auch eine Schule begründet hat, die bereits zahlreiche ansehnliche Namen verzeichnet. Man mußte Schülern Finkes im Leben nahe gekommen sein, um zu wissen, wie sehr er durch Anregung und persönliches Wohlwollen wissenschaftliches Streben zu fördern und die idealen Aufgaben des akademischen Lehrers zu erfüllen weiß. Hier wird es nun von einer auserwählten Zahl derselben im Namen vieler anderer öffentlich ausgesprochen. Was bei Finkes

eigenen Arbeiten oft wohltuend berührt, ist der Eindruck des Gediegenen und Reifen, namentlich die ernste Weise, Einzelheiten einer Zeit oder Situation nur aus einer festgegründeten Totalauffassung heraus zu beurteilen. Würde das allmählich zum Gesamtgepräge seiner Schule werden, so wäre dies für die Wissenschaft und die Sache der Wahrheit der größte Gewinn.

Weltgeschichte von Professor Dr Joh. Bapt. von Weiß. Siebter Band: Die neue Welt. Maximilian I. Die Reformation. Karl V. Vierte und fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr Ferd. Vockenhuber. 8° (VIII u. 1008) Graz 1904, Verlagshandlung „Styria". *M* 9.—

Ein sehr reichhaltiger Band der so beliebten Weißschen Weltgeschichte liegt hier wieder, nach kaum 12 Jahren, in neuer Auflage vor. Durch geschickte Änderungen in der Anordnung einzelner Abschnitte, Verminderung des Kleindruckes, Vermehrung der Alineas und Titelabteilungen ist das Äußere desselben vorteilhaft gehoben. Für das Zeitalter der großen Entdeckungen wurden diesmal die Schriften von Peschel und Ruge reichlich herangezogen, für die Papstgeschichte aus Pastor, für anderes aus Janssen und aus Denifles Lutherwerk manches entlehnt. Der Geschichte des Hauses Österreich bleibt der Blick besonders sorgfältig zugewendet. Hinsichtlich der Auswertung neuerer Forschungen werden trotzdem Wünsche übrig bleiben; es genügt hinzuweisen auf die „Abschwörung" Jeanne d'Arcs oder die Darstellung der Normannenfahrten. Wird doch S. 185 der Bericht des Zeno noch aufrecht erhalten, der als phantastische Kompilation allgemein verworfen ist. Bei den ungeheuern Anforderungen, welche in dieser Beziehung die „Weltgeschichte" an ihren Herausgeber stellen würde, wird man jedoch billig Nachsicht walten lassen. Für die große Zahl unterrichteter Katholiken bleibt Weiß eine anziehende und namentlich für die studierende Jugend anregende Lektüre. Da mag man über Schwächen und Stäubchen im einzelnen gern hinwegsehen, wenn nur in Bezug auf den Geist und auf die grundsätzlichen Fragen der alte Weiß nicht verdorben wird.

Der heilige Bernardin von Siena 1380—1444. Ein volkstümlicher Prediger in Italien zur Zeit der Renaissance. Von Paul Thureau-Dangin. Autorisierte Übersetzung von P. A. Götzelmann O. F. M. 8° (218) München 1904, Lentner.

Dem großen Volksprediger des Quattrocento ist hier von einem Mitglied der Pariser Akademie eine Biographie in modernem Sinne gewidmet, zu welchem der Geschichtsfreund und der Schöngeist sich die Hände gereicht haben. Die Sittenzustände Italiens während der Blütezeit der Renaissance, die volkstümliche Predigtweise jener Zeit, die „strenge Observanz" im Franziskanerorden finden eingehendere Schilderung, und die betreffenden Abschnitte verleihen der Schrift manchen Wert für den Historiker, wenn er vielleicht auch nicht in jeder Anschauung sich mit dem geistreichen Franzosen zusammenfinden wird. Aufmerksamkeit verdient des frommen Mönches Stellung zum Humanismus. Poggio und später selbst auch Filelfo haben ihn geschmäht, Bernabo von Siena und Maffeo Vegio sind seine Biographen und Lobredner geworden. Die Übersetzung ist sorgfältig und gewandt.

Ernst von Lasaulx (1805—1861). Ein Lebensbild, dargestellt von Dr R. Stölzle, ord. Professor der Philosophie an der Universität Würzburg. 8° (VI u. 302) Münster 1904, Aschendorff. *M* 5.—

Lasaulx gehört zu den seltenen Menschen, deren Anschauungen niemand völlig teilt, die aber jedermann in Ehren hält. Das Sympathische, was im Leben seiner Person eigen war, begleitet heute noch sein Andenken und seine Schriften. Als Gelehrter und Redner, als Politiker und als unabhängiger Charakter in unbezweifeltem Ansehen, hat er sich, ein gefeierter Hochschullehrer, einem protestantischen Kollegen wie Thiersch gegenüber, offen zur ganzen Lehre des Catechismus Romanus bekannt, hat zeitlebens begeistert für die Freiheit der Kirche gestritten, das christliche Sittengesetz im eigenen Leben heilig gehalten, die eigenen Schriften dem Urteil des kirchlichen Lehramtes untergeordnet, die Sakramente der Kirche mit Ehrfurcht empfangen. Ein solcher Mensch bleibt eine Zierde der Kirche, auch bei noch so vielen schiefen Ideen und genialen Irrungen. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, diesen Mann mit allem Guten, was ihn ziert, den Katholiken Deutschlands wieder vorgeführt zu haben. Das Buch enthält sehr viel Schönes und macht nicht nur dem edlen Lasaulx, sondern auch seinem Lebensbeschreiber Ehre. Gegenüber Lasaulx' Schiefheiten hätte es freilich zuweilen größerer Vorsicht bedurft. Das Urteil über die Kasuistik, das S. 252 als Ausfluß des „Rechtsgefühls" bezeichnet wird, ist monströs. Der S. 111 genannte Fritz ist Windischmann. Lasaulx' Bemühungen um das Görresfenster im Kölner Dom 1851 bis 1856 hätten Erwähnung verdient; es war das Denkmal, das die Münchener Freunde dem Toten setzten, und Lasaulx stand an der Spitze des Komitees. Unangenehm berühren die häufigen Entlehnungen aus Hilty (z. B. S. 243 247 255 288). Um das Denken und Leben eines katholischen Mannes zu schildern, bedarf es doch solcher Nachhilfe nicht. Gerade Lasaulx' Beispiel zeigt wieder, wie reich an geistigen Gütern, wie reich an großen edeln Geistern wir deutsche Katholiken im eigenen Hause sind. Einer solchen Mutter Kind braucht nicht in fremdem Hause betteln zu gehen.

Grundriß der Astronomie. Von Professor Dr Bernhard Schwalbe, weil. Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, beendet und herausgegeben von Professor Dr H. Böttger, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Mit einem Lebensbild des Verfassers von Dr E. Schwalbe, Professor in Heidelberg. Mit 170 Abbildungen und 13 Tafeln. gr. 8° (XIV u. 320) Braunschweig 1904, Vieweg u. Sohn. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

Der Verfasser, Prof. Dr Schwalbe, ist in weiten Kreisen wegen seiner hervorragenden Verdienste um Hebung und Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Mittelschulen rühmlichst bekannt. Auch vorliegendes Werk zeugt durch die übersichtliche Gruppierung des Stoffes, durch die Gewandtheit, mit der auch schwierigere Partien der Himmelskunde dem Verständnis nahe gebracht werden, von seiner pädagogischen Begabung. Das Buch ist daher zur ersten Einführung in die Astronomie bestens geeignet. Manche der positiven Angaben sind allerdings veraltet. Die Ausstattung muß, besonders mit Rücksicht auf den Preis, als sehr gut bezeichnet werden.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 8° Regensburg 1903, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

V. Bändchen: **Lustige Musikanten in Feld und Wald. Unsere Singvögel in Wort und Bild.** Von Heinrich Bals. Mit 17 Illustrationen. (152) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

In einer Reihe von anmutigen Schilderungen werden unsere Singvögel in ihrem Leben und Treiben vorgeführt. In der Einleitung hätte mit Altum hervorgehoben werden können, daß die Vermenschlichung des Vogelgesanges unhaltbar sei, indem derselbe als eine Funktion des Fortpflanzungstriebes sich erweist. Die Abbildungen ermangeln zum Teil sehr der Lebensfrische (z. B. S. 29 47 101) und machen den Eindruck ausgestopfter Exemplare. Andere (z. B. S. 41 109) sind zweckentsprechender ausgefallen.

VI. Bändchen: **Im Telegraphen- und Telephonbureau.** Von Wilhelm Engeln. Mit 20 Illustrationen. (174) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Obwohl jedem unserer Leser der Telegraph und das Telephon alltägliche Bekannte sind, so dürften doch wenige mit dem inneren Zusammenhang des ganzen verwickelten Getriebes vertraut sein, durch das der Mensch die Elektrizität dem geistigen Weltverkehr dienstbar gemacht hat. Das vorliegende Büchlein gibt hierüber allgemeinverständlichen Aufschluß in 14 Kapiteln über die Telegraphie und 16 über die Telephonie. Die wesentlichen Momente der Apparate und ihrer Funktionen sind in knapper, faßlicher Form geschildert und auch durch gute Abbildungen erläutert. Dieses Bändchen dürfte eines der besten der Serie sein.

VII. Bändchen: **Wetterpropheten.** Von Johann Bendel. Mit 29 Illustrationen. (166) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Das Bändchen behandelt die Wetterprophezeiungen der Volkskalender und die populären Wetterpropheten aus dem Tierreich, dem Pflanzenreich und dem Luftkreise. Den Schluß bildet ein kurzer Bericht über die wissenschaftliche Wetterprognose (Meteorologie). Die eingehendste Behandlung haben die Wetterpropheten aus dem Tierreich gefunden. Wenn auch vieles darunter fabelhaft ist, so bieten doch die Volksmeinungen über diesen Gegenstand manches Interessante, das meist auch ziemlich richtig auf seinen wahren Wert zurückgeführt wird. Daß die Waldameisen durch den höheren oder niederen Bau ihrer Ameisenhaufen einen strengen oder milden Winter vorhersagen sollen (S. 82), ist allerdings nicht zutreffend; für jene Bauweise sind nur die augenblicklichen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse maßgebend. Zu S. 82 gilt daher dasselbe, was bezüglich der Redaktionsmaikäfer S. 84 bemerkt wird. Die Abbildungen sind durchschnittlich gut. S. 61 Fig. 16 stellt aber keine „Grille" dar, sondern eine Maulwurfsgrille (Gryllotalpa). S. 130 ff wird der „Wetterprophet" Falb recht gut kritisiert.

VIII. Bändchen: **Das Staatswesen und Staatsleben im Tierreich.** Von Heinrich Bals. Mit 18 Illustrationen. (166) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Es werden die Insektenstaaten der Wespen, Hummeln, Bienen, Ameisen und Termiten hier geschildert in ihrer Organisation, ihrem Leben und Treiben, und zwar durchschnittlich recht gut. Bei den Hummelstaaten haben wir den „Trompeter" vermißt, der morgens zur Reveille bläst, d. h. durch lebhafte Flügelschläge die Luftzirkulation im Neste belebt und somit als Ventilator dient. Zu S. 103 ist

zu bemerken, daß es auch viele Ameisen gibt, die keine Giftspritze, sondern einen Stachel haben. S. 153 wird von Termitenzügen aus den Tropen berichtet, die einem gewaltigen Kriegsheere gleichen sollen. Hier liegt eine offenbare Verwechslung der Termiten mit den Treiberameisen vor. S. 141 ist die Unterschrift unter dem Termitenbilde immer noch falsch, obwohl sie schon zum IV. Bändchen S. 107 von uns berichtigt wurde. Die Unterschrift muß lauten: „Soldat. Entflügeltes Weibchen. Arbeiter. Königin. Geflügeltes Männchen."

IX. Bändchen: **Vogelwanderleben.** Von Johann Bendel. Mit 14 Illustrationen. (144) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Mit besonderer Berücksichtigung der vortrefflichen Beobachtungen von Gätke auf der „Vogelwarte" Helgoland werden die Vogelzüge in populärer Darstellungsweise angeführt. Die Abbildungen sind weit besser als im V. Bändchen.

Natur und Kultur. Zeitschrift für Jugend und Volk. Schriftleitung Dr Franz Jos. Völler, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. München-Nymphenburg, Deutscher Zeitschriftenverlag. *M* 2.— pro Quartal.

Von dieser neuen, zweimal monatlich erscheinenden Zeitschrift in hübschem Quartformat liegen uns die ersten sechs Hefte vom 1. Oktober bis 15. Dezember 1903 vor. Der Inhalt der meist naturwissenschaftlichen Abhandlungen ist reich und mannigfaltig und zugleich durch gute Abbildungen erläutert. Wir erwähnen nur aus dem ersten Hefte die Aufsätze „Über das Sehen mit besonderer Berücksichtigung der Lichttelephonie", „Eine Klippe für unsere Kultur", „Die Organisation des internationalen Erdbebendienstes", „Natur- und Lebensbilder aus dem pazifischen Südamerika", die wir als recht gelungen bezeichnen können. Eine kritische Notiz möge uns jedoch gestattet sein zu dem Aufsatze „Aus dem Leben der Ameisen" im zweiten Hefte. Derselbe enthält zwar eine ganz hübsche Schilderung mancher interessanter Züge aus dem Ameisenleben, wobei allerdings zu bemerken wäre, daß die Zahl der „bis vor kurzem" bekannten Ameisenarten nicht auf 1250, sondern bereits auf 3000 zu veranschlagen ist. Bedenklich erscheint uns dagegen die hier gebotene psychologische Auffassung des Ameisenlebens. Der Verfasser glaubt den Ameisen eine „wunderbare Intelligenz" zuschreiben zu müssen, die zu einem wirklichen Tierverstande sich erhebt. „Überlegung und Verstand, sage ich, nicht geistige Vernunft, die über das sinnlich Wahrnehmbare unendlich weit hinausreicht, ist tierisches Denkvermögen." Hier dürfte es allerdings an Klarheit der philosophischen Begriffe mangeln; denn jeder Verstandsakt geht bereits durch Abstraktion von allgemeinen Begriffen über das sinnlich Wahrnehmbare hinaus. Wer den Tieren Denkvermögen zuerkennt, wird ihnen daher auch die Vernunft nicht absprechen können. Derartige psychologische Mißgriffe wirken um so nachteiliger in einer „Zeitschrift für Jugend und Volk", für welche die Vermenschlichung des Tierlebens auch die größten sittlichen Gefahren birgt.

Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreiche Böhmen. Der Domschatz in Prag. Von Dr Anton Podlaha und Ed. Šittler. Mit 177 Textabbildungen und zehn Tafeln. gr. 8° (210) Prag 1903, Verleg der archäologischen Kommission. *Kr.* 11.— Die Bibliothek des Metropolitankapitels. Von Dr Podlaha. Mit 340 Textabbildungen und fünf Tafeln. 8° (308) Prag 1904, ebd. *Kr.* 15.20

Chrámový Poklad u sv. Vita v Praze. Jeho Dějiny a Popis. Podávají Dr Antonín Podlaha a Eduard Šittler. S. 94 Obrazy u textu a 80 obrazovými tabulemi. gr. 8° (308 u. CII) V Praze. Tisken Al. Wiesnera — Nákladem Dědictui sv. Prokopa 1903. *Kr.* 50.—

Auch in Österreich hat man begonnen, die noch vorhandenen historisch und kunstgeschichtlich bemerkenswerten Bau- und Kunstdenkmäler zu inventarisieren und in beschreibenden, durch Abbildungen erläuterten Verzeichnissen den Kreisen der Geschichts- und Kunstforscher bekannt zu geben. In der Tat sind solche Denkmälerstatistiken von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da sie nicht bloß den noch bestehenden Bestand an Überresten der Vergangenheit festlegen, sondern auch, zumal wenn sie ausgiebig illustriert sind, dem Forscher die beste Möglichkeit gewähren, sich über dieselben, soweit sie in den Bereich seiner Studien fallen, nach Bedürfnis auf leichte Weise zu orientieren. Allerdings setzt das voraus, daß die Verzeichnisse mit genügender Sorgfalt und in der wünschenswerten Ausführlichkeit gearbeitet und mit hinreichenden Abbildungen versehen sind — Punkte, welchen bei verschiedenen Denkmälerstatistiken leider nicht genug Rechnung getragen ist. Alles Lob verdienen in dieser Beziehung die beiden an erster Stelle angeführten Publikationen, welche sich mit dem durch seine Reichhaltigkeit hervorragenden Schatz des Prager Domes und den so kostbaren Manuskripten und Inkunabeln der dortigen Dombibliothek befassen. Zu einer lichtvollen, sachgemäßen Beschreiburg gesellt sich ein ausgezeichnetes Abbildungsmaterial, bei dem kaum etwas von irgend einem Belang unberücksichtigt geblieben ist. Besonders dankenswert sind im ersten Band zahlreiche, den Inventaren entnommene Notizen, wodurch in manchen Fällen vom Stil der betreffenden Gegenstände ganz unabhängige Anhaltspunkte für deren Datierungen gewonnen werden. Einen besondern Schmuck beider in aller Beziehung ausgezeichneten Bände bieten eine Anzahl farbiger, im photographischen Dreifarbendruck ausgeführter Tafeln.

Das dritte Werk ist insofern den beiden ersten verwandt, als auch es sich mit den Schätzen des Prager Doms und seiner Bibliothek befaßt. Indessen haben wir hier keine bloße Inventarisierung des noch vorhandenen Bestandes vor uns, der Verfasser entrollt uns vielmehr im ersten Teil des Werkes die Geschichte des Domschatzes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart durch ein volles Jahrtausend hindurch, um dann, was an ausgezeichneten Reliquien, an hervorragenden Werken der Kleinkunst und an köstlichen Handschriften vorliegt, unter verschiedenen Titeln zu klassifizieren und zu beschreiben. Was für die wissenschaftliche Forschung aber gerade dieses dritte Werk besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß in einem Anhang alle Inventare des Prager Domes von 1354 bis 1683, die bisher entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft und bruchstücksweise veröffentlicht waren, zum Abdruck gebracht werden. Unter den zahlreichen, für die kunstgeschichtliche Forschung so wichtigen mittelalterlichen Inventaren nehmen diese in einer ungewöhnlichen Vollständigkeit vorhandenen Prager eine ausgezeichnete Stellung ein. Das Illustrationsmaterial des dritten Werkes ist im wesentlichen dasselbe wie in den beiden andern, nur noch etwas reicher und feiner ausgeführt.

Deutsche Choral-Wiegendrucke. Ein Beitrag zur Geschichte des Chorals und des Notendruckes in Deutschland. Von P. Raphael Molitor, Benediktiner in Beuron. gr. 4° (78 u. XXVI Tafeln) Regensburg 1904, Pustet. *M* 20.—

Die Schrift ist als Jubiläumsgabe zum 13. Zentenarium des Todestages Gregors d. Gr. erschienen und eine Huldigung an das Andenken des großen Papstes,

der dem liturgischen Choral seinen Namen geliehen. „Das Buch soll sprechen von den ältesten Denkmälern, die unsere deutsche Buchdruckerkunst dem altchristlichen Gesang errichtete." Demnach handelt der erste Teil der Arbeit von der Theorie über die gotische Notation am Ausgang des Mittelalters und der gotischen Notation in den Wiegendrucken deutschen Ursprungs, wobei die verschiedenen Notenzeichen, Virga, Rhombe, Minima 2c. eingehend erörtert und in ihren verschiedenen in den Inkunabeln sich findenden Formen durch lehrreiche, gut ausgewählte Beispiele erläutert werden. Das Ergebnis seiner Untersuchungen faßt der Verfasser dahin zusammen, daß die Notation der deutschen Choral-Wiegendrucke, vom quilisma und der mora vocis abgesehen, noch sämtliche Elemente des traditionellen Chorals enthalte und an Reichhaltigkeit der Notenzeichen die späteren Reformausgaben weit übertreffe; daß aber die Verständlichkeit vieler Neumen durch Nebenformen, durch Mangel an fester Verbindung und die Mehrdeutigkeit des Strophikus in den Drucken nicht wenig leide; er sieht hierin einen Teilgrund für den weiteren Zerfall der Choraltraditionen. Der zweite Teil bespricht im ersten Kapitel im allgemeinen den Holzschnitt und den Typendruck im Dienst der Tonkunst, wobei er die Kennzeichen der mittelst Holzschnitt und mittelst Typen zu stande gekommenen Druckwerke erörtert und die Tatsache feststellt, daß sich in musiktheoretischen Choralschriften die Holzschnittnotation scheinbar in auffallender, in Wirklichkeit aber unschwer erklärlicher Weise bis ins 16. Jahrhundert erhalten habe, während in den gesanglichen Zwecken dienenden Choralbüchern der Typendruck sich eine gute Weile früher einbürgerte. Das zweite Kapitel ist den deutschen Notendruckern im Ausland gewidmet, von denen namentlich zu Venedig eine größere Anzahl ihre Kunst ausübten, das dritte dem Notendruck in Deutschland. Die zahlreichen in der Arbeit besprochenen oder erwähnten Choral-Wiegendrucke fallen in die Zeit zwischen 1481 und 1564. Im Anhang werden in vorzüglichen, zweifarbigen Wiedergaben (Rot- und Schwarzdruck) auf 20 Tafeln 24 Faksimiles der bemerkenswertesten Notendrucke gegeben. Die Arbeit zeugt von Scharfsinn und ungemeinem Fleiß und darf als ein bedeutsamer Beitrag zur Geschichte des Chorals bezeichnet werden.

Liturgische Texte in neuen und handlichen Ausgaben hat Pustet zu Regensburg 1904 herausgegeben: **Officium Majoris hebdomadae** a Dominica in Palmis usque ad sabbatum in albis juxta ordinem Breviarii et Pontificalis Romani cum cantu ex editionibus authenticis quas curavit S. R. Congregatio. 8° (14 u. 490) Geb. *M* 3.40. **Horae diurnae.** Editio tertia post alteram typicam. 18° (32 u. 328). Im Anhange (27 S.) findet man die notwendigsten Gebete für Spendung der Wegzehrung, heiligen Ölung usw., in einer Beilage (31 S.) den ständigen Text der Laudes, Horen, Vesper und Komplet. Geb. *M* 6.80 bis *M* 11.— Bereits 1903 erschienen: **Officia votiva** per annum pro singulis hebdomadae feriis. 18° (216) Ed. 5. Geb. *M* 1.90. **Officia propria mysteriorum et instrumentorum Passionis D. N. J. C.** 18° (204) Geb. *M* 1.90. **Vade mecum pii sacerdotis** sive preces ante et post missam aliaeque selectae sacris indulgentiis ditatae necnon extractum ritualis Romani complectens sacramentorum ritus, commendationem animae, amplissimamque benedictionum collectionem. Editio altera aucta. 32° (VIII u. 274) Geb. *M* 1.20. Pustets Bücher zum Gebrauche der Priester sind stets so preiswürdig wegen des schönen Druckes, der Handlichkeit und Leichtigkeit, bei verhältnismäßig billigen Preisen, daß sie besonderer Empfehlung nicht bedürfen und sich stets neue Freunde erwerben. Besondern Beifall wird sich die erste in Deutschland hergestellte Miniaturausgabe des römischen Breviers in neuen, vor-

züglich lesbaren Typen, handlichem Format und auf echt indischem Papier erwerben; ist doch jeder Band nur 12 × 7 groß und gebunden nur 155 gr schwer: **Breviarium Romanum.** Editio tertia post alteram typicam. 48° 4 Bde. Geb. *M* 19.80 bis *M* 30.—. Durch Zugabe eines Proprium erhöhen sich die Preise um ein Weniges.

Ungefähr dasselbe, was das ebengenannte Vade mecum enthält, bietet auch **Promptuarium Sacerdotis.** Continens orationes ante et post missam aliasque preces, varias benedictionum formulas, ordinem administrandi sacramenta poenitentiae, communionis, extremae unctionis, ritum benedictionis apostolicae et commendationis animae. Kevelariae 1904, Butzon. *M* 1.10.

Eine kurze, für die meisten Fälle ausreichende Zusammenstellung der wichtigeren Rubriken enthält: **Compendium Caeremoniarum** sacerdoti et ministris sacris observandarum in sacro ministerio auctore Melch. Hausherr S. J. Ed. quarta secundum novissima S. R. C. Decreta emendata a P. Aug. Lehmkuhl S. J. 12° (XIV u. 180) Friburgi 1904, Herder. *M* 1.60. Geb. *M* 2.60

Die Lauretanische Litanei. Sonette von Alexander Baumgartner S. J. Dritte Auflage. Mit einem Titelbild. 8° (VIII u. 60) Freiburg 1904, Herder. *M* 2.20

Eine dichterische Verklärung und Erklärung aller einzelnen Glieder der Lauretanischen Litanei, hat dieser Kranz von Sonetten durch Wohllaut und echt poetischen Schwung schon beim ersten Erscheinen rasch sich Bahn gebrochen. Tiefe des Gehaltes und Innigkeit der Empfindung erheben die 58 Gedichte hoch über die Durchschnittsprodukte unserer heutigen deutschen Lyrik. Sind es sinnige Reimspiele, sind es Lieder des Herzens, so sind es mehr noch sinnreiche Betrachtungen und seelenvolle Gebete. Es ist ein Büchlein, das unwiderstehlich den Leser zum Beter macht. Unter dem neuen Titel der „Mutter des guten Rates" fügt die neue Auflage ein neues Sinngedicht ein, im übrigen hat sie vor den früheren Auflagen eine ungleich glänzendere Ausstattung voraus. Als Titelblatt dient eine recht hoheitsvolle Immaculata des frommen Meisters Steinle, zwei Originaleinbände zeigen eine ungemein zarte Ausführung. Der eine trägt auf himmelblauer goldumrahmter Decke ein Bild der „allerreinsten Jungfrau" im Medaillon, der andere umrahmt mit weißer, durch schwarzen und roten Druck freundlich gezeichneter Fläche ein reizendes Medaillon, auf welchem die „keuscheste Mutter" das allerliebste Himmelskindchen entgegenhält.

Neuere Heiligenleben.

Der heilige Vater Benediktus nach St Gregor dem Großen. Von Dr Benediktus Sauter O. S. B., Abt von Emaus in Prag. Zum 13. Zentenarium des hl. Gregor herausgegeben von seinen Mönchen. 8° (VI u. 282) Freiburg 1904, Herder. *M* 3.— Die 38 Kapitel im zweiten Buch der Dialoge des hl. Gregor, welches ganz über die Tugenden und Wunder des hl. Benedikt handelt, wird hier zum Gegenstand frommer Erwägung gemacht. An die sachliche und psychologische Erklärung der einzelnen durch den Griffel des großen Papstes und Kirchenlehrers aufbewahrten Züge knüpfen sich weiter ausgreifende geistliche Betrachtungen, welche teils die besondere Regel und Einrichtung des Benediktinerordens teils das christliche Leben im allgemeinen ins Auge fassen. Allenthalben begegnet man der schlichten, ernsten Frömmigkeit, welche das Erbteil des großen Ordenspatriarchen für seine echten Söhne ist. Anderseits verrät vieles in den Sprachwendungen wie in den erläuternden Zutaten den weltkundigen, ja den modernen

Mann. Für nähere Freunde des Benediktinerordens werden diese Betrachtungen über den hl. Benedikt besonders anziehend sein, aber auch allen andern gewährt das Buch eine gesunde geistliche Lesung. Der lateinische Originaltext des hl. Gregor ist im Anhang beigegeben; in deutscher Übersetzung ist bei jeder einzelnen Betrachtung das betreffende Kapitel an die Spitze gestellt.

Wynfrith-Bonifatius. Von G. Kurth. Ins Deutsche frei übertragen von H. Elteſter. 8° (VIII u. 172) Fulda 1903, Aktiendruckerei. *M* 2.— Das französische, von Kurth verfaßte, in dieſer Zeitschrift LXIII 231 empfohlene Leben des Apostels der Deutschen ist hier in guter Übersetzung wiedergegeben. Es ist vorzüglich geeignet, die Dankbarkeit gegen den Heiligen zu stärken und den hohen Zielen christlicher Gesittung, die er unsern Voreltern in hartem Kampfe aufstellte, neue Anziehungskraft zu verleihen.

Leben des hl. Aloysius von Gonzaga. Von Moritz Meſchler S. J. Mit drei Lichtdruckbildern. Siebte Auflage. kl. 8° (XII u. 312) Freiburg 1904, Herder. *M* 2.50; geb. *M* 3.60 Diese neueste Ausgabe der 1890 zuerst erschienenen, also mit großem Beifall aufgenommenen Lebensbeschreibung des „Patrons der Jugend" bietet Anlaß, auf die Bd XL 247 f dieſer Zeitschrift gegebene Besprechung hinzuweisen.

Leben der hl. Theresia. Von P. Franz de Ribera aus der Gesellschaft Jesu. Nach der von P. M. Bouix S. J. besorgten Ausgabe vom Jahre 1868 ins Deutsche übertragen von Joh. Jakob Hanſen, Pfarrer. gr. 8° (458) Paderborn 1903, Bonifaciusdruckerei. *M* 3.60

Vie de sainte Thérèse écrite par elle même traduite sur le manuscrit original par le P. Marcel Bouix de la compagnie de Jésus. Quinzième édition, revue avec soin et augmentée par Jules Peyré (S. J.). Oeuvres de sainte Thérèse I. kl. 8° (642) Paris 1904, Lecoffre. *Fr.* 4.—

Diese beiden Beschreibungen des Lebens der „Lehrerin des Gebetes" ergänzen sich gegenseitig. Die von der Heiligen verfaßte Autobiographie berichtet nichts über die letzten wichtigsten siebzehn Jahre ihres Lebens, nennt die Personen nicht, mit denen sie verkehrte, hält sich nicht an die zeitliche Folge der Ereignisse und beschreibt auf Befehl ihres Seelenführers mehr ihre inneren Erfahrungen als die äußeren Tatsachen. Es will ein Urteil über ihren Seelenzustand ermöglichen. Die neue Ausgabe wurde dem Original ähnlicher gemacht, durch wertvolle Beigaben vermehrt und erhielt ein gutes Inhaltsverzeichnis. Das von Hanſen gut übersetzte Leben stammt von einem hervorragenden Gottesgelehrten, welcher der Heiligen persönlich nahe stand, dessen Arbeit anerkanntermaßen die besten und wertvollsten Nachrichten bietet und bei der Heiligsprechung Theresias entscheidenden Einfluß übte.

Der heilige Benedikt Joseph Labre. Erstes deutsches Originalleben des glorreichen Gottesarmen, nach authentischen Quellen geschrieben von Dr Nik. Heim. 8° (XX u. 498) Kempten 1903, Kösel. *M* 6.—; geb. *M* 7.50 — Es war keine leichte Aufgabe, das Leben eines so eigenartigen, modernen Anschauungen in allem widersprechenden armen Pilgers zu schreiben. Dem Verfasser ist es gelungen, sie meisterhaft zu lösen. Nur seine wiederholten drastischen Berichte über Bestrafung wilder Knaben hätten wohl wegbleiben können. Der Leser wird nicht durch aufdringliche Belehrungen, sondern durch geschickte und fesselnde Erzählung der Tatsachen in das Verständnis der „unerreichten Weltverachtung und unvergleichlichen Himmelssehnsucht" im Lebensgange dieses neueren Heiligen eingeführt, den Gott selbst in unsere Zeit setzte, um zu zeigen, welche Schätze in der von Jesus Christus gepredigten Liebe zur Armut liegen.

Lebensbild des ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J. nebst seinem geistlichen Tagebuche. Von Franz Hattler S. J. 12° (XII u. 246) Mit dem Bildnis des Ehrwürdigen. Freiburg 1903, Herder. *M* 1.60; geb. *M* 2.40 — Dies Lebensbild ist der oben besprochenen Autobiographie der hl. Theresia darum einigermaßen ähnlich, weil in dasselbe alle jene wertvollen Aufzeichnungen aufgenommen wurden, worin der ehrwürdige P. Claudius die während seiner geistlichen Übungen von Gott empfangenen Gnaden darlegt, die Fehler und Tugenden seines Innersten, seine Erleuchtungen und Vorsätze, gleichsam „die Geschichte seines Herzens" schildert. Da Gott dies Herz nach dem Herzen Jesu gebildet hat, der Verfasser dieser Lebensbeschreibung aber einer der eifrigsten Förderer der Andacht zum heiligsten Herzen ist, liegt auf der Hand, daß das kleine Buch als Herold der Liebe des Herrn zur Hingabe an sie mächtig anregt.

Leben und Tugenden des Dieners Gottes P. Petrus Julianus Eymard, Stifters der Kongregation vom allerheiligsten Sakramente. Veröffentlicht vom Postulator des Seligsprechungsprozesses. Deutsche Übersetzung und Bearbeitung von den Vätern vom allerheiligsten Sakrament in Bozen. 8° (400) Buchs (Kanton St Gallen) 1903, Verlag des „Emmanuel". *M* 2.— P. Eymard, geb. 1811, Priester der Diözese Grenoble 1834, trat 1839 in die Kongregation der Maristen, in welcher er eine Reihe wichtiger Ämter bekleidete, bis er 1856 ausschied, um eine eigene, ganz der Verherrlichung des heiligsten Altarsakramentes geweihte Genossenschaft ins Leben zu rufen. Es sollte dadurch „ein immerwährendes Fronleichnamsfest" eingeführt werden und die Mitglieder ebensowohl dem Dienst der Anbetung wie dem apostolischen Wirken für die Erkenntnis und Verehrung der heiligen Eucharistie sich widmen. Er wurde 1858 auch der Gründer der Genossenschaft der „Dienerinnen des heiligsten Sakramentes", und zum „Eucharistischen Verein der Priester der Anbetung", dem heute viele fromme Seelsorger angehören, sind Gedanke und Anregung von ihm ausgegangen. Von den Söhnen seiner Genossenschaft werden gegenwärtig mehrere eucharistische Zeitschriften in verschiedenen Sprachen geleitet. Ohne Zweifel war P. Eymard ein außerordentlicher Mann; seine Seligsprechung ist in Vorbereitung. In der Lebensbeschreibung, die mit pietätvoller Liebe und Sorgfalt abgefaßt ist, findet sich vieles wahrhaft Auferbauliche.

Leben des im Rufe der Heiligkeit gestorbenen P. Heinrich Thyssen, aus dem Orden des hl. Franziskus. Nach dem Flämischen herausgegeben von P. D. Korbinian M. Wirz O. S. B., Mönch der Abtei Merkelbeek. 8° (74) Dülmen 1902, Laumann. Ein deutscher Mann des 19. Jahrhunderts, dem die Ehre der Altäre in nicht ferner Aussicht steht, darf in seinem Vaterland nicht unbekannt bleiben, und deshalb ist diese kurze deutsche Bearbeitung der flämischen Lebensbeschreibung wohlangebracht. P. Thyssen war 1755 zu Gangelt (Rheinprovinz) geboren, studierte an der Lateinschule zu Sittard, und trat 1775 zu Erkelenz in das Franziskanerkloster. Zum Priester geweiht 1780, wirkte er anfangs zu Herenthals, seit 1782 aber in Antwerpen, wo er die schwere Zeit der Kirchenbedrückung unter Joseph II. und der Invasion der Revolutionsarmeen mit durchlebte. Nach seeleneifrigem Wirken starb er hochbetagt am 31. März 1844. Von 1893—1898 wurden an der erzbischöflichen Kurie von Mecheln die vorbereitenden Verhandlungen zu seiner Seligsprechung geführt, deren Akten Kardinal Goossens von Mecheln in Rom persönlich überreichte.

Leben der ehrwürdigen Mutter Theresia von Jesu, geb. Gräfin Xaverie von Maistre, unbeschuhte Karmelitin. Nach der zweiten Auflage des französischen

Originals des Abbé Houssaye und Msgr Charles Gay, Bischof von Poitiers. Frei übersetzt und bearbeitet von Sor. Maria Gabriele von Liszt vom heiligsten Sakrament, unbeschuhte Karmelitin. 12° (312) Münster 1901, Alphonsus-Buchhandlung. Mutter Theresia von Jesu, eine Tochter des berühmten Grafen Joseph de Maistre, wurde 1838 geboren, 1862 im Kloster der Karmeliterinnen zu Poitiers aufgenommen, 1866 zur Subpriorin, 1869 zur Priorin erwählt, endlich 1871 am 6. Oktober von Gott aus diesem sterblichen Leben erlöst. Abbé Houssaye begann mit dem ausgesprochenen Geschick, das die Franzosen für solche Arbeiten haben, ihren höchst erbaulichen Lebenslauf zu schildern, und Monseigneur Gay vollendete nach dessen Tod das Ganze.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Erneuert von Richard von Kralik. Volksausgabe. 12° III. Die Göttersage. (292) IV. Dietrich und seine Gesellen. (364) V. Rosengarten und Rabenschlacht. (332) VI. Nibelungennot und Dietrichs Ende. (360) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Per Band geb. *M* 2.—

Ein Rückblick auf die Ziele und Grundsätze, welche dem Unternehmen das Dasein gaben, in der Vorrede des sechsten Bandes (S. 10—16) und am Schluß desselben die Nachträge, Worterklärungen, Helden-Stammtafeln und Quellenverzeichnisse künden an, daß das schöne Werk jetzt vollendet liegt, dessen erster Beginn 1901 in diesen Blättern (LXI 210 f) so freudig begrüßt wurde. Es ist nicht Mythologie, nicht Philologie, nicht Literaturgeschichte noch Kritik, was hier geboten wird, sondern ein Zyklus von Dichtungen aus dem reichen Schatze altgermanischer Volkspoesie, mit dem Auge des Dichters erfaßt und mit sprachgewandtem Griffel in verjüngten Formen neu zum Epenkranze geschlungen. Von dem geistvollen Verfasser mag man abweichen in seiner Neigung, allüberall Symbol und Allegorie zu erkennen, man mag auch eine literarhistorische Einführung und Orientierung in Bezug auf die verschiedenen Sagenstoffe oder noch erhaltenen Dichtungen ungern vermissen. Für die Realien des alten Sagenkreises, das Mystische, Historische, Geographische usw., würde man sich die erläuternden Anmerkungen reichlicher gewünscht haben und in der Vertröstung auf ein vielleicht noch erscheinendes späteres Werk (VI u. 16) üblen Ersatz dafür finden. Aber unbeeinflußt von solchen Nebenrücksichten bleibt die Freude über die vollendete Dichtung, in welcher das Kraftvollste und Echteste aus dem alten deutschen Sagenschatz mit „dichterischer Philologie" kunstreich ineinander verflochten wurde. An der mit Absicht ungeglättet belassenen Form ließe sich leicht vieles bemängeln, und gelegentlicher größerer Wechsel in Strophenbau und Versmaß würde dem Eindruck des Ganzen sehr zu statten gekommen sein. Aber auch jetzt sind Reichtum der Handlung und Wechsel der Gestalten wirkungsvoll genug, um auch nach Hunderten von Seiten die Aufmerksamkeit noch zu fesseln. Es ist eine gesunde und kräftige Nahrung, die dem heutigen Lesepublikum mit seinem überreizten und verderbten Geschmacke dargeboten wird; sie führt Stahlgehalt in sich, aber auch etwas Verjüngendes und Erfrischendes.

Lukians Dialoge über die Götterwelt. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz. Vorgelegt von P. Beda Hophan O. S. B. 8° (VIII u. 60) Solothurn 1904, „Union".

Die interessant geschriebene Abhandlung will die wahre Bedeutung und Tendenz der Götterdialoge Lukians in ein helleres Licht stellen. Zunächst bietet der

Verfasser eine knappe Darstellung der religiösen Zustände des 2. Jahrhunderts n. Chr., in dem Lukian lebte, und untersucht dann die einschlägigen sieben Dialoge nach Inhalt, Form, Charakter der satirischen Darstellung und deren Mitteln. So gelangt er zu dem Ergebnis, daß die Götterdialoge nicht in dem hohen Grade bei der Zersetzung des Heidentums mitwirkten, wie man früher anzunehmen pflegte. Anderseits ist der literarische Wert derselben nicht auf ein rein formales Verdienst zu beschränken, was von vielen Neueren geschieht. Wenn Lukian auch nicht als eine Kampfnatur betrachtet werden kann, die bewußt in die weitesten Kreise wirkt und absichtlich einer alternden Götterwelt den Todesstoß versetzen will, so schrieb er doch keineswegs zur bloßen Erheiterung der Zeitgenossen. Sein scharf beobachtender Blick ließ ihn die Fehler und Schwächen der Mitwelt überall schnell erkennen und die angeborne Spottsucht trieb ihn, mit den Waffen seines sprudelnden Witzes rückhaltlos zu bekämpfen, was ihm geheuchelt, töricht und verkehrt erschien. So sind seine Satiren überhaupt und die Götterdialoge insbesondere das Produkt eines inneren Dranges, dem eine gewisse Dosis sittlichen Ernstes beigemischt ist. Schade nur, daß die pessimistische Grundstimmung einen düstern Schatten in die humorvollen, oft burlesken und leider auch obszönen Karikaturen des geistreichen Mannes wirft. Einen Typus wie Lukian hervorzubringen, ist überhaupt gewissen Zeitaltern eigentümlich; dieser Umstand macht die Schrift von P. Beda Hophan um so lesenswerter.

Mutter! Ihr Lob, ihre Freude, ihr Leid. Aus der Weltliteratur gesammelt und herausgegeben von Dr Heinrich Clemenz. Mit 5 Kunstdruckbildern. gr. 8° (444) Köln 1904, Bachem. Eleg. geb. *M.* 6.—

Ein vornehm ausgestattetes Buch, das als schönes Geschenkwerk und beliebtes Stück der Bibliothek besserer Familien seinen Weg machen wird. Der Sammler hat wirklich aus dem reichen Schatze der Literatur aller Völker, aus den Sprichwörtern, Sagen, Liedern und Dichtungen der alten und neuen Zeit viel Schönes zusammengetragen über das Mutterherz, „diesen Inbegriff von Liebe, Treue und Opferwilligkeit". Nur wenig Minderwertiges, nichts, was wir beanstanden müssen, ist uns bei der Durchsicht aufgefallen, mit Ausnahme vielleicht des mißverständlichen Spruches S. 80 („Der erste Mutterkuß ist die echte Taufe jedes Menschenkindes"). Auch das Gedicht S. 106 wollte uns, trotz seiner patriotischen Färbung, nicht gefallen. Was wir für eine neue Auflage wünschten, wäre eine ausgiebigere Beachtung des Ideals aller Mütter, der Mutter Christi, die wie keine andere Mutter Mutterwürde, Mutterfreude und Mutterleid in ihrer höchsten Erhabenheit darstellt, und der die katholischen Dichter ihre schönsten Lieder geweiht haben wie die christliche Kunst ihre herrlichsten Bilder. Es sind zwar einige dieser Dichtungen aufgenommen worden, aber nach unserer Meinung viel zu wenig; statt dessen könnte manches andere etwas Sentimentale gestrichen werden. — Die Kunstbeilagen sind vortrefflich ausgeführt.

Der Mutter Vermächtnis. Eine Novelle von Johannes Mayrhofer S. J. 8° (176) Heiligenstadt, Cordier.

Eine schlichte Erzählung, die für Jugend- und Volksbibliotheken warme Empfehlung verdient, namentlich für Marianische Kongregationen; leidenschaftliche Novellen- und Romanleser werden an der einfachen Gabe weniger Geschmack finden. Die sterbende Mutter empfiehlt ihrem Knaben kindliche Andacht zur seligsten Jung-

frau; das bewahrt ihn gegen die Versuchungen seitens eines glaubenslosen Vormunds und einiger leichtfertigen Gesellen. Schon beim ersten Wetterleuchten der Seelengefahr, bevor er einen wirklichen Sturm zu bestehen hat, entreißt ein plötzlicher Tod den unschuldigen Knaben der Gefahr. Dadurch hat sich der Verfasser die Aufgabe etwas leicht gemacht. Man hätte es gerne gesehen, wenn sich die fromme Pensionatserziehung am Jüngling, am heranreifenden Mann im Kampfe mit einer ernsteren Leidenschaft bewährt haben würde. Auf die Erfindung ist etwas gar zu wenig Gewicht gelegt; mehr Talent bewahrt der Erzähler in der Charakterschilderung. Einige Figuren sind recht gut gezeichnet, am besten der burschikose Eugen. Manche gar zu breit ausgeführte Schilderungen von Beiwerk hemmen den Fluß der Erzählung über Gebühr. Doch werden viele Leser gerade an diesen Beigaben, namentlich an der eingehenden Beschreibung des Jesuitenkollegs bei Kopenhagen und dem dortigen Pensionatsleben, besonders Gefallen finden. Dieselbe wird mit den beigegebenen hübschen Abbildungen gewiß dazu beitragen, diese verdiente Anstalt des Nordens in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Zur Sonnenwendzeit. Neue Märchen von Angelika Harten. Mit 8 Kunstdruckbildern, vielen Textbildern und Einbandzeichnung von Professor J. Kiener. 8° (194) Köln 1904, Bachem. Originalprachtband *M* 4.—

Angelika Harten, die sich durch ihr schönes Buch „Am Wichtelbrunn" als hochbegabte Märchenerzählerin einen guten Namen erworben hat, bietet hier zehn neue, mindestens ebenso duftige Märchen. Die Erfindung ist meist sehr glücklich, der schlichte Ton vortrefflich gelungen, das Kolorit frisch und jedes einzelne Bild poetisch verklärt, wozu die hübschen, eingestreuten Verschen und Lieder nicht wenig beitragen. Es ist schwer zu sagen, welches dieser Märchen das schönste ist; ganz besonders gefallen wird wohl „Freund Helferich", „Das Märchen vom Rapünzelchen" und „Das Märchen vom traurigen Königssohn", aber auch alle übrigen verdienen Lob und werden jung und alt erfreuen. Die künstlerische Ausstattung macht überdies dies neue Werk der beliebten Märchenerzählerin zu einem hübschen Geschenkbuche.

Konrads von Würzburg **Goldene Schmiede.** Ein Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau. In die neuhochdeutsche Sprache übertragen und mit einer Einleitung versehen von Bernard Arens S. J. 8° (98) Köln 1904, Bachem. Geb. *M* 3.—

Die „Goldene Schmiede" Konrads von Würzburg, ist eines der hervorragendsten Erzeugnisse der ersten Blütezeit unserer deutschen Literatur. Die guten Seiten des Mittelalters: der felsenfeste und dabei kindliche Glaube, der Sinn für das übernatürlich Schöne und die Begeisterung für die allerseligste Jungfrau insbesondere, kommen in dieser Dichtung zu ihrer vollen und anziehenden Geltung. Als ein Künstler, der mit Liebe an seinem Werke arbeitet, der mit zarter Aufmerksamkeit und Sorgfalt dessen Fortgang stets im Auge behält, reiht hier Konrad in seiner „Goldenen Schmiede" Ring an Ring und Glied an Glied, bis sein Werk in Form eines wunderbaren Prachtgeschmeides vor ihm liegt und er am Schlusse dankend ausrufen kann: Nun sprechet Amen alle! Freilich diese Fülle von Bildern und Gleichnissen, mit denen er Marias Vorzüge immer von neuem preist, müßte bei einem weniger begabten Dichter mehr zum Mißlingen als zum Erfolge beitragen. Aber Konrad versteht es, durch die Anmut seiner Sprache, durch die Schön-

heit der Darstellung und vor allem durch die Innigkeit und Überzeugung, die aus jedem Verse spricht, den Leser immer von neuem zu fesseln und zu begeistern. Es war deshalb eine glückliche Idee, gerade in diesem Jahre einem weiteren Publikum diesen klassischen Lobgesang auf Maria, die unbefleckt empfangene Jungfrau, durch eine geschmackvolle Übertragung zugänglich zu machen. Arens hat es verstanden, unbeschadet des kindlich-frommen Tones, der aus dem Originale uns so wohltuend entgegenklingt, in fließender, neuhochdeutscher Sprache die schmucke Dichtung wiederzugeben, während die Einleitung und die sechs Kunstbeilagen nicht wenig zu einem umfassenderen ästhetischen Verständnis, zu einer volleren Würdigung dieses Kunstwerkes beitragen.

Miszellen.

„Tugendstatistik". Unter den vielen Preisen für dies und das, welche in Paris alle Jahre verteilt werden, ist ein ganz absonderlicher: er gilt nämlich nicht den Entdeckungen des Gelehrten oder den Erfindungen der Technik, nicht dem Genie des Dichters oder den Schöpfungen des Schriftstellers, sondern — der Tugend. Baron v. Montyon (gest. 1820), ein sehr reicher und wohltätiger Beamter des alten Frankreich, hat kurz vor der Revolution diesen Tugendpreis gestiftet und nach der Restauration ihn wieder erneuert. Es ist der „Preis Montyon". Jährlich werden die Zinsen durch die französische Akademie ausgeteilt, wobei einer der „vierzig Unsterblichen" die Verdienste des Gekrönten in wohlgesetzter Rede hervorzuheben hat.

Niemand wird wohl leugnen, daß ein Tugendpreis auf den ersten Blick etwas Barockes hat. Mochte man im alten Griechenland braven Männern und Frauen bei lebendigem Leib Lobreden halten, aber in christlicher Zeit? Da hat man sich gewöhnt, das Lob auf jene Tage zu verschieben, in denen die Tugend der Gefahr des Schiffbruches endgültig enthoben ist. Und was ließe sich nicht noch alles gegen den Preis Montyon sagen! Man bedenke: ein Geldgeschenk als Tugendlohn! Ein paar hundert Franken für jahrelange Opfer! Und die Unmöglichkeit für menschliche Richter, die wirklich größere Tugend von der geräuschvolleren zu unterscheiden. Und noch vieles andere könnte man gegen den Preis Montyon ins Feld führen. Das Publikum pflegt denn auch von den Reden über den Tugendpreis mit vielsagendem Lächeln zu sprechen. Vor uns liegen zwei dieser Reden, die eine aus dem Jahre 1901, gehalten von dem bekannten Abgeordneten Alfred de Mun, die andere vom letzten Jahr aus der Feder des Historikers Thureau-Dangin. (Vgl. Les questions actuelles LXI, Paris 1901, 162 f 194 f; LXXI (1904) 290 f.) Beide, der Abgeordnete wie

der Historiker, nehmen ihre Einleitung her von dem spöttischen Lächeln, dem sie sich gegenüber fühlen.

Doch bei näherem Zusehen möchte sich das Lächeln doch als nicht so ganz gerechtfertigt erweisen. Die Tugendpreise sind nach dem Willen des Stifters für Leute in ärmlichen Verhältnissen bestimmt und also Almosen wie alle andern und geradeso berechtigt wie die andern. Und wenn es allerdings wahr ist, daß die wahre Tugend öffentliche Anpreisung nicht liebt, so hat die Sache doch auch eine andere Seite. Jedes Verbrechen, jede gemeine Schändlichkeit wird heutzutage durch gewisse Zeitungen sofort bis in die letzten Winkel des Landes verbreitet. Roman- und Theaterschreiber machen sich ein Geschäft daraus, unter dem Vorwand psychologischer Zergliederung das Niedrige, Gemeine, Ekelhafte recht bis ins einzelne auszumalen und bis in die kleinsten Züge der Einbildungskraft einzuprägen. Dem niederdrückenden, entsittlichenden Eindruck solcher Schreiberei gegenüber ist es ein Trost und eine Erhebung, auch über Tatsachen anderer Art unterrichtet zu werden. Man atmet nach der Lektüre all der „Vermischten Nachrichten" und Sensationsprozesse förmlich wieder auf, wenn man in glaubwürdiger Weise erfährt, daß doch auch noch Pflichttreue und Seelenadel auf der Erde zu finden sind und oft am allermeisten in den Kreisen, um welche die Weltgeschichte und der Zeitungsreporter sich nicht kümmern. So macht uns Thureau-Dangin mit einer Pariser Arbeiterin bekannt, die von ihren Erzieherinnen, den Barmherzigen Schwestern, vom Pfarrer und vom Maire für eine Unterstützung empfohlen wurde. Adele Choiseau lebt in trostlosen Familienverhältnissen. Die Mutter kränkelte beständig, der Vater „vergaß nur zu oft seine Pflichten", war also auf ehrliches Deutsch gesagt, ein Lump. Seit 20 Jahren nun ist die Tochter die einzige Stütze der Familie. Im Jahre 1883 mußte die Mutter für drei Monate das Spital aufsuchen. Wer sollte nun die Haushaltung besorgen und Mutterstelle an den drei jüngeren Brüdern vertreten, wenn nicht die damals erst elfjährige Tochter? Diese Aufgabe war freilich nicht leicht. Oft kam der Vater erst um 2 Uhr nach Hause, bis dahin konnte das Kind nicht zu Bette gehen. Ohne Feuer und bei karger Kost saß es einsam in der Nacht auf seinem Stühlchen und machte die Aufgaben für die Schule. Mit 12 Jahren verdiente Adele bereits selbst ihr tägliches Brot. Sie arbeitete mit Feuereifer; kaum hatte sie mühsam ganze 20 Franken sich erspart, als der Vater krank wurde, und die Ersparnisse wieder zerrannen. Als ihr 18. Jahr gekommen war und die Altersgenossen ihre Jugend genießen wollten, ließ das Leben unsere Arbeiterin erst recht seine Dornen fühlen. Der Vater hatte bei Nacht und Nebel die Familie verlassen. Die Mutter war so krank geworden, daß sie zuletzt völlig gelähmt ist, einer der Söhne wird vom Knochenfraß befallen, der andere kann aus andern Gründen sich nicht selbst erhalten. Auf der Achtzehnjährigen lastet wieder die ganze Sorge für alle, und Adele ist der Last gewachsen. Sie läßt es nicht zu, daß der Bruder im Spital ein Unterkommen sucht, sie will selbst ihn und die Mutter verpflegen und dabei noch den Unterhalt für alle gewinnen. So heißt es also arbeiten bis 12 oder 1 Uhr, den kurzen Schlaf noch unterbrechen, wenn die Kranken ihrer bedürfen. Einmal verläßt sie das Haus: sie hat gehört, daß

der Vater schwer krank sei, eilt zu ihm, trifft ihn nicht mehr lebend an, und da er nichts hinterläßt als Schulden, so nimmt die Tochter Geld auf, um die Gläubiger zufrieden zu stellen.

Ein anderes Bild. Cyprian Largillière ist ein Bergmann in den Ardennen, ein schon älterer Mann von grauenerregendem Anblick. Die Augenhöhlen sind leer, denn infolge einer Minenexplosion im Jahre 1875 mußte man beide Augäpfel herausnehmen. Trotzdem hat der tatkräftige Mann es nicht über sich gebracht, der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last zu fallen. Seit 25 Jahren macht er jeden Tag einen Weg von 6 Kilometern, steigt die Leitern und Treppen hinab in den Schacht und besorgt da unten eine Pumpe. Nach dem Urteil seiner Vorgesetzten macht er seine Sache so gut, wie ein Sehender, und so ist es ihm gelungen, die Kosten der Haushaltung zu bestreiten, seine drei Kinder zu erziehen und zu versorgen, ohne je die öffentlichen Kassen in Anspruch zu nehmen.

Versetzen wir uns jetzt aus den Ardennen nach dem äußersten Westen Frankreichs, nach der Bretagne. Graf de Mun zeigt uns dort bei Quiberon ein ärmliches Haus, bücken wir uns, um durch die niedere Tür ins Innere zu treten. Was wir da sehen, ist freilich nicht viel. Auf ärmlichem Lager ein alter gelähmter Mann. Auf der Bank am Herd, die Füße zu der warmen Asche gekehrt, eine ebenso alte Frau; die aufgelösten grauen Haare hangen ihr wirr um das Gesicht herum, die stieren Augen sind in die Ferne gerichtet, als schaute sie Geister; so summt sie mit halblauter Stimme Unverständliches vor sich hin. In einer Ecke zwei Kinder, und unter den vier hilflosen Wesen nur eine noch kräftige Frauengestalt. Das ist Veronika Mader. Ihr Leben ist leicht zu erzählen, aber es war schwer zu durchleben. 50 Jahre sind jetzt über sie hingegangen; als sie deren 13 zählte, wurde die Mutter wahnsinnig und bald darauf der Vater arbeitsunfähig. Damals wuchs noch eine jüngere Schwester an Veronikas Seite heran. Als das Kind 18 Jahre zählte, besuchte öfter ein schmucker Seemann die Familie. Mit seiner Uniform hatte er bald das Herz der jüngeren Schwester gewonnen, aber die Ehe nahm einen unglücklichen Ausgang. Wie es kam, weiß man nicht, kurzum der Gatte endete als Selbstmörder, und an seiner Leiche verliert die unglückliche Gattin den Verstand. Was kann jetzt Veronika anderes tun, als sich aufmachen, die arme Wahnsinnige samt ihren zwei Kindern ins Vaterhaus zurückführen und alle Kräfte einsetzen, um die fünf Wesen vor dem Verhungern zu schützen? Und wenn die harte Arbeit bei Tag und Nacht und der Verzicht auf die Interessen des eigenen Herzens noch alles gewesen wäre! Aber eines Tages tritt sie ins Zimmer und findet die wahnsinnige Schwester nicht. Voll banger Ahnung macht sie sich auf, nach ihr zu suchen. Die Tür der kleinen Scheuer ist angelehnt; sie tritt hinein: da hat sich die Wahnsinnige an einem Balken erhängt! Sie meinte im Irrsinn, der tote Gatte rufe sie.

So könnten wir noch manche Züge zusammenstellen. Da ist z. B. auf dem Lande eine arme Näherin, die täglich 16—18 Stunden arbeitet, um sage und schreibe 75 Cts zu erwerben. Sie ist verwachsen und schwächlich, so daß sie ohne Unterstützung kaum einen Schritt tun kann. Und trotzdem arbeitet sie rastlos schon seit den Tagen der Jugend, für Vater und Mutter und 10 Ge-

schwister muß eben das tägliche Brot beigeschafft werden. Ein andermal erfahren wir von einer Magd, die bei ihrer Herrin aushält, obschon diese ihr Vermögen verloren hat. Von morgens 6 bis um 12 Uhr in der Nacht ist sie an der Arbeit, und wenn man ihr zuredet, sich zu schonen, so lautet die Antwort: „Unmöglich, wenn ich aufhörte zu arbeiten, was würde aus Mademoiselle werden." Wieder anderswo hat ein Eisenbahnbeamter mit 3000 Fr. Gehalt ein Auskunftsbureau gestiftet; in seinen Freistunden ist er dort aufzufinden, und die Armen können von ihm erfahren, wohin sie in ihren Krankheiten oder sonstigen Verlegenheiten um Hilfe sich wenden können. Ähnlicher Züge von Aufopferung und Selbstlosigkeit erfahren wir in den Berichten über den Preis Montyon noch eine große Anzahl, nicht zu reden von den zahlreichen Fällen, in denen mit Gefahr des eigenen Lebens ein Leben gerettet wurde.

Doch in der Überschrift zu unsern Bemerkungen versprachen wir „statistische" Angaben über die „Tugend", und in der Tat waren es einige statistische Bemerkungen am Schluß der Rede von Thureau-Dangin, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Im Jahre 1902 wurden 97 Franzosen mit dem Tugendpreis gekrönt; welchen Klassen gehörten diese an, und aus welchen Beweggründen handelten sie? Hören wir die Antwort des berühmten Akademikers. Der Redner bemerkt zunächst, daß über eine erste interessante Frage sein Material keine Auskunft geben könne. Wir erfahren nicht, ob unter den Reichen oder den Armen mehr Großmut und Aufopferung herrscht, denn die Tugendpreise sind für die Reichen nicht bestimmt.

„Ein erster Punkt dagegen, über welchen unsere Akten uns belehren, betrifft das Maß, in welchem unter den Armen die Tugend sich zwischen Stadt und Land verteilt. Gewisse idyllische Vorstellungen vom Landleben möchten vielleicht zum Glauben an eine große Überlegenheit des flachen Landes verleiten. Es scheint aber in Wahrheit doch anders zu sein. Von 97 Gekrönten gehören 55 durch Geburt und Leben dem Lande an, 41 haben in mittleren und größeren Städten gelebt. Allerdings sind 19 von diesen 41 auf dem Land geboren und erzogen; aber in der Stadt haben sie ihre Tugend geübt. Das Verhältnis liegt also für die Städte günstiger, als man erwartet hätte.

„Was die Verteilung zwischen Männern und Frauen angeht, so sind unsere Ziffern viel bestimmter und die Ungleichheit mit Händen zu greifen. Unter unsern Gekrönten zählen wir 81 Frauen und nur 10 Männer und 6 Haushaltungen. Dabei haben wir noch das Bewußtsein, weniger schwierig für die Männer als für die Frauen gewesen zu sein. Die Überlegenheit der weiblichen Tugend ist also überwältigend. . . .

„Noch in einem andern Punkt sind die Zahlen nicht weniger bezeichnend. Er betrifft den Vergleich zwischen der Zahl der verheirateten oder verwitweten Gekrönten und der Zahl der unverheirateten Preisträger. Wir finden nur 22 Verheiratete oder Witwer auf 75 Unverheiratete. Aus diesen Zahlen läßt sich eine Art von Gesetz ableiten, nach welchem der Verzicht auf Ehe meist Vorbedingung oder Folge des Opferlebens im Dienste des Nächsten ist. Die Sache macht sich ganz natürlich durch die Gewalt der Umstände, ohne von außen auf-

gelegtes Gesetz, oft sogar, ohne daß bei diesen Cölibatären ein überlegter oder vorausbedachter Entschluß vorliegt. Wenn die Ehelosigkeit bei einigen das Ergebnis des Egoismus ist, der lästige Pflichten scheut und nur für sich leben will, so verkörpert sie bei andern den höchsten Grad von Aufopferung. Vielleicht dürfte hier Stoff zum Nachdenken für diejenigen liegen, welche heutzutage in den Gelübden der Keuschheit einen legalen Grund für Unfähigkeit und Unwürdigkeit sehen.

„So bliebe uns also nur noch eine letzte, nicht weniger interessante Statistik aufzustellen, die der moralischen Motive, welche unsere Preisträger bei ihrer Handlungsweise leiteten. Vor drei Jahren hat einer meiner ausgezeichneten Mitakademiker, ein unabhängiger Geist, bei dem niemand Voreingenommenheit bei seiner Untersuchung voraussetzen wird, nämlich Jules Lemaître, sich dieselbe Frage gestellt. Seine Antwort lautete: ‚Es trifft sich wie durch Zufall, daß ein beträchtlicher Teil unserer Schutzbefohlenen dem Glauben eines religiösen Bekenntnisses anhängt. . . . Es ist sicher, daß sie bei ihrem Wohltun auf den Himmel hoffen.' Ich komme meinerseits zu demselben Ergebnis. Nicht so, als ob ich in jedem Falle mit gleicher Zuverlässigkeit den Beweggrund der Handlungen herausgefunden hätte. Aber so oft ich ihn feststellen konnte, und ich konnte es in der Mehrzahl der Fälle, habe ich einen religiösen Beweggrund, nie einen entgegengesetzten bemerkt. Trotzdem wird man nicht sagen, die Akademie habe mit Vorliebe im Schatten der Kirchen nach den Tugenden, die sie krönen will, gesucht. Ihr Aufruf richtet sich ohne Unterschied an jedermann, und wer es weiß, daß die Mehrzahl der uns vorgeschlagenen Kandidaturen uns durch die Vermittlung und mit der Begutachtung der Präfekten zukommen, wird überzeugt sein, daß hier keine klerikalen Umtriebe im Spiele sind. Ich hoffe mit dieser Bemerkung den Präfekten kein Unrecht zu tun; übrigens habe ich keinen genannt."

Der Redner schließt, indem er aus der zuletzt angeführten Tatsache die Folgerungen für das jetzige Frankreich zieht, da man offen, ich sollte sagen offiziell, daran arbeitet, alle Religion im Volke zu zerstören.

Deuten wir auch auf eine andere bemerkenswerte Tatsache nur flüchtig hin. „Die Akademie", sagt Thureau-Dangin, „verteilt ihre Preise selten unter Ordensleute"; trotzdem hat sie gerade in den letzten Jahren mehrmals Barmherzige Schwestern ausgezeichnet, so im Jahre 1903 eine der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis zu Castres, die seit 1859, seit 43 Jahren, an der Gabunküste in Afrika dem Dienst der verlassensten Negerfrauen sich widmet. Herr de Brazza, verschiedene Kolonialbeamte, Ärzte, haben sie um so lieber der Aufmerksamkeit der Akademie empfohlen, als jene Schwester im Jahre 1885 der erkrankten Mannschaft eines französischen Kriegsschiffes sich angenommen hatte, so daß der Marineminister sich eigens bei ihr bedanken ließ. Die Akademie wandte ihr einen Preis von 3000 Fr. zu, der jedenfalls der afrikanischen Mission unter den jetzigen Umständen sehr willkommen ist. Daß jener Schritt der Akademie etwas von einer Demonstration an sich hat, leuchtet ein. Thureau-Dangin spricht das übrigens auch klar genug aus.

AP
30
S7
Bd.67

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY